Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

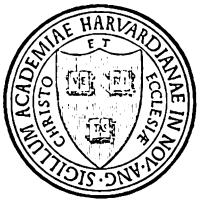
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 824 394
HD WID



P Germ 1471

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Vierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1915

Stuttgart und Leipzig 1915 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XL

(Oktober bis Dezember 1915)

Seite

H. Wittmaack: Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung 1

Emil Abderhalden (Halle a. S.): Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur 15

A. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 . . . . . 31. 150

Sigmund Münz (Wien): Graf Nigra. Erinnerungen und Briefe . . 48

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.): Kriegsblinde 61

Prof. D. Dr. **Diehl** (Friedberg): Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826 69

A. v. Kirchenheim: Flaggenmißbrauch. Vierter völkerrechtlicher Brief . 77

Sir Charles Bruce: Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens . 83

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller (Schluß) 87

Prof. Dr. **Oskar Loew**: Ueber Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung . 97

Dr. **K. Koppin**, Geh. Regierungsrat (Wiesbaden): Urzeugnisse germanischen Wesens 104

Oeffentliche Meinung 121

Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege 131

Quousque tandem. Von einem österreichischen General 163

Freiherr v. la Valette St. George: Der Niederbruch Rußlands . . . 164

Prof. Dr. **Hugo Ribbert** (Bonn): Entwicklung 175

Vernichtungsstrategie. Von einem preußischen General 186

Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . 190

Prof. Dr. **J. Schwalbe** (Berlin): Illusionen und Suggestionen 201

Digitized by Google

Seite

J. Neuberg, Regierungsrat: Der Krieg und das Urheberrecht 208
Sigmund Münz: Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens. Erinnerungen und Gespräche 214
Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 224
H. Wittmaack: Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg 228
Dr. **Alfred Freiherr v. Overbeck**, ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz): Verbrechensprophylaxe 232
Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags 241
Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor? 252
John L. Stoddard (Meran): Amerikas Stellung zum Weltkrieg . . . 255
Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Bukarester Frieden 276
Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 283
Karl v. Stengel: Die Zukunft des Völkerrechts 292
Verdeutschung. Von einem preußischen General 303
Friedrich Bock: Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt 305
A. v. Kirchenheim: Politisches Gleichgewicht. Fünfter völkerrechtlicher Brief 308
Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.: Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen 313
M. v. Köller: Cujus culpa? Eine psychologische Studie 321
Im Königreich Westfalen 326
Dr. **Carl Niessen** (Köln), Kriegsfreiwilliger Unteroffizier der Feldartillerie: Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes 338
Otto Kaus: Flüchtlingsneurosen 344

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie. **Paul Gast**: Das Gefühl der Gewißheit 114

Kleine Revuen

Literarische Berichte 117. 237. 352
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120. 240. 355

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang — Oktober 1915 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE
NOV 23 1915
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

H. Wittmaack: Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung 1

Emil Abderhalden (Halle a. S.): Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur 15

N. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 31

Sigmund Münz (Wien): Graf Nigra. Erinnerungen und Briefe 48

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.): Kriegsblinde 61

Prof. D. Dr. **Diehl** (Friedberg): Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826 69

A. v. Kirchenheim: Flaggenmißbrauch. Vierter völkerrechtlicher Brief . . . 77

Sir Charles Bruce: Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens 83

Dr. **Heinr. Schierbaum** (Burgsteinfurt): Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal. Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller (Schluß) 87

Prof Dr. **Oskar Loew:** Über Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung 97

Dr. **K. Koppin,** Geh. Regierungsrat (Wiesbaden): Urzeugnisse germanischen Wesens 104

Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychologie. **Paul Gast:** Das Gefühl der Gewißheit 114

Literarische Berichte 117

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 120

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Für jeden, dem die Weltmachtstellung Deutschlands am Herzen liegt, von größtem Interesse
ist das soeben in **5. Auflage** erschienene Werk:

Der aufsteigende Halbmond

Auf dem Weg zum deutsch-türkischen Bündnis

Von **Ernst Jäckh**

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

„Als ein vortrefflich informierendes Werk über die neue Türkei verdient das Buch von Dr. Ernst Jäckh weitestgehende Beachtung. Die von ihm gelieferten instruktiven und informativen Beiträge über die Wandlungen, welche sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in der heutigen Türkei vollzogen, tragen den Stempel der Wahrheit und der genauen Kenntnis und vertiefen somit das Verständnis für die Türkei von heute. Überall ist eine Fülle von interessanten und neuen Details zerstreut, die zur Kenntnis der Ereignisse der letzten Jahre in der Türkei viel beitragen wird." (Neue Freie Presse in Wien.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

JUN -6 1916
Digitized by Google

HARVARD
NOV 5 1915
CAMBRIDGE, MASS.

Der Unterseebootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe in völkerrechtlicher Beziehung

Von

H. Wittmaack

Die Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 befaßt sich, ebenso wie die Verträge der Zweiten Haager Friedenskonferenz aus dem Jahre 1907, nicht mit dem Kriege der Unterseeboote und der Luftfahrzeuge. Es erklärt sich dieses wohl aus dem überwiegenden Einfluß, den die englische Regierung bei völkerrechtlichen Verhandlungen über das Seerecht ausübt. Sowohl die U-Boote wie die Luftfahrzeuge sind moderne Kriegsmittel, und es war mindestens zweifelhaft, ob England auch in diesen Kampfmitteln, wie in seiner Flotte, die Oberhand über die andern Völker gewinnen werde. Den englischen Interessen entsprach es daher, hierüber keine Bestimmungen zu vereinbaren. Führt England Krieg, so setzt es sich erfahrungsgemäß über alle ihm unbequemen völkerrechtlichen Regeln hinweg. Hätte es in den neueren Kampfmitteln die Ueberlegenheit erlangt, so würde es sich dieser rücksichtslos bedient haben, ohne irgendwie ein Bedenken bezüglich der völkerrechtlichen Zulässigkeit derselben zu haben. Machten dagegen Staaten, die mit England im Kriege waren, von den U-Booten und den Luftfahrzeugen Gebrauch, ohne daß England ihnen hierin gewachsen war, so war es in der Lage, diese Kampfmittel als völkerrechtswidrig auszuschreien und diejenigen, die sich ihrer bedienten, für Seeräuber, Piraten u. dgl. zu erklären, da in den Verträgen und in dem seitherigen Völkerrecht hiervon nicht die Rede sei. In Ermanglung von Verträgen sind wir darauf angewiesen, die völkerrechtliche Zulässigkeit der Kriegführung durch U-Boote nach den allgemeinen Regeln zu beurteilen.

Was die Bekämpfung feindlicher Kriegsschiffe durch U-Boote anlangt, so gilt die Regel, daß bis dahin, daß das Ziel des Krieges erreicht ist, der Kriegführende, genau genommen, ein Recht hat, jedes Mittel anzuwenden, das zur Erreichung des Zieles, für welches er die Waffen ergriffen hat, notwendig ist. So spricht sich insbesondere auch der berühmte amerikanische Völkerrechtsschriftsteller Wheaton aus. Nach dieser Regel kann es nicht zweifelhaft sein, daß ein kriegführender Staat auch mittels U-Booten die Kriegsschiffe seines Gegners

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

angreifen darf. Die Waffe des U-Boots, der Torpedo, ist übrigens auch keine durchaus ungewöhnliche. Auch Schiffe andrer Art bedienen sich derselben; außerdem kann man auch die Kriegführung durch Minen als etwas Aehnliches ansehen. Die Zulässigkeit der Bekämpfung feindlicher Kriegsschiffe durch U-Boote wird auch in den Noten der nordamerikanischen Regierung, betreffend das Schiff „Lusitania", so wenig freundlich sie auch gegen Deutschland sind, nicht bestritten.

Was die Angriffe auf feindliche Kauffahrteischiffe anlangt, so ist im Landkriege die Regel anerkannt, daß das Privateigentum feindlicher Untertanen, ebenso wie dasjenige der Neutralen, geachtet werden muß. Diese Regel gilt, wenigstens formell, noch gegenwärtig. Man kann vielleicht sagen, daß sie in dem gegenwärtigen Kriege nicht vollständig beobachtet wird, aber keine kriegführende Macht hat sich offen davon losgesagt. Anders liegt die Sache im Seekriege. Die Achtung des Privateigentums ist für feindliche Kauffahrteischiffe und für die darauf verladenen, auf hoher See schwimmenden Güter nicht anerkannt. Im Gegenteil steht es fest, daß feindliche Kauffahrteischiffe, wie feindliche Güter, auf See von einer kriegführenden Macht angegriffen und genommen werden dürfen. Das Völkerrecht kennt keine Beschränkung bezüglich der Kampfmittel gegen feindliche Kauffahrteischiffe. Es wird zwar davon ausgegangen, daß die Nehmung durch Schiffe einer kriegführenden Macht erfolgt, aber dieses erklärt sich dadurch, daß nur der regelmäßige Fall behandelt wird. Schon nach den früheren Verhältnissen würde nichts entgegengestanden haben, daß ein feindliches Kauffahrteischiff durch eine Strandbatterie genommen werde. Es ist deshalb kein Grund ersichtlich, warum nicht auch die U-Boote als Kampfmittel gegen feindliche Kauffahrteischiffe sollten benutzt werden dürfen. Allerdings ist es als Regel anzusehen, daß das nehmende Schiff die Prise nach einem Hafen seines Staates bringt, nachdem die Schiffspapiere sichergestellt worden sind, daß dort vor einem Gericht oder einer Art Gericht, dem Prisengericht, eine Untersuchung stattfindet, und daß dann ein Urteil darüber erlassen wird, ob das Schiff mit Recht genommen ist, und also dem nehmenden Staate anheimfällt oder zurückzugeben ist. Solches gilt aber nur als Regel und nicht, wenn durch besondere Verhältnisse die Beobachtung dieses Verfahrens verhindert wird. Es ist anerkannt, daß, wenn es infolge besonderer Umstände dem nehmenden Schiff nicht möglich ist, das genommene Schiff in den Hafen zu bringen, es dasselbe auf hoher See vernichten darf. Ein berühmter amerikanischer Jurist, Kent, bemerkt in dieser Hinsicht: „Sometimes circumstances will not permit property captured at sea to be sent into port; and the captor in such cases may destroy it." Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika wies bei Ausbruch des Krieges mit England im Jahre 1812 die Befehlshaber ihrer Schiffe sogar an, alle genommenen Schiffe, mit Ausnahme der besonders wertvollen, sofort zu vernichten. In dem nordamerikanischen Sezessionskriege vernichteten die Kreuzer der konföderierten Staaten die genommenen Schiffe ohne weiteres, weil es ihnen nicht möglich war, sie in einen heimatlichen Hafen zu bringen.

Digitized by Google

In der Londoner Seekriegsrechtsdeklaration findet sich die hier einschlagende Bestimmung, daß ein neutrales Schiff, wenn es den Feind unterstützt, insbesondere Konterbande führt, wie ein feindliches Schiff genommen und zur Aburteilung in einen Hafen gebracht werden kann. Die Deklaration erkennt aber in dem Art. 49 an, daß von dieser Regel eine Ausnahme gemacht und das Schiff zerstört werden kann, wenn es dem nehmenden Schiffe nicht wohl möglich ist, die Prise in einen Hafen zur Aburteilung zu bringen. Es kann danach einem völkerrechtlichen Bedenken nicht unterliegen, wenn ein U-Boot, das nicht imstande ist, das feindliche Kauffahrteischiff in einen Hafen zu bringen, es auf hoher See versenkt. Man könnte einwenden, daß dieser Fall bei dem U-Bootkriege der regelmäßige sei, während sonst nur unter besonderen Verhältnissen, also ausnahmsweise, die Vernichtung des genommenen Schiffes zulässig sei, allein diese Unterscheidung ist nicht prinzipieller Natur, es handelt sich vielmehr nur um zufällig verschiedene Umstände. Der russische Völkerrechtsschriftsteller F. v. Martens, welcher zugleich Berater des russischen Auswärtigen Amtes war, erwähnt, daß Umstände eintreten können, welche die Abfertigung der Prise in den heimatlichen Hafen unausführbar machen, und daß das Seerecht in solchen Fällen eine Versenkung des feindlichen oder neutralen Schiffes gestatte. Nachdem dann diese Fälle aufgeführt sind, fügt er hinzu: „Die große Entfernung der russischen Häfen von den Hauptmeeren und Ozeanen wird ganz besonders häufig den russischen Kreuzern, falls dergleichen in Gebrauch genommen werden, keine Wahl lassen, als die erbeuteten Schiffe zu versenken, wodurch wiederum zahlreichen Anschuldigungen wider Rußland Nahrung gegeben werden dürfte." Diese Ausführung ist nie beanstandet. v. Martens hält also die Nehmung feindlicher Schiffe durch russische Kreuzer für unbedenklich, obgleich solche in den meisten Fällen nach den Verhältnissen nicht in einen russischen Hafen gebracht werden können, sondern auf hoher See vernichtet werden müssen.

Das feindliche Frachtgut auf einem feindlichen Schiffe kann ebenfalls genommen und eingezogen werden. Es kann also nicht wohl zweifelhaft sein, daß es dem nehmenden Schiffe gestattet ist, auch dieses auf hoher See zu vernichten, wenn es nicht möglich ist, es in einen inländischen Hafen zu führen. Auch insoweit kann es einem völkerrechtlichen Bedenken nicht unterliegen, wenn ein U-Boot mit dem feindlichen Schiffe zugleich die feindliche Ladung versenkt. Eine Verpflichtung zur Entschädigung ist in einem solchen Falle ausgeschlossen, da das feindliche Gut der Einziehung unterliegt.

Wenden wir uns jetzt zu der Frage, ob ein U-Boot auch berechtigt ist, die neutrale Ladung auf einem feindlichen Kauffahrteischiffe mit dem Schiffe selbst zu versenken, ohne daß dadurch ein Entschädigungsanspruch begründet wird. Nach der Deklaration von Paris aus dem Jahre 1856 bezüglich des Seekriegsrechts können auch auf einem feindlichen Schiffe neutrale Güter nur dann genommen werden, wenn sie Konterbande sind. Der Deklaration sind fast alle Staaten beigetreten. Eine Ausnahme machen die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihnen gegenüber würde daher formell noch das frühere Völker-

Digitized by Google

recht gelten, nach welchem die Regel ist „unfrei Schiff, unfrei Gut", d. h. daß neutrales Gut auf einem feindlichen Schiffe wie feindliches zu behandeln sei. Wie nun auch der formelle Rechtszustand sein mag, es würde der großen Wichtigkeit der Fragen, die hier erörtert werden, nicht entsprechen, wenn man dabei von juristischen Regeln ausgehen wollte, die jetzt als veraltet und überwunden angesehen werden, denn wenn die nordamerikanische Regierung der Pariser Deklaration nicht beigetreten ist, so ist dieses nicht geschehen, weil sie die erwähnte Regel über das neutrale Gut auf feindlichem Schiffe für ungerechtfertigt gehalten hat, sondern weil sie sich nur mit einem weitergehenden Schutz der Neutralen im Seekriege, als durch die Deklaration gewährt wurde, einverstanden erklären wollte.

Die Regel der Deklaration kann nur auf den gewöhnlichen Fall bezogen werden, daß eine Freilassung oder Rückgabe des neutralen Gutes möglich ist. Von dem Fall, daß das feindliche Schiff mit der Ladung zerstört werden muß, ist in der Deklaration nicht die Rede. Man hat denselben nicht vorgesehen, er ist daher nach allgemeinen Grundsätzen zu beurteilen. Man kann nicht annehmen, daß die Deklaration einer kriegführenden Macht die Verpflichtung zum Schadenersatz in einem solchen Falle hat auferlegen wollen. Es hieße dieses, eine Macht ohne entsprechendes Entgelt mit einer oft schweren Verpflichtung wegen einer Handlungsweise zu belasten, die für die Durchführung der Feindseligkeiten notwendig war. Für eine solche Belastung fehlt es an einem Rechtsgrund. Die Folgen der höheren Gewalt muß derjenige tragen, den sie treffen. Wollte man der kriegführenden Macht in einem Falle der erwähnten Art eine derartige Verpflichtung auferlegen, so könnte sie dadurch genötigt werden, unter Umständen eine Maßnahme, die zum Angriff oder zu ihrer Verteidigung dienlich, wenn nicht notwendig, ist, aufzugeben. Eine derartige Beschränkung in der Kriegführung lag außerhalb des Zweckes der Deklaration. Diesen Standpunkt hat auch eine Entscheidung des französischen Prisengerichtshofs höchster Instanz vom 21. Mai 1872 in Uebereinstimmung mit dem Prisengericht erster Instanz eingenommen. Während des Deutsch-Französischen Krieges waren die deutschen Schiffe „Vorwärts" und „Ludwig" von einem französischen Kreuzer genommen. Die beiden Schiffe mußten auf hoher See verbrannt werden, weil der Kommandant des Kreuzers nicht imstande war, Mannschaft abzugeben, um sie in einen Hafen zu bringen. Auf dem Schiffe befanden sich Güter, die Engländern, also Neutralen, gehörten. Diese wurden mitverbrannt. Die Eigentümer verlangten nun Entschädigung. Der Anspruch wurde von den französischen Prisengerichten abgelehnt. In dem Urteil vom 21. Mai 1872 heißt es: „Considérant que si aux termes de la déclaration du Congrès de Paris du 16 avril 1856 la marchandise neutre n'est pas saisissable à bord d'un navire ennemi, il suit de là seulement que le neutre, qui a embarqué ses marchandises sur ce navire, a droit à la restitution de ses marchandises ou, en cas de vente, au payement du prix, mais qu'on ne peut induire de cette déclaration qu'il peut réclamer une indemnité à raison des préjudices qu'ont pu lui causer, soit la capture du

Digitized by Google

navire, lorsque cette capture a été jugée valable; soit les faits de guerre qui ont accompagné ou suivi cette capture." Dann wird ausgeführt, daß die Schiffe mit Recht genommen und die Zerstörung derselben und der Ladung aus einem zutreffenden Grunde angeordnet worden sei, daß unter diesen Umständen „la destruction de cette prise constituait un fait de guerre, dont les propriétaires de la cargaison ne peuvent être admis à discuter l'opportunité et qui ne peut donner ouverture à leur profit à un droit d'indemnité." Diese Entscheidung ist von der britischen Regierung nicht beanstandet und wird auch von englischen Völkerrechtslehrern gebilligt. Man kann sie daher unbedenklich als richtig ansehen. Auf der Londoner Seerechtskonferenz ist die Frage zwar erörtert, aber bei der Verschiedenheit der Ansichten nicht zur Entscheidung gekommen.[1])

Auf denselben Standpunkt wie der französische Prisengerichtshof hat sich das Prisengericht in Hamburg in einem Urteil vom 29. Januar d. J. gestellt. Es handelte sich dabei um eine Entschädigung für die Vernichtung von Gütern neutraler Eigentümer auf einem englischen Schiffe, welches durch ein deutsches U-Boot versenkt war.

Wenn ein Kreuzer ein feindliches Kauffahrteischiff auf hoher See vernichtet, so ist, von Ausnahmefällen abgesehen, die Möglichkeit gegeben, die Mannschaft und etwaige Passagiere zu retten. Fälle, in denen solches nicht geschehen kann, sind seltene Ausnahmen. Anders liegt die Sache bei der Zerstörung eines feindlichen Kauffahrteischiffs durch ein U-Boot, indem das U-Boot regelmäßig nicht imstande ist, die Mannschaft und die etwaigen Passagiere des zerstörten Schiffes aufzunehmen und in einen Hafen zu befördern. Es fragt sich, ob es mit völkerrechtlichen Regeln im Widerspruch steht, wenn ein U-Boot ein feindliches Kauffahrteischiff versenkt, ohne für die sichere Rettung der darauf befindlichen Personen zu sorgen. Diese Frage muß verneint werden. Es gibt keine Regel, welche die Kriegführung gegen feindliche Kauffahrteischiffe in einer solchen Weise beschränkt, ebensowenig wie die Beschießung feindlicher Festungen verboten ist, weil dadurch Personen der Zivilbevölkerung, sogar Frauen und Kinder, getötet und verletzt werden. Die kriegerischen Operationen können durch derartige Umstände nicht behindert werden. Dabei versteht es sich von selbst, daß der Führer eines U-Boots besondere Rücksicht darauf zu nehmen hat, daß die an Bord befindlichen Personen gerettet werden, wenn solches ohne Beeinträchtigung der kriegerischen Operationen möglich ist. In dieser Hinsicht handelt es sich um eine Frage des Ermessens und nicht um völkerrechtliche Regeln. Bei der Un-

[1]) Von der englischen Regierung wurde der Standpunkt vertreten, daß der neutrale Eigentümer der Ladung einen Rechtsanspruch auf Entschädigung habe. Man sieht, wie weitblickend die englischen Juristen sind. Wäre dieser Grundsatz anerkannt, so würde der U-Bootskrieg gegen feindliche Kauffahrteischiffe so gut wie unmöglich geworden sein, denn die Konsequenz des Grundsatzes hätte dazu geführt, daß Menschenleben bei der Zerstörung feindlicher Schiffe vollständig geschont werden müßten, da die an sich widerrechtliche Vernichtung von Menschenleben durch Entschädigung nicht wieder gutgemacht werden kann.

Digitized by Google

bestimmtheit des Völkerrechts kann man allerdings auch von einer Verletzung desselben sprechen, wenn bei der Kriegführung die Grundsätze der Humanität gröblich verletzt werden, indem man annimmt, daß das Völkerrecht auch in der Kriegführung Humanität verlangt, soweit solche möglich ist. Der Führer eines U-Boots würde z. B. ein kleines feindliches Fahrzeug, welches eine unverhältnismäßig große Anzahl von Menschen, etwa durch Rettung Schiffbrüchiger, mit sich führt, nicht vernichten dürfen, wenn nicht eine Gewähr für die Rettung dieser Personen vorhanden ist. Er hat einerseits zu berücksichtigen, welcher Nachteil dem Feinde und welcher Vorteil seiner eignen kriegführenden Macht durch die Vernichtung des feindlichen Schiffes erwächst, anderseits, ob nicht dieser Vorteil oder dieser Nachteil gegenüber der damit verbundenen Gefährdung oder Tötung von Menschen nach der allgemeinen Christenpflicht in der Weise zurücktreten müsse, daß auch von seinen Vorgesetzten und von der Bevölkerung seines Staates die Freilassung des feindlichen Schiffes eine Mißbilligung nicht wohl erfahren könnte. Hierbei kommt in Betracht, daß der Führer eines U-Boots verpflichtet ist, schonungslos gegen den Feind vorzugehen, soweit dieses durch das Interesse seines Staats geboten ist. Seine eigne Humanität muß gegenüber dieser Pflicht zurücktreten. Führt ein feindliches Kauffahrteischiff eine erhebliche Menge Waffen oder Munition für die feindliche Armee, so darf der U-Bootführer nicht davon Abstand nehmen, dasselbe zu vernichten, auch wenn sich eine größere Anzahl Personen als Passagiere an Bord befinden und das Leben dieser gefährdet wird. Der Schutz der Angehörigen der eignen Armee ist seine erste Pflicht. Seine Humanität muß zunächst auf die eignen Landsleute Rücksicht nehmen, erst in zweiter Linie kommen die Angehörigen andrer Staaten in Betracht.[1])

Vergleichen wir mit diesen Ausführungen die seitherigen Vorschriften des Völkerrechts, so wird der seltene Fall, in dem ein genommenes feindliches Kauffahrteischiff auf hoher See zerstört werden muß, ohne daß die Besatzung gerettet werden kann, nicht besonders besprochen. Es ist bereits oben erwähnt, daß der russische Völkerrechtslehrer F. v. Martens annimmt, die russischen Kreuzer würden sehr häufig in die Lage kommen, genommene feindliche Kauffahrteischiffe nach der Nehmung zu zerstören. Wenn derartige Fälle häufig sind, so muß es auch vorkommen, daß der Kreuzer nicht imstande ist, für die Rettung der auf dem genommenen Schiffe befindlichen Personen mit Sicherheit zu sorgen. v. Martens erwähnt diesen Fall nicht und bemerkt insbesondere nicht, daß dann das feindliche Schiff freigelassen werden müsse.

---

[1]) In bezug auf den Fall, wo ein feindliches Kauffahrteischiff mit hochwertigen, für den Feind bestimmten Konterbandegütern beladen ist, bemerkte der russische Delegierte auf der Londoner Seerechtskonferenz: „In Fällen dieser Art würde sich der Kaptor, wenn es ihm tatsächlich unmöglich ist, das aufgebrachte Schiff in einen Hafen zu bringen, fast eines Verrats gegen sein Vaterland schuldig machen, wollte er seine Prise freilassen und ihr gestatten, nach ihrer Bestimmung zu fahren; er würde selbst dem Feinde die Waffen liefern, welche dieser zur Bekämpfung seines Landes nötig hat."

Digitized by Google

In der Instruktion, welche die amerikanische Regierung im Jahre 1812 gab, alle feindlichen Schiffe zu verbrennen, war bemerkt, es sei die Aufgabe der amerikanischen Kreuzer, den englischen Handel zu vernichten. Zu diesem Zwecke müßten die englischen Kauffahrteischiffe nach ihrer Nehmung verbrannt werden. Ein einzelner Kreuzer könne nur wenige Prisen mit Mannschaft versehen, jede Prise sei eine ernstliche Verminderung seiner Macht, wenn er eine Prisenmannschaft auf dieselbe schicken müsse, aber ein Kreuzer, welcher die feindlichen Schiffe vernichte, habe die Fähigkeit, seine Tätigkeit mit voller Kraft (in full vigour) fortzusetzen, solange er seine Provision und Ausrüstung wieder ersetzen könne. (Hall, International Law, 5. Aufl. von Atlay, S. 457 und 458.) Davon, daß vor der Vernichtung des genommenen Schiffes dessen Mannschaft und etwaige Passagiere gerettet werden müßten, ist nicht die Rede. Es kann auch nicht die Absicht gewesen sein, daß der Kreuzer diese Personen bergen solle, denn sonst würde er seine verderbliche Tätigkeit nicht, seiner Aufgabe gemäß, in langer Zeit haben fortsetzen können. Es scheint vielmehr, daß die Instruktion dahin zu verstehen ist, daß die feindlichen Schiffe vernichtet werden sollten, ohne daß der Befehlshaber des Kreuzers um die Rettung der darauf befindlichen Personen sich zu kümmern brauchte.

Der Art. 3 des Haager Abkommens über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruch der Feindseligkeiten vom 18. Oktober 1907 bestimmt, daß feindliche Kauffahrteischiffe, die ihren letzten Abfahrtshafen vor dem Beginn des Krieges verlassen haben und in Unkenntnis der Feindseligkeiten auf See betroffen werden, nicht eingezogen werden dürfen. Sie können indessen unter Umständen gegen Entschädigung zerstört werden, wie ausdrücklich bestimmt wird, unter der Verpflichtung (sous l'obligation), daß für die Sicherheit der Personen und die Erhaltung der Schiffspapiere gesorgt wird. In diesem besonderen Falle ist dem nehmenden Schiffe die Verpflichtung auferlegt, für die Sicherheit der Personen, die sich an Bord des genommenen Schiffes befinden, zu sorgen. Kann es dieses nicht, so muß das Schiff freigelassen werden. Man kann daraus, daß man diese Verpflichtung hier besonders statuiert hat, schließen, daß im allgemeinen eine solche formelle Verpflichtung im völkerrechtlichen Sinne nicht als bestehend angesehen worden ist, und daß in andern Fällen die oben erwähnten Regeln gelten.

Die Londoner Seerechtsdeklaration bestimmt über die Wegnahme neutraler Schiffe, daß solche regelmäßig in einen Hafen gebracht und dort im prisengerichtlichen Verfahren abgeurteilt werden müssen. In gewissen Ausnahmefällen wird die Zerstörung des Schiffes gestattet. Dabei wird im Art. 50 bestimmt, daß vor der Zerstörung die auf dem Schiffe befindlichen Personen in Sicherheit gebracht werden „müssen" (devront). Die Fassung dieser Bestimmung weicht von der entsprechenden des Art. 3 des Haager Abkommens ab. Man kann nicht annehmen, daß diese Abweichung eine zufällige ist, denn die Londoner Konferenz hat ohne Zweifel auf die Verhandlungen des Haager Friedenskongresses Rücksicht genommen. Man hat also den Fall des Art. 50 von dem

Digitized by Google

des Art. 3 unterscheiden wollen. Dieses erklärt sich leicht, denn im Art. 3 ist das Schiff ohne irgendwelches Verschulden seinerseits in die gefährliche Lage geraten. Solches ist aber bei einem neutralen Schiffe, welches der Konfiskation unterliegt, weil es feindliche Akte begangen hat, nicht der Fall. Im Art. 50 ist zwar auch ausgesprochen, daß die Menschen auf dem der Zerstörung ausgesetzten Schiffe zu retten seien, aber nach den allgemeinen Regeln unterliegt diese Vorschrift der Beschränkung, daß die Rettung zu erfolgen hat, soweit sie unter den Umständen möglich ist. Es ist unmöglich, dem Kreuzer einer kriegführenden Macht zuzumuten, ein neutrales Schiff, welches dem Feinde Konterbande zuführt, oder sonst sich an den Feindseligkeiten beteiligt, frei passieren zu lassen, wenn es nicht imstande ist, die auf demselben befindlichen Personen zu retten. Es hieße dieses die Angehörigen der eignen Streitkräfte in Gefahr bringen, um fremde Personen von einer Gefahr, der sie sich wissentlich ausgesetzt haben, zu befreien.[1])

Was die Frage anlangt, ob die Führer der U-Boote rechtlich verpflichtet sind, den Kapitän und die Besatzung des feindlichen Schiffes vor dem Angriff zu warnen und ihnen eine Frist zum Verlassen des Schiffes zu gewähren, so besteht eine derartige völkerrechtliche Verpflichtung nicht. Gewiß ist es ein Gebot der Menschlichkeit, das Leben der Feinde, wie dasjenige unsrer Mitmenschen überhaupt, soweit möglich zu schonen, und man mag bei dem unbestimmten Charakter des Völkerrechts eine Verletzung dieser Pflicht unter Umständen auch als eine völkerrechtswidrige Handlung bezeichnen können. Daraus läßt sich aber eine grundsätzliche Verpflichtung des Führers eines U-Boots, den auf einem anzugreifenden Schiffe befindlichen Personen vorher eine Mitteilung von dem bevorstehenden Angriff zu machen und den Angriff dann erst nach einer gewissen Frist vorzunehmen, nicht herleiten. Ob und inwieweit solches geschehen kann, hängt von dem Ermessen des Führers des U-Bootes ab. Er hat dabei nicht allein zu berücksichtigen, ob der von dem Angriff zu erwartende Vorteil die Gefährdung der auf dem feindlichen Schiffe befindlichen Personen aufwiegt, sondern nicht weniger auch, ob von der vorherigen Ankündigung des Angriffs eine Gefahr für das U-Boot zu erwarten ist. Er ist verpflichtet, für die Erhaltung des ihm anvertrauten Fahrzeuges zu sorgen. Ist anzunehmen, daß das feindliche Schiff mit Kanonen ausgerüstet ist, womit das U-Boot vernichtet oder

[1]) Am 9. August d. J. versenkte ein englischer Kreuzer den deutschen Fischdampfer „Saturn" in der Nordsee. Der Mannschaft wurde ein Zeitraum von 7 Minuten zur Besteigung der Boote gewährt. Sie trieb dann ungefähr zweieinhalb Stunden lang im offenen Boot auf der See umher, bis sie von einem holländischen Fischdampfer aufgenommen wurde. Der englische Kreuzer hat also, bevor er das Schiff „Saturn" versenkte, nicht für die Sicherung der Mannschaft Sorge getragen, obgleich ihm solches, falls nicht etwa außergewöhnliche Verhältnisse vorgelegen haben, leicht möglich gewesen sein muß. — Er ist ebenso verfahren, wie die deutschen U-Boote zu tun pflegen. Deutsche Kreuzer haben seither bei der Zerstörung feindlicher Handelsschiffe für die Sicherheit der Mannschaft gesorgt. Wären sie ebenso verfahren wie der englische Kreuzer, so würde dieses ohne Zweifel in der ausländischen Presse als Mord, Piraterie u. dgl. verschrien worden sein.

Digitized by Google

beschädigt werden kann, oder daß es versuchen kann, das U-Boot durch Rammen zu verletzen, so darf er das feindliche Schiff nicht vorher warnen. Die Personen, die sich auf einem einer kriegführenden Partei angehörigen Kauffahrteischiff befinden, wissen, daß das Schiff von einem feindlichen Fahrzeug, von einem U-Boot, einem Luftschiff oder einem Flugzeug, wie von einem gewöhnlichen Schiff, angegriffen werden kann. Sie setzen sich wissentlich einer solchen Gefahr aus, wenn sie sich auf dem Kauffahrteischiff einschiffen, und können es der feindlichen Regierung nicht zum Vorwurf machen, wenn sie nicht noch ausdrücklich auf diese Gefahr aufmerksam gemacht werden. Die deutsche Regierung hat bekanntlich vor der Eröffnung des U-Bootkrieges öffentlich darauf aufmerksam gemacht, daß solche Boote das Fahren in einer bestimmten Gegend, einer Kriegszone, besonders gefährlich machen würden. Dieses war eine Maßnahme der Humanität. Völkerrechtlich war sie nicht geboten.

Eine analoge Vorschrift gilt nach Art. 6 des Haager Abkommens, betreffend die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten vom 18. Oktober 1907. Danach soll der Befehlshaber einer angreifenden Seemacht die Beschießung eines befestigten Ortes nicht vornehmen, bevor er, sofern dieses möglich ist, die Behörden benachrichtigt hat, aber mit Ausnahme des Falles, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Ob eine solche Ausnahme anzunehmen ist, hängt von der verständigen Beurteilung des Befehlshabers ab.

Die Angehörigen eines neutralen Staates, die sich auf einem Kauffahrteischiff einer kriegführenden Macht, sei es als Mitglieder der Schiffsmannschaft, sei es als Passagiere, befinden, nehmen völkerrechtlich keine andre Stellung ein als die Angehörigen des Heimatstaates des Schiffes. Der Angehörige eines neutralen Staates hat auf dem Gebiet einer kriegführenden Macht keinen Anspruch auf eine ausnahmsweise Behandlung von dem feindlichen Staate. Er steht dem friedlichen Angehörigen der kriegführenden Macht, auf deren Gebiet er sich befindet, gleich. Festungen dürfen, wenn im übrigen die Voraussetzungen hierfür vorliegen, beschossen werden, auch wenn sich neutrale Personen darin befinden. Nach dem erwähnten Art. 6 steht der Umstand, daß sich an dem feindlichen Ort ein Neutraler befindet, einer Beschießung ohne vorherige Ankündigung an die Behörden nicht entgegen. In gleicher Weise verhält es sich mit Neutralen auf einem Schiffe einer kriegführenden Macht. Kauffahrteischiffe auf hoher See gelten nach dem Völkerrecht als Teile des Gebietes ihres Heimatstaates. Die darauf befindlichen neutralen Personen müssen die Folgen eines Angriffs der feindlichen Macht ebenso tragen wie die Neutralen auf dem feindlichen Territorium. Grundsätzlich greift dieselbe Regel Platz, die der Entscheidung des französischen Prisengerichtshofs zugrunde liegt; es handelt sich um die Folgen eines Fait de guerre.

Ein Kauffahrteischiff, welches von dem Kreuzer einer feindlichen Macht auf hoher See angehalten wird, darf, wenn es zu entfliehen sucht oder Widerstand leistet, in den Grund gebohrt werden; der Kreuzer braucht nicht erst zu unter-

Digitized by Google

suchen, ob sich unter der Mannschaft oder den Passagieren Angehörige eines neutralen Staates befinden. Dieselben teilen das Schicksal der andern auf dem Schiffe befindlichen Personen.

Die oben entwickelten Grundsätze scheinen auch von der englischen Regierung befolgt zu werden. Nach Zeitungsnachrichten wurden im Orient zwei türkische und drei deutsche Handelsschiffe, die Kriegsmunition nicht an Bord hatten, ohne vorherige Warnung von englischen U-Booten angegriffen. Auf einem der türkischen Schiffe befanden sich 700 Passagiere, darunter viele Frauen und Kinder. Man kann unbedenklich annehmen, daß diese Passagiere nicht alle Untertanen einer feindlichen Macht gewesen sind, sondern daß sich auch neutrale Personen, z. B. Griechen, unter ihnen befunden haben. Man kann das englische Verfahren nicht etwa als Vergeltungsmaßregel entschuldigen oder rechtfertigen, denn gegenüber den türkischen Schiffen konnte von einer Vergeltung nicht die Rede sein, da englische Handelsschiffe von türkischen U-Booten nicht angegriffen worden waren.

Die Versenkung des englischen Passagierschiffs „Lusitania", infolge deren so viele Zivilpersonen, darunter Frauen und Kinder, ums Leben gekommen sind, hat wohl in keinem andern Lande eine so tiefe und aufrichtige Teilnahme gefunden wie in Deutschland. Man ist aber trotzdem der Ueberzeugung, daß auf die Waffe des U-Boots, in der wir eine Ueberlegenheit über unsre Feinde haben, von der deutschen Regierung nicht verzichtet werden darf. Der Krieg ist eben, wie wir das tagtäglich erfahren, ein wild grausames Handwerk.

Die Berechtigung unsrer Flotte zur Versenkung der „Lusitania" lag für den gesunden Menschenverstand auf der Hand, denn das Schiff führte eine Menge Waffen und Munition für unsre Feinde zum unmittelbaren Gebrauch mit sich. Eine Schonung des Schiffes würde danach nur scheinbar eine Humanität, in Wirklichkeit aber eine große Inhumanität gewesen sein. Der Führer des U-Boots hätte sich „fast eines Verrats gegen sein Vaterland" schuldig gemacht, um die Ausdrucksweise des russischen Delegierten auf der Londoner Konferenz zu gebrauchen, wenn er das Schiff freigelassen hätte.

Der Angriff ist allerdings ohne vorherige Warnung erfolgt. Eine solche war aber überflüssig, da von seiten der Deutschen Botschaft in Washington vor der Abfahrt des Schiffes öffentlich bekanntgemacht war, daß ein Angriff eines deutschen U-Bootes auf die „Lusitania" zu erwarten sei. Sowohl die Mannschaft wie die Passagiere waren von der drohenden Gefahr unterrichtet, als sie sich einschifften; sie brauchten also von dem Führer des U-Boots nicht noch besonders hierauf aufmerksam gemacht zu werden. Ueberdies ließ sich annehmen, daß ein so großes und prachtvolles Schiff wie die „Lusitania" mit den nötigen Booten und Rettungsanstalten versehen sei, um die Passagiere und die Schiffsmannschaft auch nach der Torpedierung noch retten zu können. Diese Annahme wurde dadurch bestärkt, daß sich in Neuyork eine große Anzahl Passagiere zur Ueberfahrt nach Europa auf das Schiff begeben hatten, obgleich ihnen die Gefahr, daß das Schiff torpediert werden könne, bekannt war. Man konnte einer solchen

Digitized by Google

Anzahl von Passagieren nicht wohl den frivolen Leichtsinn zutrauen, unter diesen Umständen das Schiff zur Ueberfahrt zu benutzen, ohne sich von dem Vorhandensein der nötigen Rettungsanstalten zu vergewissern.

Die nordamerikanische Note an die deutsche Regierung vom 10. Juni 1915 hebt vorwurfsweise hervor, daß die Torpedierung der „Lusitania" „ohne den geringsten Anruf oder Warnung" erfolgt sei. Dieses ist eine advokatorische Bemerkung. Jedermann auf der „Lusitania" war mit der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, bekannt. Dadurch war eine besondere Warnung überflüssig und zwecklos.

Die englische Admiralität hatte die Reedereien der englischen Handelsschiffe angewiesen oder aufgefordert, ihre Schiffe mit Kanonen zur Verteidigung gegen U-Boote zu versehen, auch, wenn möglich, das U-Boot durch Rammen zu vernichten. Man mußte annehmen, daß diese Aufforderung bei der Reederei eines so großen Schiffes wie die „Lusitania" nicht unbefolgt bleiben könne; es mußte daher bedenklich erscheinen, vor der Torpedierung eine Warnung an die „Lusitania" gelangen zu lassen, da die Folge hiervon sein konnte, das U-Boot einer Gefahr auszusetzen, der es nicht gewachsen war.

Es scheint nach der Note vom 10. Juni 1915, daß die nordamerikanische Regierung die Ansicht vertreten will, die deutschen U-Boote dürften ein englisches Kauffahrteischiff nur angreifen, wenn es bewiesen sei, daß solches bewaffnet sei. Diese Bemerkung erklärt sich aus der Haltung der nordamerikanischen Regierung gegenüber Deutschland. Der Art. 6 des Abkommens, betreffend die Beschießung durch Seestreitkräfte in Kriegszeiten, bestimmt, daß ein Befehlshaber einer angreifenden Seemacht vor der Beschießung eines feindlichen Platzes alles tun soll, um die Behörden vorher zu benachrichtigen, jedoch mit Ausnahme des Falles, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Diese Vorschrift trifft analog auf den Fall zu, wo ein U-Boot ein feindliches Handelsschiff angreifen will. Eine Verpflichtung, vor dem Angriff das feindliche Schiff zu benachrichtigen, ist ausgeschlossen, wo die militärischen Erfordernisse es nicht gestatten. Ob ein solcher Fall vorliegt, ist von dem Führer des U-Bootes nach seinem pflichtmäßigen Ermessen zu beurteilen. Von ihm muß dabei, abweichend von dem Befehlshaber einer Seemacht, die einen feindlichen Platz am Lande beschießen will, insbesondere auch die Sicherheit seines Fahrzeuges berücksichtigt werden.

Hiernach läßt sich nicht behaupten, daß der Führer des U-Boots es an Humanität habe fehlen lassen, wenn er nicht vor der Torpedierung noch eine besondere Warnung an die „Lusitania" richtete.

In der Note der deutschen Regierung vom 8. Juli d. J. wird auf die verschiedenen Verletzungen des Völkerrechts durch unsre Feinde hingewiesen. Ob dieser Hinweis dazu dienen sollte, die Benutzung der U-Boote als Kampfmittel zu erklären oder zu rechtfertigen, ist nicht klar. Die nordamerikanische Regierung scheint ihn in dem letzteren Sinne aufgefaßt zu haben, denn es heißt in ihrer Note vom 23. Juli d. J.:

Digitized by Google

„Die Vergeltungshandlung eines Kriegführenden ist an und für sich ein Handeln außerhalb des Gesetzes, und die Verteidigung einer Maßnahme als Vergeltungsmaßnahme bedeutet das Zugeständnis, daß sie ungesetzlich ist."

Diese Ausführung ist unrichtig. Dadurch, daß eine kriegführende Macht sich an die völkerrechtlichen Regeln nicht kehrt, wird die feindliche Macht zu Vergeltungsmaßregeln berechtigt. Liegen die Voraussetzungen für solche Maßregeln vor, so sind sie nicht, wie die nordamerikanische Note behauptet, ungesetzlich, sondern völkerrechtlich erlaubt. Die Neutralen haben sich die Folgen dieser Maßregeln ebensoweit gefallen zu lassen, wie überhaupt Akte der Kriegführung. Die nordamerikanische Note sucht die Sache zu verdrehen, indem sie sich darauf stützt, daß eine Vergeltungshandlung an und für sich ein Handeln außerhalb des Gesetzes sei. Es kommt aber nicht darauf an, was die Handlung „an und für sich", sondern was sie unter den besonderen Umständen ist. Und unter den besonderen Umständen ist sie, wenn die Voraussetzungen einer Vergeltung vorliegen, nicht „ungesetzlich".

Ob nun der Krieg gegen feindliche Handelsschiffe durch U-Boote sich als Vergeltung gegen feindliche Verletzungen des Völkerrechts rechtfertigen ließe, wenn er sonst völkerrechtswidrig wäre, ist eine Frage, die sich schwer beantworten läßt. Die Versenkung der „Lusitania" war aber, auch wenn man den obigen Ausführungen nicht beitreten will, aus einem anderen Grunde gerechtfertigt. Das Schiff hatte notorisch, wie auch durch die seeamtliche Untersuchung in England bestätigt wurde und das Manifest ergab, eine große Menge Waffen und Munition für England zum unmittelbaren Gebrauch gegen die deutsche Armee an Bord. Es war durch das Selbsterhaltungsrecht oder durch Notwehr für die deutsche Kriegsmacht geboten, es zu verhindern, daß diese für unsere Armee so verhängnisvolle Ladung an ihren Bestimmungsort gelangte. Die Notwehr oder das Selbsterhaltungsrecht rechtfertigt Maßregeln, die sonst nicht erlaubt sind. Dieser Grundsatz ist als selbstverständlich natürlich auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt. Der berühmte nordamerikanische Völkerrechtslehrer Hall bemerkt: „In the last resort almost the whole of the duties of states are subordinated to the right of self-preservation. — There are however circumstances falling short of occasions upon which existence is immediately in question, in which, through a sort of extension of the idea of self-preservation to include self-protection against serious hurt, states are allowed to disregard certain of the ordinary rules of law in the same manner as if their existence were involved."

Im Jahre 1838 besetzte eine Anzahl kanadischer Insurgenten eine zu Nordamerika gehörende Insel im Niagara, von welcher aus sie einen Angriff auf britisches Gebiet vermittels des Schiffes „Caroline" ausführen wollte. Die englische Regierung ließ die „Caroline" zerstören, während sie in nordamerikanischem Gebiet vor Anker lag. Die nordamerikanische Regierung verlangte von der britischen Aufklärung über diese anscheinende Völkerrechtsverletzung und insbesondere den Nachweis der Notwendigkeit der „self-defence, instant, over-

Digitized by Google

whelming, leaving no choice of means, and no moment for deliberation." Die britische Regierung konnte ohne Schwierigkeiten die Voraussetzungen der Selbstverteidigung nachweisen, und die nordamerikanische Regierung beruhigte sich dabei.

Die Voraussetzungen der Selbstverteidigung, welche in diesem Falle von der nordamerikanischen Regierung aufgestellt wurden, sind bei der Versenkung der „Lusitania" vorhanden gewesen.

Die Noten des Präsidenten Wilson bestreiten zwar nicht die Tatsache, daß die „Lusitania" Waffen und Munition zum unmittelbaren Gebrauch gegen die deutschen Armeen an Bord hatte. Dieses war nicht wohl möglich. Die Tatsache wird aber auch trotz ihrer Notorietät nicht zugegeben, sondern in der Note vom 10. Juni für unerheblich erklärt. Trotzdem glaubt der Präsident Wilson in Anlaß der Versenkung der „Lusitania" die deutsche Regierung auf die Pflichten der Menschlichkeit hinweisen zu müssen.

Durch die große Quantität von Waffen und Munition, welche auf der „Lusitania" verladen war, wären voraussichtlich weit mehr deutsche Soldaten ums Leben gekommen, als sich Personen auf der „Lusitania" befanden, wenn die Ladung an ihren Bestimmungsort gelangt wäre. Die Vernichtung der „Lusitania" stand also in Ermangelung anderer Mittel, den weiteren Transport der gefährlichen Ladung zu verhindern, nicht allein mit den Pflichten der Menschlichkeit nicht in Widerspruch, sondern war durch dieselben geboten, auch wenn man davon absehen will, daß der Führer des U-Bootes mit Sicherheit darauf rechnen mußte, daß die Mannschaft und die Passagiere des Schiffes durch die Boote gerettet würden.

Man hat mitunter die Gestattung der überseeischen Lieferung von Munition und Waffen an eine kriegführende Partei durch den Hinweis zu entschuldigen versucht, der andere kriegführende Teil könne das Schiff, das die Munition und Waffen befördere, anhalten und wegnehmen. Den Deutschen ist dieses durch gewöhnliche Kriegsschiffe nicht möglich, sie haben aber ein gewisses Hilfsmittel gegen derartige Waffenlieferungen in den U-Booten, vielleicht auch in den Fliegern. Dieses Hilfsmittel will Wilson ihnen jetzt entziehen.

Im Interesse des Friedens und der Menschlichkeit geben wir uns jedoch der Hoffnung hin, daß es der deutschen Regierung gelingen werde, einen Weg zu finden zu einer friedlichen Verständigung mit Amerika. Im Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit und der christlichen Ideen dürfen wir danach wohl annehmen, daß mit der Zeit die Menschlichkeit, die Brüderlichkeit und die Gerechtigkeit auch in den maßgebenden Kreisen in den Vereinigten Staaten Eingang finden werden.

Nachtrag

Nachdem der vorstehende Artikel geschrieben war, ist der englische Passagierdampfer „Arabic" unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie sie bei der Torpedierung der „Lusitania" vorlagen, auf der Reise von Amerika nach England von einem deutschen U-Boot versenkt worden. Auch hierbei sind einige Menschen-

Digitized by Google

leben, wenn auch nicht in solcher Zahl wie bei der „Lusitania", verloren gegangen, und es haben sich darunter einige nordamerikanische Staatsangehörige befunden. Die deutsche Regierung hatte, um der nordamerikanischen Regierung entgegenzukommen, Instruktionen erteilt, nach welchen der Führer des U-Bootes die „Arabic" ohne Warnung und ohne Rettung der Menschenleben nur dann angreifen durfte, wenn das Schiff entweder einen Fluchtversuch machte oder Widerstand leistete. Der Führer des U-Boots hatte vor der Torpedierung dem Schiffe keine Warnung zukommen lassen, weil er aus den Umständen den Schluß zog, daß die „Arabic" einen gewaltsamen Angriff auf sein Boot plante. In einem Anschreiben an die Nordamerikanische Botschaft in Berlin hat das Auswärtige Amt sich dahin ausgesprochen, daß es eine Verpflichtung des Deutschen Reiches zum Schadenersatz selbst für den Fall nicht anerkenne, daß der Kommandant sich über die Angriffsabsicht der „Arabic" geirrt haben sollte.

Die Frage, ob der Führer eines U-Boots völkerrechtlich verpflichtet ist, ein feindliches Handelsschiff vor dem Angriff zu warnen und eine Frist für die Rettung der an Bord befindlichen Personen zu gewähren, ist oben erörtert und im allgemeinen verneint. Will man aber eine derartige Verpflichtung annehmen, so kann sie jedenfalls nicht weitergehen, als daß es von dem Ermessen des U-Bootführers abhängen muß, eine solche Warnung zu unterlassen, wenn militärische Rücksichten dagegensprechen. Es ist oben auf die Analogie der Bestimmung des Art. 6 des Haager Abkommens vom 18. Oktober 1907 hingewiesen. In dem Falle der „Arabic" hatte der U-Bootführer zu berücksichtigen, ob von dem anzugreifenden Schiffe eine Gefahr für sein eignes Fahrzeug zu befürchten sei. Es liegt auf der Hand, daß der Führer danach nicht unbedingt verpflichtet war, mit seinem Angriff so lange zu warten, bis es unumstößlich feststand, daß die „Arabic" einen Angriff auf sein Boot plane. Er mußte vielmehr nach seinem verständigen Ermessen beurteilen, ob nach den Umständen eine große Wahrscheinlichkeit dafür vorliege, daß ein solcher Angriff beabsichtigt sei.

Die deutsche Regierung hat sich gegenüber der nordamerikanischen bereit erklärt, die Frage, ob eine Entschädigung für den Tod nordamerikanischer Staatsangehöriger zu leisten sei, dem Haager Schiedsgericht zur Entscheidung zu unterbreiten. Dabei hat sie hinzugefügt, sie setze es als selbstverständlich voraus, daß der Schiedsspruch nicht etwa die Bedeutung haben solle, eine generelle Entscheidung über die völkerrechtliche Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des deutschen U-Bootkrieges zu treffen.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Fermente im Haushalte der Natur[1])

Von

Emil Abderhalden (Halle a. S.)

Es gibt wohl nicht viele Probleme, die alle Kreise so fesseln, wie die Frage nach dem Wesen der Lebensvorgänge. Die verschiedensten Ansichten über das, was Leben ist, sind entwickelt und mit großer Energie verfochten worden. Heute sind wir bescheidener geworden und erkennen, daß eine Erklärung der gesamten Lebensvorgänge zurzeit nicht möglich ist. Wir versuchen von den uns bekannten Geschehnissen in den Zellen möglichst viele mit Prozessen gleichzustellen, die wir außerhalb dieser durchführen können. Wir wissen, daß in den Zellen bestimmte Bedingungen gegeben sind. Ferner ist uns bekannt, daß physikalische und chemische Prozesse sich vollziehen. Viele davon können wir mit dem gleichen Endresultate im Laboratorium nachahmen. Freilich bleibt es recht oft eine offene Frage, ob die Wege, die zu diesem führen, in der Zelle und im Reagenzglas die gleichen sind. In vielen Fällen können wir wohl das gleiche Ergebnis zeitigen, jedoch sind die Bedingungen, unter denen wir arbeiten, ganz andrer Art als die in der Zelle herrschenden. Sicher festgestellt ist, daß die verschiedenen Organismen weder Stoffe aus nichts bereiten, noch solche vernichten können. Das Gesetz der Erhaltung der Materie gilt sowohl für die unbelebte als die belebte Natur. Das gleiche gilt auch für das Gesetz der Erhaltung der Energie. Die Zelle setzt Energie um. Dabei macht sie mannigfache Wandlungen durch. Es hat vieles für sich, daß wir noch nicht alle Formen kennen, unter denen Energie auftreten kann. Immer bleibt jedoch die gesamte Energiemenge sich gleich. Weder verschwindet in der Zelle Energie, noch wird solche aus nichts erzeugt. Die Zelle erhält mit der aufgenommenen Nahrung eine bestimmte Menge Energie. Mit dieser arbeitet sie.

Besonders verlockend sind Studien vergleichender Art über bestimmte Vorgänge in den Zellen der verschiedensten Organismenarten. Wir begegnen überall neben Vorgängen, die eine für bestimmte Klassen von Lebewesen charakteristische Erscheinungsform zeigen, auch solchen gleicher Art. Pflanze und Tier sind nicht, wie man es sich früher dachte, scharf abgegrenzt. Die neuere Forschung hat immer mehr beiden gemeinsame Vorgänge nachgewiesen. Es bezieht sich dies im besondern auf die so wichtigen Stoffwechselprozesse. Scharf unterschieden sind die mit Blattfarbstoff ausgestatteten Pflanzen von den Tieren dadurch, daß sie, von viel einfacheren Verbindungen ausgehend als diese, die mannigfaltigsten

[1]) Vortrag, gehalten am 9. Januar 1915 auf Einladung des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien in Stuttgart.

Digitized by Google

Synthesen ausführen können. Die chlorophyllführende Pflanze vermag aus Kohlensäure und Wasser eine gewaltige Zahl der verschiedenartigsten Stoffe aufzubauen. Zu stickstoffhaltigen Verbindungen nimmt sie dazu noch Ammoniak oder Salpeter auf. Den Schwefel bezieht sie aus Schwefelsäure und den Phosphor aus Phosphorsäure. Wir sehen vor unsern Augen Stoffe der unbelebten Natur in Zellen eintreten. Sie werden zum Teil Bestandteile von solchen und sind als solche an Lebensvorgängen beteiligt. Kohlensäure, die eben von einem Tier ausgeatmet und der unbelebten Natur zurückgegeben worden ist, tritt wieder in den Kreislauf des Lebens ein, sobald sie von einer Pflanze verwertet wird. Die Kohlensäure kann auch bei der Verbrennung von Kohle, die vielleicht jahrtausendelang im Schoße der Erde geschlummert hat, gebildet werden. Ungezählte Jahre war dieser Kohlenstoff festgelegt, bis Menschenhand ihn in Gestalt der Stein- oder Braunkohle zutage fördert und zur Gewinnung von Energie mit Sauerstoff zusammenbringt, d. h. verbrennt.

Es ist ein außerordentlich reizvolles Problem, die Lebensgeschichte des Kohlenstoffs zu schreiben. Nur kennen wir weder einen Anfang noch ein Ende dieses Lebenslaufes. Betrachten wir ein Stück Kohle. Sie stammt von Pflanzen. Dereinst war der in ihr enthaltene Kohlenstoff von chlorophyllführenden Pflanzenorganen in Form von Kohlensäure aus der Luft aufgenommen worden. Der Blattfarbstoff allein genügt zur Assimilation der Kohlensäure nicht. Es gehört dazu noch Energie. Diese entstammt dem Sonnenlicht. Eine ganz bestimmte Menge von Sonnenenergie ist notwendig, um aus Kohlensäure und Wasser z. B. Zucker aufzubauen. Wird dieser wieder in Kohlensäure und Wasser zerlegt, dann wird genau die gleiche Menge von Energie frei, wie bei dem umgekehrten Prozesse der Bildung des Kohlenhydrats aus den erwähnten Ausgangsmaterialien verwendet worden ist. Die Pflanzenzelle vermag mittels Sauerstoffs den Abbau zu vollziehen. Die Tierzelle verhält sich ebenso. Sie schafft sich Energie und zugleich mannigfache Baumaterialien durch Oxydation mancherlei sog. organischer, d. h. aus Kohlenstoff und Wasserstoff und in vielen Fällen noch andern Elementen bestehender Verbindungen. Wir haben einen richtigen Kreislauf der Energie vor uns.

Verbrennen wir ein Stück Kohle, dann leuchtet uns in gewissem Sinne Sonnenlicht entgegen, das vor Jahrtausenden die Erde beschienen hat. Die zur Wahrnehmung gelangende Wärme ist Sonnenwärme! Der Kohlenstoff der Kohle ist sicherlich mehr als einmal Bestandteil der Luft gewesen. Die Pflanze, von der die Kohle stammt, hat ihn aus dieser aufgenommen. Wo war der Kohlenstoff der Kohlensäure zuvor? Vielleicht bildete er einen Bestandteil einer Zelle eines gewaltigen Ichthyosaurus! Vielleicht war er gar am Aufbau einer Ganglienzelle beteiligt! Als Baustein einer solchen Zelle nahm er Anteil an der Bildung von Wahrnehmungen, von Gedanken, von Vorstellungen! Nun ist der Kohlenstoff wieder durch Verbrennung der Kohle der Luft übergeben. Wieder nimmt ihn eine Pflanze auf. Er wird in bestimmte Zellen eingefügt und vollzieht im Verein mit andern Bausteinen bestimmte Funktionen. Die Pflanze hat mit seiner

Digitized by Google

Hilfe und mittels andrer Stoffe bestimmte Verbindungen aufgebaut. Sie kann den aufgenommenen Kohlenstoff der Atmosphäre selbst wieder zurückgeben, indem sie das aufgebaute Produkt durch Oxydation zerlegt, oder es stirbt die Pflanze ab. Sie verfault, d. h. sie wird auf ganz besondere Art in ihre Bestandteile aufgelöst. Oder aber es erscheint ein Tier und verzehrt die Pflanze mit all ihren kompliziert gebauten Produkten. Die Zellen des Tieres verwenden die aufgenommenen Zellbestandteile der Pflanzen in mannigfaltiger Weise. Sie benützen sie als Bausteine, oder sie bereiten daraus bestimmte Verbindungen mit besonderen Wirkungen, oder aber sie bauen sie tief ab und lassen schließlich aus ihnen sog. Stoffwechselendprodukte hervorgehen. Es sind dies Stoffe, für die der Organismus keine Verwendung mehr hat. Es gehören dazu Kohlensäure, Wasser, Harnstoff, Ammoniak usw. Die Kohlensäure kehrt, nachdem der in ihr enthaltene Kohlenstoff wichtige Funktionen in einer kompliziert gebauten Verbindung erfüllt hat, in die Luft zurück. Wieder ist ein „Lebensabschnitt" des Kohlenstoffs abgeschlossen. Dieser war in Wirklichkeit viel mannigfaltiger, als unsre Schilderung es vermuten läßt! Wieder übernimmt die Pflanze den Kohlenstoff in Form der Kohlensäure. Für den Wasserstoff, den Stickstoff, den Schwefel, den Phosphor usw. können wir ebenfalls den ganzen Reigen von der unbelebten Natur zu der Pflanze und von dieser zum Tier verfolgen. Pflanze und Tier stehen in engster Wechselbeziehung. Die erstere bereitet Stoffe, die für das letztere unentbehrlich sind. Ein Tierleben ohne Pflanzenwelt ist unter den jetzt herrschenden Bedingungen ganz undenkbar. Nur die Pflanze kann Sonnenenergie direkt verwerten. Nur sie vermag Kohlensäure und Wasser in großem Maßstabe zu verwerten. Das Tier ist auf komplizierter gebaute Verbindungen angewiesen. Sie kann nur verwandelte Sonnenenergie benützen, soweit unsre Kenntnisse reichen.

Die Pflanze verwendet die Stoffwechselendprodukte des Tieres, nachdem diese in bestimmter Weise verwandelt sind. Das Tier selbst geht schließlich auch zugrunde, und mit ihm werden ungezählte Verbindungen aller Art dem Kreislauf der Stoffe wieder zur Verfügung gestellt. Kein andrer Organismus vermag mit ihnen etwas anzufangen, bevor nicht tiefgreifende Vorgänge das ganze Material verwandelt haben. Da, wo eben tierisches Leben seinen Abschluß fand, sproßt bald Pflanzenleben empor. Ein Samenkorn findet reichlich Nahrung. Der Keimling wächst, läßt Stengel und Blätter entstehen, und bald entfalten sich Knospen zu prachtvollen Blüten. Insekten aller Art umgaukeln sie. Es jauchzt das Leben! Schon nähert sich ein großes Tier und eignet sich den prachtvollen Organismus der Pflanze an. Sie hat aufgehört, zu leben. Das Leben ist aber trotzdem nicht vernichtet. Die Bestandteile der Pflanzenorgane finden wir bald wieder in den Zellen des Tieres, das die Pflanze verzehrt hat. Wir erkennen sie allerdings kaum mehr, so sehr haben sie sich verändert. So spielt sich vor unsern Augen ewiges Leben auf der Erde ununterbrochen im buntesten Reigen ab!

Im Rahmen des geschilderten Wechsels der einzelnen Stoffe von der unbelebten Natur zur belebten und innerhalb dieser von der Pflanze zum Tier

Digitized by Google

und von diesem zur ersteren oder zur unbelebten Natur drängen sich ungezählte interessante Fragestellungen. Wir wollen eine herausgreifen. Es genügt uns nicht, festgestellt zu haben, daß Stoffe, die der Pflanze angehört haben, vom Tier übernommen werden, und umgekehrt auf Material tierischer Herkunft Pflanzen entstehen können. Wir möchten in die Umwandlungsprozesse, die sich unzweifelhaft beim Uebergang der einzelnen Stoffe von Organismus zu Organismus und von der belebten zur unbelebten Natur und umgekehrt vollziehen, einen möglichst tiefen Einblick gewinnen.

Schon die einfache Betrachtung der Ernährung der verschiedenartigen Organismen regt uns zum Nachdenken an. Ungezählte Pflanzenarten nehmen Kohlensäure auf und bereiten mit der gleichen Energie und dem gleichen Blattfarbstoff Verbindungen bestimmter Art unter offenbar den gleichen oder doch sehr ähnlichen Bedingungen. Trotz der ganz gleichen Ausgangsmaterialien beobachten wir, daß eine außerordentlich große Zahl verschiedener Formen entsteht. Wem wäre die kaum erschöpfbare Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt nicht bekannt?! Offenbar sind nicht die gebildeten Verbindungen ausschlaggebend, sondern die Struktur und gesamte Organisation der schon vorhandenen Zellen. In sie werden die neuen Materialien eingefügt. Würde jede Zelle der Pflanze genau die gleichen Stoffe enthalten, dann wäre nicht leicht zu verstehen, wieso die eine Zellart die Funktionen eines Blattes, die andre die eines Stengels, oder einer Wurzel, oder einer Blüte erfüllt. Wohl könnte durch ein verschiedenes Mengenverhältnis, in dem die einzelnen Verbindungen sich in den einzelnen Zellarten finden, manche Eigentümlichkeiten bestimmter Zellen mit besonderen Funktionen erklärt werden. Sobald man jedoch tiefer in die Zellvorgänge eindringt und vor allem den Stoffwechselprozessen nachgeht, erkennt man, daß sicher jede Zelle mit besondern Funktionen auch einen ganz besondern Bau haben muß. Da offenbar in den chlorophyllführenden Zellen nicht ungezählte, spezifisch ausgerüstete Produkte für jede Zellart bereitet werden, sondern vielmehr indifferentes Baumaterial und Reservestoffe entstehen, so muß jede Zellart die Möglichkeit des Umbaus besitzen. Nun wissen wir aus den Erfahrungen im chemischen Laboratorium, daß es im allgemeinen nicht schwerhält, eine Verbindung in eine andre überzuführen, sobald wir die erstere in einfachere Bruchstücke zerlegen dürfen. Dies gilt vor allem von Verbindungen, die zusammengesetzter Natur sind, und um solche handelt es sich größtenteils bei den Zellbestandteilen.

Es sei z. B. eine Verbindung, die aus den beiden Bausteinen a und b besteht, zu verwandeln. b folge auf a, d. h. die Verbindung sei a—b. Daraus soll nun der Körper b—a bereitet werden. Sobald wir die Bausteine a und b bereiten können, hält es nicht schwer, diese in der Reihenfolge b—a zu vereinigen. Man weiß nun, daß Pflanzenzellen viele zusammengesetzte Verbindungen in ihre Bausteine zerlegen können. Es handelt sich zumeist um einen Abbau unter Wasseraufnahme, um eine sog. Hydrolyse. Die Spaltung schreibt man Stoffen zu, die man Fermente genannt hat. Man kennt sie nicht als solche; auf ihre Anwesenheit schließt man aus der Wirkung. Wir geben z. B. zu Stärke, einem

Digitized by Google

Gemisch von zusammengesetzten Kohlehydraten, Zellsaft und beobachten, daß nach einiger Zeit das Stärkekorn sich verändert. Es wird allmählich kleiner und schließlich verschwindet es ganz. Es tritt ein stufenweiser Abbau ein. Schließlich bleiben Traubenzuckermoleküle übrig. Mit dem gleichen Endergebnis können wir Stärke im Reagenzglas z. B. mit Säure zerlegen. Wählen wir Fett, dann beobachten wir Verseifung. Es treten die Bausteine der Fette, Alkohole und Fettsäuren, auf. Gehen wir vom Eiweiß aus, dann beobachten wir eine Lösung durch Zellsaft. Es bilden sich Peptone und Aminosäuren. Schließlich treffen wir auf keine Spur von Eiweiß mehr. Es ist in seine Bausteine, die Aminosäuren, aufgespalten worden.

Ueberall, wo Zellen sind, treffen wir auf Fermente. Sie wirken schon in Spuren. Charakteristisch für sie ist, daß sie nach Ablauf der Reaktion unverändert zur Stelle sind. Sie können von neuem Umsetzungen vollziehen. Die Fermente sind auf bestimmte Substrate eingestellt. Wir kennen Fermente, die Fette spalten. Diese greifen Kohlehydrate nicht an. Umgekehrt vermögen Fermente, die z. B. Stärke hydrolysieren, nicht Fett zu verseifen. Die spezifische Einstellung bezieht sich nicht nur auf ganze Stoffgruppen, sondern vielfach auf einzelne Glieder derselben. So kennen wir Fermente, die Malzzucker spalten, nicht aber Milchzucker. Das diesen zerlegende Ferment greift Malzzucker nicht an.

Es gibt nicht nur Fermente, die hydrolysieren, sondern auch solche, die unter Wasserabspaltung aufbauen, d. h. den umgekehrten Prozeß wie die sog. Hydrolysen vollziehen. Viele Forscher sind der Ansicht, daß das gleiche Ferment je nach den vorhandenen Bedingungen spalten und aufbauen kann. Andre Fermente sind bei Oxydations-, wieder andre bei Reduktionsprozessen beteiligt. Wir wollen uns hier nicht in Einzelheiten verlieren, sondern von allgemeineren Gesichtspunkten aus die Bedeutung der Fermente betrachten.

Wir können uns an Hand des eben Besprochenen bereits ein Bild machen, wie die einzelne Pflanzenart ihren speziellen Charakter trotz der stets sich bildenden gleichartigen Assimilationsprozesse beibehält, und wie sie innerhalb des eignen Organismus eine große Zahl von Zellarten mit ganz besonderen Baumaterialien ausstatten kann. Die Assimilationsprodukte werden den einzelnen Zellen zugeführt. Diese lagern diese zum Teil unverändert als Reservematerial ab. Zum Teil werden bestimmte Verbindungen geformt, sei es, daß Baumaterialien notwendig sind, sei es, daß Sekretstoffe hergestellt werden. Bei der Bereitung all dieser Stoffe geht die Zelle von den Bausteinen der zusammengesetzten Verbindungen aus. Stärke wird zu Traubenzucker abgebaut, aus Fetten werden die Bausteine gebildet und ebenso aus Eiweiß, den Kernstoffen usw. Durch Zusammenfügen der einzelnen Bausteine in bestimmter Reihenfolge und bestimmter Art werden Verbindungen mit ganz spezifischem Charakter erzeugt. Es ist ein zelleignes Produkt entstanden. Es ist in seiner ganzen Art für alle übrigen Zellarten fremd. Bausteine der zusammengesetzten Verbindungen bilden ohne Zweifel auch das Ausgangsmaterial zur Bildung bestimmter Sekretstoffe. Der einzelne Bau-

Digitized by Google

stein kann behauen und umgeformt werden. Ungezählte Prozesse greifen ineinander ein, bis ein bestimmtes Produkt dargestellt ist. So hat jede Pflanze Artcharakter und innerhalb ihres Organismus jede Zellart Funktionscharakter. Arteigne und zelleigne Stoffe erfüllen sie neben Produkten, die vielen Pflanzen gemeinsam sind. Dazu gehören Reservestoffe und Stützsubstanzen, denen vielfach ein Artcharakter fehlt. Wir sehen beständig in die Pflanze Kohlensäure, Wasser, Ammoniak oder Salpeter usw. einströmen und in bestimmten Werkstätten unter Aufwand von Sonnenenergie und der Mitwirkung von Chlorophyll bestimmte Verbindungen entstehen, die den einzelnen Zellarten als rohes Baumaterial zur Verfügung gestellt werden. In der Zelle beginnt die Feinarbeit. Jede Zelle mit besonderen Funktionen muß einen besondern Bau haben und ihn erhalten.

Schon einmal erwähnten wir, daß das Tier auf die Pflanze angewiesen ist. Auch der Fleischfresser bezieht seine Nahrung indirekt aus der Pflanzenwelt. Er frißt direkt oder „auf Umwegen" Pflanzenfresser! Suchen wir in das Wesen der Ernährung tiefer einzudringen, dann stoßen wir sofort auf die gleiche Fragestellung wie bei den Pflanzen. Wir bemerken auf einer bestimmten Pflanzenart ungezählte Kostgänger ganz verschiedener Art. Da beschneidet eine Raupe ein Blatt in großzügiger Art. Sie ist unersättlich! Daneben nährt sich ein Käfer von dem gleichen Blatt. Der Käfer behält seine Art und die Raupe die ihrige trotz der gleichen Nahrung. Wir erblicken auf einer Weide Ziegen, Schafe, Rinder, Pferde, Hasen usw. Alle fressen die gleichen Pflanzen, und doch behält jedes Tier seinen spezifischen Habitus! Wir füttern einen Hund, eine Katze, einen Löwen, einen Habicht, einen Hecht usw. mit genau dem gleichen Fleisch. Es gelingt uns nicht, einen Einfluß auf die Artcharaktere zu gewinnen. Ja, wir können einzelne Zellen in genau der gleichen Kulturflüssigkeit züchten, und doch differenziert sich jede neue Zelle nach der, aus der sie hervorgegangen ist. Es ist ein bestimmter Bauplan, der bei jeder Zellart jeden Neubau beherrscht. Schließlich zeigt uns der Allesesser am besten, daß die Art der Nahrung nicht für die innere Organisation der Zellen maßgebend sein kann. Ob wir nun heute nur Vegetabilien zu uns nehmen und morgen nur Fleisch und endlich gemischte Kost, es bleibt sich das für die Organisation der Zellen des Organismus gleich.

Wie ist das nun möglich? Es zeigte sich bald, daß im Verdauungskanal Stoffe vorhanden sind, die die aufgenommenen zusammengesetzten Verbindungen zerlegen können. Wieder sind es Fermente, die eingreifen. Unsre Nahrung besteht aus Zellen. Diese enthalten Verbindungen mit zelleignem Charakter. Für diese haben wir keine direkte Verwendung, wohl aber sind uns ihre Bausteine sehr wertvoll. Je weiter die Forschung in das Wesen der Verdauung eindrang, um so mehr zeigte es sich, daß sie in der Hauptsache die Bedeutung hat, spezifisch gebauten, zusammengesetzten Stoffen durch Abbau ihren besondern Charakter zu nehmen. Baustein wird von Baustein gelöst, und schließlich bleibt ein Gemisch von indifferenten Bausteinen übrig. Nichts erinnert mehr an den kunstvollen Bau!

Digitized by Google

Ein Vergleich mag das Verständnis des Wesens der Verdauung erleichtern. Würden wir von einem Baumeister verlangen, daß er ein Gebäude mit einer besondern Aufgabe, z. B. ein Schulhaus, in eine Maschinenfabrik umbauen soll, dann würde er sicherlich den Auftrag ablehnen, wenn er das vorhandene Gebäude der „neuen Funktion" unmittelbar anpassen sollte. Er wird jedoch darauf eingehen, wenn er das Schulhaus abbauen darf. Er wird Stein von Stein brechen, die Fenster herausnehmen usw. Schließlich wird nichts mehr an die ursprüngliche Bestimmung des Baumaterials erinnern. Nun beginnt der neue Bau. Mancher Baustein wird unverändert eingesetzt, mancher muß in mehr oder weniger großem Umfange verwandelt werden, ja mancher Teil ist gar nicht mehr verwendbar. Er wird ausgeschieden. In ganz ähnlicher Weise geht im Darmkanal eine Zerlegung all der mannigfaltigen zelleignen Stoffe und auch der aufgenommenen Reservestoffe vor sich. Die Sortierungsarbeit setzt jenseits des Darmes ein. Jede Zelle erhält Baumaterial zugeführt. Sie verwendet es nach eignen Plänen und eignem Bedarf. Bald wird es nur als Energiequelle ausgenützt, bald werden Sekretstoffe mit spezifischem Charakter bereitet, bald wird Baustein an Baustein gefügt, um ein zelleignes Produkt zu bilden, das am Aufbau der Zelle Anteil hat. Jede Zelle innerhalb der einzelnen Art hat Artcharakter, und jede Zelle innerhalb des Organismus weist wiederum entsprechend ihren besondern Funktionen zelleignen Charakter auf. Vielleicht wiederholt sich der „Funktionscharakter" bei den gleichartigen Zellen in der ganzen Tierreihe in der gleichen Weise. So könnten die Leberzellen in der ganzen Tierreihe, abgesehen vom Artcharakter, gleiche Züge tragen und ebenso die Schilddrüsenzellen usw.

Jedenfalls erhellt aus dieser Darstellung, daß auch die Zellen des tierischen Organismus die Fähigkeit besitzen müssen, umbauen zu können. In der Tat besitzen sie die dazu nötigen Werkzeuge in reichem Maße, nämlich die Fermente. Im Darmkanal geht der Art- und Funktionscharakter der Bestandteile des Zellinhalts der aufgenommenen Nahrung verloren. In der Zelle wird zelleignes Material erzeugt. Ehe dieses die Zellen wieder verläßt, muß ihm der besondere Charakter wieder genommen werden, denn sonst würden Stoffe kreisen, die für jede andre Zellart fremdartig sind. Fermente sind es, die auch in diesem Falle in Wirksamkeit treten und den spezifischen Bau zelleigner Stoffe zerstören.

Bei diesen Vorstellungen müssen wir einen Augenblick stehenbleiben. Liegt hier ein kühner Gedankenflug vor oder handelt es sich um Erkenntnisse, die der Natur in mühsamer Arbeit abgerungen sind? Das letztere ist der Fall. Das Studium der Verdauung selbst hat zu der Feststellung geführt, daß in den Verdauungssäften Fermente vorhanden sind, die die zusammengesetzten Verbindungen der Nahrung bis auf einzelne — Zellulose z. B. — bis zu den Bausteinen abzubauen vermögen. Unklar blieb zunächst, wie weit der Abbau unter normalen Verhältnissen geht. Der Nachweis, daß man im Reagenzglas den Abbau bis zu den Bausteinen treiben kann, genügt nicht. Der Umstand, daß es gelingt, Hunde monatelang mit den Bausteinen der zusammengesetzten Nahrungsstoffe, also mit Fettsäuren, Glyzerin, Traubenzucker, Aminosäuren, den Bausteinen der

Digitized by Google

Kernstoffe, Salzen, Wasser und Sauerstoff zu ernähren, beweist, daß der tierische Organismus mit diesen auskommt. Schließlich weisen immer mehr Beobachtungen darauf hin, daß in der Hauptsache Bausteine im Blute und der Lymphe zum Transport kommen. Sie stellen das eigentliche Umsatzmaterial der Zellen dar.

Die Immunitätsforschung hat Methoden gezeitigt, die von ganz andern Gesichtspunkten aus das gleiche Ergebnis gezeitigt haben, nämlich, daß zusammengesetzte, artfremde Verbindungen nicht in den Kreislauf aufgenommen werden, solange normale Verhältnisse vorliegen. Wir können diese durchbrechen, indem wir z. B. Eiereiweiß oder sonstige Stoffe direkt oder indirekt, subkutan oder intravaskulär in das Blut überführen, d. h. sie der Wirkung der Fermente des Verdauungstraktus entziehen. Dabei zeigte es sich, daß das Blut besondere Eigenschaften annimmt. Schon Hamburger hatte auf Grund dieser Beobachtung geschlossen, daß die Verdauung den Zweck hat, der Erhaltung der Art zu dienen.

Wir können auch mittels chemischer Methoden beweisen, daß selbst einfache zusammengesetzte Verbindungen vom Organismus nicht direkt übernommen werden. Wir finden z. B. im Blute und in den Geweben von Tieren, die mit Rohrzucker gefüttert werden, diesen Zucker nicht. Das Reservekohlehydrat Stärke ist im tierischen Organismus auch nicht anzutreffen. Das Tier bereitet sich aus Traubenzucker ein „tiereignes" Reservekohlehydrat, das Glykogen.

Ueberall, wo wir hinblicken, erkennen wir in der Zelle, ob sie nun ein Einzelwesen darstellt oder einen Teil eines Organes und damit eines Organismus, ein Gebilde von hoher Selbständigkeit. Mittels abbauender und aufbauender Fermente erhält sich jede Zellart ihren spezifischen Charakter. Aus einem unendlich mannigfaltigen Material von Nahrungsstoffen werden ihr deren Bausteine zur Verfügung gestellt. Nach eignen Plänen baut sie aus diesen neues Zellmaterial. Wir erkennen somit, daß die Fermente bei der Erhaltung des Artcharakters und vielleicht darüber hinaus der Eigenart des Individuums eine ausschlaggebende Rolle spielen. Ferner ermöglichen sie der einzelnen Zellart, den Funktionscharakter zu bewahren.

Stirbt ein Organismus, sei es nun eine Pflanze oder ein Tier, dann setzt die Abbrucharbeit in großem Umfange ein. Die Zellfermente reißen alles nieder. Es fehlt jegliche Kontrolle und jeder Ausgleich. Baustein löst sich von Baustein. Bald treten Mikroorganismen und auch Makroorganismen aller Art hinzu und vollenden das notwendige Zerstörungswerk. Der kunstvolle Bau des Organismus verliert seine charakteristischen Bestandteile. Es bleibt ein großer Trümmerhaufen übrig. Es bleibt der Abbau nicht bei den Bausteinen der zusammengesetzten Zellbestandteile stehen. Er geht weiter. Schließlich kehrt der Kohlenstoff zum größten Teil und je nach den Bedingungen oft auch ganz als Kohlensäure in die Luft zurück. Vielfach werden Verbindungen des verstorbenen Organismus auch Zellbestandteil der die Leiche bevölkernden Lebewesen. Der Wasserstoff wird zu Wasser oxydiert, der Stickstoff wird in Ammoniak übergeführt usw., kurz, es werden alle Zellbestandteile auf mannigfaltigen Umwegen in Produkte verwandelt, von denen ausgehend die Pflanze wieder Verbindungen bereiten

Digitized by Google

kann, die zunächst ihr und dann auch dem Tiere zugute kommen. Zwischen Pflanze und Tier steht das gewaltige Volk der Mikroorganismen. Wir pflegen sie im allgemeinen nicht hoch einzuschätzen! Sind sie uns doch vornehmlich als Erreger zahlreicher Krankheiten bekannt. Wir tun dem gesamten Volke der Mikroorganismen unrecht, wenn wir sie nur als unsre Feinde betrachten. Sie sind zum weitaus größten Teil unsre Freunde. Sie vermitteln den Kreislauf zwischen Tier- und Pflanzenreich mittels ihrer mannigfaltigen Fermente. Wir können den Ackerboden, der uns bei oberflächlicher Betrachtung unbelebt zu sein scheint, geradezu als einen Zellenstaat betrachten. Ungezählte Mikroorganismen beleben ihn. Sie arbeiten alle zusammen. Die eine Bakterienart wandelt ein bestimmtes Produkt bis zu einer bestimmten Stufe um. Eine andre setzt die Umwandlung fort, bis schließlich Verbindungen entstanden sind, die von der Pflanze verwertet werden können.

Siedeln sich Mikroorganismen in unsern Geweben an, d. h. kommt es zu einer Infektion, dann hängt die Möglichkeit eines Verweilens und einer Weiterentwicklung der Eindringlinge davon ab, ob das betreffende Lebewesen imstande ist, sich auf Kosten der im Blute, der Lymphe oder den Zellen vorhandenen Stoffe zu ernähren. Dazu gehört die Fähigkeit des Abbaus vorhandener, zusammengesetzter Verbindungen. Gelingt dieser Abbau nicht, dann hungert der Eindringling und geht schließlich zugrunde. Also auch hier stoßen wir auf die große Bedeutung jener Fermente, die es ermöglichen, aus nicht direkt verwertbaren, zusammengesetzten Verbindungen die indifferenten, allen Zellen der ganzen Organismenwelt vertrauten Bausteine zu bereiten.

Gewiß wird mancher, der die Natur mit Interesse studiert hat, daran zweifeln, daß jede Pflanzen- und Tierart mit besonders gebauten Bestandteilen ausgestattet sein kann. Kennen wir doch Tausende von Pflanzenarten und ungezählte von Tierarten. Begeben wir uns gar ins Reich der einzelligen Lebewesen, dann stoßen wir erst recht auf unübersehbare Zahlen von Arten. Diese sollen nun alle eigenartig zusammengesetzte Zellbestandteile haben! Es scheint dies bei oberflächlicher Betrachtung ganz unmöglich zu sein. In dieser Meinung wird man noch bestärkt, wenn man der Erforschung der Zusammensetzung der zusammengesetzten Nahrungsstoffe folgt. Entgegen der früheren Annahme, daß z. B. die verschiedenen Eiweißstoffe sich durch verschiedene Bausteine auszeichnen, hat die Untersuchung von Proteinen ganz verschiedener Herkunft mit den von Emil Fischer geschaffenen Methoden ergeben, daß mit wenig Ausnahmen stets die gleichen Bausteine wiederkehren. Ihre Anzahl ist gar nicht so groß. Es dürften etwa 20 verschiedene Aminosäuren am Aufbau der meisten Proteine beteiligt sein. Wie sollten nun artspezifische Eiweißstoffe in so ungeheuer großer Zahl aus nur 20 verschiedenen Bausteinen möglich sein! Ja unsre Schilderung verlangt innerhalb des einzelnen Organismus zellspezifische und funktionsspezifische Proteine!

Alle Zweifel schwinden, wenn man sich überlegt, wie viele Kombinationsmöglichkeiten vorhanden sind, wenn man 20 verschiedene Gegenstände, sie seien

Digitized by Google

mit a, b, c, d usw. bezeichnet, in verschiedener Reihenfolge aneinander reiht. Schon bei 7 Gegenständen kommt man auf 5040 Möglichkeiten, bei 16 auf 20 922 789 888 000 und bei 20 auf 24 329 020 081 766 400 000 Möglichkeiten! Vollständig unberücksichtigt ist hierbei, daß die Zahl der Kombinationen noch weiter ins Ungemessene gesteigert werden kann, indem man nicht nur die Reihenfolge, sondern auch die Bindungsart der einzelnen Bausteine untereinander ändert. Endlich können noch dadurch Besonderheiten geschaffen werden, daß die einzelnen Verbindungen in den Zellen in einem verschiedenen Mengenverhältnis zugegen sind. Alle Zellbestandteile zusammen bedingen das eigenartige Milieu, das der Zelle das charakteristische Gepräge gibt. Wir erkennen somit, daß tatsächlich die Möglichkeit vorliegt, daß jede Zellart einen spezifischen Charakter besitzt und diesen dem eigenartigen Bau zusammengesetzter Zellbestandteile verdankt.

Der aus Geweben bestehende Organismus weist eine Arbeitsteilung auf. Wir kennen Zellen, die dafür sorgen, daß nichts Artfremdes den übrigen Zellen zugeführt wird. Es sind dies jene Zellarten, die die Verdauungssäfte bilden. Die Darmwand bildet eine Barriere zwischen Außen- und Innenwelt im einzelnen Organismus. Die Zellen jenseits dieser erfahren unter normalen Umständen nicht, was für Nahrungsbestandteile zur Aufnahme gelangt sind. Jahraus, jahrein werden ihnen im Blute und der Lymphe die gleichen Nahrungsstoffe zugeführt. Sie erleben nie Ueberraschungen! Das Blut weist eine auffallend konstante Zusammensetzung auf. Es wäre dies undenkbar, wenn ihm vom Darmkanal aus die verschiedenartigsten zusammengesetzten Verbindungen übermittelt würden. Nicht nur qualitativ bleibt die Zusammensetzung des Blutes in engen Grenzen konstant, sondern auch quantitativ. Ohne Zweifel fällt der Leber die Aufgabe zu, dafür zu sorgen, daß zu reichlich aufgenommene Stoffe zurückgehalten werden. Gewiß wird mancher Stoff auch umgebaut oder zerlegt. Die Leber liegt als Wachtposten zwischen dem Darm und den übrigen Organen. Alles Darmblut muß mit den resorbierten Nahrungsstoffen beladen zuerst an ungezählten Leberzellen vorbeifließen, ehe es dem großen Kreislauf übergeben wird. Ist somit von dieser Seite einer Veränderung der Zusammensetzung des Blutes in sorgfältiger Weise vorgebeugt, so drohen von andern schwere Gefahren. Die einzelnen Zellen vollziehen mannigfaltige Prozesse. Sie erzeugen dabei verschiedenartige Verbindungen. Es wird Energie verbraucht. Um diese zur Verfügung zu haben, müssen die Zellen organische Verbindungen spalten und oxydieren. Es bilden sich dabei Stoffwechselendprodukte. Die Zelle gibt diese ab. Sie gelangen in das Blut. Bald bringen diese, bald jene Zellen in größerer Menge derartige Produkte hervor. In gewissem Umfange sind diese normale Blutbestandteile. Steigt jedoch ihre Menge an, dann kommt es leicht zu Störungen. Besondere Organe überwachen die Zusammensetzung des Blutes und entnehmen ihm jene Stoffe, die ihm zwar zukommen, die jedoch an Menge eine bestimmte Grenze überschritten haben. Die Lungen entfernen das gasförmige Stoffwechselendprodukt, die Kohlensäure. Mit jedem Atemzug entweicht solche in die umgebende Luft. Die festen Stoffe werden in Wasser gelöst durch die Nieren ausgeschieden.

Digitized by Google

Einzelne Stoffe, wie z. B. das Eisen, werden in der Hauptsache durch die Dickdarmschleimhaut nach außen befördert. Alle diese Organe sorgen dafür, daß kein Stoffwechselendprodukt auf die Dauer in zu großer Menge im Blute verbleibt. Es ist dies von der allergrößten Bedeutung für die Funktionen jeder einzelnen Zellart. Ungezählte Prozesse würden gestört sein, wenn das Nährmedium der Zellen — Blut und Lymphe — größere Schwankungen in seiner Zusammensetzung erleiden würde.

Wir können nun, wie schon erwähnt, die eben geschilderte Harmonie in den Beziehungen zwischen Zellen und Blut dadurch stören, daß wir in das Blut fremdartige Stoffe hineinbringen. Wir können z. B. Traubenzucker in dieses einführen. Wir beobachten, daß dieser zum großen Teil durch die Nieren ausgeschieden wird. Der Rest wird je nach dem vorhandenen Bedarf verwertet. Spritzen wir Rohrzucker ein, dann bemerken wir gleichfalls, daß die Nieren die blutfremde Substanz zur Ausscheidung bringen. Häufig findet man jedoch einen Teil des zugeführten Rohrzuckers nicht wieder. Was ist aus ihm geworden? Es zeigte sich — Weinland stellt das zum erstenmal fest —, daß im Blutplasma ein Ferment auftritt, das Rohrzucker in seine Bausteine zerlegen kann. Vor der Einspritzung des Zuckers ist es nicht nachweisbar. Führt man Proteine oder Peptone zu, dann trifft man im Blutplasma auf Fermente, die die zugeführten zusammengesetzten Verbindungen zu spalten vermögen. Es wird gewissermaßen die versäumte Verdauung im Blute nachgeholt. Das spezifisch aufgebaute und daher den Zellen fremdartige Produkt wird durch Abbau seiner Eigenart beraubt. Es werden indifferente Abbaustufen erzeugt, die je nach Bedarf von den Zellen der Gewebe verwertet werden können.

Eigentlich war schon seit langer Zeit bekannt, daß der Organismus Fermente verwendet, wenn es gilt, im Organismus auch jenseits des Darmes fremdartige Stoffe zu beseitigen. Bei der Lungenentzündung treffen wir in den Alveolen auf Fibrinmassen. Sie sind körperfremd. Fibrin ist kein normaler Bestandteil des Organismus. Der Lösung der Lungenentzündung liegt eine Auflösung des festen Fibrins zugrunde. Sie erfolgt durch Fermente, die durch weiße Blutkörperchen an die Gerinnsel herangebracht werden. Es vollzieht sich in der Lunge eine regelrechte Verdauung. Bei jedem Exsudat und Transsudat sehen wir den gleichen Vorgang. Fermente besorgen die Wegräumung des Fremdartigen. Jeder Eiterung liegen umfassende Fermentprozesse zugrunde. Fremdartig wird schließlich auch der gewaltig vergrößerte Uterus, wenn er seine Aufgabe erfüllt und die in ihm aufgewachsene Frucht nach außen abgegeben wird. Ungezählte Zellbestandteile werden zerlegt, bis schließlich aus dem gewaltig vergrößerten Organ wieder das kleine des nichtschwangeren Zustandes geworden ist.

Gewaltige Abbau- und Aufbauprozesse, bei denen Fermente beteiligt sind, treffen wir auch sonst in der Natur, namentlich bei Metamorphosen. Bei der Umwandlung des Engerlings in den fertigen Maikäfer, der Raupe in den Schmetterling usw. beobachten wir, daß aus vorhandenen Geweben ganz andre werden. Der Umbau ist nur möglich, nachdem die Bestandteile der ur-

Digitized by Google

sprünglichen Zellen zerlegt und in Bausteine übergeführt sind. Ob dabei auch größere Komplexe übernommen werden können, ist ungewiß und für die vorliegende Frage ohne prinzipielle Bedeutung. Wandelt sich die Kaulquappe in das fertige Tier, den Frosch oder die Kröte um, dann vollziehen sich auch umfassende Umbauprozesse. Beine sprossen hervor, und gleichzeitig schrumpft der Schwanz zusammen und verschwindet schließlich. Ein sehr schönes Beispiel der Umwandlung eines bestimmten Gewebes in ein andres bietet der Lachs. Er nimmt während seines Aufenthaltes im Süßwasser keine Nahrung auf. In dieser Zeit vollzieht sich die Geschlechtsreife. Der gewaltige Seitenrumpfmuskel verliert mehr und mehr an Masse, und gleichzeitig wachsen die Geschlechtsdrüsen ganz außerordentlich. Ihre Zellen haben mit den Muskelzellen nichts gemein. Aus Eiweißstoffen bestimmter Art der letzteren werden ganz eigenartige Proteine der Geschlechtsdrüsenzellen. Ueberall, wo abgebaut wird, treffen wir auf Fermentwirkung. Wie schon betont, spielen auch beim Aufbau, der Synthese, Fermente eine Rolle.

Unter normalen Verhältnissen stößt man im Blutplasma auf keine Fermente, die Eiweiß oder Peptone abzubauen vermögen. Das deutet darauf hin, daß kein Anlaß zu einem Abbau vorhanden ist. Offenbar kreisen im Blute nur bluteigne Stoffe. Es gilt dies auch für die zusammengesetzten Verbindungen. Die Zellen entlassen keine zelleignen Stoffe, ohne sie vorher abgebaut zu haben. Es ist denkbar, daß bei Störungen des Zellstoffwechsels diese Regel durchbrochen wird. Wir wissen, daß es eine Störung des Zuckerabbaus gibt. Beim Diabetes melitus, der Zuckerharnruhr, ist dies der Fall. Das Blut enthält mehr Traubenzucker als sonst. Die Nieren scheiden den Ueberschuß an diesem aus. Ferner trifft man ab und zu auf Personen, die einzelne Aminosäuren gar nicht oder nur ungenügend abzubauen vermögen. Es fehlt offenbar das Ferment, das den Abbau vollzieht, oder es ist zwar vorhanden, es sind jedoch die zu seiner Wirkung erforderlichen Bedingungen nicht erfüllt. Warum sollte es nicht vorkommen, daß auch der Abbau von zusammengesetzten, spezifisch gebauten Verbindungen einmal gestört ist?

Die ganze Forschung besteht aus Fragestellungen. Gar oft fällt die Antwort negativ aus. Das darf uns nicht abhalten, immer neue Probleme aufzuwerfen und mit immer feineren Methoden an ihre Lösung heranzugehen. War einmal die Frage gestellt, ob unter bestimmten Umständen im Blute blutfremde Stoffe kreisen, so mußte zu ihrer Beantwortung das geeignete Versuchsmaterial ausfindig gemacht werden. Man konnte einmal an artfremdes, eo ipso blutfremdes Material denken. Solches kreist ohne Zweifel bei Infektionen. In der Tat konnte bewiesen werden, daß im Blute Fermente nachweisbar sind, die auf bestimmte Erreger eingestellt sind. Bei Tuberkulose konnte z. B. gezeigt werden, daß das Blutplasma der Erkrankten Tuberkelbazilleneiweiß abzubauen vermag. In vielen Fällen wird außerdem noch das befallene Organ von ihm zerlegt. Offenbar kreisen in diesem Falle Stoffe aus diesem. Die Bakterien zerstören Gewebe. Es gelangen in das Blut zwar art- und körpereigene

Digitized by Google

Stoffe, sie sind jedoch ihrer ganzen Struktur nach blutfremd. Mit den zelleignen Produkten können natürlich auch die zugehörigen Fermente in das Blut übergehen.

Arteigne und zugleich blutfremde Stoffe kreisen ab und zu während der Schwangerschaft. Man hat beobachtet, daß Zottenepithelien der Plazenta abgerissen und im Blute verschleppt werden. Was wird aus diesen? Sollten nicht Fermente eingreifen und diese dem Blute fremden Stoffe durch Abbau entfernen? Der Versuch mußte entscheiden. Wie soll man in einem solchen Falle auf Fermente fahnden, da man sie doch als solche gar nicht kennt? Zurzeit bleibt gar nichts andres übrig, als ihre Wirkung manifest werden zu lassen. Wir können das nur dadurch erreichen, daß wir dem Blutplasma resp. -serum bestimmte Substrate, z. B. Eiweißstoffe, vorlegen und beobachten, ob diese verändert werden. Eiweiß gehört zu den sogenannten kolloiden Stoffen. Diese sind unter anderem dadurch ausgezeichnet, daß sie durch tierische Membranen nicht hindurch diffundieren. Die nächsten Abbauprodukte zeigen bereits das Vermögen, eine solche Wand zu durchdringen. Gibt man Eiweiß oder eiweißhaltige Gewebe in einen sogenannten Dialysierschlauch und fügt man dazu Serum einer normalen und nicht schwangeren Person, dann erscheinen, wenn man die Dialysierhülse in reines Wasser eintaucht, in der Außenflüssigkeit keine Produkte, die den verwendeten Eiweißstoffen zugehören. Gibt man Fermente zum Eiweiß, die dieses abzubauen vermögen, dann diffundieren sehr bald aus dem Schlauchinnern in die Außenflüssigkeit Eiweißabbaustufen.

Es wurde nun in besonderer Weise Plazentagewebe zubereitet und in zahlreichen Versuchen im Dialysierschlauch mit Serum von nicht schwangeren Individuen zusammengebracht. Es ließen sich nie Produkte im Dialysat nachweisen, die auf einen Abbau von Eiweiß hingewiesen hätten. Wurde dagegen Serum von Schwangeren der Plazenta zugesetzt, dann fand regelmäßig ein Abbau von Plazentaeiweißstoffen statt. Der Befund ist ein so regelmäßiger, daß es möglich geworden ist, mittels des angedeuteten Verfahrens die Diagnose der Schwangerschaft aus dem Verhalten des Blutplasmas gegen Plazentaeiweiß zu stellen. Auch bei Tieren bewährt sich das Verfahren durchaus. Da die Reaktion während der ganzen Dauer der Schwangerschaft nachweisbar ist, kann sie nicht mit dem Eintritt zellulärer Elemente von der Plazenta aus in die Blutbahn zusammenhängen. Entweder handelt es sich um einen Uebertritt ungenügend abgebauter, plazentaeigner Proteine und ihrer nächsten Abkömmlinge, oder es gehen auch Fermente oder auch nur diese über. Es spricht vieles dafür, daß Substrate und Fermente zugleich dem Blute zugeführt werden.

Die Diagnose der Schwangerschaft auf der gegebenen Grundlage ist nicht nur mittels des sogenannten Dialysierverfahrens gesichert worden, sondern noch durch andere Verfahren. Man kann z. B. Serum und Pepton aus Plazentaeiweiß im Polarisationsrohr zusammenbringen und dann das Drehungsvermögen des Gemisches feststellen. Man verfolgt dann, ob es bei Körpertemperatur die Anfangsdrehung beibehält oder aber, ob diese sich ändert. Das

Digitized by Google

letztere ist der Fall, wenn ein Abbau des Peptons eintritt. Mischt man Serum von nicht schwangeren Personen mit Plazentapepton, dann bleibt die Anfangsdrehung sich gleich. Sie ändert sich, wenn zum Pepton Serum von Schwangeren zugesetzt wird. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß das Blutplasma von Schwangeren besondere Eigenschaften besitzt, die es scharf von solchen von nicht Schwangeren unterscheidet. Es enthält Fermente, die auf Plazentaeiweiß eingestellt sind.

Diese Beobachtungen riefen andern Fragestellungen. Sollte es nicht möglich sein, die Anwesenheit fremdartiger Gewebe im Körper mittels einer ganz entsprechenden Versuchsanordnung zu erkennen? Der Krebs, das Sarkom usw. sind alles Gewebsarten, die fremdartig sind. Sollte der Organismus dagegen nicht auch Fermente mobil machen? Es ist wohl möglich, daß aus den Zellen dieser Gewebe Stoffe, die noch den Zellcharakter tragen, in das Blut übergehen und dort blutfremd wirken. Nicht von der Hand zu weisen ist auch die Möglichkeit, daß nur Fermente aus den Zellen der Geschwülste in das Blut gelangen. Es braucht die Anwesenheit eines bestimmten Fermentes nicht immer das Vorhandensein blutfremder Substrate zu beweisen.

Die Untersuchung zahlreicher Fälle von Karzinom, Sarkom, Myom usw. ergab, daß es möglich ist, im Reagenzglas das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein dieser Tumoren zu erkennen. Selbstverständlich bedarf es einer sehr großen Anzahl von Untersuchungen, bis der Beweis als geführt betrachtet werden darf, daß die Diagnose eine sichere ist. Bis jetzt dürften etwa 500 Fälle mit Erfolg untersucht sein.

Weiterhin wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht bei Störungen von Organfunktionen bestimmter Art Fermente im Blute anzutreffen sind, die auf Substrate der veränderten Organe eingestellt sind. Zunächst wurden Krankheiten untersucht, bei denen bestimmte Organstörungen erkannt sind. Der Morbus Basedowii, die Addisonsche Krankheit usw. gaben ein prachtvolles Material zu Forschungen auf Blutfermente mit bestimmter Wirkung ab. Die bisherigen Erfahrungen ermuntern zu umfassenden Untersuchungen. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die ganze Forschung mit ihren Ideen und Methoden auch auf das Gebiet der Geisteskrankheiten angewandt worden ist. Fauser in Stuttgart und Binswanger mit Wegener in Jena machten die ersten Versuche. Sie führten zu Resultaten, die sehr vielversprechend sind. Zahlreiche andre Forscher, ich nenne nur Lampe in München, Kafka in Hamburg, de Crinis in Graz, haben so zahlreiches Material mit so bestimmten, immer wiederkehrenden Resultaten zutage gefördert, daß die Hoffnung berechtigt ist, daß die eingeschlagenen Wege uns manchen Einblick in bisher in ihrem Wesen ganz unklare Krankheitsbilder bringen werden.

Jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Erkennung von Krankheitsprozessen und der Ergründung ihres Wesens eröffnet Ausblicke auf eine erfolgreiche Therapie. Weshalb sollte der Versuch nicht gewagt werden, die Fermente in den Dienst der Bekämpfung von Krank-

Digitized by Google

heiten zu stellen? Es sind bereits Versuche im Gange, um Tumoren und speziell den Krebs und das Sarkom mit Fermenten zu beeinflussen. Die bisherigen Erfahrungen ermuntern zu weiteren Versuchen.

Es liegt ein ganz gewaltiges Arbeitsgebiet vor. Ungezählte Fragestellungen sind noch unbeantwortet. Große Mittel sind notwendig, um es so auszubauen, daß ein festes Fundament für weitere Forschungen errichtet werden kann. Der Wunsch, zu erfahren, in welchen Fällen die erwähnten Methoden erfolgreich sind, hat dazu geführt, viele verschiedene Krankheiten an Hand weniger Fälle zu prüfen. Die Forschung ist vielfach an der Oberfläche geblieben. Es bedarf einer großen Anzahl von Mitarbeitern, um sie zu vertiefen.

Das hier geschilderte Forschungsverfahren verspricht nicht nur reiche Früchte für die praktische Medizin, sondern ganz allgemein für die Biologie. Die Tatsache, daß der tierische Organismus das Eindringen von blutfremden Stoffen mittels Fermenten bekämpft, die diese zu zerlegen vermögen, ist an und für sich interessant. Besonders wichtig ist die Tatsache, daß körpereigne Stoffe blutfremd wirken. Endlich ist die Beobachtung von größter Bedeutung, daß die einzelnen Fermente ganz spezifisch auf bestimmte Substrate eingestellt sind. Dieser Umstand ermöglicht die Fahndung auf Störungen in bestimmten Organen. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß selbstverständlich eine bestimmte Diagnose nicht gestellt werden kann. Finden wir z. B., daß das Blutplasma einer bestimmten Person Lungeneiweißstoffe abbaut, dann können wir nur diese Tatsache registrieren. Der Arzt muß entscheiden, welcher Art die Störung ist. Es kann Tuberkulose vorliegen, es ist jedoch auch möglich, daß ein Tumor sich im Lungengewebe eingenistet hat usw.

Jede Forschung arbeitet mit Tatsachen und Hypothesen. Der Geist des Menschen ist nicht mit der bloßen Aneinanderreihung von Tatsachen zufrieden. Er sucht nach Zusammenhängen. Es dauert sehr lange, bis diese restlos durch weitere Tatsachen gegeben sind. Zunächst muß ein Gerüstwerk von Vorstellungen bestimmter Art diese ersetzen. Gar oft erweisen sie sich im Laufe der weiteren Forschung als unzutreffend. Neue Hypothesen treten an die Stelle der alten. Sie sind alle vergänglich. Nur die Tatsachen haben dauernden Bestand. Wir zweifeln nicht daran, daß manche der geschilderten Vorstellungen über das Wesen der im Blute auftretenden, Abwehrfermente genannten Fermente im Laufe der Zeit sich als revisionsbedürftig erweisen wird. Die Forschung braucht bestimmte Richtlinien. Decken sie sich nicht mit den Befunden des exakten Versuches, dann müssen sie sofort verlassen werden. Nichts ist für den Fortschritt der Wissenschaft verhängnisvoller als das zähe Festhalten an unhaltbar gewordenen Hypothesen.

Das erschlossene Forschungsgebiet weist, wie nur wenige, auf die Notwendigkeit der Organisation der Forschung hin. Chemische und physikalische Methoden sind erforderlich, um die aufgeworfenen Probleme zu ergründen. Morphologische Studien sind ferner notwendig, um z. B. das Krebsproblem erfolgreich zu be-

Digitized by Google

arbeiten. Im einzelnen Falle erweisen sich ganz verschiedenartige Forschungsmethoden als besonders erfolgreich. Vielfach hat die bis zum äußersten getriebene Spezialisierung jedes Forschungszweiges sich als ganz besonders erfolgreich erwiesen. Es kommen jedoch stets wieder Zeiten, in denen es notwendig wird, die von verschiedenen Forschern eingebrachten Erträge unter gemeinsamen Gesichtspunkten zu betrachten. Es kann sonst zu leicht der Fall eintreten, daß Forschungszweige, die aufeinander angewiesen sind, den Zusammenhang verlieren. Es kann sich auch ereignen, und dieser Fall ist bei dem besprochenen Forschungsgebiet gegeben, daß nur dann der Forschung ein voller Erfolg beschieden ist, wenn eine ganze Anzahl von besonders geschulten Mitarbeitern zur Verfügung steht, um Fragestellungen, die voneinander direkt abhängig sind, zugleich mit ganz verschiedenartigen Methoden in Angriff nehmen zu können.

Ueberblickt man das neu erschlossene Forschungsgebiet genau, dann erkennt man, daß seine Grundlagen auf festen Pfeilern ruhen. Die entwickelten Anschauungen haben nichts Ueberraschendes mehr, wenn man die ganze Forschung von weiteren Gesichtspunkten aus betrachtet. Wir sehen Fermente an der Arbeit, wenn es sich darum handelt, aufgenommene Nahrungsstoffe in eine Form zu bringen, die den Zellen es ermöglicht, das ihnen zugeführte Material zu den mannigfaltigsten Aufgaben zu verwerten. Jede Zelle nimmt Fermente zur Hilfe, sobald sie zusammengesetzte Verbindungen in einfachere Produkte zu zerlegen hat. Tauchen fremdartige Stoffe bei pathologischen Prozessen auf, dann sind es wieder diese nur an ihrer Wirkung erkennbaren Stoffe, die an ihrer Beseitigung arbeiten. Ist festgestellt, daß unter normalen Verhältnissen an bestimmten Orten des Körpers, z. B. im Blutplasma, der Lymphe, der Zerebrospinalflüssigkeit usw., Fermente mit bestimmten Wirkungen nicht anzutreffen sind, so schließen wir auf eine Störung, sobald wir solchen begegnen. Wir lassen zunächst die Frage offen, ob die Anwesenheit der betreffenden Fermente auf das Kreisen von zwar körpereignen, jedoch blutfremden, aus bestimmten Organen stammenden, zusammengesetzten Verbindungen zurückzuführen ist, oder aber, ob bestimmte Zellen für bestimmte Fermente durchlässig geworden sind, oder aber, ob vielleicht Substrat und Ferment zugleich bestimmte Zellen verlassen haben. Erst die weitere Forschung kann im einzelnen Falle Klarheit bringen.

Digitized by Google

Die friedliche Eroberung von Merv[1])

Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884

Von

N. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter

Allen sind die Umstände bekannt und vielen auch die Einzelheiten, unter welchen sich im Anfang der achtziger Jahre der Aufstand des muselmanischen Predigers, der sich für den Mahdi[2]) ausgab, entwickelte und schnell verbreitete. Aegyptische Garnisonen und Abteilungen, sogar solche, welche sich unter dem Kommando europäischer Offiziere befanden, wurden vernichtet, die Stadt Khartum belagert und erobert; der Verteidiger der Stadt, der berühmte General Gordon, wurde getötet, und die Engländer, die zu seiner Befreiung herbeieilten, auf den Kopf geschlagen.

Als ich im Jahre 1887 eine Reise durch Aegypten machte, hatten die Mahdisten das riesige und reiche Land dem Feuer und Schwerte überliefert, schlossen es ab von allgemeiner menschlicher Kultur und beherrschten nicht nur den ganzen Sudan, sondern auch die Nilebene bis zu Wadi-Halfa.

Erst nach Verlauf vieler Jahre gelang es den englisch-ägyptischen Heeren, unter Aufwand riesiger Mittel und Kräfte, den Sudan zurückzuerobern und das dort entstandene mahdistische Reich zu vernichten. Dieses geschah aber erst nach dem Tode des ersten Mahdi — Mohammed Achmed.

Wenigen ist es jedoch bekannt, daß um dieselbe Zeit, im Jahre 1883, dem Jahre 1300 der mohammedanischen Zeitrechnung, als der grelle Komet, der lange am Himmel des nahen und mittleren Orients leuchtete, die abergläubischen Eingeborenen in Unruhe versetzte und das Beginnen des neuen Jahrhunderts, Hedschra, die Erwartung des Mahdi wiederbelebte, daß um diese selbe Zeit die mahdistische Bewegung auch in Zentralasien sich zu regen begann.

Das Zentrum dieser Bewegung war Merv; damals war es noch ein unabhängiger, räuberischer, turkmenischer Bezirk. Der Urheber der Bewegung war eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die ihren Namen unter dem Pseudonym „Siach-Pusch", d. h. der Schwarzröckige, verbarg. (Siach-Pusch ist auch der

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Dieser Artikel, der uns von dem Verfasser noch vor Ausbruch des Krieges zuging, wird für die Gegenwart nicht ohne Interesse sein. Die schonende Art, mit der ein humaner russischer General in Zentralasien vorging, läßt die heutige Kriegsführung der Russen in Ostpreußen, Galizien und Polen in noch grellerem Licht erscheinen.

[2]) Mahdi oder Imam Mahdi ist der von den Mohammedanern erwartete Prophet, ein Nachfolger Mohammeds. Er soll den Glauben wiederherstellen, die Aufgabe Mohammeds vollenden, die Ungläubigen bekehren und alle Güter der Erde gerecht verteilen. Nach islamitischen Legenden soll das Auftreten Mahdis, „Churudsch", in den letzten Jahren vor dem Ende der Welt erfolgen.

Digitized by Google

Name eines sudanesischen Volksstammes, der durch besondere Wildheit, Rachgier und den Sklavenhandel sich auszeichnete. Anmerkung des Uebersetzers.)

Dieser Mensch besaß eine merkwürdige Kraft, durch die Macht seiner Persönlichkeit einen Teil der Merver Turkmenen sich zu unterwerfen. Seine Tätigkeit hing mit den Umtrieben des bekannten Prätendenten des afghanischen Thrones, Ejub-Khan, zusammen; dieser Ejub-Khan schlug die Engländer bei Maiwanda und lebte im Jahre 1883 in Chorasan. Im Frühling 1884 wob Siach-Pusch auf politischem und religiösem Untergrund ein ganzes Netz von Intrigen, indem er sich für den Stellvertreter, den „Naib", des Mahdi ausgab; dieses Intrigennetz bedrohte immer mehr und mehr den Frieden.

Zum allgemeinen Glück fiel diese Phase der Bemühungen des Siach-Pusch zufällig — wenn es in der Geschichte überhaupt Zufälligkeiten gibt — mit der Einnahme Mervs durch russische Truppen zusammen.

Diese friedliche Eroberung war erforderlich, um die Ruhe, Ungefährlichkeit und kulturelle Entwicklung des Landes zu garantieren, das an unser eben gebildetes transkaspisches Land grenzte. Die Anhänger des Siach-Pusch vollführten auf sein Geheiß zwei mißglückte Ueberfälle auf das kleine Expeditionskorps des Generals Komarow, das auf dem Wege nach Merv war, um da, nach dem Willen der Mehrheit der dortigen Einwohner, russische Verwaltung einzuführen. In der Zwischenzeit zwischen diesen beiden Ueberfällen schlugen unsre Achal-Tekinschen Milizsoldaten Scharen von aufständischen Mervern.

Als das Mißgeschick des Siach-Pusch und seiner Anhänger sich herausstellte, verhafteten die eingeborenen Turkmenen den Siach-Pusch und seine Hauptanhänger und brachten sie im März 1884 ins russische Lager.

Dadurch wurde weiteres Blutvergießen verhindert und wurden die Schrecknisse vermieden, die, wenn sie auch nicht so furchtbar wie die im Sudan gewesen wären, auf jeden Fall unnütze Leiden verursacht und die endgültige Herstellung des Friedens durch die Russen in Zentralasien aufgehalten haben würden.

Ich befand mich als Gast beim Expeditionskorps des Generals Komarow; ich fuhr aus Petersburg, wo ich vorher das Amt des Ersten Sekretärs der Kanzlei des Auswärtigen Amtes bekleidete, nach Taschkent, um ein neues Amt, das des Beamten für außerordentliche Aufträge diplomatischer Art beim Generalgouverneur von Turkestan, anzutreten.

Mit der Erlaubnis des damaligen Direktors des Asiatischen Departements, J. A. Sinowjew, eines ausgezeichneten Kenners zentralasiatischer Angelegenheiten und eines glänzenden Organisators der damaligen zentralasiatischen Politik Rußlands, fuhr ich nach Turkestan durch den transkaspischen Distrikt und über die damals außerordentlich interessanten benachbarten persischen und turkmenischen Gebiete, darunter auch über Merv, in der Absicht, über Buchara nach Taschkent zu gelangen. Nach der Verhaftung des Siach-Pusch vernahm ich im Auftrage des Generals Komarow den Agitator und seine Genossen und klärte, soweit es möglich war, die Persönlichkeit und die Rolle dieses recht ungewöhnlichen Menschen auf.

Digitized by Google

Es gelang mir, dabei einige wissenswerte Umstände aufzuklären, die ich in meinem Notizbuch, zusammen mit andern Einzelheiten der Expedition, vermerkte.

Seit der Zeit sind dreißig Jahre verflossen. Die „Mervsche Frage", damals so akut und den europäischen Frieden bedrohend, gehört in das Bereich der Geschichte.

Die politische Bedeutung dieser Frage ist erörtert in dem nach der Zeitfolge ersten russischen Orangebuch,[1]) das von unserm Auswärtigen Amt veröffentlicht wurde.

Die hervorragenden Verdienste des Generals A. W. Komarow (verstorben im Jahre 1904) sind, leider zu kurz, in der Jubiläumsausgabe erwähnt, die anläßlich des fünfundzwanzigjährigen Gedenktages der Schlacht auf dem Flusse Kuschka[2]) erschien.

Rittmeister Alichanow beschreibt ausführlich sein Mitwirken bei der Eroberung von Merv und seine Beobachtung über die Tätigkeit der Merver und des Siach-Pusch in der Zeitschrift „Europäischer Bote" (Westnik Ewropy)[3]) anläßlich des zwanzigjährigen Gedenktages dieses Ereignisses.[4])

Ich möchte als Augenzeuge den Alichanowschen Bericht ergänzen, und zwar durch eigne Erinnerungen an den Feldzug nach Merv und die Einnahme dieses Landes durch die militärische Expedition des Generals Komarow.

I.

Ich gelangte nach Krasnowodsk am 1. Januar 1884.

Am selben Tage, fast 1000 Werst von dieser unsrer damaligen Basis am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres, beschloß der Gengisch (Versammlung der Khane, Aeltesten und Abgeordneten aller Stämme und Geschlechter des Mervschen Volkes), dem russischen Reiche sich freiwillig zu unterwerfen.

---

[1]) „Afghanische Grenzfragen, Unterhandlungen zwischen Rußland und England 1872—1885". Ausgabe des Auswärtigen Amts, gedruckt bei Suvorin 1886, S. 20—34.

[2]) „Die Schlacht an der Kuschka am 18. März 1885 und die territorialen Eroberungen unter der Herrschaft des Kaisers Alexander III., mit einem Bildnis A. W. Komarows", St. Petersburg bei Stoikow 1910, S. 7—9. Bei Kuschka schlug Komarow eine bedeutend überlegene afghanische Abteilung auf den Kopf, die gegen das von den Russen besetzte südliche Turkmenien vorrückte.

[3]) Alichanow (Ali Khan Awarsky), kaukasischer Mohammedaner, hervorragend begabter und unternehmungslustiger Offizier, war in den siebziger Jahren Adjutant des kaukasischen Statthalters. Wegen eines Duells wurde er degradiert, ließ sich ins transkaspische Land versetzen und wurde vom General Komarow beauftragt, über die Kooptierung dieses Landes für Rußland zu verhandeln. Für diese Tätigkeit wurde er belohnt durch Wiederverleihung seines früheren Ranges und seiner Orden und zum Hauptmann des Mervschen Distriktes erhoben. In der Schlacht an der Kuschka befehligte Alichanow die Kavallerie der Komarowschen Truppen. Zwanzig Jahre später wurde er als stellvertretender Generalgouverneur durch die Revolutionäre im Kaukasus erschlagen.

[4]) „Westnik Ewropy", September und Oktober 1904, „Transkaspische Erinnerungen 1881—1885".

Digitized by Google

Die Motive und Umstände dieses Ereignisses sind ausführlich erwähnt in dem oben zitierten Orangebuch und in den „Transkaspischen Erinnerungen" Alichanows.

Ich erfuhr von diesem Beschlusse von General Komarow, als ich in Aschabad ankam. Der Weg dahin führte zuerst per Schiff bis zur Michailowschen Bucht, wo auf der sandigen und wasserlosen Insel Usun-Ada die jetzige zentralasiatische Eisenbahn begann.[1]) Weiter benutzte ich Bataillonspferde, die mir liebenswürdigerweise durch den Distriktshauptmann entgegengeschickt wurden. Poststationen gab es damals nicht, und der Telegraph aus Rußland reichte nur bis Aschabad.

In Aschabad erfuhr ich von General Komarow, daß aus Petersburg die Erlaubnis angelangt sei, die Merver in den Verband des russischen Reiches aufzunehmen, und daß in diesen Tagen in Aschabad eine Deputation der Merver Khane und Aeltesten erwartet werde, die dem Kaiser den Eid leisten sollte. Darauf beabsichtigte General Komarow selbst mit seinen Truppen nach Merv zu gehen, um da die neue Verwaltung einzusetzen; er schlug mir vor, mit ihm nach Merv zu gehen, und versprach, mir nachher bei meinem weiteren Wege über die Sandwüste Karakum, über Tschardschuy, nach Buchara behilflich zu sein.

Alle diese Nachrichten bereiteten mir große Freude, hauptsächlich weil sie der Hoffnung Raum gaben, daß eine friedliche, den russischen Interessen entsprechende Lösung der Mervschen Frage bevorstünde; einer Frage, deren Schwierigkeit in Petersburg voll und ganz begriffen wurde.

Gleichzeitig erschien es mir höchst verlockend, bei solchen günstigen Bedingungen Merv aufzusuchen, das geheimnisvolle Land, das „Kaiserin des Weltalls" („Schach-i-Dschechan") genannt wurde. Der unternehmungslustige englische Korrespondent O'Donovan hatte im Jahre 1882 die neuesten und sehr sensationellen Nachrichten aus diesem Lande veröffentlicht; er hatte in dem Lande ziemlich große Lebensgefahr ausgestanden und längere Zeit in Merv gefangen gesessen.

Ich war bei der Vereidigung der Mervschen Abgesandten anwesend und fuhr am 9. Februar von Aschabad nach Chorasan; ich hatte mich mit General Komarow verabredet, nicht später als am 22. Februar in Karra-Benta zu ihm zu stoßen.

Dieses Karra-Benta (d. i. „alter Wasserdamm") befand sich an dem Flusse Tedschen;[2]) dort, als auf dem äußersten Punkt der russischen Besitzungen nach

---

[1]) Diese Bahn erstreckte sich damals nur vom Meere bis zu Kysyl-Arwat, d. i. die erste Achaltekinsche Oase auf der Entfernung von zirka 200 Werst. Die Schienen waren hier zum ersten Male in der Geschichte über eine sandige Wüste gelegt, und zwar durch General Annenkow während des Feldzuges des Generals Skobolew nach Geok-Tepe, in den Jahren 1880/81.

[2]) So wird der Unterlauf des Flusses Heri-Rud genannt, der die Oase Tedschen bewässert. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

der Mervschen Seite, war die unbedeutende Wachabteilung gelegen, mit der General Komarow Merv zu besetzen beabsichtigte.

Ich gelangte nach Chorasan über den noch nicht untersuchten Gaudanschen Höhenpaß, über den ein Saumpfad nach der Stadt Kutschan[1]) führte.

Ein andrer Paß führte über denselben, grenzebildenden, Gebirgsrücken Kopet-Dag, und zwar der Dawansche Paß; P. M. Lessar hatte ihn schon untersucht, bezeichnete ihn aber als unbequem.

Dieser P. M. Lessar, der später ein bekannter Diplomat, Botschaftsrat in London und Botschafter in Peking war, war damals noch Verkehrsingenieur und rekognoszierte das Gelände für Chausseen und Eisenbahnen östlich von Aschabad; er unterstand dem Befehlshaber des transkaspischen Landes.

Nach der Einnahme Geok-Tepes durch General Skobelew ging Lessar im Jahre 1881 als Nivelleur nach Afghanistan bis zur Stadt Herat.

Dabei machte P. M. Lessar eine geographische Entdeckung von geschichtlicher Bedeutung.

Unsrer Generation wurde gelehrt, daß die transkaspischen Steppen von der Ebene von Herat durch eine natürliche Grenze — dem schneebedeckten Bergrücken Parapamir — getrennt sei. Lessar jedoch bewies, daß ein solcher Bergrücken überhaupt nicht existiert, daß der Hauptpaß, der das transkaspische Land mit dem Herat verbindet, der Karwan-Aschan, nur einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt, und daß man von Aschabad nach Herat bequem im Wagen fahren kann. Das durch diese Entdeckung festgestellte Fehlen einer natürlichen Grenze längs dem nordwestlichen Rande Afghanistans bewog die englische Regierung, Unterhandlungen mit Petersburg anzuknüpfen wegen Feststellung einer genau vertragsmäßig festgesetzten Grenze zwischen den russischen und englischen Einflußsphären, wie in dieser Gegend, so auch weiter in östlicher Richtung.

Lessar trat 1885 in den diplomatischen Dienst und weihte dieser Aufgabe alle seine Kräfte und die besten Jahre seines Lebens. Ihm gelang es, die gesuchte Grenzlinie vom Flusse Todschen bis zum Pamir zu finden und dadurch eine Basis zu einem freundschaftlichen, kulturellen Zusammenwirken Rußlands und Englands in Asien zu legen.

Als ich mir im Herbste 1883 in Petersburg ein Zelt, Gepäck und alles Nötige für die lange Winterreise einkaufte, half mir Lessar viel durch seine Erfahrungen und guten Ratschläge. Lessar selbst kehrte einige Tage vor meinem Auszug von Aschabad zurück. Bald darauf ging er mit General Komarow nach Karra-Bent und Merv.

Der Gaudanpaß erwies sich sehr hoch; mein Aneroidbarometer sank bis zu 7200 Fuß. Der Paß war vollkommen verschneit, ebenso wie auch der Dawandsche Paß, über welchen ich ins transkaspische Land zurückkehrte.

---

[1]) Stadt in Chorasan mit etwa 10000 Einwohnern, sie wurde durch ein Erdbeben am 17. Januar 1895 völlig vernichtet. (Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

Späterhin jedoch wurde die Chaussee, die jetzt Aschabad mit Chorasan verbindet, über den Gaudanpaß gebaut, da er seiner Gestaltung nach sich doch als bequemer erwiesen hatte.

In den Distrikten Kutschan und Deriges, die sich in diesem Teile des Chorasan befinden, existierte damals eine vom Schah halb unabhängige Regierung eingeborener erblicher Gouverneure, der „Ilkhaniew". Die Bevölkerung war sehr arm. Russische Waren fand man fast nicht vor, und in den Dorfsiedlungen sah man überall die Spuren turkmenischer räuberischer Ueberfälle der „Alamanen". Die russische Regierung bemühte sich hartnäckig, diesen räuberischen Ueberfällen ein Ende zu machen.

Ich sah auf jeden Schritt und Tritt Zeichen der Wiedergeburt dieser Landschaft zu einem normalen wirtschaftlichen Leben. Vernachlässigte Bewässerungskanäle, „Kjarise", wurden wiederhergestellt, zu alten Aeckern wurden neue hinzugefügt. Die Ackerbauer arbeiteten ruhig auf den Feldern, die noch mit zahlreichen kleinen Lehmtürmchen besetzt waren, in die die Eingeborenen sich versteckten beim Herannahen der Alamanen.

Mein Führer, ein alter Turkmene, Pascha Serdarj, ein berüchtigter Räuber, der in die Dienste der russischen Regierung getreten war, sagte öfter nicht ohne Bitterkeit: „Die Perser kommen uns nett entgegen! In früheren Zeiten kam es öfters vor: Hände gefesselt und nach Merv in die Gefangenschaft. Jetzt schlafen sogar die Frauen auf den Dächern (d. h. im Freien), ohne die Entführung durch die Turkmenen zu befürchten."

Als im Herbst 1883 Rotten Mervscher Turkmenen neue Ueberfälle auf das östliche Chorasan ausführten, ließ General Komarow den oben erwähnten Wachtposten nach Karra-Benta vorrücken zur Niederwerfung dieser Räuber.

Unter diesen Umständen bedeutete die freiwillige Unterwerfung Mervs der russischen Regierung nicht nur für die Turkmenen, sondern auch für Chorasan den Anfang einer neuen Epoche des wirtschaftlichen Aufblühens, der Sicherheit und des Friedens.

Nachdem ich von den Höhen Kopet-Daga in die Oasen des Atek hinabgestiegen war, gelangte ich mit einem Dolmetscher, einem Diener und zwei Saumpferden sowie mit einem Ehrengeleite von zwei Kosaken am 22. Februar nach Karra-Bent. Der letzte Marsch von 74 Werst ohne Wasser von der Siedlung Kaachka war sehr schwierig. Der Fluß Tedschen, der bei Karra-Bent abgedämmt ist, bildet hier eine kleine Oase mit Aeckern und Gärten, hinter welchen der Fluß sich im Sande verliert. In der Nähe des Wassers waren verteilt: 4 Kompagnien der Transkaspischen Schützenbrigade, 200 kaukasische Kosaken, 1 Korporalschaft Achal-Tekinscher Miliz und 4 kleine Gebirgsgeschütze auf Rädern, so alten Systems, daß sie gar keine praktische Bedeutung hatten. Die Menschenzahl des ganzen Expeditionskorps überschritt nicht 1500 Mann.

General Komarow und sein kleiner Stab hausten in halbkegelförmigen Filzjurten (Nomadenzelten), neben welchen gewöhnlich Lessars und meine Zelte aufgeschlagen wurden.

Digitized by Google

Das Wetter war klar und frisch. Am Tage jedoch brannte die Sonne, und ich überzog meine Mütze mit einem weißen Ueberzug.

Das Leben im Lager war sehr ruhig. Es wurden die Vorbereitungen beendet zur Ueberwindung eines wasserlosen Marsches von 110 Werst bis nach Merv. Ich plauderte öfters über Politik und viele andre Fragen mit A. W. Komarow, von seiner Gastfreundschaft profitierend und durch seinen herzlichen Empfang ermuntert. Je näher ich mit diesem hochgebildeten und vielseitig begabten Menschen bekannt wurde, desto mehr wuchs meine Hochachtung für sein in Europa wohl geschätztes Wissen (in der Entomologie, Archäologie und Numismatik); diese Eigenschaften vereinigte er mit den kriegerischen Vorzügen eines alten Kaukasiers, die er ein Jahr darauf bei Kuschka so glänzend bewies. — Abends wurde beim General gewöhnlich Bridge gespielt.

Für den 25. Februar, 8 Uhr morgens, war das Ausrücken der Expedition anberaumt.

Den Abend vorher kam ich nach der gewohnten Kartenpartie eben in meinem Zelt an und zog meinen Pelz und meine Filzstiefel an, um mich schlafen zu legen, als eine Ordonnanz erschien und meldete, der General wünsche mich zu sprechen.

Ein berittener Expreßbote überbrachte soeben dem General einen Brief von Alichanow aus Merv.

In diesem Briefe teilte Alichanow, der nach Merv kommandiert war, um es für unsern Einzug vorzubereiten, mit, daß infolge der Predigten des Mullah Siach-Pusch in Merv ein Aufstand ausgebrochen sei, und daß an 5000 bewaffnete Turkmenen unter der Führung des Kadschar-Khan, eines einflußreichen und ehrgeizigen Aeltesten des Mervschen Geschlechtes der Bachschi, beschlossen hätten, das russische Expeditionskorps beim ersten Wasserplatz auf dem Wege nach Merv zu überfallen.

Der General las mir Alichanows Brief vor und wünschte meine Meinung über unsre Lage zu hören. Diese schien mir nicht beneidenswert, aber eine Meinungsverschiedenheit darüber, was zu machen wäre, konnte es nicht geben.

Selbstverständlich war das Expeditionskorps nur für eine friedliche Besetzung der Oase berechnet und nicht für irgendeinen Kampf mit einem Teile seiner Bevölkerung, die bis 400000 Seelen zählte.

Vor uns — 110 Werst wasserlosen Weges. Hinter uns mehr als 300 Werst Steppe bis Aschabad, wo damals übrigens auch nur zwei Bataillone noch standen.

Augenscheinlich beruhte unsre Kraft nicht auf der Anzahl der Bajonette, sondern auf der Wirkung des russischen Namens, der bezaubernd auf die Turkmenen wirkte, seit unlängst Geok-Tepe durch Skobelew genommen war.

Es war klar, daß die Merver unser Expeditionskorps nicht nur durch Ueberfall, sondern auch in offener Schlacht vernichten konnten. Dafür hätte genügt, daß sie die Vorräte von Futter und Getreide verbrannten, mit ihren

Digitized by Google

Herden tiefer in die Steppe wanderten und unsre Verbindung mit Aschabad störten.

Doch der Gengesch des 1. Januar war ohne Zweifel der Ausdruck des ernsten Entschlusses der Mehrheit der Bevölkerung der Oase, ihre Zukunft in die Hände der russischen Regierung zu legen.

Es war wichtig, in den Gemütern der Eingeborenen die zauberhafte Wirkung des russischen Rufes zu erhalten; dafür war es notwendig, den Mervern zu zeigen, daß alle ihre Demonstrationen dem General gleichgültig seien und nicht eine Stunde die Bewegung des Expeditionskorps aufhalten könnten. So beschloß der General Komarow auch zu handeln. Der weitere Gang der Ereignisse zeigte, wie richtig er die Sachlage übersah und wie folgerecht und erfolgreich er seine Taktik durchführte.

Am 25. Februar, um 8 Uhr morgens, zog das Expeditionskorps aus Karra-Bent in der Richtung nach Merv aus, allen Anforderungen der kriegerischen Vorsicht nachkommend.

II.

Der erste Marschabschnitt betrug nach der Marschroute 20 Werst. Wie der Marsch, so war auch das Biwak ohne Wasser. Beim Expeditionskorps waren 155 Kamele. Die Hälfte von ihnen führte Wasser für Menschen und Pferde und zum Abkochen.

Der Weg führte über eine sandige Ebene, bedeckt mit Gras, das die Karakumsche Sandwüste[1]) während der Frühlingsmonate in ausgezeichnetes Weideland verwandelt. Brennmaterial war in Gestalt von Strauchwerk genügend vorhanden. Stellenweise fand man noch Wasser von Schnee und Regen vor, das sich in lehmigen Löchern des Bodens, genannt „Kaak", angesammelt hatte.

Von 12 Uhr mittags bis 3 nachmittags wurde gerastet. Um 6 Uhr abends kamen wir zum Standort unseres ersten Nachtlagers. Die Infanterie gelangte gegen 10 Uhr abends an. Abends sangen die Schützen Chorlieder. Die Turkmenen sagten daraufhin dem Dolmetscher Tairow: „Den ganzen Tag gegangen und jetzt singen sie Lieder; gegen solche Leute kommt man nicht auf."

Ein Abgesandter von Sara-Khan, den Häuptling des nächsten Mervschen Stammes Ssytschmas, kam im Lager an, um den General zu bitten, den Zeitpunkt seiner Ankunft in der Mervschen Oase anzugeben, damit man ihm einen feierlichen Empfang bereiten könnte.

Die Nachrichten aus Merv waren gut. Der Tag war frisch, etwas trübe. Eine gleiche, nur mondhelle Nacht folgte. Im Zelte war es warm und behaglich.

Am nächsten Tage, nach einem wasserlosen Marsche von 18 Werst, schlug das Expeditionskorps beim verfallenen Bewässerungskanal Kumjab, der mit Regenwasser gefüllt war, das Nachtlager auf; dieser Ort befand sich in einer

---

[1]) Karakum heißt auf kirgisisch „schwarzer Sand". Diese Wüste liegt zwischen Aralsee, den Flüssen Sir Darja und Sary Su und dem Ajatal-Barbisee.
(Anmerkung des Uebersetzers.)

Digitized by Google

Entfernung von 2 Werst von den Ruinen der altertümlichen bucharischen oder chiwinschen Festung Kulan-Rabat.

Lessar vermaß den Weg mit Hilfe eines Odometers. Dies war das erste Rad, das nach Merv gelangte, da hier bis zu unsrer Ankunft alles auf Packtieren transportiert wurde; nicht mal die „Arba", der asiatische zweiräderige Wagen, war hier bekannt. Es existierten überhaupt keine Wege, da es auch keine regelmäßige Verbindung zwischen einzelnen Orten gab.

A. W. Komarow und seine Begleiter machten Halt bei einem Kaak mit Regenwasser, um die Pferde zu tränken. Dort begegneten wir vielen Mervern, die in Gruppen und einzeln nach Tedschen zur Arbeit gingen. Sie wollten Weizen säen; die Aussaat hatten sie bei sich. Sie hofften, daß die Anwesenheit der Russen sie vor räuberischen Ueberfällen schützen werde.

Unweit weideten einige Hammelherden auf dem prächtigen Steppengrase; sie weideten zum ersten Male fast ohne Schutz. Diesen Umstand schrieben wir unsrer Ankunft und dem hergestellten Frieden zu. Es waren lauter gute Symptome.

General Komarow teilte mit Hilfe des Dolmetschers Tairow den begegnenden Turkmenen in ihrem Fassungsvermögen angepaßten Worten und einfach gebauten Sätzen mit, daß wir nach Merv gekommen seien, um jedem Eingeborenen die Möglichkeit zu geben, seinen Beschäftigungen friedlich nachzugehen; die Reichen könnten ihren Reichtum vergrößern, die Armen könnten sich bereichern; daß der Glauben, die Gebräuche und das Eigentum der Eingeborenen unangetastet bleiben sollten unter der Herrschaft des russischen Zaren, der kein Alamanentum (Räuberei) zulassen und jeden bestrafen werde, der das Leben und die Sicherheit friedlicher Bürger bedrohen würde.

Eine ebensolche Proklamation des Generals wurde durch Alichanow in Merv verlesen; Alichanow meldete, daß die Merver, nachdem sie sie gehört, ihm sagten: „Wenn alles so sein wird, dann brauchen wir nichts Besseres."

Alichanow fügte noch hinzu, daß die Merver es gern gesehen hätten, wenn keine russischen Truppen in ihr Gebiet kommen würden. Doch dieses ist unmöglich, da zur Bezähmung der Alamanen die Anwesenheit einer bewaffneten Kraft unumgänglich nötig ist. Es war klar, daß für einen Krieg gegen die Russen nur die aristokratischen Familien der früheren Khane waren, die bei der russischen Verwaltung ihre frühere Macht einbüßen mußten; auch die Jugend war dafür, da sie ungerne von der Räuberei ließ, durch die sie ihre Tapferkeit beweisen und auch in althergebrachter Art sich ihre Bräute holen konnten: der Bräutigam mußte sich im Kampfe auszeichnen und aus der Beute den „Kalym", das Lösegeld, den Eltern der Braut bezahlen. Da außerdem jegliche Industrie und jeglicher Handel fehlten, war die Räuberei die einzige Art einer schnellen und ehrenvollen Bereicherung.

Nach dem Befehle des Generals wurden bei den uns begegnenden Turkmenen einige Hammel gekauft, und zwar für bares Geld und zu gutem Preise.[1])

[1]) 20 persische Krane oder 8 Rubel für einen Hammel, der zirka 2 Pud schieres Fleisch hatte.

Digitized by Google

Diese Käufe wirkten sehr günstig auf die Stimmung der Eingeborenen, da sie eine wertvolle faktische Bekräftigung der freundlichen Reden des Generals waren.

Am 27. Februar gelangte das Expeditionskorps nach einem wasserlosen Marsche von 26 Werst zum Biwak bei Karib-Ata; jetzt befindet sich da eine gleichnamige Station der zentralasiatischen Eisenbahn, die letzte vor Merv.

In Karib-Ata befanden sich zwei kleine Seen mit Süßwasser, das von getautem Schnee gebildet war. Dies waren dieselben Seen, zu denen Kadschar-Khan uns nicht hinzulassen wollte.

Jedoch gelangte General Komarow schon um 1 Uhr 40 Minuten nachmittags dorthin und gruppierte die Truppen um den Kaak, so daß der Zugang zum Wasser von allen Seiten abgeschnitten war.

Die nicht organisierten Truppen des Kadschar-Khan hatten sich verspätet.

Dieser letzte Marsch führte die ganze Zeit durch Unterwald und Strauchwerk, vorbei an den Brunnen von Dort-Kuju (jetzt auch eine Eisenbahnstation); diese Brunnen enthielten ein salzhaltiges Wasser, das nach Schwefelwasserstoff roch, das die Pferde jedoch tranken.

Unterwegs sahen wir Aecker, die einmal in fünf bis sechs Jahren durch die Ueberschwemmung des Flusses Murgab bewässert wurden; dieser Fluß speist auch die angrenzende Mervsche Oase.

Einige Haufen von Saman, dem einheimischen Futtermittel, wurden vor unserer Ankunft in Brand gesteckt und brannten noch, als wir ankamen. Jedoch fütterten die Kosaken die Ueberreste auf, da wir wenig Futter mithatten.

Die Mervschen Khane Sara-Batyr (vom Geschlechte Bachschi) und Maily-Khan sandten uns nach Karib-Ata wasserbeladene Kamele und zwei Mann mit einem Briefe entgegen. In diesem Briefe bedankte sich Alichanow beim General für die Nachricht, daß er zum Major befördert worden war. Er schrieb, in Merv sei alles ruhig.

Alichanow selbst hatte die Absicht, am nächsten Tage mit Mervschen Khanen und Reitern in unser Lager zu kommen, um den General feierlich zu empfangen.

Immer mehr Merver kamen zu unserem Lager, um uns Tschurek (einheimisches Brot) und Furage zu verkaufen. Nachdem sie ihre ganze Ware abgesetzt hatten, ritten einige nach dem zirka 20 Kilometer entfernten Merv, um neue Vorräte zu holen. Bald wird sich hier wohl eine große Oase herausbilden, dachten wir uns, das ist ausgezeichnet, da die Vorteile der russischen Okkupation dadurch den Eingeborenen augenscheinlicher werden.

In Karib-Ata hatten wir Rasttag. Am Abend spielten wir Bridge. Wir hatten keine wasserlosen Märsche mehr vor uns.

Am 28. Februar war der Himmel vom Morgen an bedeckt. Dann fing ein ununterbrochener Regen an.

Ungefähr um 9 Uhr kam Alichanow an. Aus Merv ritten mit ihm alle vier Khane aus, die unter Beförderung zu Majoren, zu Hauptleuten der vier Stämme der Mervschen Turkmenen ernannt wurden; auch ritten mit ihm alle Aeltesten (Aksakale) aller Mervschen Stämme in der Zahl von zirka 300 Mann

Digitized by Google

und fünf alte Turkmenen aus Yolatana, die die Absicht hatten, auch die russische Staatsangehörigkeit zu erwerben.

Die Khane und ihre Begleiter kamen jedoch nicht ins Lager, sondern blieben in der Entfernung von zirka 2 Kilometer hinter einem Hügel stehen, um dort, wie sie sich ausdrückten, Befehle zu erwarten.

In Wahrheit jedoch warteten sie nach asiatischem Brauch keine Befehle ab, sondern wollten den Ausgang der bevorstehenden Schlacht Kadschar-Khans mit General Komarow abwarten. Hätte wider Erwarten Kadschar-Khan gesiegt, so würden unsre Freunde zweifelsohne zu ihm gestoßen sein und mit ihm die Beute geteilt haben. Da jedoch wir die Sieger blieben, so blieben die Khane und ihre Anhänger uns treu. Unterdessen teilten uns die Khane alles mit, was sie über die Bewegung und den Vormarsch der feindlichen Merver erfahren konnten. Komarow durchschaute diese zweifelhafte Freundschaft natürlich vollkommen. Er ließ sich aber in seinen Unterhandlungen mit den Khanen nichts merken und bezeugte ihnen ununterbrochen seine Freundschaft und sein Vertrauen, das sie übrigens nachher in der Tat auch rechtfertigten.

Alichanow teilte uns bei seiner Ankunft mit, daß, trotzdem noch gestern vollkommene Ruhe herrschte, heute alle Anhänger des Kadschar-Khan auf das Geheiß von Siach-Pusch in Merv Unruhen stifteten und gegen die russischen Truppen auszogen.

Einige Stunden später benachrichtigten die Khane den General, daß Kadschar-Khan näherrücke und zu unserm Lager gegen 2 Uhr nachts gelangen könnte.

Angesichts dessen befahl der General den Truppen, ums Wasser ein Karree zu bilden.

Da wir jedoch zu wenig Truppen hatten und es zugleich notwendig war, alle Wege zum Süßwassersee zu verteidigen, hatte unser Karree nur drei Seiten; die dritte Seite wurde durch eine Schwarmlinie der Infanterie gebildet.

Die Kamele, die sich völlig gleichgültig zu allen Ereignissen verhielten, und das Gepäck wurden in der Mitte des Karrees versammelt; ebenda befanden sich auch die Nomadenzelte Komarows und seines Dolmetschers, sowie Lessars und meine Zelte.

Die Korporalschaft der Achal-Tekinschen Miliz, 18 Mann, bewaffnet mit Berdangewehren, wurde in der Richtung vorgeschickt, aus welcher Kadschar-Khan erwartet wurde, und 200 Kosaken des Tamanjschen Kosakenregiments hielten die Kreuzungen besetzt und verbanden das Lager mit der vorgeschickten Abteilung.

Gegen 3 Uhr nachts hörten wir Schüsse fallen; die vorrückenden Turkmenen stießen auf die Milizsoldaten und eröffneten ein Feuergeplänkel. Kadschar-Khan erzählte mir späterhin, daß er dabei vier Mann an Toten und neun Verwundeten verlor. Die Miliz hatte keine Verluste. Das Pferd eines jungen Turkmenen, eines Anhängers Kadschar-Khans, scheute vor den Schüssen, brach aus und brachte auf seinem Rücken seinen Herrn direkt in unser Lager, wo er auch verhaftet wurde.

Bald wurde wieder alles still.

Digitized by Google

Eine Kosakenpatrouille klärte auf und stellte fest, daß der Feind den Rückzug angetreten habe; als ich vorritt, um mich von der Lage der Dinge durch Augenschein zu überzeugen, traf ich Boten unserer Khane, die mit Berichten zum General unterwegs waren. Nach ihren Nachrichten zog sich Kadschar-Khan mit seinen Leuten zurück; er hatte sich überzeugt, daß der Kaak von den Russen schon umkreist war. Außerdem litt der Feind selbst an Wassermangel und kehrte deshalb nach Merv zurück. Wir hatten auf unserm Marsche die intakten Bewässerungskanäle der Oase noch nicht erreicht; um nun in der Steppe standhalten zu können, war der Feind wie auch wir auf das Wasser des Karib-Ata angewiesen. Wir waren beim Wasser früher als die Mervер angelangt; da die Mervер keine Hoffnung hatten, die Seen zurückzuerobern, zogen sie sich notgedrungen zurück.

III.

Da die Mannschaft den großen Teil der Nacht unter Gewehr verbracht und Ruhe nötig hatte, beschloß General Komarow, noch einen Tag in Karib-Ata zu bleiben. Wahrscheinlich wollte Komarow sich auch von der Bedeutung des gestrigen Ueberfalles und der Stellungnahme der Eingeborenen zu demselben überzeugen.

Die Turkmenen kamen, wie tags zuvor, schon morgens zu unserm Lager, Brot, Furage und Hammel zum Kauf anbietend.

Unsre Khane mit ihren Reitern hielten sich jedoch noch immer hinter dem Hügel, teilten jedoch dem General alles mit, was in Merv vorging.

Bald darauf meldeten sie uns, daß in der Richtung der Steppe eine Schar unsrer gestrigen Gegner sich versammelte. General Komarow erteilte sofort den Befehl, daß die Korporalschaft der Akal-Tekinschen Miliz unter der Führung eines russischen Unteroffiziers zur Aufklärung dorthin vorrücken sollte.

Etwa 150 Werst vom Lager entfernt entdeckten die Milizsoldaten ungefähr 150 berittene und bewaffnete Mervер, die auch eine Fahne mitführten.

Ohne lange zu überlegen, stürmte die Korporalschaft reißend vor und griff die Mervер mit gezogenem Säbel an. Einige Mervер wurden getötet. Die übrigen flohen, die Verwundeten mitnehmend, unter denen auch der Sohn Kadschar-Khans war. Wir hatten keine Verluste.

Diese Begebenheit bewies, daß die Turkmenen bei einer entsprechenden Organisation nützliche kriegerische Fähigkeiten besitzen. Was die Tatsache anbelangt, daß die Achal-Tekinschen Turkmenen sich so gerne in einen Kampf mit den Merv-Tekinern einließen, so erklärt sie sich durch das völlige Fehlen des Gefühles der Stammeinheit bei den Turkmenen; vielleicht ist es auch dadurch zu erklären, daß die Leute von der Achal-Tekinschen Miliz auf ihre Würde als russische Soldaten sehr stolz waren und diese erst unlängst verliehene Würde und die verliehenen Kosakenachselstücke hoch in Ehren hielten; sie waren auch begierig, zu zeigen, daß sie an Tapferkeit und Tüchtigkeit den übrigen Eingeborenen, die nicht durch den Dienst im russischen Heere geehrt waren, weit überlegen seien.

Digitized by Google

Gleich nach der Einverleibung von Merv organisierte General Komarow auch dort eine Miliz von 100 Eingeborenen; er gab ihnen ebenso wie den Achal-Tekinern ein genügendes Gehalt[1]) und übertrug ihnen einen Militärdienst, der jedenfalls für die übrige Bevölkerung keine Gefahr bedeutete; die Ehrenposten verteilte er an die eingefleischtesten und tapfersten Merver Alamanen. Sie leisteten dem General tapfere Hilfe in der Schlacht mit den Afghanern am Flusse Kuschka.

Als ich am selben Tage gegen Mittag im Zelte Komarows saß, wurde gemeldet, daß der Merver Hauptmolla herannahe.

Der General befahl, ihn zu empfangen. Nach einigen Minuten ritt in Begleitung zweier Diener ein großgewachsener, würdig aussehender Greis zum Zelte heran; er hatte einen langen, grauen Bart und war in ein weißes Gewand gehüllt; auf dem Kopfe hatte er einen riesengroßen weißen Turban.

Der Molla ließ sich vom Pferde heben und trat, von seinen Dienern gestützt, ins Zelt des Generals; nach einer Verbeugung wandte er sich an ihn mit einer langen und blumigen Begrüßungsrede.

Er gab seiner Freude über die Ankunft des Generals in Merv Ausdruck; er dankte dem weißen Zaren für seine Bereitwilligkeit, das Mervsche Volk unter seinen hohen Schutz zu nehmen; auch versicherte er, daß von nun an für Merv eine neue Aera der Ruhe und des Wohlstandes anbreche.

Als Antwort sagte der General dem Molla, daß er mit Vergnügen das Haupt der Mervschen Geistlichkeit begrüße; er wiederholte noch einmal die Versprechungen, die in seiner Proklamation enthalten waren; zum Schluß bat er den Molla, auf seine Landsleute einzuwirken, auf daß diese Gefühle der Dankbarkeit und der Treue dem russischen Zaren, auf die er eben hingewiesen hatte, sich befestigten.

Es wurde Tee gereicht, und die freundschaftliche Unterhaltung zog sich in die Länge.

Ganz zum Schlusse sagte der Molla dem General: „Unser Volk ist unwissend und wild; in seiner Mitte gibt es dumme Leute, die vor dem Erscheinen der russischen Truppen Angst haben und nicht verstehen, welch großer Nutzen uns dadurch entspringt. So gingen gestern einige solcher Leute aus Merv und einer von ihnen, ein unüberlegter Jüngling, geriet in Euer Lager. Angesichts der Freundschaft, die Ihr mir jetzt erweist, erlaubt mir, ihn mit mir mitzunehmen."

---

[1]) Der Milizionär erhielt ein Gehalt von 25 Rubel monatlich; dabei mußte er sein eignes Kleid und eignes Pferd haben; auch mußte er sich und sein Pferd ernähren. Der Staat lieferte ihm ein gezogenes Gewehr und Patronen. Die Milizionäre erzählten mir, daß sie ja eigentlich früher durch räuberische Ueberfälle auf Perser bedeutend mehr als 300 Rubel jährlich verdienten, jedoch riskierten sie dabei, gefangen und gepfählt zu werden. Deshalb erschien ihnen der Dienst der russischen Regierung auch vorteilhafter hinsichtlich der persönlichen Sicherheit. Gewöhnlich versahen die Milizionäre den Wach- und Patrouillendienst längs der Grenzen des transkaspischen Landes.

Digitized by Google

„Ich schenke Ihnen den Mann," sagte der General und befahl, den gestrigen Gefangenen zu bringen und ihm sein Pferd und seine Waffen — einen Säbel und ein Gewehr — zurückzugeben.

Der Molla bedankte sich aufs herzlichste, seine Diener halfen ihm aufs Pferd, und er kehrte mit dem befreiten Turkmenen zurück nach Merv.

„Warum haben Sie dem Gefangenen die Waffen wiedergeben lassen?" fragten viele von uns nachher den General. „Er wird doch heute Nacht wieder auf uns schießen."

„Unsre Lage wird dadurch, daß die Merver ein Gewehr mehr oder weniger haben, nicht verändert," antwortete Komarow. „Und darum habe ich dem Molla nicht nur den Gefangenen, sondern auch sein Gewehr zurückgegeben, damit die Turkmenen wissen, daß meinetwegen sie mir alle . . ."

In diesem Ausdruck à la Cambronne spiegelte sich die ganze Politik Komarows den Turkmenen gegenüber. Sie sollten immer mehr und mehr überzeugt werden, daß wir unermeßlich höher stehen als sie; zugleich aber erwies er sich gütig und freundlich bis zur letzten Möglichkeit jedem Eingeborenen gegenüber.

Abends wurde der Befehl erteilt, sich zum Marsche nach dem Gehöft Owas-Topas bereitzuhalten; dieses Gehöft war etwa 8 Kilometer von der Mervschen Festung Kouschut-Khan-Kala entfernt gelegen.

Das Gehöft Owas-Topas gehörte zum Bezirk des obenerwähnten Sara-Batyr-Khan; dieser hatte den Befehl erteilt, über die zahlreichen Bewässerungskanäle, die wir auf dem Wege passieren mußten, Brücken zu schlagen, die für das Passieren der Kompagniewagen und unsrer Artillerie breit genug waren.

Am 29. Februar rückte das Expeditionskorps in der Frühe aus. 5 Werst ging es ohne Zwischenfälle vorwärts über die Brücken des gastfreundlichen Sara-Batyr. Einige dieser Bewässerungskanäle waren bis 2 Saschen breit (1 Saschen = 7 Fuß. Anmerkung des Uebersetzers). Jedoch die turkmenischen Milizsoldaten, die auf ihren rasseechten tekinschen Hengsten ritten, machten wenig von den Brücken Gebrauch; sie erweckten in uns eine unwillkürliche Bewunderung für die Leichtigkeit, mit der sie ritten und in vollem Lauf über die wassergefüllten Gräben setzten, besser als man es auf einer westeuropäischen Parforcejagd tut.

Die tekinschen Pferde sind durch ein jahrhundertaltes System zu ausgezeichneten mutigen und großen Rennern emporgezüchtet worden. Sie haben in vielen Hinsichten Aehnlichkeit mit reinrassigen englischen Pferden.

Als im Jahre 1861 die Turkmenen eine nach Tausenden zählende persische Armee auf den Kopf geschlagen, alle Geschütze erobert und die mit dem Leben davongekommenen persischen Krieger zu Sklaven gemacht hatten, ritten turkmenische Reiter in weniger als vierundzwanzig Stunden bis zu der 100 Werst von Merv entfernten persischen Festung Serrachs; sie plünderten dort die ganze Umgebung, bevor die Nachricht von der persischen Niederlage dorthin gelangt war.

Als wir uns gegen Mittag schon in der Nähe des Gehöftes Owas-Topas befanden, hörten wir vor uns Kanonenschüsse.

Digitized by Google

Folgendes stellte sich heraus: Die Anhänger Siach-Puschs und des Kadschar-Khan waren noch lange nicht entmutigt durch die gestrigen und heutigen Erfahrungen. Sie besaßen noch einige persische Kanonen aus dem Feldzug von 1861; diese schleppten sie auf die Brustwehr der Festung Merv (Kouschut-Khan-Kala) herauf. Durch Zeichnungen sammelten sie Geld zum Ankauf von Schießpulver und begannen nun aus diesen Geschützen in die Richtung, aus der das russische Expeditionskorps erwartet wurde, zu feuern.

Solch eine Schießerei konnte unsern Truppen natürlich keinen Schaden beibringen; entweder sollte sie die Russen einschüchtern oder aber den Mut der feindseligen Turkmenen heben.

Da die Schießerei nicht aufhörte, baten einige Offiziere den General Komarow um Erlaubnis, die Festung Merv im Sturme zu nehmen.

Die Versuchung war wirklich groß. Die Erstürmung von Merv würde ein geschichtliches Ereignis werden, welches den Stürmenden Ruhm, St.-Georgs-Kreuze und andre Belohnungen einbringen würde. Vom Standpunkt der militärischen Karriere aus war es für die Mitglieder des Mervschen Expeditionskorps eine außerordentlich günstige Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Jedoch fühlte General Komarow tief und ehrlich nicht nur seine taktische Lage, sondern auch die auf ihm ruhende politische Verantwortung.

„Nein," sagte er „wir sind nicht hierhergekommen, um Krieg zu führen, sondern um Frieden zu stiften. Lassen wir sie. Morgen werden sie von selbst weggehen."

Der General erklärte mir, daß die unorganisierten Scharen der Eingeborenen nicht lange auf einem Platze verbleiben können, da sie keine Verpflegung haben. Sollten heute in Kouschut-Khan-Kala einige tausend Merver versammelt sein, so müßte morgen ein großer Teil von ihnen wegrücken. Jedoch das Hauptmotiv der Handlungsweise Komarows war sein unbeugsamer Wille, der Okkupation von Merv den friedlichen Charakter zu erhalten; es sollte eine freiwillige und friedliche Unterwerfung des Landes unter das russische Zepter sein. Dies war die Tendenz, die der General auf seinem ganzen Feldzuge verfolgte.

Nachdem das Expeditionskorps Owas-Topas passiert hatte, blieb es unweit von diesem Orte stehen. Um 1 Uhr wurde das Biwak aufgeschlagen. Uns umgab vollkommen flaches Ackerland, das von einem Netz von Bewässerungskanälen durchschnitten wurde.

Das Lager wurde wie bei Karib-Ata aufgeschlagen. Die Kamele, der Train, die Wagen und die Zelte in der Mitte, die Truppen im Umkreis.

Unsre Khane folgten uns den ganzen Tag in gleicher Richtung, sich 2 bis 3 Kilometer abseits haltend. Sie biwakierten gleichzeitig mit uns in gleicher Entfernung.

Gegen Abend meldeten sie dem General, daß Kadschar-Khan heute nacht um 12 uns zu überfallen gedenke.

Zu dieser Zeit war alles zum Empfange des Feindes bereit.

Um den Train und die Zelte wurde wieder ein Karree gebildet; da wir jedoch hier nicht ein so großes Wasserbecken wie in Karib-Ata umstellen mußten,

Digitized by Google

konnten wir dem Karree vier vorschriftsmäßige Fronten geben. Jede Seite wurde annähernd durch je eine Kompagnie gebildet, die in entwickelter Front zwei Glieder tief sich aufstellte. Die Seiten des Karrees waren numeriert, die nördliche Seite trug die Nummer 1.

Der Mannschaft war befohlen, Ellenbogen an Ellenbogen zu stehen; Verschanzungen waren nicht aufgeworfen. Diese Taktik war genau die der napoleonischen Epoche, jedoch war sie hier, den örtlichen Bedingungen nach, sehr zweckmäßig.

Das Feuer sollte nur nach Kommando und in Salven erfolgen. Gezielt sollte auf 300 Schritt werden.

Das ganze Expeditionskorps war mit Berdangewehren ausgerüstet, einer ausgezeichneten Waffe, mit der in der türkischen Kampagne 1877/78 nur die Garde ausgerüstet war.

Die Merver waren ausgerüstet mit Gewehren verschiedenster Systeme; ein Exemplar davon hatten wir bei unserm entlassenen Gefangenen gesehen.

In Erwartung des Ueberfalles schritt der General mit seinem Stab die Front ab. Es war eine warme, klare Nacht, und der Vollmond erleuchtete auf weite Entfernung das flache Gelände.

„Wie gut ist es, daß jetzt Vollmond ist," sagte ich zum General.

„Ich habe damit gerechnet," antwortete er. Da erst begriff ich, warum A. W. Komarow bei meiner Abfahrt von Aschabad darauf drang, daß ich gerade am 22. Februar in Kara-Bent zu ihm stoßen soll. Der 22. Februar war acht Tage vor Vollmond. Augenscheinlich hatte Komarow vorausgesehen, daß, wenn wir auf Widerstand bei den Mervern stoßen würden, dieser in Gestalt von nächtlichen Ueberfällen erfolgen würde. So war es auch in der Tat.

Gegen Mitternacht hörten wir aus der Ferne, der nördlichen Front des Karrees gegenüber, Rufe: „Allah, Allah!" Schüsse gingen los, häuften sich, die Kugeln pfiffen über uns hinweg, und bald konnte man sehen, wie turkmenisches Fußvolk, in dichten Scharen über die erhöhten Ränder der Wasserkanäle kriechend, zum Sturme auf das Lager vorrückte.

Das Pfeifen der Kugeln erinnerte mich an den Balkanfeldzug. Jedoch das türkische Feuer war, wenn auch ebenso undisziplinierter, viel ernsthafter als das der Turkmenen.

Ich stand neben dem General an der Nordfront, als in der Nähe von uns ein Stöhnen erscholl. Eine Kugel traf einen Schützen in den Leib. Gegen Morgen war er tot.

Die Mannschaft hielt die Gewehre im Anschlag, mit ruhiger Aufmerksamkeit das Kommando erwartend.

Die Turkmenen kamen immer näher heran. Ihre „Papachen" (hohe Mützen aus Hammelfell) zeichneten sich scharf auf dem offenen Horizont ab. Die Rufe „Allah" gelangten bald zu ihrer höchsten Entfaltung und verwandelten sich in ein Heulen. Als die Merver zirka 300 Schritt entfernt waren, ertönte das Kommando: „Erste Front Feuer!"

Digitized by Google

Es ertönte eine glänzend klappende Salve der nördlichen Front. Die Mannschaft lud sofort die Gewehre wieder und gab nach Kommando die zweite und die dritte Salve ab.

Eine Grabesstille trat ein.

Nach einigen Minuten schickte der General 100 Kosaken vor, um das Gelände zu rekognoszieren. Die Kosaken zählten 16 turkmenische Leichen. Die übrigen Merver waren verschwunden. Unsere Verluste beschränkten sich auf den einen tödlich verwundeten Schützen.

Während General Komarow sich an der Nordfront befand, geschah in der Mitte des Lagers ein tragikomischer Zwischenfall. Der Dolmetscher des Generals, Tairow, der offiziell den Posten des russischen Handelsagenten in Budschnurda und Kutschan bekleidete, war ein Perser; bei Beginn des Gefechtes handelte Tairow nach dem Muster der persischen Generäle, d. h. er zog sich in sein Zelt zurück. Dieses Zelt glich dem des Generals Komarow vollkommen und war auch wie immer neben demselben aufgestellt.

Plötzlich wird der Woilach beim Zelteingang Tairows hochgehoben, und ein Turkmene mit gezogenem Säbel in der Hand schleicht sich herein.

Der Dolmetscher schrie auf, der Merver wurde gepackt und entwaffnet; als man ihn fragte, wozu er gekommen wäre, antwortete er tapfer: „Ich wollte den General ermorden."

Es stellte sich heraus, daß, als die allgemeine Aufmerksamkeit nach der Seite des Lagers abgelenkt wurde, wo das Gewehrfeuer begann, es diesem Turkmenen gelungen war, sich in die Mitte des Lagers zu schleichen; er nahm an, daß der russische General nach persischem Brauche während des Gefechtes in seinem Zelte sitzt, und schlich sich in dasjenige, in dem er ein Licht erspähte. Zu seinem Pech war das das Zelt des Dolmetschers.

Nachdem der General Komarow sich von der Flucht der Merver überzeugt hatte, befahl er den Leuten, sich zu rühren, und kehrte in sein Zelt zurück.

Das ihm da gemeldete Attentat des Merver brachte den General in eine recht schwierige Lage.

Dieses Verbrechen ungesühnt zu lassen, war schlechterdings unmöglich. Es war aber höchst unerwünscht, den Verbrecher zu richten und zu füsilieren oder zu hängen; der Hingerichtete wäre in den Rang eines Märtyrers für Glauben und Heimat erhoben worden, und das Andenken an ihn, mit dem Nimbus des Märtyrertums umgeben, würde lange Zeit die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Mervern und Russen verhindert haben.

Aus diesem Dilemma rettete sich der General durch einen sehr weisen Entschluß.

Er rief den oben erwähnten Sara-Batyr-Khan, auf dessen Territorium wir uns befanden, und sagte zu ihm:

„Ich bin dein Gast; dieser Mensch wollte mich töten. Ich gebe ihn in deine Gewalt; tue mit ihm, was du willst."

Der Khan führte den Mörder aus dem Lager hinaus und erschoß ihn. Am nächsten Morgen sah ich unweit seine nackte Leiche liegen. Die Handlungs-

Digitized by Google

weise des Sara-Batyr-Khan entsprach den örtlichen Gebräuchen und befriedigte die turkmenischen Sittlichkeitsbegriffe. Der Erschossene wurde bald vergessen.

Am nächsten Tage gelangte das Expeditionskorps ohne weitere Zwischenfälle an sein Ziel — zur Festung Merv oder Kouschut-Khan-Kala.

(Schluß folgt)

Graf Nigra

Erinnerungen und Briefe

Von

Sigmund Münz (Wien)

Kein Diplomat an der Wende des neunzehnten und des zwanzigsten Jahrhunderts konnte auf eine so lange und wechselreiche Laufbahn zurückblicken, keiner konnte sich einer so bedeutsamen Vergangenheit rühmen wie Costantino Nigra, der im Juli 1907 in Rapallo in Ligurien im achtzigsten Lebensjahre verstorbene ehmalige italienische Botschafter in Paris, Petersburg, London und Wien. Schon im sechsten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts hatte er sein Cachet. Die andern Diplomaten Italiens, die in unser zwanzigstes Jahrhundert hinüberlebten, hatten erst, als die nationale Einheit vollzogen war, ihre Leiter erklommen. Nigra dagegen war schon in hervorragender Stellung am Pariser Hofe, als Italien noch gar nicht die beiden letzten Stationen seiner Einheit, Venedig und Rom, erreicht hatte. Er mußte manchmal seine taktvolle Gewandtheit zur Geltung bringen, damit die Niederlagen Italiens auf dem Schlachtfelde, etwa die im Kriege von 1866 gegen Oesterreich, vergessen würden. Wo die Armee versagte, mußte für Italien die Diplomatie mit der Feder kraftvoll einsetzen. Italien war nicht umsonst das Land, das einen Machiavelli hervorgebracht hatte. Auch Nigra war solch eine Feder, deren geschickter Zug in Paris wettmachte, was durch ein stumpfes Schwert bei Custozza und durch eine schlechte Leitung bei Lissa verloren war. Cavour war sein Lehrer in der diplomatischen Kunst.

In sehr jungen Jahren schon war er Sekretär des großen Staatsmannes, der durch seine unerreichte diplomatische Meisterschaft Italien geeinigt hat. Schon 1856 hatte Nigra — damals ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren — den Grafen Cavour zum Pariser Kongreß begleitet.

Cavour, der selbst keinen klassischen Unterricht genossen hatte, weder Lateinisch konnte noch mit der italienischen Literatur ernstlich vertraut war, hielt viel auf guten, geschlossenen, tüchtigen Stil, und dies hat auch Nigra von ihm gelernt, wenn er auch im Gegensatz zu Cavour, der einmal gestand, wohl kein Latein, aber desto mehr die Logik zu wissen, ein Mann von höchster klassischer Bildung war.

Eines Tages sandte er dem Schreiber dieser Zeilen, der in den fünfzehn letzten Jahren von Nigras Wiener Botschafterzeit (1885 bis 1903) in steter

Digitized by Google

Verbindung mit ihm stand, die Kopie eines Briefes, den er an einen hervorragenden italienischen Publizisten geschickt hatte, und in welchem er die folgende Erinnerung auffrischte: „Ich habe," schrieb Nigra, „mit Mühe und Not den Grafen Cavour zurückgehalten, von einem Augenblick zum andern von seinem Posten in Washington einen unsrer Diplomaten abzuberufen, der, statt ihm einen nüchternen und präzisen Bericht über eine um jene Zeit in den Vereinigten Staaten ausgebrochene wirtschaftliche Krise zu übermitteln, ihm einen gelehrten Bericht einsandte, in welchem die „conciossiaché" (weil — da) und die langen, nach der Schablone gewisser Reden gestalteten Perioden überwogen."

Nigra selbst bildete sich, wie wir ihn aus seinen Gesprächen kannten, auf seine diplomatische Kunst, die ja viel dazu beigetragen hatte, Venedig dem Königreiche Italien einzuverleiben, gar nicht allzuviel ein, trotzdem Cavour diese Kunst bereits in Nigras frühen Jahren so hoch veranschlagt hatte, daß er seinen jungen Liebling fast all den großen Aufgaben gewachsen glaubte, die er selbst, sich schnell fürs Vaterland verzehrend, vollbrachte. Desto stolzer war Nigra, der auch als Philologe und Dichter sich einen Namen gemacht hat, auf seine literarischen Eigenschaften, und er hielt sie keineswegs für etwas, was fernab von seinem eigentlichsten Berufe gelegen wäre, sondern für einen unumgänglichen Bestandteil seiner diplomatischen Aufgaben. Er rühmte sich, mit Marco Minghetti, Ricasoli, Visconti-Venosta, Ruggero Bonghi und dem, wie er meinte, leider allzu schnell vergessenen Isacco Artom, seinem einstigen Kollegen als Privatsekretär Cavours, beigetragen zu haben, den diplomatischen Stil des modernen Italien zu schaffen. Früher, meinte er, hätten jene italienischen Diplomaten, die innerhalb des werdenden neuen Italien etwas zählten — die piemontesischen — ausschließlich Französisch geschrieben. War ja auch Cavour solch einer, der das Französische ungleich mehr als das Italienische meisterte. Allen Ernstes meinte Nigra, man müßte, um eine in einigermaßen gutem Italienisch abgefaßte diplomatische Note zu lesen, bis auf den Kardinal Bentivoglio zurückgehen. „Ein italienischer Botschafter, der es sich träumen ließe, vor Kaiser Wilhelm oder Herrn Loubet die Reden zu halten, die der Historiker Guicciardini und Machiavelli den venezianischen und Florentiner Gesandten, die bei dem allerchristlichsten König oder bei Karl V. oder beim Papst beglaubigt waren, in den Mund legt, würde Gefahr laufen, vor die Tür gesetzt zu werden." Er selbst schrieb schlicht und durchsichtig wie ein klarer Quell. Literarisches Können hatte er als die Kunst, sauber und nüchtern zu sprechen und zu schreiben, hingestellt, und so, meinte er, müßte man schreiben, ob es sich um Schuhe oder internationale Politik handle. Als wir einmal von einem sog. Gedankendichter, der über eine weniger gute Form verfügte, miteinander plauderten, meinte er: „Die Form ist bei Gedichten die Hauptsache," und er zitierte ein Wort aus dem Korpus juris: „Forma esse rei." Und ein andermal rühmte er mir gegenüber die Klarheit des Ausdrucks und bemerkte: „Dichtungen, die nicht leicht hinfließen, sind keine Dichtungen." Dies sagte er, als die Rede auf gewisse anspruchsvoll pathetische Schwerfälligkeiten Carduccis kam.

Digitized by Google

Wenn ich in den Briefen blättere, die ich von ihm aufbewahre und die sich über den Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt ausdehnen, so tritt mir aus seinen Schriftzügen und aus dem, was sie mitteilen, die saubere und nüchterne, die bescheidene und vornehme Persönlichkeit des Schreibers entgegen. Ich glaube ihn aber auch vor mir zu sehen mit seinem scharfen und bestimmten Antlitz. Er war ein Piemontese, und die starre Kraft der piemontesischen Gletscher schien in ihm durch die Sonne Italiens gelöst. So war er denn sehr gemessen und ohne allzu mitteilsames südliches Gebärdenspiel.

Dankbar für Anerkennung, jagte er doch nie nach Reklame. Ganz im Gegenteil. Er konnte sich aufregen, wenn man zu viel von ihm sprach. Er war der Meinung, daß es dem Diplomaten nicht gezieme, sich zu viel auf der Bühne der Oeffentlichkeit vorzuwagen.

Im Juni 1898 vollendete er das siebzigste Lebensjahr. Die „Neue Freie Presse" beglückwünschte ihn am Vorabend seines Geburtstages in einem eingehenden Feuilleton. In Wien erfuhr man erst aus diesem, daß der Botschafter Italiens siebzig Jahre alt geworden. Allgemein hielt man ihn für jünger. Auf die Anfrage einiger Wiener Blätter, ob es sich bestätige, daß Graf Nigra siebzig Jahre alt geworden, gab die Italienische Botschaft den Bescheid, er feire keineswegs seinen siebzigsten Geburtstag. Sofort verleugnete die ganze übrige Presse einmütig den voreiligen Glückwunsch und dessen Verfasser. Dieser freilich hatte seine Kenntnis aus dem offiziellen „Annuario diplomatico" geschöpft, in dem es schwarz auf weiß zu lesen war: „Nacque a Sale Castelnuovo — Circondario d'Ivrea — il 12. giugno 1828." Einen Augenblick stutzte er, als er in den Zeitungen die Erklärung der Botschaft las, und sagte sich: Wer weiß es besser, der Graf selbst oder das Annuario und der mit diesem verbündete Verfasser? Daß Graf Nigra, aus dessen Munde ich nie eine Unwahrheit oder etwas, was einer solchen ähnlich sah, gehört hatte, auch in dem vorliegenden Falle nicht gelogen haben könne, war mir über jeden Zweifel erhaben. Aber bald erkannte ich den Scherz: Graf Nigra feiert nicht seinen siebzigsten Geburtstag. Das feiert nicht war zu unterstreichen. Er war wohl siebzig Jahre alt geworden, aber er feierte nicht. Er feierte schon darum nicht, weil er das Altwerden für etwas so Schreckliches hielt, daß er lieber gar nicht daran erinnert sein wollte. Er gedachte doch lieber der schönen jungen Tage von Turin, da er, um mit seinem Lehrmeister Cavour zu sprechen, der Italiener mit den rosigen Wangen und dem Lächeln des Kindes war, oder von Paris, da er, ein Adonis, im Sonnenschein höchster Frauengunst dahinwandelte. Schon wenige Stunden nach Erscheinen des Feuilletons im Morgenblatte kam ein Brief folgenden Inhalts an:

Wien, 12. Juni 1898.

Ich bedaure sehr, daß Sie sich die Mühe genommen haben, der Welt die Feier meines Geburtstages mitzuteilen, den ich nicht feiere. Ihr Artikel trägt mir eine Menge Briefe, Depeschen und Karten ein, auf die ich antworten muß,

Digitized by Google

und kostet mich also nicht wenig Geld und Zeit, die ich sehr unnütz verschleudern muß.

Ich bitte Sie, mich in Zukunft im voraus verständigen zu wollen, wenn Sie die Absicht haben, von mir zu sprechen. Ich empfange Sie immer, wie Sie wohl wissen, mit Vergnügen. So gibt es also keine Entschuldigung für Sie.

Ich betrachte Ihren Artikel als einen wohlwollenden Wink, daß es für mich Zeit sei, von der Schaubühne zu verschwinden.

Ich verbleibe Ihr ganz ergebener Nigra.

Er hatte also die Empfindung, daß er an das Altwerden erinnert worden war. Aus den Blättern seines eignen Lebens sprach so viel Vergangenheit zu ihm, daß er sich vielleicht daran gemahnt glaubte, daß er auf keine Zukunft Anspruch haben könne.

Allein so sehr Nigra auch Staatskunst und Publizistik für leibliche, in wahrhaft modernen Staaten auch für unzertrennliche Geschwister hielt, so wollte es ihm doch dünken, als ob in Wien, insbesondere insoweit die Führung der auswärtigen Politik, die ihm noch von einem sehr höfischen und feudalen Einschlag durchzogen schien, in Betracht kam, diese Erkenntnis noch nicht hinlänglich Platz gegriffen hätte und man noch immer geneigt wäre, ein wenig de haut en bas auf die Presse herabzusehen.

Ihm nun als auswärtigem Diplomaten, meinte er, käme es nicht zu, in einer die bisherigen Gewohnheiten des Wiener Hofes und Auswärtigen Amtes vielleicht etwas herausfordernden Weise sich nach außen hin als zu offenkundiger Bundesgenosse der Presse geltend zu machen. Ueberdies hatten wir gerade an jenem Julitage über den Grafen Goluchowski im Zusammenhange mit seinem Vorgänger, dem Grafen Kalnoky, gesprochen. Mit dem letzteren hatte Graf Nigra nicht nur ein ganzes Jahrzehnt in Wien, sondern früher schon in Petersburg zusammengewirkt, und er schätzte an ihm die feine, alte, namentlich an der französischen Literatur genährte Bildung, der allerdings kein sehr modernes, im Zeichen des Weltverkehrs stehendes Empfinden zur Seite ging.

Wenn ich während der Jahre 1889 bis 1903 zu ihm in den Botschaftspalast in Wien kam, so nahm in unsern Gesprächen die Literatur, von der er selbst ein hervorragender Vertreter als Gelehrter und Dichter war, zuweilen einen noch breiteren Raum ein als die Politik. Er verfolgte mit großem Interesse namentlich die neuen lyrischen Erscheinungen in Italien. Aus seinem Munde hörte ich zum erstenmal den Namen Annie Vivanti. Indem er mir ein eben erschienenes Bändchen ihrer „Lirica“ zeigte und die temperamentvolle Zigeunerart ihrer Lieder rühmte, las er mir alsdann die Einleitung zu denselben von Carducci vor und bemerkte dazu: „Sehen Sie, welch eines Bombastes er fähig ist. Dieser Schwulst ist eher dazu angetan, der von ihm empfohlenen Dichterin zu schaden als zu nützen.“

Ein andermal las er mir einige Seiten aus dem eben erschienenen Roman D'Annunzios „Il fuoco“ vor und hielt strengstes Gericht über das Paradoxe des Inhalts und den törichten Ueberschwang der Sprache.

Digitized by Google

Ein andermal erzählte ich ihm von einer eben in Italien erschienenen Uebersetzung von Goethes „Faust". Der Uebersetzer war der mir befreundete, nunmehr verstorbene Giuseppe Biagi, der ehemalige diplomatische Vertreter Italiens in Mexiko. Nigra bat sich die Uebersetzung von mir aus. Nach einigen Tagen schon schickte er sie mir mit den nachfolgenden Zeilen zurück:

Wien, 21. Oktober 1901.

Ich stelle Ihnen den „Faust" zurück. Die Uebersetzung wird dem Buchstaben gemäß getreu sein. Aber dies wird nach meinem Eindrucke ihr Hauptverdienst sein. Die Verse sind nachlässig, und für ein Kunstwerk ist das ein schwerer Fehler. Die italienische Sprache wird es sowenig wie, glaube ich, eine andre zulassen, daß man dem Meere das Epitheton „altier" (stolz) (S. 118, letzte Zeile) gibt. Und wie kann man sagen:

Chiusi gli occhi affatto?[1])

Um wie vieles besser übersetzt Guerrieri:

Poi chiuse il moribondo
Occhio, e non bevve più![2])

Wenn man nicht Herr des Reimes ist — und Biagi ist es nicht —, so schreibt man in Prosa oder in reimlosen Versen. Ich weiß es wohl, daß es jetzt Mode ist, nachlässige Verse zu schreiben — manchmal mit Akzenten oder auch falschen Akzenten —, und dies unter dem Vorwande, daß die Kunst natürlich sein soll! Aber dann soll man eben gar nicht in Versen schreiben. Ich denke, daß der beste Uebersetzer Goethes, will sagen von Goethes „Faust", Arrigo Boito sei. Boitos Libretto (zu seiner Oper „Mefistofele") ist wohl keine Uebersetzung von Goethes „Faust". Aber dieses Libretto ist doch ein herrliches Kunstwerk, das Goethe begreifen und bewundern lehrt. Es ist eine entzückende Syntheſe des deutschen Meisterwerks. In jenen wenigen Seiten findet man das Gehirn und die Seele Goethes, und zwar ohne das Nebelhafte und die Wortspiele, die sich wohl da und dort im Original finden.

P. S. Ich trete in zwei Tagen meine Urlaubsreise an. Wenn Sie nicht mehr die Briefe des armen Reßmann brauchen, so wollen Sie mir dieselben zurückstellen."

Mit den Briefen Reßmanns verhält es sich wie folgt:

Reßmann, der Italiener mit dem deutschen Namen, hat in Paris jahrzehntelang als Botschaftsrat gewirkt, bis daß er selbst Botschafter wurde. Während der Belagerung von Paris und des Treibens der Kommune weilte Nigra in Tours, wo sich der Sitz der Regierung befand, während Reßmann in der Hauptstadt geblieben war. Ueber das hochdramatische Treiben in jenen furchtbaren Tagen, über das Pandämonium der Kommune zumal, erstattete Reß-

[1]) Aus Margaretens Sang: „Es war ein König in Thule."

[2]) Die Augen täten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Digitized by Google

mann an seinen fern von Paris befindlichen Chef in ausführlichen Briefen regelmäßig Bericht, und diese Briefe hatte mir Nigra leihweise überlassen. In seinem Nachlasse sollten sie sich befinden, und sie würden, wenn sie eines Tages veröffentlicht würden, von vielen mit Interesse gelesen werden. Aber besteht dieser Nachlaß noch? Ist er nicht völlig vernichtet worden?

Daß bei häufigem Zusammentreffen alle Vorkommnisse in Italien, die einigermaßen von öffentlichem Interesse waren, unter uns zur Sprache kamen, versteht sich von selbst. Sein Urteil insbesondere über Lebende war eher milde. Ein weiser Mann, der er war, schien er noch eher über Tote mit Strenge zu richten als über Lebende, und er strafte so das Wort Lügen: „De mortuis nil nisi bene.“ In der Tat, es scheint auch uns viel wichtiger, den Lebenden Wohlwollen angedeihen zu lassen als den Toten.

In der Karwoche 1902 war Mascagni nach Wien gekommen, um, wenn ich mich gut erinnere, Rossinis „Stabat mater“ im großen Musikvereinssaal zu dirigieren. Aus dieser Zeit finde ich das nachfolgende Billett Nigras vor:

Wien, 28. März 1902.

Ich bringe Ihnen in Erinnerung, daß Sie morgen Samstag zusammen mit Mascagni bei mir frühstücken sollen.

Es war ein Karsamstag, an dem sich ein Stück Bohème — Mascagni an der Spitze — in den Salons der Italienischen Botschaft eingefunden hatte. Die zwei Prinzessinnen, die der Botschafter eingeladen hatte, würden sich vielleicht in dem Kreise etwas fremdartig ausgenommen haben, wenn nicht die eine — eine Oesterreicherin — selbst den Pinsel führte, die andre — eine Italienerin, doch in Oesterreich geboren — sich hier auf italienischem Boden mit landsmännischen musizierenden und singenden Kapazitäten zusammengefunden hätte.

Es herrschte ein sehr ungezwungener Ton, und der Hausherr, voll liebenswürdig sprühender Laune, erzählte viel von den schönen Tagen in Paris, von den Tuilerien und dem Quartier Latin, von der Großen Oper und den urwüchsigen Streichen Gioachino Rossinis, und der alte Diplomat erzählte so viel, daß die burschikos laute Art des Komponisten der „Cavalleria rusticana“, den seine Signora angesichts mancher drohenden Lola und eifersüchtigen Santuzza allerwärts begleitete, gar nicht allzu grell von dem vornehmen Takt des Hausherrn abstach.

Damals erging sich Nigra in mancherlei Erinnerungen an den Komponisten des „Barbiers von Sevilla“. Er hatte ganz besonderen Grund dazu, denn einen Dirigentenstab, den er zum Andenken an Rossini bewahrte, mit dem er einstmals in Paris viel verkehrte, hatte er Mascagni zum Geschenk gemacht, als dieser in Rossinis Vaterstadt Pesaro zum Direktor des Konservatoriums ernannt worden war. Einmal ward dem Gesandten Italiens in Paris, damaligem Cavaliere Nigra, die Aufgabe, Rossini den Eid abzunehmen, als dieser zum Cavaliere dell'ordine di Savoia ernannt worden war. Die Zahl der Ritter dieses Ordens, dem auch Nigra in späteren Jahren angehören sollte, beschränkt

Digitized by Google

sich auf vierzig, und mit der Zugehörigkeit zu demselben ist eine jährliche Dotation aus den Mitteln des italienischen Königshauses verbunden. Nigra, der als Vertreter des Königs den Signor Rossini den Eid auf die Bibel schwören lassen mußte, wollte es im Hause des Maestro selbst tun, und dieser wohnte damals in Passy. Nigra dachte bei sich: Wie ich Rossini kenne, wird er wohl keine Bibel im Hause haben. In Passy eingetroffen, zeigte ihm Nigra lächelnd die Bibel. Gleichfalls lächelnd erwiderte Rossini: „Eccellenza, Sie haben sehr richtig geahnt, daß bei mir keine Bibel zu finden sei." Von Rossini erzählte Nigra weiter, daß er die Gewohnheit hatte, jeden Vormittag zu den Rothschilds in der seiner Pariser Wohnung benachbarten Rue Lafitte zu gehen und dabei regelmäßig beim Chef de cuisine vorzusprechen, wobei er sich von diesem die neuesten Saucen demonstrieren ließ und von ihnen zu lecken pflegte. Rossini, ein großer Feinschmecker, bildete sich viel mehr darauf ein, daß er Makkaroni oder Risotto zu bereiten verstand, als darauf, daß er doch auch ein wenig zu komponieren wußte.

*

Nigra hatte mittlerweile nicht nur Wien, sondern auch der diplomatischen Laufbahn Ade gesagt. Zu Ende des Jahres 1903 hatte er die Hauptstadt Oesterreichs mit der stillen Absicht verlassen, nicht mehr auf seinen Posten zurückzukehren. Er hatte sich bereits seit Jahren ein großes Haus auf Trinità dei Monti, also in nächster Nähe der grünen Anlagen des Pincio, in Rom erworben. Daneben hatte er noch ein Haus in Venedig, in dem Quartier von San Simeone, dem Bahnhof gegenüber, gekauft, mit der Absicht, in der geräuschlosesten aller Städte der Welt einen großen Teil des Jahres zu verbringen. Im Februar 1904 kündigte ich ihm an, daß ich ihn zu Ostern besuchen wollte und sich mir ein berühmter Maler anschließen würde, den ich zwei Jahre früher an jenem Karsamstag bei dem Mascagni zu Ehren veranstalteten Mahl in seinem Hause in Wien kennen gelernt hatte. Gleichzeitig schrieb ich ihm, wie glücklich sich jener Maler schätzen würde, wenn der Graf ihm gönnen wollte, seinen so ausdrucksvollen Kopf auf die Leinwand zu bannen. Da erwiderte mir Graf Nigra:

Venezia, San Simeone Grande 928 (Rio Marin), 26. Februar 1904.

Ihr gutes Schreiben vom 22. d. M. ist ein neuer Beweis, den Sie mir von Ihrer Freundschaft geben. Ich werde immer mit Vergnügen Sie und einen jeden sehen, der in Ihrem Namen zu mir kommt, ob nun in Venedig oder anderwärts. Ich beabsichtige nun, bis Mitte Mai hier zu bleiben. Dann möchte ich einen Ausflug nach Wien machen, um vom Kaiser Abschied zu nehmen. Es war nicht ohne Traurigkeit, daß ich Ihr gastliches Wien verlassen, und ich habe wahren Schmerz, den ich mein Leben lang fühlen werde, darüber empfunden, daß ich mich von den vielen Freunden trennen mußte, die ich gefunden und denen ich treu bleiben werde.

Sie werden sicherlich begreifen, daß man nicht leichten Herzens eine Karriere abbricht, die, man kann sagen, meine ganze Existenz war; und es ist ganz be-

Digitized by Google

sonders schmerzhaft für mich, zu denken, daß ich zu diesem Entschlusse gezwungen war, weil ich alt bin und in mir nicht mehr jene Kraft und Arbeitslust fühle, die nötig sind für den Beruf, in dem ich nun dreiundfünfzig Jahre gestanden bin. Ein solcher Entschluß war demnach sehr peinlich für mich, hatte sich aber als notwendig herausgestellt, und ich bedaure ihn nicht.

Mit lebhaftem Vergnügen werde ich Ihren illustren Freund Laszlo sehen. Ich bin ein großer Bewunderer seiner wahrhaft hervorragenden Begabung. Ich freue mich, daß er, um hier auszuruhen, nach Venedig kommen will, das ja so eigentlich die Stadt der Ruhe ist. Aber Sie kennen ja die Abneigung, die mir eigen ist, mich vor Leuten zur Schau zu stellen. Ich bin nunmehr am Ende meines Daseins — bin ein historisches Dokument, das nicht mehr jenes aktuelle Interesse darbietet, dem die gegenwärtige Zeit nachjagt, die es nach neuen Dingen gelüstet. Das neue Jahrhundert liebt es nicht, sich nach rückwärts zu wenden und dorthin zu steuern, von wo es seinen Ausgang genommen. Es blickt nach der Zukunft aus, bemüht sich um die nicht leichten Probleme, die es lösen muß, und ruft die zukünftigen Genien an, denen es zukommen wird, die Lösung zu finden. Die Kunst muß fatalerweise dieser Tendenz folgen. Laszlo muß die Porträte der Jungen malen und für die Zukunft die Anmut seiner schönen Zeitgenossinnen verewigen. Wenn er die Porträte der Alten malen wollte, so würde er beitragen, in der Seele der Denker eine Revolte gegen die törichte Natur hervorzurufen, welche die Schönheit, die Kraft, die Anmut und das Genie mit eben derselben Gleichgültigkeit schafft, mit der sie sich dann ihr eignes Werk zu zerstören gefällt.

Ich kann demnach unserm gemeinsamen Freund nicht meinen Kopf versprechen.

Wollen Sie mir wohl und sehen Sie stets in mir Ihren

liebevollst ergebensten

Nigra.

Um keinen Preis war er dazu zu bringen, sich malen zu lassen. Ricard, ein in den Tagen des zweiten Empire weit bekannter Künstler, hatte ihn gemalt, als er ein Mann von ungefähr vierzig Jahren war und in männlicher Schönheit auf der Höhe des Lebens stand. Ich besitze einen Stich dieses Porträts, das uns aus seinem offenen Antlitz und seiner hohen Stirne den Willen zum Leben, zur Lust, zu kühn ausgreifenden Plänen ablesen läßt. In aller Offenheit sagte Nigra zu mir: „Sie haben dieses Porträt von mir oft genug gesehen. Wenn ich nicht mehr bin, so behalten Sie mich in Erinnerung, wie Sie mich aus diesem Bildnis jüngerer und schönerer Jahre kennen. Versuchen Sie, den Greis mit den pergamentnen Wangen, als den Sie mich nun gesehen, zu vergessen, und ich bitte Sie davon abzustehen, daß ich den Ehrgeiz haben soll, mit den Zügen des Verfalles auf die Nachwelt zu kommen.“ So sprach er noch zu mir in jenem Mai 1904, als ich bei ihm in Venedig war.

Den Frühherbst 1905 verbrachte ich in Baden-Baden, das ihm von den Tagen des zweiten Empire her, als die vornehmste Gesellschaft von Paris in

Digitized by Google

der Badestadt an der Oos regelmäßig Villeggiatur zu halten pflegte, wohlvertraut war. Ich berichtete ihm, daß ich die Freude hätte, zuweilen mit dem deutschen Reichskanzler Fürsten Bülow, der Fürstin Bülow und deren Mutter, Madame Minghetti, der Witwe des verstorbenen italienischen Staatsmannes, zusammenzutreffen. Nigra gebrauchte damals die Bäder von San Pellegrino in den bergamaskischen Alpen und schrieb mir eine Ansichtskarte:

Viale Vittorio Emanuele, San Pellegrino (Bergamo), 12. September 1905.

„Ich sende Ihnen Dank und Gruß. Ich füge hinzu Wünsche für einen angenehmen und langen Aufenthalt in Baden-Baden, eine beliebte Herbstresidenz. Sie sind um diesen Ort doppelt zu beneiden, weil ausgezeichnete Bekannte von Ihnen dort weilen."

Als ich die Karte bekam, beachtete ich weiter nicht, daß er das Wort „langen" unterstrichen hatte. Erst als ich ein Jahr später ihn in San Pellegrino aufsuchte, erzählte er mir lächelnd, er hätte mir einen Wink gegeben, meinen Aufenthalt in Baden-Baden auszudehnen, da er gerade von dem Minister des Aeußern, Tittoni, unterrichtet worden wäre, daß dieser drei Wochen später zum Besuche des Reichskanzlers Fürsten Bülow nach Baden-Baden gehen würde und er es für nützlich gehalten hätte, daß ich Tittoni sähe. Und auch der nachfolgende Brief zeigt, daß er den mir gegebenen, von mir allerdings nicht beachteten Wink im Gedächtnisse behalten hatte.

*

Venedig, San Simeone Grande, 16. Dezember 1905.

Es sind nun drei Wochen her, daß ich in Venedig an Influenza erkrankt bin. Jetzt befinde ich mich im Anfang der Rekonvaleszenz. Der Arzt untersagt mir jede Arbeit, sogar die einfache tägliche Korrespondenz. Ich beschränke mich demnach darauf, Ihnen in Erwiderung Ihres Schreibens herzliche Glückwünsche[1]) zu senden.

Ihr ergebenster

Nigra.

P. S. Ich habe die Mission für die nächste Haager Konferenz abgelehnt und dies wegen meiner Gesundheit. Ich hoffe, daß Visconti-Venosta hingehen und seine Arbeit daselbst nicht in Vergessenheit geraten wird, wie die meine.

Ich bedaure, daß Sie nicht in Baden-Baden waren, als Tittoni hinkam. Ich glaube, Ihnen damals geschrieben zu haben, Sie möchten Ihre Abreise aufschieben, oder wenigstens wünschte ich, Sie hätten sie aufgeschoben.

Er irrte, wenn er annahm, ich sei nicht mehr in Baden-Baden gewesen, als Tittoni zu Ende September dort eintraf. Ich hatte vielmehr eine Begegnung mit dem italienischen Minister des Aeußern. In Baden-Baden war es auch, wo ich damals mit dem greisen Präsidenten der ersten Haager Friedens-

[1]) Für Weihnachten und Neujahr.

Digitized by Google

konferenz, Baron v. Staal, dem früheren russischen Botschafter in London, und dem luxemburgischen Minister Dr. v. Eyschen, der gleichfalls im Haag gewesen, zusammentraf, und von beiden konnte man hören, wie hochverdient sich Graf Nigra als erster Delegierter Italiens um die erste Friedenskonferenz gemacht hätte. Er war es, der vor die Konferenz den Vorschlag gebracht hatte, daß, wenn zwei Staaten in einem Konflikt begriffen wären, der zum Kriege führen könnte, sie die moralische Verpflichtung hätten, die guten Dienste eines dritten Staates, der den Ausgleich zwischen den Streitenden anstrebte, sich gefallen zu lassen. So geschah es auch später, als infolge des Huller Zwischenfalls Feindseligkeiten zwischen England und Rußland drohten und Frankreich daran ging, sie auszugleichen. Wenn Nigra mir schrieb, seine Bemühungen um die Haager Friedenskonferenz wären in Vergessenheit geraten, so war dies eine etwas verstimmte Auffassung. In Italien mag man vielleicht sein Wirken im Haag nicht hoch genug bewertet haben — allein der erste Delegierte Amerikas, der damalige Berliner Botschafter Andrew White, tut in seinen Memoiren der Leistungen Nigras im Haag rühmlichst Erwähnung, und der allgemeine Eindruck bei allen Teilhabern der Konferenz, die sich allerdings bei geschlossenen Türen abspielte, war, daß, dank dem glücklichen Eingreifen des erfindungs- und auskunftsreichen ersten Vertreters Italiens auf der Konferenz, manches erreicht ward, was ohne ihn nicht zustande gekommen wäre. Kaum hatte Präsident Roosevelt die Anregung zu einer zweiten Haager Konferenz gegeben, so wurde das Marokkoproblem akut und Nigras Freund Visconti-Venosta mit der Vertretung in Algeciras betraut, so daß die Regierung des Quirinals nicht mehr ihn, sondern den Doyen der aktiven Diplomaten Italiens, den Pariser Botschafter Tornielli, für die zweite Haager Konferenz in Aussicht nahm.

Das Kabinett Fortis war gefallen, und der König hatte, bevor er den Toskaner Sonnino mit der Kabinettsbildung betraute, auch den Rat des Grafen Nigra eingeholt. Daraus, daß dieser im Quirinal eine längere Unterredung mit König Viktor Emanuel III. gehabt hatte, glaubte ich zu ersehen, daß sich die Gesundheit des Grafen, der mir zwei Monate früher so ungünstigen Bescheid über seinen Zustand gegeben hatte, gebessert habe. Ich erlaubte mir, ihn nun zu ermuntern, seine Memoiren, von denen ich wußte, daß er sie zum guten Teile fertig hatte, da er mir Stücke davon schon in Wien vorgelesen, baldigst der Oeffentlichkeit zu übergeben. Damals glaube ich ihn auch daran erinnert zu haben, daß sein großer Meister Cavour ihm einmal nach Paris ein Schreiben des Prinzen Napoleon zugeschickt und diesem die Worte beigefügt hätte: „Es ist ein merkwürdiges Schriftstück und reiht sich an andre, die ich Ihnen hinterlassen werde, damit Sie nach meinem Tode die Geschichte unsrer Zeit schreiben." Also glaubte ich an den nunmehr im Ruhestande lebenden Staatsmann einen Appell richten zu sollen, er möchte die die Ereignisse der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts umfassende Geschichte seines Lebens nicht länger der Oeffentlichkeit vorenthalten.

Er antwortete mir:

Digitized by Google

Rom, Trinità dei Monti 18, 18. Februar 1906.

Meine Gesundheit ist noch nicht ganz hergestellt. Daß ich, zum König berufen, in geschlossenem Wagen und im Lift zu ihm gelangt bin, ist wohl ein Zeichen, daß ich noch nicht im Sterben bin, aber doch kein solches großer Stärke.

Es ist Tatsache, daß die Influenza, die mich im November in Venedig heimgesucht, in mir eine äußerste Schwäche zurückgelassen, die mir jede körperliche und geistige Ermüdung untersagt. Natürlich hat meine Korrespondenz darunter zu leiden. Ich werde Ihnen demnach nicht ausführlich schreiben.

Ich danke für den Vorschlag, kann ihn aber nicht annehmen. Ich habe nicht die Absicht, meine Memoiren zu veröffentlichen. Ich glaube Ihnen schon ein andermal die Gründe dieses meines Entschlusses mitgeteilt zu haben. Ich werde sie Ihnen wiederholen, sobald ich Sie im Frühling hier sehen werde.

Wenn man über Taten, in die noch lebende Personen verwickelt waren, die Wahrheit sagt, so ist man sicher, mehr Unannehmlichkeiten als Genugtuungen einzuheimsen — ich hatte für meine Person diese Erfahrung gemacht.

Anderseits ist es nicht immer gut, gewisse Legenden zu zerstören. Auch die Legende ist ein Teil der Geschichte, und dies, insofern sie Gefühle spiegelt, die in Wirklichkeit bestanden haben, wenn sie auch auf irrigen oder unmöglichen Angaben ruhen. Emile de Girardin pflegte zu sagen, daß die Geschichte zu nichts tauge. Sicher ist, daß die Erfahrung der Vergangenheit den Völkern und den Individuen von wenig Nutzen ist. Die einen und die andern haben den Ehrgeiz, ihre eignen Erfahrungen durchzumachen. In jedem Fall will und muß die Welt nach der Zukunft ausschauen und sich nicht damit aufhalten, nach rückwärts zu blicken und sich an eine Vergangenheit zu erinnern, die nimmer wiederkehren kann.

Stets Ihr herzlichster und ergebenster

C. Nigra.

Wenn er in diesem seinem Briefe darauf anspielt, mir schon einmal die Motive seines Entschlusses, von einer Veröffentlichung seiner Memoiren abzustehen, mitgeteilt zu haben und mir sie beim nächsten Zusammentreffen zu wiederholen, so verhält es sich damit wie folgt: Graf Nigra hatte um die Mitte der neunziger Jahre in einem Essay „Ricordi diplomatici“ die Gründe auseinandergesetzt, warum Italien und Oesterreich-Ungarn im Jahre 1870 nicht die von Napoleon III. begehrte Allianz mit Frankreich gegen Preußen eingegangen seien und warum es von den Franzosen töricht sei, Italien, wenn es sich für die im Jahre 1859 gegen Oesterreich geleistete Hilfe nicht revanchierte, der Undankbarkeit zu zeihen. Als eine der Ursachen führte er an, daß Rußland, wenn Italien und Oesterreich-Ungarn losschlagen wollten, gedroht hätte, Preußen beizuspringen. Nigra hatte dies dokumentarisch belegt und von der bevorstehenden Publikation sogar den russischen Minister des Aeußern, Herrn v. Giers, verständigt. Nichtsdestoweniger wurde er von der französischen Presse, die auf diese Weise belehrt wurde, daß es eine Zeit gegeben, in welcher der nunmehrige russische Alliierte keineswegs auf seiten Frank-

Digitized by Google

reichs gestanden, in den Staub gezerrt, und diese feindseligen Angriffe gingen dem höchst empfindlichen Manne sehr nahe. Er war, wenn er weitere Memoiren veröffentlichen wollte, sicher, tausend Empfindlichkeiten — besonders in Frankreich — zu wecken. Er, der fünfzehn Jahre in Frankreich und noch dazu in höchst bevorzugter Stellung und als Liebling des Kaiserhofes hingebracht, hatte sich einerseits über die politische Zuverlässigkeit Frankreichs ein sehr strenges, den Franzosen wenig günstiges Urteil gebildet, und anderseits wollte er seine Memoiren nicht mit einer in Rosenwasser getauchten Feder geschrieben haben. So zog er es, um Diskussionen und Polemiken aus dem Wege zu gehen, vor, nichts zu veröffentlichen.

Als ich ihn nach einiger Zeit wieder fragte, wie es ihm mit seiner Gesundheit ginge, sandte er mir von Rom eine Ansichtskarte mit der Kirche von San Saba und dem Oratorium von San Silvia.

21. April 1906.

Dank für Ihre Karte. Ich werde den Mai in Venedig zubringen. Aber ich bin noch kränklich. Nigra.

Im September 1906, im Begriffe, nach dem Comer See zu gehen, fragte ich bei ihm an, wo ich ihn wohl in Oberitalien um diese Zeit antreffen würde, und er antwortete:

Grand Hotel San Pellegrino, 30. August 1906.

Vom 10. bis zum 15. September werde ich, wenn nichts dazwischenkommt, noch hier in San Pellegrino im Bergamaskischen sein und mich sehr freuen, Sie wiederzusehen.

Am 11. September mittags war ich bei ihm in den bergamaskischen Alpen angelangt und blieb mit ihm bis zum folgenden Tag in stetem Zwiegespräch auf seinem Zimmer oder auf der Promenade oder bei den gemeinsamen Mahlzeiten. Ich fand seinen leiblichen Zustand nicht gut, doch seine geistigen Kräfte, sein Urteil, insbesondere aber sein Gedächtnis ungeschwächt. Er war liebenswürdig und teilnahmsvoll gegenüber allen Gästen, die das prächtige, monumentale Badehotel beherbergte. Es waren zumeist Leute aus Oberitalien, doch auch aus dem Süden. Die Saison ging ihrem Ende entgegen — der Herbstwind strich schon über das Tal. Der Stimmung in der Natur voll herben Ernstes schien auch die Stimmung des Grafen, über dem die Resignation des Lebensabends lag, zu entsprechen. Gleichwohl interessierte er sich für alles. Von einer jeden der schönen Frauen, denen wir am Abend in dem glänzend erleuchteten Speisesaal begegneten, wußte er mir zu sagen, wer sie wäre. Und auch am nächsten Vormittag, als wir mit dem venezianischen Kunstantiquar Guggenheim einen kleinen Spaziergang machten und dieser von der temperamentvollen Art, mit der Wilhelm II. seinen Kunsteifer entfaltet, einige bezeichnende authentische Züge erzählte, sprach Nigra mit einsichtsvollem Interesse über den Kaiser und die neuesten Kunstströmungen ...

Digitized by Google

Dann fuhren wir im Lift zusammen zu unsern Wohnungen hinauf. Er begleitete mich, nahm Abschied in sehr gedämpftem, von Wehmut verschleiertem Ton, aus welchem vielleicht so etwas wie die Hoffnungslosigkeit auf ein Wiedersehen sprach.

In San Pellegrino hatte er dankbarst Emile Olliviers gedacht und mich im Gespräche auf einige Zeilen in den Memoiren des französischen Staatsmannes hingewiesen, die ein Porträt der Persönlichkeit Nigras enthielten. Zu Hause in Wien angekommen, suchte ich in dem mir bezeichneten achten Bande vergeblich nach der bewußten Stelle. Als ich ihn auf seinen Irrtum aufmerksam machte, schrieb er mir von seiner engeren Heimat Piemont aus, wohin er sich auf seine Besitzung in den kanavesischen Alpen zu seinem Sohne begeben hatte:

Grand Hotel Torino e Trombetta, Turin, 9. Oktober 1906.

Ich notiere mir, wie Sie wohl wissen, nichts von dem, was man über mich schreibt. Ich kann Ihnen demnach von hier aus, wo ich ohne Bücher bin, keine näheren Angaben machen.

Was Ollivier über die Feindseligkeit der Frau Rattazzi gegen mich sagt, ist wahr. Sie hatte den Ehrgeiz, Botschafterin Italiens in Paris zu werden.

Ich weiß nichts über die Absichten der italienischen Regierung betreffs der Ausgrabungen von Herkulanum.

Zu Ihrer Danachrichtung informiere ich Sie, daß ich nächsten Sonntag den 14. in Rom zu sein hoffe.

Stets Ihr herzlichst ergebener

Nigra.

Erst später fand ich die bewußte Stelle, jedoch im fünften Band der Olliverschen Memoiren. Ollivier spricht da von Nigra als einem Manne, der seinem Vaterland in Paris unermeßliche Dienste geleistet habe und ein diplomatischer Unterhändler hors concours gewesen sei, und er charakterisiert seine diplomatischen Eigenschaften mit den Worten: „Adroit à suggérer, rapide à deviner, habile à convaincre."

Die Bemerkung Nigras betreffs Madame Rattazzis scheint darauf deuten zu sollen, daß diese eine Art Nebenbotschafterin neben dem damaligen Botschafter (Nigra) in Paris zu sein den Ehrgeiz hatte, vielleicht aber gar wohl auch den Grafen Nigra, wenn auch vergeblich, zu fangen suchte. ... Was Nigras Worte über Herkulanum anbelangt, so hängen sie mit einem Gespräche zusammen, das wir in San Pellegrino über das Projekt des Cambridger Professors Waldstein, den verschütteten antiken Ort auszugraben, miteinander geführt hatten. Graf Nigra begrüßte die Absicht des englischen Gelehrten mit lebhafter Teilnahme, denn seine Kenntnis der alten Klassiker bestärkte ihn in der Ueberzeugung, daß der Boden Herkulanums der Welt ungleich mehr geben würde, als man in Pompei gefunden. Er war jedoch, wie sein Brief zeigt, noch nicht sicher, ob die italienische Regierung sich geneigt zeigen würde, auf den Plan Waldsteins einzugehen und die nach dem Dafürhalten des englischen

Digitized by Google

Gelehrten nur unter Mithilfe aller zivilisierten Staaten Europas und Amerikas durchführbare Ausgrabung des vor mehr als achtzehn Jahrhunderten untergegangenen Ortes zuzulassen. Seither ist die Sache allerdings in einem Waldsteins Absichten, für die auch der Schreiber dieser Zeilen eine Lanze gebrochen, ungünstigen Sinne prinzipiell erledigt worden und tatsächlich nicht vorwärtsgekommen.

Graf Nigra blieb nicht lange in Piemont. Es zog ihn wieder nach Rom, das, mit Lord Byron zu sprechen, das Vaterland seiner Seele, seiner von klassischer Bildung durchtränkten Seele war. Die Italiener haben vielleicht vergessen, wieviel er selbst während des siebenten Dezenniums des vergangenen Jahrhunderts als Gesandter getan hat, um die öffentliche Meinung von Paris, die damals die öffentliche Meinung von Europa war, und durch die Einwirkung auf seine Kollegen in der Pariser Diplomatie auch die Kabinette Europas der Okkupation des bis dahin päpstlichen Roms durch Italien günstig zu stimmen. So hatte er beigetragen nicht nur, daß Venedig zu Italien fiele, sondern auch daß Rom Hauptstadt Italiens würde.

Kriegsblinde

Von

H. Schmidt-Rimpler (Halle a. S.)

Der Weltkrieg, in dem wir stehen, legt unserm Volke schwerere Opfer auf als unsern Gegnern, da unser Heer ein wahres Volksheer ist, in dem unser gesamtes wirtschaftliches und geistiges Können vertreten ist. „Farbige", wie die Franzosen und Engländer, haben wir nicht unter uns, und asiatische Völkerstämme mit ihrer Halbwildheit, wie bei den Russen, fehlen uns ganz. Das ist das Entsetzliche, daß wir in diesem uns aufgedrungenen Kampfe kulturell viel höherstehende Menschen als Kriegsopfer darbringen müssen als unsre Feinde. Wer gesehen hat, mit welcher Begeisterung unsre gesamte Jugend, auch von den höheren Schulen und von den Universitäten herbeiströmend, dem Rufe des Kaisers freiwillig gefolgt ist, wie Männer aller Stände, auch Universitätsprofessoren, die nicht gedient hatten, sich als gemeine Soldaten in das Heer einreihen ließen, der empfindet um so schmerzlicher die Blutopfer, die gebracht sind. Und nicht nur die Massen der Gefallenen zählen hier schwer, auch viele der Schwerverwundeten rühren an unser Herz, vor allen unter diesen die Erblindeten. Wie schrecklich, in der Blüte des Lebens des wichtigsten der Sinne beraubt zu sein! Und gerade in diesem Krieg sind unverhältnismäßig viele Soldaten durch feindliche Projektile blind geworden, viel mehr, als es in den Kämpfen des vorigen Jahrhunderts der Fall gewesen.

Digitized by Google

Durch Krankheiten, so besonders durch die Aegyptische Augenkrankheit (Trachom, Granulationen, Körnerkrankheit), sind allerdings in den Napoleonischen Kriegen viele Hunderte, ja Tausende auch erblindet. Der berühmte Militärarzt Larrey berichtet, daß er nach der Schlacht bei Abukir in dreieinhalb Monaten mehr als 3000 Augenkranke in die Hospitäler schickte. Die französische Armee brachte das ansteckende Leiden nach Europa, besonders nach Belgien, wo es sich festsetzte, so daß der dorthin 1834 als Konsiliarius der Regierung berufene Berliner Chirurg Professor Jüngken konstatierte, daß in wenigen Jahren dort 4000 vollständige und zirka 10 000 einseitige Erblindungen eingetreten waren. Es ist bekannt, daß sich diese Krankheit endemisch in vielen Gegenden bei uns, in Rußland und auch in Ungarn eingenistet und gehalten hat; zu ihrer Ausrottung ist erst neuerdings alljährlich in den Etat des preußischen Staats eine große Summe eingesetzt worden. Die Befürchtung war naheliegend, daß das Trachom auch in diesem Kriege, besonders im Osten, verheerend in unsern Armeen wieder ausbrechen könnte. Zum Glück ist dies aber nicht eingetreten. Was jedoch kaum zu erwarten war, daß in diesem Kriege so viele Soldaten blindgeschossen würden, ist leider wahr geworden. Gewehrkugeln und Sprengstücke oder Kugeln größerer Geschosse vernichteten das Sehvermögen. Viel hat gewiß auch das Liegen in den Schützengräben, was in dieser Ausdehnung früher nie stattgefunden hat, dazu beigetragen, daß die Verwundungen des Kopfes so häufig geworden sind. Denn diese sind es, welche die Erblindung in der Regel verursachen: es wird das Auge oder seine Umgebung getroffen, oder das Gehirn. Daß aber auch durch den Luftdruck dicht vorbeifliegender Geschosse das Sehorgan geschädigt werden kann, wird durch einzelne Fälle erwiesen, bei denen Augapfel und Gehirn intakt waren. Hier zeigte die Augenspiegeluntersuchung bisweilen im Augenhintergrunde kleine Blutungen oder auch Veränderungen der Choroidea, wie man sie nach starken Kompressionen beobachtet, so bogenförmige weiße Risse. Durch das Vorbeifliegen des Geschosses wurde ein Luftdruck auf das Auge geübt, der es zusammenpreßte und dadurch die Häute am hintern Pol zum Zerreißen brachte. Dasselbe kann auch durch ein Geschoß geschehen, das in der Nähe des Auges eindringt, ohne den Bulbus direkt zu berühren. Aehnlich, ohne äußere sichtbare Verletzung des Bulbus, können auch beide Sehnerven ausnahmsweise getroffen sein; man sieht dann nur die kleine Eintritts- und Austrittsöffnung in der Schläfengegend, wie man es gelegentlich findet bei Leuten, denen ein Selbstmord mißlungen ist, und die sich nur blindgeschossen haben. Aber meist bewirken die zur Erblindung führenden Kriegsverletzungen auch Zerreißungen in der Umgebung, die dann noch später sehr oft schwierige plastische Operationen erfordern, so Hauttransplantationen, das Einsetzen von freien Haut- und Schleimhautstücken, von Knorpel usw., wenn die Lider verletzt sind. Auch die Wiederherstellung der geschrumpften Augenhöhle kann erforderlich werden, wenn man künstliche Augen einsetzen will. Man hat es jetzt zu großer Vollkommenheit in der Anfertigung der künstlichen Augen in Deutschland gebracht, während man früher geeignete Prothesen, die aus flachen Porzellanschalen mit einer zentralen

Digitized by Google

Glaserhöhung, hinter der die farbige Regenbogenhaut mit schwarzer Pupille liegt, in natürlicher Form und Farbe vollkommen nur aus Paris beziehen konnte. Noch zu v. Graefes Lebenszeiten kam der Verfertiger Boissonneau alljährlich mit seinem Musterlager zu bestimmter Zeit nach Deutschland und verkaufte sie bei uns zu fabelhaften Preisen, während sie jetzt für zirka 10 bis 20 Mark überall zu haben sind. Die Familie Müller aus Thüringen, deren Hauptvertreter in Wiesbaden sein Geschäft betreibt, hat ihre Verfertigung zu großer Vollkommenheit gebracht; in sehr schwierigen Verhältnissen, wenn z. B. die Augenhöhle verunstaltet oder verkleinert ist, müssen sie besonders angefertigt werden. Ich habe schon häufig in der Klinik beobachtet, daß künstliche Augen von meinen Studenten trotz sorgfältiger Untersuchung nicht als Kunstprodukt erkannt, sondern für normale gehalten wurden. Schlimmstenfalls, wenn etwa die Lider zusammengewachsen sind, können die Schalen auch hinter den Gläsern einer aufgesetzten Brille befestigt werden. Diese künstlichen Augen sind von großem Wert, da gerade jüngere Blinde Gewicht darauf legen, ihr Leiden nicht aller Welt zu zeigen. Daher wohl auch der häufige Gebrauch des Wortes „sehen" bei ihnen, wo vom eigentlichen Sehen nicht mehr die Rede sein kann. So sagte ein Blinder, als er einem Kinde einen auf die Erde gefallenen Gegenstand, nach dem es sich vergeblich gebückt hatte, auflangte, scheltend: „Kannst du denn nicht sehen?" Psychologisch interessant ist auch folgender Fall: Als man sich längere Zeit abgemüht hatte, einem erblindeten Landwehrmann passende Schalen zu suchen, meinte er, man solle es doch lieber lassen, bis seine Frau käme, da sie besser als er die Farbe seiner verlornen Augen kenne.

Bei Zerstörungen der Sehnerven kommt es zu einer ophthalmoskopisch im Auge sichtbaren Abblassung (Atrophie) der Sehnerven, wenn auch bisweilen erst nach einiger Zeit.

Verletzungen der Sehnerven im Gehirn oder der dort befindlichen Sehzentren führen gleichfalls zur Erblindung, sind aber seltener im Kriege die Ursache der Erblindung, da sie meist mit der Zerstörung lebenswichtiger Funktionen sofort töten. Es ist aber interessant, daß Schußwunden beobachtet sind, wo das Geschoß gerade das Sehzentrum einer Hirnhälfte getroffen haben muß, da eine Hemianopsie (oder Hemiopie, Halbsichtigkeit) entstanden war. Der Verwundete konnte auf beiden Augen nur die linke Hälfte des Gesichtsfeldes erkennen. Da nach sicheren Untersuchungen der rechte Sehnerv die dem Gesichtsfeld entgegengesetzt liegenden rechten Netzhauthälften versorgt, so ist anzunehmen, daß der Sitz des Geschosses der linke Hinterhauptlappen des Gehirns war, in dem der Ursprung des linken Sehnerven liegt. Die äußere Kopfwunde und die Durchleuchtung mit Röntgenstrahlen machte diese Annahme auch wahrscheinlich.

Wenn nun in all diesen Fällen objektive Verletzungen, oft noch durch Knochenverletzungen in den anliegenden Höhlen kompliziert, nachweisbar waren, welche die Erblindung erklärten, so gibt es doch auch vereinzelt Fälle, in denen Soldaten plötzlich nach einem Gefecht erklärten, nicht mehr sehen zu können, ohne daß sie irgendeine Verletzung erhalten hatten. Mir ist von einem hervorragenden

Digitized by Google

Kollegen ein Fall berichtet worden, wo ein Soldat, bei dem keinerlei Verwundung festzustellen war, fast sechs Monate im Krankenhause als Blinder sich befand. Zuerst hatte man natürlich die Vermutung, daß der Soldat simuliere. Aber die genaueste Untersuchung und Beobachtung gab keinen Anhalt dafür. Dann kehrte plötzlich bei einer indifferenten Behandlung mit Tinctura Asae foetidae das Sehvermögen wieder zurück. Man muß hier eine plötzliche Affektion des Nervensystems annehmen, die eine Perzeption der Seheindrücke verhindert, wie man sie analog bei Hysterischen beobachtet hat.

Im gewöhnlichen Leben findet man leider nicht selten, daß nach Erblindung eines Auges durch eine Verletzung das zweite Auge, mehr oder weniger spät, erkrankt und durch „sympathische" Entzündung zugrunde geht. Ueber die Ursachen dieser von dem zuerst verletzten Auge ausgehenden Erkrankung sind die Meinungen noch weit auseinandergehend. Erfreulicherweise sind in dieser Form, soviel ich weiß, noch keine Erblindungen in diesem Kriege erfolgt: vielleicht weil man sich veranlaßt gesehen hat, das meist zerstörte Auge sofort herauszunehmen.

Wie verhalten sich nun bei diesen plötzlichen Erblindungen unsre davon betroffenen unglücklichen Krieger?

Wie selbstverständlich, ist dies nach der Persönlichkeit, nach den Lebensverhältnissen, in denen sie stehen oder in die sie nach der Erblindung kommen, und der Gesamtschätzung des Verlustes des Sehens außerordentlich verschieden; sicher ist, daß auch die religiöse Auffassung, welche in dem erduldeten Unglück eine von Gott gewollte Fügung sieht, für viele ein Trost wird. Auffällig ist, wie in Einzelfällen der schwere Schicksalsschlag mit kaum erklärlicher Ruhe ertragen wird. Meist besteht anfänglich nach Kopfverletzungen noch eine gewisse Gedankenverwirrung.

Nie habe ich gesehen, daß Erblindung als ein so entsetzliches Unheil betrachtet wurde, daß es besser sei, sich ihm durch den Tod, also durch Selbstmord, zu entziehen. Ja, vorher, ehe der Verlust des Sehvermögens eingetreten ist, wird wohl diese Anschauung ausgesprochen, aber wenn die Erblindung erfolgt ist, fügt man sich in das Geschick. Selbst in den nicht allzu seltenen Fällen, wo ich Unglückliche gesehen, die bei dem Versuch des Selbstmordes mittels eines Schusses durch den Kopf sich nicht töteten, sondern nur blindschossen, die demnach jetzt noch einen weiteren Grund hatten, sich den Tod zu geben, habe ich nie die Wiederholung des Selbstmordversuchs erlebt. Abweichend von diesen Erfahrungen las ich neulich, daß „ein Kriegsblinder aus Unwissenheit über seine Zukunft und in der Sorge, seinen Angehörigen zur Last zu fallen, versuchte, sich das Leben zu nehmen".

Sehr oft wirkt bei verheirateten erblindeten Kriegern auch die Frau tröstend und aufrichtend und hilft sie hinüberleiten in das zukünftige lichtlose Leben.

Zum Glück wird jetzt materiell besser für die Kriegsblinden gesorgt wie in früherer Zeit. Vom Staat allein bezieht jeder kriegsblinde Gemeine — Offiziere erhalten natürlich höhere Pensionen — eine Minimalrente von 1350 bis 1400 Mark. Sie setzt sich zusammen aus der Kriegszulage, der Verstümmelungs-

Digitized by Google

zulage und der Erwerbbeschädigungsrente. Außerdem fällt noch vielen Arbeitern aus ihrer Zivilstellung die Invalidenrente zu.

Weiter sind durch Privatwohltätigkeit große Summen zur Unterstützung für die Kriegsblinden gesammelt worden. Die hervorragendste Sammlung ist durch ein „Komitee zur Unterstützung erblindeter Krieger" veranlaßt worden, dem man Beiträge durch das Bankhaus S. Bleichröder, Berlin W, Behrenstraße 63, zusenden kann. Graf Botho v. Hochberg hat in Berlin eine „Kriegsblindenstiftung" Weihnachten 1914 begründet. Auch der Reichsdeutsche Blindenverband E. V. hat Summen zur Kriegsblindenhilfe zusammengebracht und ein Kriegsblindenerholungsheim in Binz auf Rügen gestiftet. — Die Patriotische Gesellschaft in Hamburg, Neueburg 13, vermittelt Arbeitsnachweise.

Wenn die ärztliche Hilfe erschöpft ist, wird man die Kriegsblinden für das neue Leben, das sie beginnen, vorbereiten müssen. Das erste ist, daß sie die Blindenschrift schreiben und lesen lernen. Mit diesem Unterricht ist schon in einzelnen Lazaretten begonnen worden; sonst wird man sie in größerer Anzahl an die Blindenanstalten, die zu dem Zweck eventuell zu vergrößern sind, verteilen. Gemeinhin wird dies Neulernen nicht zu viel Schwierigkeiten machen, da wir es ja bei unsern Leuten nicht mit Analphabeten zu tun haben. Aber alles, was sie bisher mit den Augen erkannt haben, müssen sie jetzt durch Befühlen und Betasten ergründen. Die Blindenschrift ist daher erhaben. Meist sind in den Lesebüchern, die für sie gedruckt sind, große lateinische Buchstaben angewandt, die hervorgepreßt sind. Die Hervortreibung der Buchstaben geschieht entweder so, daß in ihrer Gesamtheit die ganzen Einzellinien, aus denen sie sich zusammensetzen, hervorstehen, oder die Linie wird, um sie leichter zu fühlen, als aus einzelnen Punkten bestehend hervorgepreßt. Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts hat ein blinder Franzose namens Braille statt der gewöhnlichen Buchstaben eine Art Stenographie erfunden, in der für jeden Buchstaben hervorgepreßte Punkte stehen, z. B. A ⠁, B ⠃, C ⠉ usw. Diese Schrift hat allgemeinen Anklang gefunden und ist überall als Druck und Schrift für Blinde eingeführt worden. Auf dem Blindenlehrerkongreß 1879 zu Berlin ist dieser Schriftform — gegenüber der amerikanischen und der von L. v. Ste. Marie vorgeschlagenen deutschen, die auf einer andern, zum Teil einfacheren Punktanordnung beruht — wegen ihrer bereits erprobten Brauchbarkeit und ihrer allgemeinen internationalen Verbreitung die Palme zuerkannt und beschlossen worden, daß fortan nur in Braillescher Punktschrift gedruckt werden soll. Sie hat auch den großen Vorteil, weniger Raum als der Druck mit großer Antiqua einzunehmen. In Punktschrift oder mit großen erhabenen Buchstaben sind, außer der Bibel, zahlreiche Schriften für Blinde gedruckt worden. Jede Blindenanstalt hat solche in ihrer Bibliothek. Die Blindenliteratur umfaßt jetzt schon über 100000 Werke, teils zur Unterhaltung, teils rein wissenschaftlicher Natur; auch zahlreiche Musikwerke sind vorhanden. Eine sehr große Sammlung ist in der Hamburger Blindenanstalt, von der auch Bücher verliehen werden, zusammengebracht. Ebenso in der Deutschen Zentralbibliothek für Blinde in Leipzig, Parkstraße 2.

Digitized by Google

Zum Schreiben der Brailleschen Punktschrift bedient man sich einer Tafel — ähnlich wie die Schiefertafel der Kinder gestaltet —, die mit sehr nahestehenden Querriefen durchzogen ist; auf sie wird das Papier gelegt und mittels eines Rahmens an den Rändern befestigt. Auf dem Rahmen ist eine Art schmalen Messinglineals, von unten nach oben verschiebbar, das entsprechend den zu bildenden einzelnen Punktbuchstaben dicht nebeneinander befindliche gleichgroße viereckige Ausschnitte zeigt. Indem der Blinde nun mit dem linken Zeigefinger den Ausschnitt, in den der einzelne Buchstabe kommt, betastet, macht er mit einem in der rechten Hand gehaltenen Metallstift punktförmige Eindrücke. Durch die Rinnen der unterliegenden Tafel, von denen je drei innerhalb jedes Lineal-ausschnittes übereinander liegen und in die der Stift beim Eindrücken das Papier preßt, wird eine gleichmäßige Entfernung der senkrechtstehenden Punkte erzielt. Man geht mit dem Messinglineal linienweise von unten nach oben. Den einzelnen Buchstaben punktiert man so, daß, was unten von Punkten steht, nach oben kommt, damit beim Umdrehen des Blattes dem Leser die Buchstaben richtig und im Hochrelief erscheinen. Die Schnelligkeit, mit der geübte Blinde schreiben, ist enorm. Wenn Blinde für und an Sehende schreiben, werden sie sich der eignen Schrift (um in der richtigen Reihe zu bleiben, kann man das Papier von oben nach unten in horizontalen Reihen kniffen) oder besser der Schreibmaschine bedienen. Zur Benutzung für Blinde werden besondere Maschinen mit erhabenen Buchstaben auf den Tasten angefertigt.

Schreiben und Lesen muß jeder Kriegsblinde lernen. Aber man überstürze den Unterricht nicht und lasse ihm Zeit. Auch sind eventuell Hindernisse, die beispielsweise in der Benutzungsfähigkeit der Hand liegen können, zu berücksichtigen.

Zur Unterhaltung gibt es sonst für Blinde eigens angefertigte Spielkarten (durch auf der Rückseite angebrachte Einstiche usw. gekennzeichnet), Dominosteine, Damenbrett- und Schachspiele: für letztere beiden sind die weißen Felder der Bretter vertieft, die schwarzen erhöht; in der Mitte haben sie Vertiefungen, in welche Zapfen, die sich an den Steinen bzw. Schachfiguren befinden, hineinpassen. Auch beim Würfelspiel leitet den Blinden sein Tastgefühl zum Erkennen der Zahl der Augen. Im Kegeln kann er bald große Gewandtheit erlangen: er sucht mit dem Fuß oder auch mit der Kugel in der Hand das Auflegebrett, legt sich im Geist die gerade Linie zu den Kegeln zurecht und schiebt, wenn er einige Uebung erlangt hat, mit einer Gewandtheit, daß der Zuschauer im ersten Augenblick an der Blindheit mancher Spieler zweifelt. Auch das Geschäft des Kegelaufsetzers kann ein Blinder übernehmen, da er durch das Gehör über das Kommen und Anschlagen der Kugel unterrichtet wird.

Die freie, unbehinderte Bewegung im Raume wird nur durch Uebung und Erfahrung allmählich erlernt, kann dann aber zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet werden. So schreibt Dr. Sommer, welcher, selbst erblindet, in Bergedorf bei Hamburg ein Asyl für gebildete erwachsene Blinde errichtet hat, daß er von Hamburg nach Harwich und von dort nach London

Digitized by Google

und über Havre zurück ohne Begleiter gereist sei, und hebt hervor, daß durch solche selbständige Fahrten das Selbstvertrauen und das Gefühl der Unabhängigkeit mächtig gestärkt werde.

Um selbständige Bewegung im Zimmer zu erleichtern, dienen entsprechend gelegte Läufer usw. Eine gute Anleitung für die Verwendung derartiger Hilfsmittel hat der bekannte Pariser Augenarzt Javal gegeben in seinem Buche „Entre Aveugles, conseils à l'usage des personnes, qui viennent de perdre la vue", das 1903 erschienen ist. Javal ist selbst an doppelseitigem Glaukom erblindet; 1904 sah ich ihn noch auf dem Internationalen Augenärztekongreß in Luzern, wo er sich ziemlich frei bewegte und an den Verhandlungen teilnahm. Javal hat besonders, da das Tastgefühl für die Orientierung der Blinden eine große Rolle spielt, die Benutzung des Stockes empfohlen. Er trägt beständig ein dünnes Spazierstöckchen von schwarzem Schlehdorn mit eiserner Spitze, das mit einer Schnur am Rockknopf befestigt werden kann. Für Gänge außer dem Hause kann im Notfall ein Hündchen dienen. Um jemand herbeizurufen, klatscht der Blinde in die Hände oder pfeift. Eine gewisse Schwierigkeit bietet das Essen, besonders in Gesellschaft, da dem Blinden leicht Ungeschicklichkeiten und Unsauberkeiten passieren. Aber fast stets sind mitleidige Nachbarn bereit, ihm vorzulegen und einzuschenken. Und gerade dem gebildeten Blinden macht das Speisen in guter Gesellschaft ein besonderes Vergnügen, da er hier mit den Sehenden gleich genußfähig ist. Professor Batzko („Ueber mich selbst und die Blinden, meine Unglücksgefährten", Leipzig) schreibt, nur zwei Glückseligkeiten habe der Blinde: Freunde an seinem Tisch zu vereinen und an die Ausgleichung zu denken, die ihm in einer besseren Welt aufbewahrt werde. Wenn dies richtig wäre, so käme für unsre Kriegsblinden doch immer das erhebende Gefühl hinzu, daß sie das schwere Opfer ihres Sehens im Dienste des Vaterlandes und für dessen Sieg gebracht haben. Aber es ist nicht wahr, es bleiben ihnen noch viele Glücksmöglichkeiten, vor allem die, welche sie sich durch Arbeiten schaffen und durch das Bewußtsein, nicht nutzlos auf der Welt zu leben und gelebt zu haben. Dazu aber gehört, daß sie nicht faul dahinträumen, sondern, wenn sie zuerst das unumgänglich Nötige für die neue Lebenslage gelernt haben, weiter arbeiten und ihre Kräfte nicht brach liegen lassen, wenn möglich ihre vor dem Kriege geübte Beschäftigung wieder aufnehmen. Wenn dies auch nicht in der ehemals erlangten Vollkommenheit geschehen kann, so möge doch der Arbeiter und Handwerker, der Kaufmann und Studierte sehen, ob er nicht in seiner früheren Stellung irgendwie tätig sein könne. Es ist ja auch nicht nötig, daß er das an Lohn, was er damals hatte, verdienen muß; wir haben gesehen, daß der Staat und Privathilfe Einrichtungen geschaffen, die ihn unterstützen und so stellen, daß er wenigstens den notwendigsten Lebensunterhalt empfängt.

Es gilt eben für den Blinden fast noch mehr als für den Sehenden das Wort:

Arbeit macht das Leben süß, macht es nicht zur Last;
Der nur hat Bekümmernis, der die Arbeit haßt!

Digitized by Google

Ich halte es, wie gesagt, für das richtigste, daß jeder Kriegsblinde zuerst danach strebe, in seinem früheren Beruf oder damit in Verbindung stehenden Beschäftigungen sich eine Tätigkeit zu schaffen. Erst in zweiter Linie kommen Handwerke in Erwägung, die man gewöhnlich als für Blinde besonders geeignet empfiehlt. Hierher gehören die in Blindenanstalten, oft von blinden Meistern gelehrten, so die Korbmacherei, Seilerei, Bürstenmacherei, Flechtarbeiten und Mattenfabrikation. Aber um es zur Vollkommenheit hierin zu bringen, ist eine mehrjährige Lehrzeit erforderlich.

In China und vorzugsweise in Japan sind fast alle Masseure Blinde; auch bei uns haben einzelne Blinde dies Gewerbe ergriffen, ohne aber immer ausreichende Beschäftigung zu finden.

Musikalisch beanlagte Blinde können sich ausbilden lassen und Musiker in Kapellen oder Musiklehrer werden; auch als Organisten in Kirchen sowie als Klavierstimmer finden sie nicht ganz selten Verwendung. Aber nicht wünschenswert erscheint es, Unbegabte oder auch mäßig Begabte in diese Berufe zu bringen. Auch die Deutsche Gesellschaft für künstlerische Volkserziehung, die schon über erhebliche Mittel für Kriegsblinde verfügt und sich zur Aufgabe gemacht hat, durch kostenlose Erteilung von Unterricht sowie durch Schenkung von Instrumenten ihnen zu helfen, hat ausdrücklich hervorgehoben, daß „die berufliche Ausbildung zur Musik nur ganz ausnahmsweise bei genialer Begabung erfolgen soll". Aber der häusliche und private Betrieb der Musik kann den Blinden erwünschte Beschäftigung, Erhebung und Trost in manchen Stunden der Sorge und Mutlosigkeit gewähren.

Von den studierten Ständen eignet sich für Blinde noch am meisten der des Lehrers und des Geistlichen. Der Lehrer wird allerdings dem Sehenden in der Handhabung der Disziplin bei jüngeren Schülern nachstehen; bei älteren und gesetzteren kommt dies weniger in Betracht. In der Stadt Hamburg hat ein blinder Oberlehrer und ein blinder Volksschullehrer Anstellung gefunden. An der Universität Halle doziert ein blinder Professor Mathematik. Auch ein Theologe kann seine Stellung ganz gut ausfüllen. Nur, sagte mir einst ein erblindeter Pastor, werde es ihm beim Austeilen des Abendmahles schwer, den Mund des Empfängers zu finden. Die Tätigkeit eines Mediziners ist bei vollständiger Erblindung ganz ausgeschlossen, die eines Juristen ebenso, wenn er Staatsdienst erstrebt. Allerdings hörte ich, daß in Wien noch in späterem Alter ein erblindeter Oberleutnant seinen Dr. juris machte und eine befriedigende Tätigkeit fand.

Natürlich gehört zu alledem ein den meisten Menschen nicht innewohnendes Maß von Fleiß und Energie.

Man hat sich in neuerer Zeit vielfach mit der Frage beschäftigt, ob man nicht den Kriegsblinden ein gemeinsames Asyl schaffen solle. So hat die Provinz Westpreußen den Bau eines Hauses für Kriegsblinde im Wert von 220000 Mark beschlossen. Für eine zeitweilige Unterbringung der Kriegsblinden zwecks ihrer Ausbildung, wenn die Blindenanstalten nicht ausreichen, und für einige allein-

Digitized by Google

stehende Blinde in höherem Alter sind derartige Asyle ganz vortrefflich, aber für die Gesamtheit sind sie nicht erwünscht. Der Blinde will meist in dem früheren Verwandten- und Bekanntenkreise bleiben, in dem er bis dahin gestanden. In Wien haben unter zweiundsechzig Blinden, die in einer Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt untergebracht waren, nach Pablaseks Angaben fünfunddreißig nach kürzerer oder längerer Zeit des Aufenthaltes darin die Wohltat des Instituts geradezu zurückgewiesen und ein größtenteils armseliges Fortkommen an ihrem eigenen häuslichen Herd oder unter ihren Angehörigen vorgezogen. Wie viel mehr wird dieses noch für die Kriegsblinden gelten! Wenn sie auch jetzt Soldaten sind, werden sie nicht zeitlebens kaserniert sein wollen.

Andererseits wird es für kriegsblinde Handwerker wünschenswert erscheinen, daß sie ihren Wohnsitz in der Nähe von Blindeninstituten nehmen, da sie zur Beschaffung des Arbeitsmaterials und zum Verkauf ihrer Arbeiten häufig der Unterstützung bedürfen werden. Sind sie in kleine Städte oder Dörfer gegangen, so werden Gebildete zu interessieren sein, die sich dauernd um sie kümmern und ihnen zur Hand gehen.

Am glücklichsten wird der Kriegsblinde leben, dem eine treue, sorgsame und opferwillige Hausfrau zur Seite steht.

Weiteres findet man: Schmidt-Rimpler, Ueber Blindsein. Breslau, S. Schottlaender. — Schmidt-Rimpler, Die Erblindung Erwachsener. Deutsche Rundschau, Februar 1905. — Krückmann, Ueber Kriegsblindenfürsorge. Deutsche Medizinische Wochenschrift 1915, Nr. 25 bis 27.

Zur Geschichte von G. G. Gervinus' „Bekehrung" im Jahre 1826

Von

Professor D. Dr. Diehl (Friedberg)

Georg Gottfried Gervinus hat in seinen „Lehrjahren in der Wissenschaft" kein entscheidungsvolleres Jahr erlebt als das Jahr 1826. In seiner 1860 niedergeschriebenen und 1893 im Druck erschienenen Selbstbiographie („G. G. Gervinus' Leben. Von ihm selbst") berichtet er darüber: „Die Summe, die mir die große Umwälzung jenes Jahres auswarf, war eine Dotation für das ganze Leben. Es ist der Sinn für Wahrheit, der damals rein und voll aus einer Knospe aufbrach, die zuvor sehr bedenklich verkehrt erschien. Die empfangende Seite dieses Wahrheitssinnes, jene Unbefangenheit in der Annahme aller Dinge in ihrer echten Gestalt, war mir mit glücklichen äußeren Sinnen angeboren, eine Eigenschaft ohne Verdienst; aber sie war durch die Masse der ungesunden und schiefen Gegenstände in Literatur und Leben, auf die mein Auge

Digitized by Google

in jener romantischen Periode so sehr ausschließlich gerichtet war, notwendig getrübt und gefährdet worden. Die ausgebende Seite jenes Wahrheitssinnes aber war unter dem Wildfangleben mit meinen Schulgenossen durch die Künste der Verheimlichung und Verleugnung in sehr üble Gewohnheiten geraten; und der weichliche Poetenschwindel, der darauf folgte, taugte wenig, die stoische Kraft in mir zu erzeugen, diese Gewohnheiten mit Gewalt zu unterdrücken. Jetzt hatte ich den Anlauf zu solch einer Kraftentwicklung genommen, und sie stellte mein natürliches Wesen durch den einen Schlag meiner Verwandlung dergestalt her, daß mir die reine Empfängnis und die reine Wiedergabe aller höheren Wahrheit in Kritik und Buch, in historischer Forschung und Darstellung, im Leben und Handeln, im ersten Eifer zu einer Sucht, nachher zur stillen Lebens- oder Berufsgewohnheit ward."

Will man Ausgangs- und Endpunkt dieser „Bekehrung" in Personen darstellen, so geschieht es sicher am besten unter der Devise: „Von Hessemer zu Schlosser." Friedrich Max Hessemer, der phantasiereiche und phantastische Freund von Gervinus, verlor im Jahr 1826 die Leitung von dessen Geistesleben; an seine Stelle trat der „würdige Gelehrte" Professor Friedrich Christoph Schlosser in Heidelberg, dem Gervinus in seiner Selbstbiographie gerade deshalb ein Denkmal setzte.

Weil Gervinus von dieser „großen Revolution" des Jahres 1826 sehr viel hielt, hat er sie in ihren Anfängen, ihrer Entwicklung und ihren Folgen ausführlich in seiner Selbstbiographie behandelt. Immerhin ist seine Darstellung aus naheliegenden Gründen mitunter lückenhaft geblieben, so daß es sich wohl verlohnt, nach Materialien Umschau zu halten, die geeignet sind, die Ausführungen von Gervinus zu ergänzen. Im nachfolgenden biete ich solche Ergänzungen dar. Sie sind dem Briefwechsel von Georg Ludwig Kriegk mit Gervinus aus den Jahren 1825 bis 1828 entnommen, der, soweit es sich um Briefe von Gervinus handelt, in Abschriften auf der Heidelberger Universitätsbibliothek, soweit Briefe von Kriegk in Betracht kommen, im Konzept in dessen „Denkbuch meiner selbst" (im Besitz von Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. de Bary in Frankfurt, 2 Bände) erhalten ist. In dem „Denkbuch" befinden sich außer den Konzepten von 18 Briefen Kriegks an Gervinus noch die Konzepte von 12 Briefen Kriegks an andre Persönlichkeiten, die auf dieselben Verhältnisse Bezug nehmen.

Georg Ludwig Kriegk (geb. 1805), ein Altersgenosse von Gervinus und, wie er, ein geborener Darmstädter, der bis zu Gervinus' im Jahr 1819 erfolgtem Uebertritt in die Kaufmannschaft dessen Klassenkamerad im Darmstädter Gymnasium gewesen war, kam mit dem Jugendfreund Ostern 1825 wieder in Beziehung, als Gervinus nach seinem Ausscheiden aus dem Kaufmannsstande und bestandener Reifeprüfung die Universität Gießen bezog, woselbst Kriegk in seinem letzten Semester studierte. Der reife Student, „ein selten begabter Mensch, der Gervinus immer wie ein Nachwuchs aus den Hamann-Claudiusschen Zeiten gemahnte", nahm sich des Neulings herzlich an und suchte ihn auf alle Weise

Digitized by Google

wissenschaftlich zu fördern. Leider mußte Kriegk schon bald verspüren, daß neben seinen Einwirkungen auf Gervinus Einflüsse andrer Persönlichkeiten standen, die die Saat, die er gestreut, zu stören oder zu zerstören drohten. Namentlich galt dies von dem in Gießen im Dienst bei dem Distriktsbauwesen der Provinz Oberhessen stehenden Friedrich Maximilian Hessemer. Hessemer lud, wie Gervinus später selbst zugeben mußte, auf den „jungen Studenten" die „ganze Bürde alles Phantastischen"; er machte ihn, der ein Gelehrter werden sollte, zum Sklaven weichlichen Poetenschwindels und eitler Schwärmerei und Tändelei.

Obwohl diese Erziehungsergebnisse Kriegks sehr wenig ermutigend waren, ließ er nicht locker. Namentlich als er im August 1825 Gießen verlassen und am 3. September eine durch Professor Schlossers, seines geliebten Lehrers, Vermittlung ihm übertragene Hauslehrerstelle bei Frau Bernus in Frankfurt angetreten hatte, suchte er fortgesetzt auf Gervinus im Sinne einer Loslösung von der Hessemerschen Phantasterei und Hinführung zur Wissenschaft einzuwirken. Zu diesem Zweck begann er am 18. August 1825, also noch vor der Uebersiedlung nach Frankfurt, einen Briefwechsel, der schon im zweiten Brief wissenschaftlich ernsten Charakter annahm und bis in den Juli 1826 ununterbrochen weitergeführt ward. Er verfolgte damit, wie aus den Briefen deutlich hervorgeht, die Absicht, Gervinus in andre Wege zu bringen; heraus aus der Tändelei und Phantasterei und hinein in die ernste Arbeit um die Probleme der Philologie, der Religion und des Lebens. Im Hintergrund dieser Bestrebungen stand die Losung: „Los von Hessemer, hin zu Schlosser!" Mit diesen Bemühungen hatte Kriegk auch Erfolg. Bereits am Ende des Wintersemesters 1825/26 erlebte er die Freude, daß Gervinus Gießen verließ, um nach Heidelberg überzusiedeln. Wie froh er darüber war, wie ihn namentlich die Loslösung des Freundes von Hessemer beglückte, ersehen wir aus einer Stelle in einem Briefe Kriegks an seinen Freund Fohr in Heidelberg, der Gervinus eine Wohnung vermittelt hatte. Er schreibt da am Dienstag, den 11. April 1826: „An Gervinus habe ich wegen des Logis den 1. März geschrieben und ihm bemerkt, daß, wenn er Dir nicht recht bald schriebe, dies dafür gelten solle, daß ihm dasselbe recht wäre. Aber wegen der Mollerischen Sachen konnte ich ihm nicht schreiben, da ich faullenzerisch ihm seit dem Empfangen Deines Briefes noch nicht geschrieben habe, und er jetzt schon lange in Darmstadt ist, und zwar ohne Hessemer."

Aber die Loslösung von Hessemer war noch nicht genug. Gervinus mußte auch „zu Schlosser". Wie sehr es Kriegk gerade hierauf ankam, ersehen wir nicht bloß aus dem Schluß eines Briefes an Gervinus vom 22. Mai („Bist Du mit Schlosser bekannt? Und wie gefällt er Dir?"), sondern aus zwei Briefen an Roßmann, die diesem Brief vorausgingen. Am 5. Mai 1826 schrieb Kriegk an Roßmann: „Hat Gervinus bei Schlosser Zutritt? Darüber antworte mir ja; denn der muß ihm auf jeden Fall verschafft werden." Und am 22. Mai 1826 schreibt er an denselben die vielsagenden Sätze: „Dein Urteil über Fohr und Gervinus tut mir leid. Ich kann mir nicht denken, daß Gervinus,

Digitized by Google

besonders wenn er durch eine nähere Bekanntschaft mit Schlosser an Stelle der Hessemerschen Abgeschmacktheiten Sinn und Achtung für Gründlichkeit und Bescheidenheit und Ernst im Urteilen erhalten könnte, das nicht werden sollte, was er werden kann."

Kriegk hat Recht behalten. Nur durch Schlosser ist Gervinus geworden und konnte er damals werden, wozu in ihm die Anlagen steckten. Freilich kostete es Mühe, bis es dahin kam. Vor allem galt es, die immer noch vorhandene „Unbescheidenheit und Unreife" von Gervinus zu brechen, an der nicht bloß Kriegk, sondern fast alle Freunde Anstoß nahmen. Dies besorgte zum Teil Kriegk, zum Teil Kriegks Freunde in Heidelberg, besonders Roßmann. Ersteres geht aus einem Briefe hervor, den Kriegk an Gervinus am 28. Juli 1826 schrieb; er geht darin mit des Freundes Eitelkeit hart ins Gericht und wird an verschiedenen Stellen stark persönlich, was denn auch dahin führte, daß Gervinus das Schreiben an Kriegk einstellte. Letzteres aber ersehen wir aus einer Stelle eines Briefes Kriegks an Roßmann, der ebenfalls vom 28. Juli datiert ist. In ihm heißt es: „Du erzählst mir von einer Disputation, die Du mit Gervin gehabt; sie hat Dir wohl vielen Spaß gemacht. Das beste, was Du zu seinem Besten tun kannst, ist meiner Meinung nach, ihn, wo und wann Du kannst, auf seine Unbescheidenheit und Unreife aufmerksam zu machen. Darum dreht sich auch allein der beiliegende Brief, den ich Dich zu besorgen bitte." (Gemeint ist der Brief, der oben zitiert ist.)

Trotzdem Gervinus die brieflichen Beziehungen zu Kriegk abgebrochen hatte, bekümmerte sich dieser auch weiterhin um des Freundes wissenschaftliche Entwicklung und versuchte alles, mit ihm wieder in Briefwechsel zu kommen. So schrieb er z. B. am 5. Oktober an Roßmann: „Gervinus hat mir auf meinen letzten Brief vom 28. Juli noch nicht geantwortet, vielleicht weil er mir böse ist ich habe allerdings etwas hart und erzürnt geschrieben, muß aber, nach einer nochmaligen Durchlesung der Kopie, gestehen, daß ich noch jetzo jeden Augenblick dasselbe und ebenso an ihn schreiben würde. Grüße ihn und gebe mir Aufklärung über diese Sache." Und am 7. Januar 1827, also fast ein halbes Jahr, nachdem Gervinus das Schreiben eingestellt hatte, ließ Kriegk an Roßmann die Mitteilung gelangen: „Den Fohr und überhaupt jeden, der meiner gedenkt, grüße recht herzlich; den Gervinus auch, aber mit dem Bedeuten, daß sein Grund, warum er mir nicht schreibe, gar kein Grund wäre, und daß ich deswegen, bis er dies eingesehen habe, böse wäre."

Gervinus ließ aber auch weiterhin auf einen Brief warten. Erst Ende Februar oder Anfang März gab er auf den Brief vom 28. Juli eine Antwort. Sie war bitter und warf u. a., was charakteristisch für die damals noch teilweise ablehnende Stellung von Gervinus zu Schlosser ist, Kriegk sklavische Abhängigkeit von Schlosser vor; auch kündigte sie die Korrespondenz mit Kriegk auf. Dieser nahm die Aufkündigung mit Bedauern an, hatte aber die Freude, daß Gervinus bald nachher seine Aufkündigung zurücknahm, worauf die alte Freundschaft aufs neue besiegelt ward.

Digitized by Google

Im April 1827 war der Streit begraben. Im Mai begannen die Verhandlungen, die schließlich dazu führten, daß Gervinus, nunmehr ganz „Schlosserianer", in der Gutermannschen Anstalt in Frankfurt im August als Hauslehrer eintrat. Die Stelle war ihm wesentlich unter Kriegks Mitarbeit übertragen worden, wie dessen Briefe an Gervinus vom 5. und 17. Mai, 9. Juni, 13. Juli und 8. August 1827 sowie ein Brief Kriegks an Schlosser vom 28. Juni 1827 deutlich dartun.

Von Mitte Mai 1827 an war der letzte Rest der Verstimmung zwischen Gervinus und Kriegk ausgetilgt. Die Grundlage zur völligen Aussöhnung hatte ein Bekenntnis seines Lebens gegeben, mit dem Gervinus am 7. Mai dem Freunde gegenübergetreten war und das Kriegk am 17. Mai mit einer „Erzählung des Ganges seiner Bildung" erwiderte. Beide Bekenntnisse sind von literarischem Werte. Das Kriegks für die Lebensgeschichte von Gervinus wegen der Schilderung der gemeinsam verlebten Jugend und wegen der einleitenden Sätze, in denen Kriegk es offen ausspricht, daß er seit Jahren alles daran gehängt habe, den Freund von der „verderblichen Einwirkung Hessemers zu dem ihm entgegengesetzten Schlosser" zu bringen. Das von Gervinus aber deshalb, weil wir aus ihm erfahren, wie der junge Gervinus über seine Jugendentwicklung dachte. Wir teilen das letztere zum größten Teil mit. Es lautet:

„Ich war von früh auf ohne eigentliche Erziehung; von meinem Vater erbte ich, was ich von Trotz und Kraft habe, von meiner Mutter Alles, was sich sonst Gutes an mir findet. Meinen ersten Unterricht erhielt ich in der Stadtschule, dann kam ich zu dem groben Candidaten Graul. Seine Ohrfeigen müssen mir das Latein schnell eingeprägt haben, denn ich kam unerhörterweise schon nach $^1/_2$ Jahr nach Quarta. Daß ich unter die sogenannten fleißigen Schüler gehörte, weißt Du; mein Eifer kam ganz aus mir, weil sich meine Eltern zwar über ein Prämium freuten, aber sonst sich um meinen Fleiß nichts kümmerten und weil, wie Du auch weißt, im Gymnasium selbst auch nicht die geringste Anregung war. Wenn ich nach allem, was in dem Gymnasium geschah oder vielmehr nicht geschah, an die Lehrer zurückdenke, und damit den ganzen folgenden Gang meiner Bildung, der durch diesen schlechten Zustand der Schule allein diesen schlechten Gang nahm, zusammenhalte, so denke ich keineswegs mit jenem Dank, den uns diese Lehrer so oft für unser reiferes Alter profezeiten, sondern mit wahrer Erbitterung an sie. Denn wenn ich mich erinnere, wie das ganze Personal den Unterricht nur als eine Last ansah und sich nach nichts bestrebte, als diese zu erleichtern, sei es noch so sehr auf Unkosten der Schüler, wie jeder einzelne auf eine andere Art geistlos war, wie fleißige und faule auf gleiche Weise vernachlässigt wurden, kurz, wie die ganze Anstalt darauf berechnet schien, allen guten Geist, wo er sich etwa von selbst regte, zu unterdrücken, so weiß ich nicht, worüber ich ergrimmt werden könnte, wenn nicht hierüber. — Also verwiesen auf mich selbst, machte ich eine Zeit lang meine Arbeiten mechanisch, bis ich mit Nodnagel bekannt ward und mit Niebergall. Der eine ließ sich leiten, wenngleich er sich oft in bigotten Aeußerungen gefiel, der erstere leitete gern, war

Digitized by Google

eitel und suchte dieß zu verstecken. Damals ließ man sich seine Superiorität gefallen und jene Zeit ward hingebracht mit Spiel und Spaziergang, später mit Reisebeschreibungen, Robinsonaden usw.; an Zusammenarbeiten oder sonst eine strenge Beschäftigung dachten wir nicht, obgleich doch Nodnagel als allgemeines Muster uns aufgestellt ward. Dann folgte eine dunkle Zeit, als ich von N. getrennt war bei seinem früheren Uebergang nach Tertia. Bei unsrer erneurten Bekanntschaft waren unsre Paradiese in le Vaillants Afrika ꝛc. und ich glaube, ohne einen glücklichen Traum, den ich hatte, wären wir mit Sack und Pack damals unsern Eltern durchgegangen und hätten uns durch Gensdarmen wieder holen lassen. Als dieser Plan aufgegeben war, kam eine Jagdperiode, in die wirklich schlechte Streiche fallen, dann kam eine Art Studentengeist in uns, der noch verderblicher war. In Secunda war meine Verbindung mit N. enger. Er poetisierte, ich machte es ihm nach. Solange dieß eine Kinderposse blieb und unter unsern 4 Ohren war es ganz gut; sobald aber einmal etwas in den Klassen vom Lehrer vorgelesen war, und Wetteifer und Eitelkeit entstand, so folgte auch Vernachlässigung aller Dinge, außer der Poesie. Dieß ging so weit, daß wir 11—12 Jahr alt eine Zeitschrift schreiben wollten, ja daß wir einen Frankfurter Buchhändler mit Briefen, ja mit Proben halbgeneigt zum Verlag machten. Bei N. war die schädliche Wirkung dieser Art von Wuth schneller und in ihren Folgen trauriger, als bei mir, weil Moderoman und Taschenbücher und Theater und Musik (diese Strafengel unsrer Zeit) ihn mehr beschäftigten als mich. Meine fast einzige Lektüre war der Homer, und dem Alten dank ich's heute, daß er mir unter allen ungeheuren Verirrungen einen Sinn für's Große erhalten hat. In all meinen Poesien klingt der Homer an, und wie ich wüthend Hexameter machte, weißt Du. Ueberhaupt regte sich damals das erste Leben und das Bedürfniß geistiger Thätigkeit in mir, und dieß Bedürfniß legte zu dieser Zeit gegen das fanatische Treiben auch eine würdige und ernste Beschäftigung in die Wagschale, nemlich ein Studium der Geografie, das ich mit einem gewissen Kriegk, dessen Du schwerlich mehr Dich erinnerst, in ähnlichem Eifer trieb, wie die Poesie mit N. Jener Zeitpunkt war der Kampf zwischen vernünftigen und unvernünftigen Prinzipien und allerdings warst Du damals mein Virgil, der mich durch das inferno führte, aber nicht ins Purgatorio brachte. Das Uebergewicht, das sich eine Zeit lang nicht entscheiden wollte, gab endlich der Bund auf die böse Seite. Eine eigentliche Tendenz lag dem Ding nicht zu Grunde, es war nur ein Gefühl des Vorzugs vor Andern, ein Ausscheiden und Trennen, ein dunkles Streben nach etwas Besserem. Ich bin weit entfernt, die Sache in ihrer Wirkung eine Kinderei zu nennen, noch auch in ihrem Zweck. Alle Mitglieder sind, glaub ich, bis auf diesen Tag originelle Käuze geblieben, sogar der Noack. Dieser Bund schürte die Poesie frisch, ich ward entsetzlich faul und fing an, da ich dabei stets oben blieb, das Klassenwesen zu verachten, so daß es mir unerträglich gewesen wäre, nur einen Tag noch nach meiner Confirmation in dem Gymnasium zu bleiben. Ich hoffte und dachte, im Kaufmannstand Muße zu finden für Poesie, und ging nach Bonn.

Digitized by Google

Dort kam aber das Ding anders und Muse und Muße ward mit Gewalt verjagt. Daher packt ich auf und ging fort. Bei Schwab fand ich's glücklicherweise besser und hatte Zeit genug übrig. Doch aber starb in dieser Einsamkeit, als nach und nach alle Freunde schieden, Poesie und alle geistige Regsamkeit aus. Neue Sprachen waren meine einzige Beschäftigung. Bald hörte auch diese auf, und dieß war die schreckliche Periode, in der ich einer völligen Auflösung an Geist und Körper entgegen zu gehn schien. Es waren damals mächtige Hebel, um mich emporrichten zu können; Hessemer und J. Paul vermochten's. Der erste brachte meine Poesien zu Ehren, ja zu Druck, der andere hob den völlig gesunkenen Menschen in mir völlig empor. Mögen die beiden immer Schuld haben an einer neuen Versenkung in poetische Träume, mögen sie mich auch bis zu dem Punkt kranker Einbildungskraft gebracht haben, daß ich mich damals in ein Mädchen verliebt, ehe ich es noch gesehn hatte, und noch 2 Jahre lang diese Leidenschaft behielt, daß ich dann Schauspieler werden wollte, dennoch danke ich ihnen ewig das Bessere und Größere, daß sie mich zum Menschen bildeten, der bald in seinem Charakter feststand und mit diesem auch nachher den rechten Weg zur geistigen Ausbildung finden mußte. Ich kam von Schwab weg und wollte Aesthetik studieren; so wenig Bildung hatte ich, daß ich auf einen solch verrückten Gedanken kommen konnte. Ich präparirte mich zum Examen, dadurch kam ich an die Sprachen, dadurch an die Filologie. Der erste Curs in Gießen brachte mir keinen Geschmack dafür bei, der 2te durch Ossann Ekel. Damals schon fing der innere Kampf an. Ich wollte Filosof werden, las den Kant, verachtete schon den Hillebrand, sann über Systeme, trieb Mathematik. Darauf ging das nicht und ich kam wieder auf den Poeten. Ich wollte eine historische Tragödie machen und studierte etwa 20 Chroniken an den betreffenden Stellen durch; das brachte mich an Geschichte. Ich kam hierher ohne Eifer und Lust, ich wollte dem Schlosser meinen Plan mittheilen, Geschichte zu studiren, sein ganzes Wesen hielt mich ab; und obgleich ich allmählig erkannte, daß das gelehrte Treiben unserer Zeit verkehrt sei, obgleich ich in jeder Thätigkeit allein den praktischen Sinn hochsetzte und darnach strebte und gerade weil ich *ihn* in der gelehrten Filologie ganz vermißte, diese so haßte, obgleich ich auch erkannte, daß um diese Verkehrtheit der Zeit zu fassen und ihr zu begegnen, die Geschichte der einzige Weg wäre, so war ich doch noch zu unklar für einen festen Entschluß. So fing ich an, griechisch und latein zu lesen; es ging nicht. Ich hatte alle Mühe, wenn ich eine Stunde aufmerksam lesen wollte. Da mir die Sprachen, die ich als Historiker nur als Mittel ansehn durfte, schon allein so viele Schwierigkeiten machten, so verließ mich der Muth und ich wollte Filolog bleiben. Ich fing frisch an zu arbeiten, es ging nicht. Ich machte mich weiß, ich sei krank, aber ich schlief und aß ganz trefflich und in aufrichtigen Stunden gestand ich mir, daß ich mich belog. Ich dachte also, ich sei eher zum poetischen Filologen geschaffen und übersetzte die Elektra. 5 Verse wurden fertig, es ging auch nicht. Jetzt that ich nichts, las, fühlte mich unglücklich, dann wollte ich meine Tragödie ausarbeiten. Ich machte Eine Szene, die so geschraubt ist und

Digitized by Google

so berechnet und so sehr meinen damaligen Zustand verräth, daß ich sie stets aufheben will. Nun wechselte einen fürchterlichen Monat durch bittere Lustigkeit, anklagender Groll, Mißtrauen und entsetzlicher Jammer in mir, dann kam ich auf den glücklichen Einfall, mich zu fragen, wozu ich denn eigentlich da sei auf Gottes Erdboden, denn daß ich mir mit einem grossen „zu Nichts" geantwortet hätte, dazu war ich noch zu gesund. Ich wollte ein Tagebuch führen; ich hatte deren schon viele angefangen, aber theils aus Grundsatz, theils weil ich mich auf Selbsttäuschung oft traf, aufgehört. Dieß letzte fing daher mit den Worten an: „Ich schwöre nicht, dieses Tagebuch immer zu führen, denn ich kann es nicht, aus Schwachheit, aber ich schwöre, die strengste Wahrheit in dem zu sagen, was ich hineinschreibe." In diesem Geist schrieb ich und dacht ich und ehe ich noch 2 Seiten geschrieben, da ging mir ein Licht auf, wie lange ich mich getäuscht hatte, wie sehr jenes fantastische Treiben die Folge eines langen, grausamen Selbstbetrugs war, wie ich so gar, gar nicht zum Poeten gemacht war, sondern nur ein leerer Nachbeter und Affe, und wie ich die einzige Quelle, aus der eine selbstständige Bildung fließen kann, mein eignes Ich verstopft hatte, wie dieß Ich gar nicht so übel war, als ich mich weiß machen wollte, ja wie sogar mein ganzes Wesen von Natur weit mehr zum Verstand hinneigte, als zur Fantasie, und wie alle die großen Ideale von Liebe und Freundschaft und Dichtkunst nur schöne Träume waren. Zwei Tage stand es an und dann war ich so sehr anders, daß ich ihnen schon nachrief: es waren dumme Träume, und wenn ich jetzt abgekühlt und mit schärferem Blick darauf zurücksehe, so muß ich sagen: es war unverschuldeter Wahnsinn. Ich sah mich seit den 3 Tagen, in welchen meine vita nuova aufkeimte, an Geist und Körper neu wachsen; die schnelle aber kräftige und lang vorbereitete Revolution ließ mich bald tief einsehen, daß es keine jener momentanen Verschwörungen war, die mein beßres Ich so oft vergeblich versucht hatte, sondern ein bleibender, umgestaltender Eindruck, den der Verstand mit Gewalt erzwang, und daß wie in der Weltgeschichte keine Verschwörung eine Umgestaltung der Dinge hervorbringt, so auch im Menschen, und daß dieß nur durch totale Revolutionen geschieht. Zugleich mit meiner Aenderung sah ich in Hessemer, der alle meine einzelnen Stimmungen in jener Schreckensperiode in meinen häufigen Briefen verfolgte, eine ganz ähnliche Regung entstehn, schürte, als ich im Reinen war und auch Er ist jetzt wieder Ein Herz und Eine Seele mit mir, obgleich ich ihn damals mit Ernst von mir stieß, — und wie anders ist jetzt unser ganzes Verhältniß! Er ist jetzt Architekt, vor dem ich allen Respekt habe und dieser Gewinn ist mir lieber, als jeder andre. Nun wird es denn stets klarer vor mir und offener, Friede ist in mir aufgestanden und eine Thätigkeit, von der ich früher keine Ahnung hatte, und ich lenke mit frohem Segel nach einem fernen Ziel, nach jenem nil admirari, das vielleicht Institutricen ziemlich kalt und nüchtern vorkommen mag, aber für einen männlichen Geist anlockende Gewalt hat."

Mit der Uebersiedlung Gervinus' nach Frankfurt hören die Briefe Kriegks an den Freund auf. Im „Denkbuch" schwindet aber damit Gervinus' Name

Digitized by Google

keineswegs. Immer wieder lesen wir, wie selig Kriegk ist, daß er seinen Gervinus bei sich hat. Am 14. August 1827 schreibt er z. B. an den Maler Lukas in Darmstadt: „Gervinus ist jetzt auch hier als Lehrer angestellt und ich bin dafür, Gott ich kann Dir nicht sagen wie großen Dank schuldig. Er ist ein ebenso edeler als geistvoller Mensch und dabei der wärmste Freund, und ich, der ich seither hier zwar viele Bekannte, aber gar keinen Freund hatte, kann Dir nicht sagen, in wie hohem Grade ich seinen Werth für mich jetzt empfinde."

Ebenso freudig schreibt er Donnerstag, den 27. Dezember 1827 an Fohr zu Heidelberg: „Von mir selbst kein Wort weiter, als daß ich im Genusse der lieben Seele Gervinus und im Gefühl eines sich kräftigenden Körpers und eines seiner wehmütigen Gefühle öfter als früher Herr werdenden Geistes mich sehr glücklich fühle."

Im Jahre 1829 löste sich dies schöne Verhältnis. Gervinus gab seine Frankfurter Stelle auf und siedelte wieder nach Heidelberg über. Dort ward er 1830 Privatdozent der Geschichte und, nach längerem Aufenthalt in Italien, 1835 außerordentlicher Professor. Sein weiteres Wirken als Göttinger und Heidelberger Geschichts- und Literaturprofessor ist bekannt. Kriegk dagegen blieb zeitlebens in Frankfurt. Er wirkte bis 1848 daselbst als Privatlehrer, 1848 bis 1863 als Professor am Gymnasium, 1863 bis 1875 als Stadtarchivar und starb 1878. Die Wege der Freunde blieben fortan durch Jahrzehnte hindurch räumlich geschieden. Auch der geistige Verkehr hörte allmählich auf. So ist es wohl auch zu erklären, daß Gervinus in seiner Selbstbiographie dem, was Kriegk an ihm tat, nicht ganz gerecht wird. Wollen wir aber gerecht sein, so müssen wir betonen, daß Gervinus den Weg von Hessemer zu Schlosser wohl nicht so leicht gefunden hätte und daß seine Kraft sich später nicht so wunderbar hätte entfalten können, wie sie sich entfaltet hat, wenn ihm 1825 bis 1827 „sein" Kriegk nicht zur Seite gestanden wäre.

Flaggenmißbrauch

Vierter völkerrechtlicher Brief

von

A. v. Kirchenheim

Auch diesmal darf ich mit einer geschichtlichen Erinnerung, mit einem „Fall" beginnen, der wohl wenigen bekannt ist. Es war am 4. September 1800, als auf der Höhe von Barcelona drei englische Kriegsschiffe ein schwedisches Handelsschiff, „Die Hoffnung", anhielten und Kapitän und Mannschaften mit Waffengewalt zwangen, englische Offiziere und Mannschaft an Bord zu nehmen. Unter Deckung der schwedischen Flagge machten dann die Engländer abends einen Angriff auf zwei spanische Fregatten, die auf der Reede von Barcelona

Digitized by Google

vor Anker lagen und, natürlich nichts ahnend, sich ergeben mußten. Diese „guetapens“ regte damals die öffentliche Meinung in ganz Europa auf und führte auch zu diplomatischen Schritten, freilich ohne Erfolg. So sehr der Fall die ganze europäische Welt mit Abscheu erfüllte, Genugtuung wurde nicht erreicht. Man war schon damals an englische Rücksichtslosigkeit gewöhnt und hatte Schlimmeres erlebt: hatte doch Vattel, zuerst in der Ausgabe seines Völkerrechts von 1775, den Fall aufgenommen, daß 1756 eine englische Fregatte vor Calais durch Notflagge und Notsignale französische Fahrzeuge anlockte und eine Schaluppe mit Mannschaft, die, wirklichen Notstand annehmend, zu Hilfe eilten, gefangennahm — une odieuse perfidie! wie es Glaß nennt.

Mußte dem Fachmann nicht dies in Erinnerung kommen, wenn er im Juni d. J. die Nachrichten las, daß ein unter norwegischer Flagge fahrender englischer Dampfer ein deutsches Unterseeboot am Longstoneleuchtturm zu rammen versuchte (14. Mai), oder daß am 10. Juni an derselben Stelle ein mit schwedischen Nationalitätsabzeichen versehenes englisches Schiff — diesmal zusammenarbeitend mit zwei andern englischen Schiffen — das gleiche unternahm? Und es sind noch mehr derartige Fälle vorgekommen und beim Reichsmarineamt, der schwedischen, dänischen (20. Juli) und andern Gesandtschaften verzeichnet, worüber sich zurzeit Mitteilungen verbieten.

Die Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts knüpfen an den Barcelonafall und an einige andre an: so liefen z. B. am 22. Mai 1898 zwei amerikanische Schiffe unter spanischer Flagge in die Bai von Guantanamo an der Nordküste von Kuba ein, und im Türkisch-Griechischen Krieg führten die ottomanischen Schiffe „Vaslios“ und „Aghios“ die hellenische Flagge zu Unrecht. Die Gelehrten sind im allgemeinen nicht sehr geneigt, die Führung einer falschen Flagge als berechtigt anzuerkennen, und selbst Oppenheim beginnt: „But the flag is the deciding factor only when the vessel is legitimately sailing under it.“ Einige Schriftsteller verwerfen den Gebrauch einer falschen Flagge nicht unbedingt, sondern lassen ihn als Kriegslist zu — natürlich unter Hervorhebung der Rechtswidrigkeit des Gebrauchs von privilegierten und Notflaggen; dann finden sich verschiedene Abstufungen, die den Zeitpunkt bezeichnen, von dem ab es unbedingt unzulässig sein soll, eine falsche Flagge zu führen, und es herrscht wohl Uebereinstimmung darüber, daß nach Aufforderung oder bei Beginn des Kampfes unbedingt die richtige Flagge gezeigt werden muß. Bei der Mehrzahl der französischen Juristen überwiegt die Meinung, daß der Gebrauch einer falschen Flagge stets eine Feigheit, eine Ehrlosigkeit ist; das Zeigen der Flagge auf Anhalten steht einer ehrenwörtlichen Versicherung gleich.

Nun wurde unsre Frage plötzlich wieder in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt, als ein Geheimerlaß der britischen Admiralität (vom 31. Januar 1915?) bekannt wurde, der anordnete, daß wegen Erscheinens deutscher Unterseeboote im englischen und irischen Kanal sofort alle englischen Handelsschiffe neutrale Flaggen hissen und alle Abzeichen, Namen usw. verdecken sollten. Auf diesen Erlaß nimmt die Bekanntmachung des Deutschen Admiralstabs vom

Digitized by Google

4. Februar (Reichsanzeiger Nr. 29) Bezug, und wenn auch der Flottenkorrespondent der „Times" den Erlaß als unnötig bezweifelte — diese Seeräuberpraxis als durchaus englische „Seegewohnheit" anerkennend —, so folgte doch am 8. Februar eine Erklärung des Auswärtigen Amts in London des Inhalts: Die englische Regierung hat den Gebrauch der englischen Flagge durch ein fremdes Schiff stets für gesetzlich gehalten, wenn es sich darum handelte, der Gefangennahme zu entgehen. Die einzige Folge sei die Pflicht der Untersuchung: drohten deutsche Anordnungen die Unterlassung dieser an, beim Unterseebootkrieg, so sei dies Seeräuberei! Ein würdiges Gegenstück zu der Erklärung Palmerstons im April 1849: es hätten sich Schiffe mit schwarzrotgoldener Flagge vor Helgoland gezeigt; ließen sie sich noch einmal sehen, würde er sie durch englische Kriegsschiffe als Piraten aufbringen lassen! und eine sprechende Illustration zu dem Worte Lord Derbys (1857): „Wir bestehen auf dem Vollzug des Völkerrechts, wenn es uns nützlich ist, im andern Fall setzen wir uns über seine Regeln schrankenlos hinweg." Uebrigens kann es zweifelhaft sein, ob die erwähnte amtliche Aeußerung der Wahrheit entspricht: im allgemeinen nimmt man an, daß England die Flagge ignoriert, wenn sie zugunsten der neutralen Eigenschaft spricht.

Die weltgeschichtliche, politische, moralische Bedeutung des Erlasses der englischen Admiralität ist hier nicht zu untersuchen: es ist der Wendepunkt in der Geschichte der englischen Seeherrschaft. Die zahlenmäßig größte Flotte der Welt getraut sich nicht aufs Wasser und muß sich unter fremder Flagge verstecken: am 5. Februar streicht die „Lusitania" in britischen Gewässern den Union Jack und fährt unter dem Sternenbanner in Liverpool ein; eine Urkundenfälschung von weltgeschichtlicher Tragweite!

Die angeführten Aeußerungen der Fachmänner ergaben, daß Gebrauch falscher Flagge zwar als Kriegslist unter gewissen Umständen anerkannt wurde — was natürlich die Folgen der Kriegslist hat — daß man aber im allgemeinen darin einen „trait de lâcheté et perfidie" erblickt, nur erlaubt, wenn er ni l'honneur ni la morale verletzt. Wir wollen aber auf die Worte der Theoretiker nichts gründen, sondern prüfen, wie es nach allgemeiner Rechtsanschauung der Völker und nach positivem Recht steht!

Zu allen Zeiten haben Fahnen und Flaggen als ehrwürdigste und bedeutsamste Symbole gegolten. Wie der Soldat seiner Fahne treu zu bleiben schwört, so ist auch die Flagge das Palladium und Panier des Seemanns. Im Gebet dankt der Krieger für den Sieg, „der sich an seine Fahnen heftete", und im Flaggenlied gelobt der Seemann, der Flagge das Leben zu weihen. Das ist in der ganzen Welt so, auch bei den Nationen britischen Stammes; man lese z. B., wie ein Engländer die Flagge als einigendes Band gemeinsamer Kraft bezeichnet und sogar sagt, daß dieser Gedanke zuerst in England eingeprägt sei, oder die Einleitung und die begeisterten Gedichte in einer amtlichen amerikanischen Schrift. In jedem Konversationslexikon steht: Gebrauch falscher Flagge gilt als Verrat und Piraterie. Das ist eben die Meinung der Völker, das ist ihr

Digitized by Google

Rechtsbewußtsein. Wie die Fahnen seit den ältesten Zeiten als Heiligtum betrachtet wurden, das jeder Kriegsmann bis zum letzten Blutstropfen verteidigte, wie erbeutete Fahnen als ruhmvolle Siegeszeichen angesehen wurden, das beweist die Geschichte der Völker von der Taube der Assyrer, der Eule der Athener, den Adlern der Legionen, dem Vexillum und Labarum bis zur Oriflamme der französischen Könige und der Fahne des Propheten. Und gleichermaßen ist die Flagge dem Seemann heilig. Schon Jesaias verkündet als Unheil, wenn die Feinde „das Fähnlein nicht auf den Mastbaum stecken", und das Schiffszeichen der Zwillinge wird im Altertum mehrfach erwähnt (Jes. 33, 23; Hes. 27, 7; Ap.-Gesch. 28, 11). Das Hamburger Schiffsrecht von 1276 spricht von dem roten „vlugher", altenglische Schriften nennen das rote Kreuz von St. Georg ein „sacred banner", und die Abbildungen der spanischen weißen Flagge mit dem grünen Kreuz und den Buchstaben F und Y unter goldenen Kronen, des Banners, das Kolumbus am 12. Oktober 1492 in San Salvador aufpflanzte, sind uns überliefert. Seit dem sechzehnten Jahrhundert entwickelt sich ein vollständiges Flaggenrecht, dessen Einzelheiten oft zu Streitigkeiten, ja zu Kriegen führen.

Der Grundgedanke dieses Flaggenrechts ist der, daß die Gewähr für die Rechtmäßigkeit des Seeverkehrs nicht vom Einzelnen geleistet werden kann, nur der souveräne Staat kann Bürgschaft bieten. Diese Bürgschaft einerseits und anderseits das Unterwerfungsverhältnis unter den Heimatstaat gelangt seitens des Schiffers dadurch zum symbolischen Ausdruck, daß er die Hoheitszeichen seines Staats in der üblichen Weise bei sich führt. Die Streitfrage, ob die Flaggenführung ein Recht oder eine Pflicht, ist damit als falsch gestellt entschieden. Die Nationalflagge ist das äußere Kennzeichen der Staatsangehörigkeit eines Schiffs: sie ist das einfachste, wenn auch nicht das einzige und keineswegs unter allen Umständen ausreichende Legitimationsmittel. Dem entspricht, daß das Schiff die Bedingungen erfüllen muß, die der Staat setzt zur Erlangung des Rechts, die Landesflagge zu führen. Alle Seestaaten haben darüber Anordnungen erlassen, und alle haben auch deren Uebertretung unter Strafe gestellt. Wer sich einer falschen Flagge bedient, begeht nicht nur einen Verstoß gegen das Völkerrecht, er begeht ein Vergehen gegen die Gesetze seines wie des fremden Staats, des Staats, dem das Schiff in Wirklichkeit angehört, und des Staats, dessen Flagge er widerrechtlich benutzt. Die Tat ist strafbar, wo sie auch begangen ist — darüber sind die Rechtsgelehrten merkwürdig einig. Auch die Gesetzgebungen stimmen überein, daß die Handlung auch dann strafbar, wenn sie im Ausland oder auf offener See begangen ist.

Für Deutschland ist die behandelte Frage hauptsächlich durch das Reichsgesetz vom 22. Juni 1899 geregelt. Danach (§ 18) wird die unberechtigte Führung der Reichsflagge mit Geldstrafe bis 1500 Mark oder mit Gefängnis bis sechs Monaten bestraft. Aehnliche Bestimmungen finden sich in den Gesetzen andrer Staaten, so von Norwegen, Schweden, den Niederlanden. Das niederländische Strafgesetzbuch vom 3. März 1881 enthält in seinem XXIX. Titel (Schiffahrtsverbrechen) in § 409 und 410 folgende Strafdrohungen:

Digitized by Google

Der Schiffer, der die niederländische Flagge führt, wissend, daß er hierzu nicht berechtigt ist, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder Geldbuße bis zu 300 Gulden bestraft. — Der Schiffer, der vorsätzlich durch Führen eines Unterscheidungszeichens seinem Fahrzeug den Schein gibt, als ob es ein niederländisches Kriegsschiff oder ein in niederländischen Gewässern oder Kanälen diensttuendes Lotsenschiff wäre, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder Geldbuße bis zu 300 Gulden bestraft.

Die Merchant Shipping Act von 1894 hat auch schwere Strafandrohungen, aber hat allerdings den Zusatz aus der Act von 1854 beibehalten: „unless the assumption — der falschen Flagge — has been made for the purpose of escaping capture by an enemy" usw.

Da nun im Kriege natürlich keine Rede von einer strafrechtlichen Verfolgung sein kann, wird mancher geneigt sein, diesen Sätzen nicht mehr als theoretische Bedeutung zuzuerkennen. Es würde sich daher noch fragen, ob nicht international feststehende Regeln vorhanden sind. In Oxford hat das Institut de droit international 1913 hierüber beraten, und Professor Holland hat den Gebrauch falscher Flaggen verteidigt und in Renault einen Bundesgenossen gefunden, während v. Bar und Hagerup sich dagegen aussprachen. Aber auch das waren akademische Erörterungen. Als unbedingt geltendes Völkerrecht jedoch dürfen internationale Vereinbarungen angesehen werden, wie die ratifizierte Konvention über die Fischereipolizei vom 6. Mai 1882, deren Artikel 13 lautet: Es ist verboten, die Nationalität des Fahrzeuges durch irgendwelche Mittel zu verhehlen. Mehr noch als diese kommt die Bestimmung der Londoner Konferenz in Betracht, die ja freilich nicht ratifiziert, aber insofern von Bedeutung ist, als sie doch unzweifelhaft nur für den Kriegsfall gilt. Und hier heißt es in § 57: Die neutrale oder feindliche Eigenschaft eines Schiffes wird durch die Flagge bestimmt, zu deren Führung es berechtigt ist, ein Satz, den Art. 11 der Deutschen Prisenordnung vom 30. September 1909 wörtlich übernommen hat.

Nach alledem kann für die Gegenwart die Frage, ob ein feindliches Schiff seine Eigenschaft durch Gebrauch einer nationalen Flagge verhehlen dürfe, sowohl vom Standpunkt der Lehre wie nach Lage der Gesetzgebungen nur verneinend beantwortet werden.

Es ist richtig, zu sagen, daß der Geheimerlaß der englischen Admiralität eine doppelte Niedrigkeit darstellt: 1. die Verleugnung des eigenen Staats und 2. die Gefährdung unschuldiger Dritter. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es klar, daß es freilich hier sich vorerst um eine Ehrensache handelt; es widerspricht dem Ehrgefühl der meisten Seeleute, sich hinter einer fremden Flagge zu verkriechen. Aber auch wenn man sagen sollte: Not kennt kein Gebot, auch nicht das der Ehre, so wollen wir doch juristisch den Satz festhalten: Un caractère usurpé peut être allégué contre l'usurpateur, mais non en sa faveur. Die feindliche Eigenschaft eines Schiffs bestimmt sich nach seiner Flagge. Feindesflaggen im Kriegsgebiet wird so leicht niemand führen (es müßte denn sein, daß eine sog. neutrale Macht einen Vorwand zu böswilliger Pressebeeinflussung suchte!), Schiffe ohne Flagge werden im allgemeinen als feindlich gelten können,

Digitized by Google

denn die neutralen werden ganz gewiß sich ihrer schützenden Flagge bedienen. Somit bleibt nur der Fall, daß die neutrale Flagge von feindlichen Schiffen mißbraucht wird. Daß in diesem Fall eine Vernichtung nach Kriegsräson zulässig sein muß, kann eigentlich für den vernünftigen und objektiven Beurteiler nicht zweifelhaft sein. Der moderne Seekrieg hat die Bestimmungen über Anhalte- und Durchsuchungsrecht weggefegt; sie stammen aus einer Zeit, da es weder drahtlose Telegraphie noch Unterseeboote gab. Daß diese jedes Schiff unter feindlicher Flagge vernichten können, ergibt sich aus dem Wesen des Kriegs. Mag dies „mit den Präzedenzen der Seekriegführung im Widerspruch stehen" — wie die amerikanische Note von Mitte Februar sagt —, das wirkliche Leben ist stets reicher als die vollendetste Theorie; und daß ein „Präzedenzfall" einmal zum erstenmal vorkommen muß, ist freilich eine Wahrheit, die ein englisches Hirn, und wie es scheint auch ein amerikanisches, eben nicht fassen kann. Zu betonen ist, daß die Vernichtung solcher Schiffe sich ja lediglich unter dem Gesichtspunkt der kriegerischen Gewalt auffassen läßt, was z. B. in der Deutschen Prisenordnung Art. 114 auch zum Ausdruck gekommen ist.

Zweitens aber ist klar, daß die Führung einer fremden Flagge eine ungeheure Gefahr für alle die Staaten herbeiführen muß, deren Flagge mißbraucht wird. Unglückliche Verwechslungen sind ganz unvermeidlich, und die Unsicherheit für die neutralen Mächte und den Welthandel wächst ins Ungemessene. Dafür ist aber allein England verantwortlich.

Daß darauf die Bekanntmachung des Deutschen Admiralstabs vom 4. Februar 1915 überhaupt hinwies, war nicht nötig, es war eine „Courtoisie". Wenn die erwähnte amerikanische Note (R.-A. Nr. 38) darauf bemerkt: „Der Verdacht, daß feindliche Schiffe zu Unrecht eine neutrale Flagge führen, kann nicht eine berechtigte Vermutung schaffen, dahin gehend, daß alle Schiffe, die ein näher umschriebenes Gebiet durchfahren, demselben Verdacht unterliegen," so steht das vor allem mit den Tatsachen in Widerspruch.

Anfang Februar war der gegebene Moment für Nordamerika und die Neutralen, Protest zu erheben gegen den britischen Erlaß, betreffend falsche Flaggen! Aber selbst der papierene Protest ist so gut wie unterblieben. Nur die Niederlande sollen hafenpolizeiliche Maßregeln gegen Schiffe mit falscher Flagge ergriffen haben. Die Kriegführenden werden sich gegen die „jämmerliche Unehrenhaftigkeit der Engländer, die auf derselben Stufe steht mit dem corriger la fortune des Falschspielers", schon zu schützen wissen, aber für die Neutralen wäre es hier nicht nur Gelegenheit, sondern Pflicht gewesen, unzweideutig Abhilfe zu verlangen, zumal nicht abzusehen ist, wo die Unehrlichkeit enden soll, ob nicht auch die Schiffspapiere gefälscht werden können usw.; „es gibt tatsächlich nichts, und sei es noch so niedrig, wozu England sich nicht in dem Augenblick entschließen könnte, wo es sich Vorteil davon verspricht", heißt es in einer Schrift von 1915 (Schultze); genau so wie im Seekodex der Ozeanokraten (Revue XL, 3, 36).

Schließlich dürfte darauf hinzuweisen sein, daß in Theorie und Praxis des Völkerrechts vielfach der Gebrauch falscher oder keiner Flagge als eine Art

Digitized by Google

Piraterie angesehen wird; England hat dies getan. Wir wollen juristisch das nicht untersuchen, es ist nicht wesentlich. Wenn aber England wagte, die pflichttreuen Führer und Mannschaften deutscher U-Boote als Seeräuber hinzustellen — was schon von amtlicher Stelle gebührende Zurückweisung gefunden —, so wäre es richtiger gewesen, die englische Admiralität hätte die, denen sie den Gebrauch falscher Flaggen befahl, darauf hingewiesen, daß sie nach alter Anschauung Piraten, die man früher einfach an den Raaen aufgeknüpft habe und gegen die auch heute nicht Recht, sondern Kriegsbrauch gelte! Moralisch bleibt der Flaggenmißbrauch Piraterie oder Quasipiraterie, ein neues Glied in der Kette der Verneinungen des Völkerrechts und der Schandtaten, durch die die Bezeichnung gerechtfertigt ist: England ein Seeräuberstaat! Es ist der Zug von Gesetzlosigkeit, der England in allen Weltkämpfen bis in die Gegenwart geblieben, von dem Erich Marcks sagt: „Die Freiheit unserer Welt verlangt, daß es in Zukunft nicht so bleibe."

Die deutsche Flotte als Werkzeug des Friedens

Von

Sir Charles Bruce

Vorbemerkung der Redaktion.

Den nachfolgenden Aufsatz, der uns kurz vor Ausbruch des Weltkriegs zugegangen war, veröffentlichen wir heute als ein beredtes Zeugnis für die Sachlichkeit und Unbefangenheit, mit der damals besonnen urteilende Engländer die deutsche Flottenmacht beurteilten und die friedlichen Absichten der deutschen Politik anerkannten.

*

Ich habe den in der „Deutschen Revue" (Juli 1914) erschienenen Artikel des Vizeadmirals v. Ahlefeld über den damals bevorstehenden Besuch der englischen Kriegsflotte in Kiel mit tiefem Interesse gelesen. Fest überzeugt, daß die Begegnung der englischen und der deutschen Flotte und die Zusammenkunft des Personals aller Rangstufen einen gewaltigen, erleichternden Einfluß auf die gespannten Beziehungen ausüben würden, die zwischen England und Deutschland seit dem Zustandekommen der Entente zwischen England, Frankreich und Rußland bestanden haben, hat der Admiral die Ansicht ausgesprochen, daß die Zeit gekommen sei, den Bewegungsspielraum der Flotten, die er in Kiel für den Frieden zusammenwirken zu sehen hoffte, zu erweitern. Die gespannten Beziehungen zwischen England und Deutschland haben zur Folge gehabt, daß die deutsche Flotte in den heimischen Gewässern zusammengehalten wurde, und der Admiral meint, daß jetzt große Vorteile von einer Politik ihrer Verwendung im Auslandsdienst zu erwarten seien.

Digitized by Google

Was die Kieler Flottenbegegnung betrifft, so meine ich, der Admiral muß sehr befriedigt sein, daß seine Erwartungen in Erfüllung gegangen sind. Wenn auch keine politischen Reden gehalten wurden, so haben doch die Besuche des Deutschen Kaisers und des Prinzen Heinrich auf dem britischen Flaggschiff und die sowohl von offizieller wie von privater Seite den britischen Besuchern erzeigte großartige Gastfreundlichkeit ein Gefühl gegenseitiger Freundschaft, gegenseitiger Sympathie und gemeinschaftlicher Interessen zurückgelassen, das gewiß niemals vergessen werden wird.

Die Flotten der Großmächte brauchen sich, wie ein britischer Admiral während der Reise seiner Flotte erklärte, einander nicht vorzustellen — sie gehören einer und derselben großen Familie, der Weltbruderschaft des Meeres, an. Diese Bruderschaft hat ihren Ursprung in den natürlichen Verhältnissen einer durch das Klima und den Ozean bedingten Umgebung, ganz ebenso wie die Bruderschaft der Nationalität ihren Ursprung in den natürlichen Verhältnissen einer durch das Klima und die Bodenbeschaffenheit bedingten Umgebung hat. Der Kampf gegen die Naturgewalten, dessen Ziel die segensreiche Benutzung und Beherrschung des Meeres ist, hat gewissermaßen einen allen Seeleuten gemeinsamen ethischen Kodex der Pflicht, Disziplin und Kameradschaft zur Entwicklung gebracht.

Der Herausgeber der „Deutschen Revue" hat die Aufforderung an mich gerichtet, über den Wunsch des Admirals v. Ahlefeld, daß auf die Kieler Begegnung hin in der deutschen Marine das Fahren im Ausland wieder regelmäßig betrieben werden möge, ein paar Worte zu sagen. Ich glaube dieser Aufforderung am besten zu entsprechen, indem ich darauf hinweise, mit welch vollständigem Erfolg die von dem Admiral empfohlene Politik von den Vereinigten Staaten von Nordamerika erprobt worden ist.

In seiner kürzlich veröffentlichten Selbstbiographie[1]) hat Herr Roosevelt erklärt, daß nach seiner eignen Ansicht der bedeutungsvollste Dienst, den er der Sache des Friedens während seiner Präsidentschaft erwiesen habe, die Aussendung einer Schlachtflotte auf eine Reise um die Erde im Jahre 1907 gewesen sei. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß eine solche Expedition der Flotte selbst großen Nutzen bringen und in allen Kreisen Interesse und Begeisterung für die Flotte wecken, und daß daraufhin die auswärtigen Nationen es als eine ausgemachte Tatsache ansehen würden, daß die Anwesenheit der amerikanischen Flotte im Stillen Ozean ebensowenig als ein Zeichen von Feindseligkeit gegen irgendeine asiatische Macht aufzufassen sei, wie ihre Anwesenheit im Atlantischen Ozean als ein Zeichen von Feindseligkeit gegen irgendeine europäische Macht. Es ist lehrreich, sich jetzt die seinerzeit gegen die Expedition erhobenen Einwände wieder ins Gedächtnis zu rufen. Was die Leistungsfähigkeit der Flotte betrifft, so machten die Fachmänner der europäischen Seemächte geltend, daß es unmöglich sei, eine Flotte von Schlachtschiffen um die Erde zu schicken;

[1]) Theodore Roosevelt, An Autobiography. London 1914, Macmillan.

Digitized by Google

anderseits waren selbst die amerikanischen Admirale und höheren Offiziere, die die Zuversicht hatten, daß die Schlachtschiffe wohlbehalten wieder heimkommen würden, nicht der Ansicht, daß es geraten sei, Torpedoboote mit ihnen zu schicken. Trotzdem wurde beschlossen, eine Torpedobootflottille die Expedition mitmachen zu lassen. Was das Interesse und die Begeisterung für das Unternehmen betrifft, so gerieten die meisten Führer der öffentlichen Meinung in Neuyork und den östlichen Staaten über den Vorschlag, die Flotte aus dem Atlantischen Ozean wegzunehmen, in die größte Aufregung. Der Vorsitzende des Senatsausschusses für Flottenangelegenheiten, der Vertreter eines Staates an der atlantischen Küste, erklärte, die Flotte dürfe und könne die Fahrt nicht unternehmen, weil der Kongreß die Mittel verweigern würde. Ebenso lebhaft war der Widerstand gegen die Expedition aus dem Gesichtspunkt, daß sie von auswärtigen Mächten, besonders von Japan, als Drohung aufgefaßt werden würde. Die ersten Marinesachverständigen glaubten, daß ein sofortiger Krieg die Folge sein und daß die Feindseligkeiten voraussichtlich ausbrechen würden, ehe die Expedition die Magelhaensstraße erreicht habe.

Es ist bemerkenswert, daß inmitten aller dieser Alarmrufe ein freundschaftlich gesinntes englisches Blatt, der „Spectator", im Oktober 1907, einen Monat vor der Ausreise der Flotte, die möglichen und voraussichtlichen Ergebnisse der Expedition mit folgenden Worten vorhersagte:

„In ganz Amerika wird man den Bewegungen der Flotte folgen; man wird mancherlei über die verwickelten Einzelheiten des Kohleneinnehmens und der Versorgung mit Lebensmitteln unter kriegsmäßigen Verhältnissen erfahren; mit einem Wort, die allgemeine Aufmerksamkeit wird erregt werden. Das nächste Mal, wenn Roosevelt oder seine Vertreter sich wegen neuer Schlachtschiffe an das Land wenden, werden sie es mit Leuten zu tun haben, deren Geist in der einen oder andern Weise beeinflußt worden ist. Das Flottenprogramm wird nicht stillgestanden haben. Wir sind sicher, daß, abgesehen von der Steigerung der Leistungsfähigkeit der vorhandenen Flotte, dies das Ziel ist, das Herr Roosevelt im Auge hat. Er verfolgt eine Politik, die weit in die Zukunft vorausgreift, aber es ist eine vollständige Verkennung derselben, anzunehmen, daß sie unmittelbar oder bestimmt auf irgendeine einzelne Macht gemünzt sei."

Ich kann nicht zweifeln, daß die von Admiral v. Ahlefeld in der „Deutschen Revue" vorgeschlagene Politik ganz und gar in diesen Worten zum Ausdruck gebracht ist, und es bleibt mir nur übrig, darzulegen, wie vollständig die tatsächlichen Ergebnisse der amerikanischen Expedition die Erwartungen des Präsidenten Roosevelt gerechtfertigt haben.

Am 22. Februar 1907 kehrte die Flotte nach einer sechzehnmonatigen Reise nach Hampton Roads zurück, und auf dem Flaggschiff des Admirals hielt der Präsident folgende Ansprache an die Offiziere und Mannschaften:

„Sie sind auf der nördlichen und der südlichen Halbkugel gewesen: viermal haben Sie den Aequator überquert; Sie sind durch alle großen Ozeane gefahren; Sie haben die Küsten aller Kontinente berührt ... Sie haben jede Vorhersage

Digitized by Google

der Unglückspropheten Lügen gestraft. Auf Ihrer ganzen langen Fahrt ist keinem einzigen Schlachtschiff und ebensowenig einem Kreuzer oder Torpedoboot ein erwähnenswerter Unfall zugestoßen. Sie verließen diese Küste in einem Zustande hoher Leistungsfähigkeit, und Sie kehren mit gesteigerter Leistungsfähigkeit zurück, besser vorbereitet als bei Ihrer Abfahrt, nicht nur in bezug auf das Personal, sondern auch in bezug auf das Material. Während Ihrer Weltreise haben Sie Ihre regelmäßigen Schießübungen abgehalten, und so erfahren Sie auch vorher im Geschützdienst waren, so sind Sie doch noch erfahrener geworden; und durch Uebung haben Sie sich in der Kampftaktik vervollkommnet, wenn auch hier noch mehr Raum für Fortschritte ist als in Ihrer Fertigkeit im Schießen ... Als Kriegsmaschine ist die Flotte bei ihrer Rückkehr in besserer Form, als sie bei ihrer Ausreise war. Ueberdies haben Sie, die Offiziere und Mannschaften dieser gewaltigen Streitmacht, sich als die denkbar besten Gesandten und Herolde des Friedens erwiesen. Ueberall, wo Sie gelandet sind, haben Sie sich so verhalten, daß wir daheim stolz darauf wurden, daß Sie unsre Landsleute sind. Sie haben gezeigt, daß der beste Typus des Seemanns der Kriegsmarine aufs vorteilhafteste aufzutreten weiß, wenn er die Aufgabe hat, sich an Land gesittet zu benehmen und einen guten Eindruck in einem fremden Lande zu machen. Wir sind stolz auf alle Schiffe und alle Leute in dieser ganzen Flotte, und wir heißen Sie willkommen bei der Heimkehr in das Land, dessen guter Ruf unter den Nationen durch Ihr Verhalten gehoben worden ist."

Es ist noch hinzuzufügen, daß der kommandierende Admiral in seinem Bericht über die Ergebnisse der Expedition erklärte, hinsichtlich der Wirkung auf die Ausbildung, die Disziplin und die Leistungsfähigkeit der Flotte lasse sich kaum zu viel Gutes sagen. Es sei ein Kriegsspiel bis ins einzelne gewesen. Als besonders wertvoll habe sich das Experiment durch die Erprobung der Fähigkeiten der Torpedoflottille erwiesen.

Als Missionsunternehmen in der Sache des Friedens und guten Einvernehmens wurde die Expedition überall anerkannt. Weit entfernt, im Stillen Ozean auf eine feindselige Stimmung zu stoßen, wurde die atlantische Flotte in den Küstenstädten der australischen Besitzungen des britischen Reiches und in den Küstenstädten des japanischen Reiches mit gleicher Begeisterung und Herzlichkeit bewillkommnet.

Es bleibt mir nur noch übrig, meiner Hoffnung Ausdruck zu geben, daß ich den Ton und den Sinn von Admiral v. Ahlefelds Artikel in der „Deutschen Revue" richtig verstanden habe, den Gedankengang, der ihn zu der Ansicht geführt hat, daß die Zeit gekommen sei, die deutsche Flotte im Auslandsdienst als Friedensbotin zu verwenden. Herr Roosevelt hat erklärt, daß er in der ganzen Zeit seiner Präsidentschaft, ohne zu schwanken, eine gleichmäßige auswärtige Politik verfolgt habe, eine Politik wahren internationalen Einvernehmens und der Rücksichtnahme auf die Rechte andrer und zugleich kraftvoller Bereitschaft. Die schwächsten Nationen sollten, so wünschte er, wissen, daß sie ebenso sicher wie die stärksten vor einer Kränkung und einem Unrecht von seiten Amerikas

Digitized by Google

seien; und die stärksten wie die schwächsten gleicherweise sollten wissen, daß Amerika sowohl den Willen wie die Macht besitzt, sich vor Beleidigungen und Unrecht von irgendwelcher Seite zu schützen.

Ich gehöre zu den vielen Engländern, die nie aufgehört haben zu glauben, daß die auswärtige Politik Deutschlands so ist, wie sie in diesen Worten geschildert ist, und in diesem Glauben sehe ich mit Vertrauen dem Erfolg der von Admiral v. Ahlefeld befürworteten Politik entgegen.

Lenaus Geistesumnachtung. Sein Aufenthalt in Winnenthal

Mit unveröffentlichten Briefen des Hofrats Dr. med. Zeller

Von

Dr. Heinr. Schierbaum (Burgsteinfurt)

(Schluß)

Dr. A. Zeller an Hofrat Georg v. Reinbeck.

Winn[enthal], d. 13. 6. 45.

Hoch zu verehrender Herr!

Eben war ich im Begriff Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben als die Sendung von ihr u. gleich darauf Ihr Werthes ankam. Ich bin diesen Morgen mit Niembsch im Garten gewesen u. da er eine so gute Stimmung hatte auch ins Freie mit ihm gegangen u. habe in der langen Unterredung mit ihm aufs Neue die Ueberzeugung gewonnen, daß wir Alles für unsern edlen Freund hoffen dürfen. Sein Geist ist unversehrt geblieben, all sein reiches Wissen, alle Tiefe des Gemüths u. alle Kraft des Urtheils ist ihm erhalten, der Traum spielt nur auf der Oberfläche. Er gab mir die schönsten Grüße an Sie alle auf, frug sehr theilnehmend u. innig nach der Braut, die ich um einen Brief für ihn bitten möchte. Der Abgang des Wärters darf Sie gar nicht beunruhigen. Ich habe diesem bereits eine kleine Belohnung im Namen Niembsch's geben lassen. Ich bin froh, daß er uns verlassen so geschickt willig und tüchtig er im Dienste war. Sein Privatleben taugte gar nichts u. Niembsch hat sich an den neuen schon sehr innig angeschlossen u. ist ganz zufrieden mit ihm. Von einer Zusammenkunft im Neustädtchen kann freilich jezt noch keine Rede seyn. Doch kommt auch die Zeit, wie zu allen freudigen Ausgleichungen der traurigen Vergangenheit. Daß die Fln Braut nach St[uttgart] zu Ihnen kommt, darüber sprach sich N[iembsch] heute aufs Neue ganz vergnügt aus, wie er die vollste Empfänglichkeit für alles behalten hat, was ihn jemals bewegte.

Von Sommerkleidern wüßte ich im Augenblick keinen Bedarf zu nennen; dagegen thut ihm eine Ergänzung seiner Wäsche doppelt noth u. ich möchte sehr

Digitized by Google

gebeten haben ihm ein halb Duzend Hemden von etwas stärkerer Leinwand besorgen zu lassen, da seine jezigen feineren gar zu leicht zerreißen u. bereits Mangel eintritt. Wann ich nach Stuttgart kommen kann, weiß ich noch nicht zu sagen. Der Arbeit ist gar viel, doch thut mir das warme Wetter sehr gut.

Briefe u. Backwerk will ich im Laufe des Tags an N. geben. Sie werden ihn gewiß sehr freuen. Bemerken muß ich Ihnen noch, daß der Wärter Schäfer bereits aus unsrem Dienste war als er Sie ohne .... besuchte.

Mit ergebenster Verehrung u. Empfehlung an Ihre verehrte Frau Gemahlin

Ihr Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 1. Juli 45.

Verehrteste Frau Hofräthin

Ihre Sendung ist uns richtig zugekommen. Ich dachte Sie seyen schon davon benachrichtigt. Ihre große Sorge um Ihren verehrten Herrn Vater kann ich lebendig mit Ihnen fühlen. Möchte sein theures Leben Ihnen u. Vielen andern noch lange erhalten bleiben! Angst u. Sorge verlassen uns hienieden nur auf Augenblicke u. erst in einer bessern Welt wird es besser werden. Wie reichlich habe ich das schon erfahren u. wie oft sind auch meine Sorgen u. Mühen sehr eitel gewesen.

Gottlob von Niembsch kann ich Ihnen Erfreuliches berichten. Er hat in den letzten 8 Tagen 5 ordentliche Tage gehabt die mir viel zu wünschen übrig liessen, allein um der merklich längeren Dauer der Ruhe u. Klarheit willen doch zu den besten Zeiten dieses Jahres gehören u. die Hoffnung auf s. allmähliche Wiedergenesung aufs Neue mächtig heben. Besuchsfähig waren im Ganzen etwa einige Stunden; wir aber konnten oft länger um ihn seyn. Er musicirte u. conversirte viel oft noch unklar in Worten u. Gedanken; aber doch sich selbst u. der Vernunft näher als seit Monathen u. ich für m. Theil kann mich nur freuen, daß sein Himmel ganz allmählich hell wird. Er sprach auch in diesen Tagen viel mehr von s. Braut u. von s. Liebe zu ihr. Seine litterarischen Urtheile sind oft sehr treffend u. ganz in s. alten scharf geprägten Weise ausgedrückt. Heute Morgen machte ich mit ihm einen grossen Spaziergang auf einen nahen Berg, der ihn sehr glücklich machte, wenn er auch oft dazwischen im Delirium sprach.

Heute kam auch ein Sommerpaletot von Fr[au] v. L[öwenthal] für ihn an, die ihm alle Paar Monathe einmal schreibt, was er so hin nimmt.

M[eine] Frau, die d. 14. d[ieses Monats] [1]) mit einem Knaben nieder-

[1]) [14. Juni].

Digitized by Google

gekommen ist u. Gottlob mit dem Kinde wohl ist, empfiehlt sich Ihnen u. den verehrten Ihrigen bestens.

Mit ergebenster Hochachtung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 12. Juli 1845

Verehrteste Frau Hofräthin.

Sie werden entschuldigen, daß ich Ihnen erst heute antworte; allein es war nicht früher möglich Ihnen einen Tag zu bestimmen, an dem ich einigermassen sicher hoffen kann mich einem Besuche ungestörter zu widmen. Es drängte sich in diesen Tagen alles Mögliche zusammen, was die wenige freie Zeit absorbiren mußte. Nächsten Dienstag Mittwoch Donnerstag Nachmittag hoffe ich einige Stunden frei zu haben um mit Ihren verehrten Gästen über das Befinden des theuren Kranken reden zu können. Die lezten 4 Tage waren meist stürmisch, der Wechsel sehr stark, nachdem 14 Tage hindurch recht viele gute Stunden erschienen waren.

Möchte die neue Woche recht Gutes bringen. Der heutige Morgen war wenigstens wieder viel günstiger.

Haben Sie die Güte mich Mad. u. Fln Behrends bestens zu empfehlen.

Mit vorzüglicher Hochachtung u. Verehrung

Ihr

ergebenster Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 25. Jli 1845.

Verehrteste Frau Hofräthin

Es war mir sehr leid nicht mit Ihnen in Cannstatt zusammen kommen zu können; um so mehr drängt es mich Ihnen wenigstens kurz zu sagen, daß wir seit Ihrem Hierseyn wieder recht viele gute Stunden mit unserm theuren Kranken erleben durften, wenngleich auch sehr heftige Zeiten kamen. Er musicirte sehr viel. Von Ihrem Besuche habe ich ihm noch nichts mittheilen können.

Wie gerne hätte ich die Fln Braut gesehen, so Gott will geschieht es im Herbste u. zu guten Stunden. Mit den ergebensten Empfehlungen an Sie alle u. den innigsten Wünschen für das Wohlergehen Ihres verehrten Herrn Vaters

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Digitized by Google

Dr. Ellinger an Emilie v. Reinbeck.

[Winnenthal, 14. Sept. 1845.]

Hochverehrte Frau Hofräthin!

Es müßte mich sehr betrüben, wenn d. Umstand, daß ich Ihnen seit der Abwesenheit des Herrn Hofr. Z[eller] mit keinem Buchstaben Nachricht über unseren theuren N[iembsch] gegeben habe Sie irgendwie in Unruhe versetzt habe. Ich habe dieses aus 2 Gründen versäumt: 1mal, daß der junge Herr Behrends vor 10. Tagen selbst N[iembsch] gesehen und gesprochen und mir zugesagt hat, Ihnen weiteren Bericht zu erstatten, u. 2, dß Sie, wie mich derselbe versicherte, verreist wären. Wenn ich Ihnen aber habe irgend etwas Erfreuliches habe berichten können, so hätte ich es jedenfalls sogleich gethan in der Überzeugung, daß Ihnen auch außerhalb Stuttgart eine angenehme Nachricht aus unſ. Asyle zugekommen wäre. Leider aber haben die letzten Wochen keine Änderung zum Guten wie überhaupt keine Veränderung gebracht. Es schien zwar im Anfange dieses u. zu Ende des vorigen Monats eine größere Andauer der Ruhe sich bemerklich zu machen zu wollen, da kein Tag vergieng, an welchem nicht einige Stunden mit ihm auf eine erträgliche Weise umzugehen gewesen wäre. Allein seit 10. Tagen ist die alte wechselvolle — von lustiger zu zorniger Gemüthsstimmung hin u. herschwankende — Unruhe zurückgekehrt, in welcher nur alle andern oder 2. Tage einige Stunden ordentlich genannt werden können. Dabei behält er, wie es in den lichten Zeiten immer mit großer Freude zu bemerken ist, seine Geisteskräfte in ihrer ureigenen Integrität und die körperlichen in einer höheren Spannung u. Widerstandsfähigkeit — für den Fall, daß er durch seine Krankheit getrieben von denselben excessiven Gebrauch macht, als er sie Jahre vor seiner Erkrankung besessen zu haben scheint; namentlich hat er d. geknickte Haltung des Kopfes fast ganz verloren u. trägt ihn dafür in einer natürlichen Weise aufrecht.

Kann ich Ihnen noch mit Einzelberichten dienen, so befehlen Sie über mich

In vollkommenst. Hochachtg. ganz der Ihrige

Ellinger.

Wthl, 14. Sept. 45.
[Winnenthal].

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 28. Nov. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Es ist recht lange, daß ich Ihnen nicht mehr geschrieben habe, wie es unsrem edlen Freunde ergeht und mich auf mündliche Mitteilungen beschränkte. Es thut mir zu weh Ihnen immer das alte traurige Lied wiederholen zu müssen, daß noch keine wesentliche Änderung zum Guten in irgend einer Art eingetreten sey u. für die nächste Zeit wohl noch nicht zu erwarten stehe u. dann hoffte ich von Woche zu Woche auch einmal wieder zu Ihnen kommen und alle die kleinen

Digitized by Google

Züge und Dinge erzählen zu können, die für Sie u. die Zukunft Bedeutung haben möchten. Es mir aber seit m. Heimkehr von Berlin (?) noch nicht möglich geworden ein Einzigesmal die einzige noch lebende Schwester meiner seeligen Mutter zu besuchen u. nur einmal flüchtig m. Vater. Seit mehreren Monathen ist eigentlich keine sichtbare Veränderung im Zustande unsres theuren Kranken vor sich gegangen weder in körperlicher noch in geistiger Beziehung. Die Ernährung u. Muskelkraft hat sich gut gehalten, im Gegentheil noch mehr gehoben u. würden in ihrer einseitigen Beserung eher auf eine schlimme als gute Wendung der Krankheit hinweisen, wenn nicht die Zeichen des noch nicht zu Ende gegangenen maniarilischen (?) Processes beurkundeten, daß dem .... der höheren geistigen Thätigkeit nicht sowohl eine Erschöpfung oder gar ..... des Gehirns zu Grunde liegt, sondern vielmehr die noch fortdauernde Steigung dieses Bogens. Auch wiederspricht Gestalt Haltung Bewegung Sprache ganz der Annahme eines drohenden Ueberganges in Blödsinn. Seine ganze Gestalt drückt vielmehr Feuer u. Leben aus, sodaß sich Dr. Frankl nicht genug über diese Veränderung wundern konnte, der seit Jahren mit allen s. Freunden in Wien den schleichenden hinfälligen u. gebückten Gang unsres Freundes beklagt hatte, der ihm immer besonder Wienerische ..... zuzog. Besonders richtet sich sein Nacken, was mir eine Hauptsache ist, immer kräftiger auf; allein das geistige Thun unsres Freundes ist derzeit noch nicht sehr erfreulich. Eigentlich lichte Momente hat er in langer Zeit nicht mehr gehabt. Seine Gedanken treiben sich in der wildesten Flucht und im allerlautesten (?) u. losesten Zusammenhang durch die ganze Welt sr Erinnerung u. alles das, was ihn gerade umgiebt. Jeder Klang, jeder Nagel jedes Blatt kann den Gang sr Ideen von dem Ziele abbringen, dem er eben zu wollte, nur in der Musik weiß er noch das Steuer zu führen. Mich erschreckt das aber nicht so, wie es bei vielen andern Kranken der Fall sein würde, da ich mir seit dem das erste Stadium in das jezige umgeschlagen hatte, kaum mehr einen andern Ausgang denken konnte als den einer geistigen Abspannung, in der ihn nur Träume u. kein Denken möglich u. darin aber auch die einzige Möglichkeit gegeben wäre wirklich auszuruhn, während s. früheren lichten Pausen, ein getreues wie auch potenzirtes (?) Abbild ss früheren ungeregelten Schaffen, aber mehr einem geistigen Wetterleuchten als einem schöpferischen ..... Wirken u. Gestalten. Die Art, wie unser theurer Kranker ißt u. trinkt u. würgt, beweiset genugsam den noch nicht zu Ende gegangenen Gährungsprozeß in s. Innern, ... die Art u. Weise sr Verirlichkeit, die sich in den seltsamsten chemischen u physicalischen Theorien u. Phantasien durch den Gang sr Krankheit hindurchziehen.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß in den lezten Monathen viel mehr Ruhe, wenngleich mit vielen Unterbrechungen eingetreten ist, so daß man ihn viel sitzen u. liegen in der Beletage und unter andern Menschen lassen kann, was nun als eine eigentlich doppelt gute Erscheinung zu begrüßen ist, indem er solange zu keinem geistigen Erwachen kommen wird als er nicht zuvor recht ausgeruht hat. Seine Genesung geht jez munter herauf u. das hat nichts als

Digitized by Google

Gutes zu sagen. Wir wollen uns recht oft das bedeutungsvolle Wort zurufen, das er Ende December zu mir sagte: „Es wird nun eine lange Episode kommen, die Ihnen viel Noth u. Besorgniß machen wird, indem Sie glauben werden, daß alles für mich dahin sey; aber fürchten Sie das nicht, die Episode gehört wie jede ..... doch ..... u. nothwendig zum Gange mr Genesung, die etwas Andres ist ja doch m. ganze Krankheit ruht (?)." Gott gebe in Gnaden, daß er Recht behält u. auch m. Hoffnung nicht zu Schanden wird. Grüsse u. Liebeszeichen sr Freunde freuen ihn, aber er vernimmt sie doch nur halb in s. jezigen Traumwelt. In einzelnen flüchtigen Momenten stellt sich ein Anflug von Melancholie bei ihm ein, in denen er sogar einigemal dem Erwachen nahe schien; aber wie gesagt, ich glaube kaum, daß noch dieser Morgen (?) zur Wirklichkeit erwacht. Sein Erwachen wird im Gegentheil, wie das eines Kindes seyn, das in kurzer Zeit zur Mannesklarheit kommt.

Mit der innigsten Verehrung u. allseitiger Empfehlung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 5. Dec. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Zu meiner innigen Freude kann ich Ihnen auch von den lezten 8 Tagen Tröstliches von unsrem edlen Freunde sagen. Er hatte einen solchen Zusammenhang von Ruhe, wie in Monathen nicht, wenn auch die ... Trübung und Zusammenhangslosigkeit seiner Ideen nur um so stärker in dieser Zeit hervortrat. Sein Betragen war viel geordneter u. menschlicher, so daß man ihn fast die ganze Zeit unter anderen lassen konnte. Jetzt ist aber auch der Zeitpunkt gekommen, daß man ihm einen Privatwärter geben sollte um ihn keinen Augenblick bei Tag u. Nacht allein lassen zu müssen. Solange es nicht nöthig war, ja man ihn um seiner großen Gereiztheit willen so oft allein lassen mußte, hätte ich es für reinen Uberfluß gehalten, jetzt aber wird ein Mehraufwand seine reichen Zinsen tragen. Wie ich Ihnen in m. Lezten, das Sie durch die Bötin erhalten haben werden, schrieb, geht seine Reconvalecenz ohne Zweifel durch eine längere Periode der Abspannung hindurch u. das ist nur gut. Auch nach Briefen fängt er wieder an zu fragen u. darum möchte ich Sie bitten ihn auch wieder mit einigen Zeilen zu erfreuen. Möchte die Zeit bald eingetreten seyn, wo ich Ihnen oft u. viel u. nur Gutes zu berichten haben werde. Sie werden finden, daß ich Ihnen, verehrteste Frau, u. mir im Herzen gern diese Freude machen werde, wie ich es Ihnen gleich anfangs versprochen hatte.

Die Kosten für einen eigenen Wärter betragen für das Jahr gegen 200 fl.

Mit inniger Verehrung

Ihr geh. Diener

Dr. A. Zeller.

*

Digitized by Google

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 23. Dec. 45.

Verehrteste Frau Hofräthin

Ich weiß es giebt für Sie keine beßere Weihnachtsgabe als gute Nachrichten von unserm edlen Freunde u. Gott lob ich kann sie Ihnen geben. Die stille Besserung der lezten Zeit geht ihren stetigen Gang fort u. wenn auch der Zeiger etwas langsam geht, so rückt er doch fort u. weist auf das Nahen einer besseren Zukunft. Die Ruhe bekommt immermehr die Oberhand u. ganz langsam sammelt sich der Geist des armen Kranken. Er fängt an wenn auch noch immer halb träumend die Außenwelt sich wieder aufzuschließen. Es vergeht jezt selten mehr ein Tag, daß er nicht still für sich liest, wenn er auch selten darüber spricht u. noch seltener Klares. Der Sinn für Anstand Reinlichkeit und Ordnung regt sich wieder mehr u. was mir besonders erfreulich ist, auch der Schlaf kommt. Noch sind wir weit vom Ziele, aber man fängt doch an zu sehen, u. das ist viel in solcher u. nach solcher Nacht.

Mit der ergebensten Empfehlung an alle die verehrten Ihrigen in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr geh. Diener
Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal] d. 8. Feb. 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Nur in der flüchtigsten Eile meinen herzlichsten Dank für die Wäsche für H. v. N[iembsch] u. einige Zeilen, die N. vorgestern auf eine Tafel schrieb. Da ich zu Ihrer Diskretion u. Ihrer Theilnahme für den Theuren alles Vertrauen habe u. weiß, wie Sie auch die ersten schwankenden Regungen ſs Geistes interessieren, so sende ich sie Ihnen zu. Sie lassen einen Blick in die inneren Processe ſr Seele thun, wie kaum ein längeres Zusammenseyn mit ihm es jetzt gestattet.

Ergebenst
Ihr geh. Diener
Dr. A. Zeller.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

W[innenthal,] den 20. Februar 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Die letzte Zeit ging es meist sehr leidlich mit unserem theuren Kranken. Sein Violinspiel war oft wieder geistreicher und geordneter als seit lange und in seiner Lektüre mehr klare Aneignung und Aussprache als seit Monaten. Doch liegt noch immer eine Decke über ſ. Augen und auch an stürmischen

Digitized by Google

Stunden und Tagen fehlte es nicht. Die neueren Kernerschen Gedichte machen ihm noch immer große Freude. Sie haben wohl die Güte ihm bald wieder eine Parthie „Morgenblätter" zu schicken. Wie poetisch auch sein Wärter ist mag Ihnen beifolgendes Lied desselben zeigen. Man sieht dem kräftigen schlichten Winzer keine solche Empfindung und Sprache an, und wie ich ihn um eine Abschrift für Sie bat, wurde er glutroth und bat doch ja sein Gedicht Niemand zu zeigen. Es wird Ihnen jedenfalls wie mir wohlthuend seyn zu wissen, daß ein Mensch von Gefühl u. voll Verehrung um den edlen Niembsch ist. Sie würden mich auch sehr verbinden, wenn Sie mir die im Jan. od. Febr. d. J. im M[or]g[en]bl[a]tt erschienenen Bericht über Schuberts Seelenstörungen auf 8 Tage senden wollten. Mit inniger Verehrung und den besten Wünschen für Ihr Wohlergehen

Ihr gehorsamer Diener
Dr. A. Zeller.

Das Gedicht des Wärters.

Am 19. Febr. 1846.

Herr von Niembsch der Frühling lau'rt
Hinter Busch und Hecken,
Plötzlich wird er treten vor
Wird sein Veilchen wecken;

Bald wird er in bunter Tracht
Berg' und Hügel kleiden,
Ha! dem Alten wird schon bang
Weil er bald muß scheiden.

Auch das deutsche Publikum
Hat schon lang gelauert,
Manchen braven deutschen Mann
Hat die Haut geschauert,

Guten Muth! Es wird auch bald
Uns der Frühling blühen,
Fröhlich über Berg und Thal
Wird Herr Lenau ziehen,

Neu gestärket wird er dann
Liebeslieder reimen.
Holder Frühling tritt hervor
Thu dich nicht versäumen!

*

Dr. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal,] 27. Febr[uar] 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Nur in kurzem die Versicherung, daß die letzten 8 Tage wieder neben allen gewaltsamen Unterbrechungen recht erfreuliche Lichtpunkte darboten wie z. B. daß N. das erstemal wieder seit einem halben Jahre sehr eifrig nach seiner Braut frug u. ob keine Briefe von ihr da seyn. So frug er auch, ob nicht von seinen andern Freunden welche da seyn. Haben Sie deßhalb die Güte ihm wieder zu schreiben. Da Sie das Gedicht von seinem Wärter Sachsenheimer erfreute, lege ich Ihnen ein anderes bei, das er mir vor acht Tagen gab. Teilen Sie aber beide denen mit, die die schlichte treue Gesinnung verehren wie Sie und die verehrten Ihrigen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster
Dr. Alb. Zeller.

Digitized by Google

Gedicht des Wärters.

Aufmunterung zum spazierengehen im Garten.

Herr von Niembsch wird wollen gehen
In den Garten, wollen sehen
Nach den Vögeln die dort singen
Und uns Lust und Freude bringen,
Heute weht der Wind so lieblich
Herr wir gehen thun uns gütlich,
Weil die Sonn' in ihrer Pracht
Freundlich uns entgegenlacht.

Antwort von Herrn v. Niembsch.

Ja mein Lieber laß uns eilen
Und nicht länger hier verweilen,
Diese reine Frühlingsluft
Labet uns wie Nektarduft.

Im Garten.

Als wir waren in dem Garten
Wo uns tausend Freuden harrten,
Kam ein Wölkchen angezogen
Schnell, wie eines Schützen Bogen
Nach dem Wilde sich hinwendet
Und ihm Angst und Schrecken sendet,
Doch, das Wölkchen macht nicht naß
Es war bloß vom Herr ein Spaß.

Freude haben wir genossen
Wonne ist uns zugeflossen.
Wie dem Kinde an der Brust
Seiner Mutter war uns Lust.

*

Dr. A. Zeller an Emilie v. Reinbeck.

Winn[enthal] d. 3. Ap. 46.

Verehrteste Frau Hofräthin!

Meinen herzlichsten Dank für Ihre innige Theilnahme an dem Heimgang meines Vaters mit dem nun das Elternhaus für mich auf dieser Welt geschlossen ist. Solange man so glücklich ist noch eines der Eltern zu besitzen hat man eigentlich noch beide u. das Gefühl der Jugend bleibt uns. Wir bekommen hienieden nie genug u. sollen es auch nicht, nur ein Ewigkeit genügt unserer Liebe und Sehnsucht. Wie kostbar werden uns aber auch Tage und Stunden, wenn das Leben der Theuren anfängt zur Neige zu gehen. Möchte Ihnen die Freude und das Glück den hochverehrten Vater zu besitzen noch lange erhalten bleiben. Bei einem meiner letzten Besuche sprach mein Vater noch viel mit mir von Ihrem Herrn Vater m. der innigen Verehrung, die er für ihn hege u. stets gehegt habe. Hoffentlich kommt es doch auch wieder einmal so weit, daß

Digitized by Google

ich Sie wieder besuchen kann. Kam ich nach Stuttgart in diesem Winter, so war ein flüchtiger Besuch beim Vater, eilends gieng es wieder heim. Derzeit bin ich auch ohne eigentliche Hülfe, Dr. Ellinger ist auf einige Wochen zur Begleitung einer Kranken u. zum Besuche einiger Anstalten des Auslandes fort. Darum kam ich auch nicht dazu Ihnen vorrigen Freitag zu schreiben. Hoffe auch überdieß Ihnen wieder gute Nachrichten von unserm theuren Kranken geben zu können. Vor 14 Tagen gerade zur Zeit unßres Schreib[ens] (?) für Schurz fiel es ihm auf einmal ein sich den Bart abnehmen zu lassen u. wenige Stunden darauf verfiel er in die Angst u. Beklommenheit, die er in niederem Grade schon öfter gehabt. Diese wuchs aber dißmal stärker u. wurde von einem kleinen Fieberfrost begleitet. Man sah die Abnahme des Bartes, die er in aller Eile größtentheils selbst mit Hülfe des Wärters vorgenommen hatte, mußte ihn erkältet haben u. einen ähnlichen Zustand von Empfindung, übrigens ohne ein Zeichen von Lähmung eines einzelnen Muskels oder gar einer Parthie in demselben hervorgebracht haben wie im Aprill 44. Wie ich dachte, geschah es auch, daß einiges ganz eisiges Fieber auf den ersten Eindruck folgte u. reichliche Schweiße die Krisis bildeten. Für jene Zeit wünschte er sich die Brezen (?), die Sie so gütig waren zu besorgen u. die ihm auch sehr mundeten. Sein Appetit hatte einige Tage gelitten, ist nun aber wieder ganz gut, wie sein Aussehen auch wieder zur alten Kraft zurückkehrt. Dagegen ist er immer noch viel schweigsamer wie sonst u. ruht noch mehr als früher. In diesem Zwischenspiel schrieben wir nun Schurz u. die Antwort darauf ist der beiliegende Brief, die mich nicht befremdete, da ich seit Dr. Frankl hier war nichts anderes mehr erwartete, da der alle die Vorurtheile mit hierher brachte, die s. dortigen Freunde mit seltener Ausnahme hegten u. hegen. Daß Niembsch für die wohlthätigen Einflüsse Wiens indessen keine Art von Empfänglichkeit hatte u. leider auch die so schwäbischen Freunde bis jetzt nur sparsam geboten werden konnten u. nicht irgend eine Art von Sehnsucht nach der Heimath N[iemsch] u. seine Genesung aufhielt, weiß ja Niemand besser als ich, wie s. Schwester indessen sich oft an ihm krank u. nicht gesund gesehen hätte; allein, wenn N. wieder einmal reisefähig u. die Familie will es, daß er geht, so werden wir ihn wohl ziehen lassen müssen. Möchte der edle Geist unter dieser oder jener Pflege gesunden ich freue mich darüber unaussprechlich. Für jetzt kann aber davon keine Rede seyn daß er reist und alles dazu Nöthige ertragen könnte u. vielleicht bringt der neuste Sturm bessere Tage u. Zeiten als die früheren. Haben Sie die Güte mir den Sch[urz]schen Brief bald wieder zurückzusenden u. Ihre Meinung über ihn zu sagen. Wäre eine Versezung Ns in andere climatische und persönliche Verhältnissen mir nöthig oder nur sehr hoffnungsreich erschienen, so wäre ich der erste gewesen, der sie vorgeschlagen hätte.

Mit den ergebensten Empfehlungen an die theuren verehrten Ihrigen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr Dr. A. Zeller.

Digitized by Google

Emilie, die fleißige Malerin, rührte mit Lenaus Ueberführung nach Winnenthal keinen Pinsel mehr an. Still und zurückgezogen lebte sie an der Seite ihres Gatten, „gedrückten Geistes, aber auch angegriffenen Körpers". Ein altes Leiden wurde schon im Frühjahr 1846 so heftig, daß die arme Frau das Bett nicht mehr verlassen konnte. Am 3. April schrieb Zeller ihr den letzten Bericht über die Krankheit ihres unglücklichen Freundes. Am 15. August 1846 erlöste sie der Tod von einem schweren Leiden. Mit ihr ist eine der lichtvollsten Frauengestalten dahingegangen, die je die Schritte eines Dichters begleiteten.

Die Ueberführung des zerrütteten Freundes nach Oberdöbling mitzuerleben, sollte Emilie erspart bleiben. Wenn sich die Ueberführung Lenaus auch nicht gerade als notwendig herausstellte, so lag dieselbe doch im Wunsche der Familie Schurz und der österreichischen Freunde. Am 29. April 1847 traf Schurz in Winnenthal ein, um seinen Schwager abzuholen, worüber die Stuttgarter freilich sehr böse waren. Am 12. Mai trat dann Lenau die Heimreise nach Oesterreich an. Am 15. Mai, nachmittags um $^1/_2 5$ Uhr, war er, „ein geistiger Odysseus", in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen. Hier ist der unglückliche Poet am 22. August 1850 gestorben.

Dr. Zeller, der als einer der bedeutendsten Psychiater Deutschlands galt, bekundete auch einen feinen poetischen Sinn in seiner 1851 erschienenen und später öfter aufgelegten Gedichtsammlung: „Lieder des Leides". Er starb 1877 in einem Alter von dreiundachtzig Jahren.

Ueber Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung

Von

Prof. Dr. Oskar Loew

Unter Bodenmüdigkeit versteht man bekanntlich den Zustand, in welchem ein Boden trotz anscheinend genügender Düngung und günstiger Witterung nicht mehr die bisherigen Erträge zu liefern vermag. Hierbei kann entweder eine Erkrankung der Pflanzen oder auch lediglich ein Zurückbleiben in der sonst normalen Entwicklung eingetreten sein. Im ersteren Falle handelt es sich meistens um einen verseuchten Boden, im letzteren um eine ungünstig veränderte Bodenbeschaffenheit, eine Verschlechterung der Bodenmasse.

Es ist oft schwierig, die wahren Ursachen aufzudecken. Bei der Verseuchung kann es sich um Bakterien, parasitäre Fadenpilze oder Schleimpilze oder um tierische Organismen handeln, wobei parasitäre Nematoden ganz besonders in Betracht zu ziehen sind. Bei der Verschlechterung des Bodens handelt es sich entweder um Zunahme einer sauren oder alkalischen Reaktion oder bei Tonböden um Abnahme der Durchlüftungsmöglichkeit infolge ungeeigneter Mineraldüngung. Da man ferner oft bei der mineralischen Düngung nur Kali, Phosphor-

Digitized by Google

säure und Stickstoff in Betracht zieht, so kann es sich auch in gewissen Fällen um zunehmenden Mangel an Kalk, Magnesia oder Eisen im Boden handeln.

Bodenmüdigkeit wird sowohl im Forstbetrieb wie in der Landwirtschaft nicht selten beobachtet, und es mögen zunächst einige Fälle hier geschildert werden, welche Verfasser selbst beobachtet hat.

In dem Forst von Ebenhausen bei München wurden müde Stellen in den Fichtenpflanzgärten[1]) beobachtet. Der Boden besteht dort aus sandigem Lehm mit Moränenschotter und ist äußerst arm an Kalk. Es war in der einen Abteilung (a) nur mit Torfmull und etwas Pferdemist gedüngt worden, in der andern Abteilung (b) mit Kompost, hergestellt aus gekalktem Torfmull, Waldrohhumus und Pferdemist. In der Abteilung (a) erschienen nur einzelne Pflanzen erkrankt, welche durch ihre gelbliche Farbe von dem saftigen Grün der Nachbarpflanzen abstachen. Die Besichtigung ergab dann ein teilweises Absterben der Wurzeln. In der Abteilung (b) dagegen blieben drei ganze Beete im rückständigen Zustande, und die Kopfdüngung mit Chilesalpeter, welche im Jahre vorher ausgeführt war und bei den jungen dreijährigen Fichten sonst überall einen sichtlichen Erfolg hatte, schlug nur auf den drei Beeten der Abteilung (b) fehl. Parasiten konnten bisher nicht als die Ursache dieses Mißstandes aufgefunden werden.

In einer andern Abteilung, welche vor mehr als fünfzig Jahren Ackerland war, zeigte sich in einem fünfzigjährigen Fichtenbestande ein allmähliches Absterben der Bäume, das von gewissen Punkten aus immer größere Kreise zog. Hier handelte es sich wahrscheinlich um einen bekannten Fichtenparasiten (Trametes radiciperda), welcher im Boden die Wurzeln angriff und stetig an Ausbreitung zunahm.

Im Staatsforst von Ebersberg, nicht weit von München, gibt es Stellen, an denen die Fichten, die früher hier sehr gut gediehen, nur mehr die Hälfte der normalen Höhe erreichen und im Dickenwachstum äußerst schwach bleiben. Man glaubte, daß ein Kompakterwerden der Erde daran schuld sei, das den Wurzeln das Vordringen erschwere. Indessen es liegt hier kein zäher Tonboden vor, sondern ein feiner Sandboden mit nur wenig Ton. Der kalkarme Boden enthielt den Kalk nicht in Form von kohlensaurem Kalk, war von saurer Reaktion und enthielt etwas sauren Humus und eine abnorme Menge von Buttersäurebazillen,[2]) die sich ja sonst weit verbreitet in allen Bodenarten vor-

---

[1]) Die Pflanzgärten der Forstleute sind vielfach ein Schmerzenskind, indem sich mancherlei Schwierigkeiten ergeben. So hat Düngung mit Kainit schon häufig die jungen Pflanzen getötet, auch wenn er zum Komposthaufen längere Zeit vorher gesetzt war. Düngung mit Chilesalpeter beschleunigte zwar das Höhenwachstum, aber die Stämmchen blieben dabei so schwach, daß sie unter der Schneelast zerbrachen. Stalldünger hat öfters ähnlich gewirkt wie Chilesalpeter. Man bezieht jetzt für die Forste im südlichen Bayern aus Holstein junge Fichtenpflanzen in großen Mengen.

[2]) Diese Bazillen finden im Holze reichlich Holzgummi vor, den sie leicht zur Nahrung verwenden und auch unter Säurebildung vergären können.

Digitized by Google

finden, aber selten in solchen ungeheuren Mengen wie hier. In einem benachbarten Teile des Forstes gediehen die Fichten noch viel schlechter als an dem eben erwähnten. Hier waren die Samen zu dicht gesät gewesen und äußerst zahlreiche abgestorbene, kaum 1 Meter hohe Fichtenstämme standen sehr nahe beieinander. Durch das Absterben der Wurzeln dieser jungen Fichten wurde natürlich im Boden ein äußerst günstiger Zustand für die Entwicklung von allerlei Pilzen geschaffen. Diese übermäßige Pilzwucherung mußte natürlich auch einen großen Teil des Sauerstoffs der Bodenluft in Beschlag nehmen, und dieser Umstand, sowie die weitere Anreicherung der Bodenluft mit Kohlensäure durch diese Pilztätigkeit mußte in diesem sehr feuchten Boden äußerst ungünstige Verhältnisse für die Respiration der Wurzeln der nahebei stehenden, noch lebenden Fichtenbäume herbeiführen. Es verdient bemerkt zu werden, daß dieser Boden schon mit bloßem Auge außerordentlich viele Pilzfäden erkennen ließ und ferner gar nicht den normalen Erdgeruch, sondern einen widerlichen Modergeruch aufwies.

In einiger Entfernung von dieser Abteilung befindet sich ein weiterer Bestand von 30 Meter Breite und 1100 Meter Länge, bei welchem keineswegs ein zu dichtes Pflanzen, resp. Säen als Uebelstand angenommen werden konnte. Hier hatten die Bäume im Alter von vierundzwanzig Jahren nur etwa 1 Meter Höhe, ließen aber keinerlei Erkrankungen durch parasitäre Pilze erkennen. An derselben Stelle war in früheren Zeiten ein äußerst üppiger Wald, wovon die mächtigen Wurzelstöcke heute noch Zeugnis geben. Es ist von besonderem Interesse, daß manche dieser weit zurückgebliebenen Bäume plötzlich anfangen, wieder normal zu wachsen, was vielleicht dadurch bedingt wird, daß allmählich die Wurzeln eine tiefere, gesündere Bodenschicht erreichen.

Während sich in den Wurzeln dieser im Wachstum zurückgebliebenen Bäume wohl mangelhafte Bildung der Wurzelhaare, aber keine parasitären Organismen erkennen ließen, gelang es mir in einem anderen Falle, in welchem es sich um Pflanzgärten junger Pappelbäume handelte, nachzuweisen, daß bei diesen langsam dahinsiechenden Bäumchen Nematoden in die Wurzeln eingedrungen waren. Diese trichinenartigen Würmchen sind sicher weit häufiger die Ursache von Verseuchung des Bodens, als noch vielfach angenommen wird. Meist schließt man auf die Anwesenheit von Nematoden im Boden, wenn Schwellungen an den Wurzeln erkennbar sind, aber oft genug sind diese so unbedeutend, daß sie übersehen werden können. Aus den Wurzeln geschädigter junger Gerstenpflanzen gelang es mir in solchen Fällen, durch einfaches Ausstreifen des basalen Teils der Wurzel auf einem Objektträger die Gegenwart dieser Tierchen darzutun. In den Gärtnereien wird häufig eine ungeheure Masse von verseuchter Erde weggeführt und durch frische von weither ersetzt, was große Kosten verursacht. In solcher verseuchter Erde gelang es mir auf folgende Weise die Nematoden nachzuweisen: Es wurden 50 Gramm Boden unter Zusatz von etwas kohlensaurem Kalk in einer 10 Zentimeter hohen Schicht in einem Becherglase mit Zuckerlösung von 1 Prozent bis zur oberen Fläche der Erdschicht übergossen

Digitized by Google

und das Glas, mit Glasplatte bedeckt, mehrere Tage stehen gelassen. Die Nematoden kommen in ihrem Bedürfnis nach Luft nach oben, so daß man in jedem Tropfen der oberflächlichen Flüssigkeitsschicht Nematoden mit dem Mikroskop erkennen kann.

Zu den allgemein im Boden verbreiteten tierischen Organismen gehören die Infusorien, Flagellaten und Amöben. Dieselben ernähren sich von Bakterien, wobei kaum eine besondere Vorliebe für gewisse Arten bemerkbar sein dürfte. Daß sie den Boden verseuchen können, ist wohl kaum anzunehmen. Man kann sie sehr leicht beobachten, wenn man etwas Erde in einer sterilisierten und stickstofffreien Zuckernährlösung einige Tage stehen läßt. Hiebei entwickelt sich der stickstoffbindende Azotobakter in Form einer Haut auf der Oberfläche, und bei dieser Nahrung vermehren sich die Protozoen nun sehr üppig. Man hat schon bis zu 38 Arten von Flagellaten und Infusorien in gut bewässerten Böden aufgefunden. Die Menge dieser Organismen in einem Gramm guter Gartenerde kann unter Umständen bis weit über 100 000 betragen.

Unter den Pilzen, welche den Boden verseuchen können, bilden die Myzel- oder Fadenpilze die Mehrzahl, aber auch Bakterien können oft eine nicht unbedeutende Rolle spielen, indem sie entweder Nitrit- oder Schwefelwasserstoff oder organische Säuren produzieren und so den Boden ungünstig beeinflussen, oder sie können durch übermäßige Vermehrung[1]) wie bei Düngung mit frischem Mist, statt mit gut verrottetem, durch Bildung giftiger Fäulnisprodukte die Wurzeln schädigen; es gibt aber auch gewisse Arten mit parasitärem Charakter. Diese können von dem verseuchten Boden durch Winde bis auf die Blätter getragen werden und dort durch die Spaltöffnungen oder Wasserporen in die Blätter eindringen. Weit häufiger aber dürfte es der Fall sein, daß sie in die Wurzel eindringen, sobald die Oberfläche derselben durch Nematoden oder andere tierische Organismen verletzt ist, so daß den parasitären Bakterien das Eindringen erleichtert ist. So kommt auch die „weiche Fäulnis" von Wurzeln leicht zustande. Es sind durch den amerikanischen Forscher Erwin F. Smith in neuerer Zeit eine ganze Reihe bakterieller Pflanzenkrankheiten bekannt geworden, welche sich auf den infizierten Böden alljährlich wieder von neuem entwickeln.

Was nun die durch Verschlechterung der Bodenbeschaffenheit entstehende Bodenmüdigkeit betrifft, so ist auch diese Art nicht selten anzutreffen.

Ein spezieller Fall von solcher Bodenmüdigkeit gelangte während meiner Amtszeit an der Universität Tokio zu meiner Kenntnis. In einem Bezirk bei Tokio ging seit sieben Jahren der Ertrag an Erbsen stetig zurück, und schließlich starben diese Pflanzen schon im Jugendstadium ab. Der Zustand schien dem Besitzer rätselhaft. Man forschte nach pflanzlichen und tierischen Schädlingen und glaubte schließlich einen hefeartigen Organismus gefunden zu haben, dem man Säurebildung zuschrieb. Aber die üblichen Bodensäuberungsmittel, wie Schwefelkohlenstoff und Formalin, hatten keinen Erfolg. Bei der Untersuchung

[1]) Die Zahl der Mikroben kann bis auf 100 Millionen in 1 Gramm Erde ansteigen.

Digitized by Google

dieses Bodens ergab sich eine stark saure Reaktion. Ferner eine nur sehr geringe Menge von Kalk, die noch dazu nur in der Form von Sulfat und Phosphat vorhanden war. Der Boden war ein lehmiger Sandboden mit nur sehr geringen Mengen von Humus. Er war seit sieben Jahren alljährlich nur mit Superphosphat, Ammoniumsulfat und Kaliumsulfat gedüngt worden, also mit Substanzen, welche naturgemäß die Säuerung des Bodens alljährlich steigern mußten (da kohlensaurer Kalk zur Neutralisation nicht vorhanden war), und zwar zu einem Grad, daß selbst die gewöhnlichsten Bakterien, wie Azotobakter, in dem Boden sich nicht weiter vermehren konnten. Selbst die resistenten Buttersäurebakterien waren nur in äußerst geringer Menge anzutreffen. Da nun die Erbsenpflanze gegen Säure im Boden weit empfindlicher ist als die Getreidearten, Buchweizen und Kartoffel, so erklärt es sich auch, warum hier der Boden zuerst müde für Erbsen wurde und erst später auch für Gerste. Eine reichliche Düngung mit Holzasche und Kalk, Chilesalpeter und Thomasmehl heilte den Uebelstand alsbald, weil alle diese Substanzen entweder aktuell oder physiologisch alkalisch sind und also zur Neutralisation der Säure beitrugen.

Seitdem die Mineraldüngung an Seite oder an Stelle der Stallmistdüngung eingeführt wurde, werden gar manche Düngungsfehler gemacht, da man den Zustand des Bodens nicht genügend in Betracht zieht. Während der Stallmist alle düngenden Stoffe ungefähr in dem richtigen Verhältnis enthält, ist die Mineraldüngung häufig eine einseitige und muß dann zu Mißerfolgen führen. So kann eine Düngung mit Chilesalpeter auf zu feuchten Böden, wegen Begünstigung der denitrifizierenden Bazillen durch den hohen Wassergehalt, zu großen Mißerfolgen führen, denn der Stickstoff des Salpeters geht zunächst in die giftige Nitritform über und dann durch Freisetzung als elementarer Stickstoff zu Verlust.[1])

Eine reichliche Düngung mit Kainit, die ja auf kalkreichen Böden oft vorzügliche Wirkung erkennen läßt, kann auf sehr kalkarmen Böden vollständig fehlschlagen wegen des Gehalts an löslichen Magnesiasalzen im Kainit; denn stets, wenn mehr Magnesia von Pflanzen aufgenommen wird als Kalk, geht der Ertrag zurück.

Eine öfters wiederholte Düngung von Tonböden oder tonreichen Lehmböden mit Chilesalpeter und Thomasmehl verschlimmert die ohnehin etwas ungünstige mechanische Beschaffenheit dieser Böden. Sie werden noch kompakter und undurchlässiger, als sie schon waren, infolge der Bildung von kohlensaurem Natron aus dem Chilesalpeter, wodurch eine alkalische Reaktion entwickelt wird, welche die Tonkonsistenz ungünstig beeinflußt. Hier wäre Ammoniumsulfat statt Chilesalpeter am Platze oder ein Gemenge beider.

---

[1]) Auf den Reissumpffeldern bei Tokio haben unsere Versuche ergeben, daß der normale Ertrag, wie er bei Düngung mit Ammoniumsulfat erhalten wird, auf ein Viertel herabgeht, wenn die Menge Stickstoff, die in jenem Salz vorhanden ist, in der Form von Chilesalpeter (salpetersaures Natron) angewandt wird.

Digitized by Google

Die Anwendung der Mineraldüngung erfordert reifliches Erwägen des Bodenzustandes, wenn die Bodenmüdigkeit vermieden werden soll. Die Düngemittel müssen so gewählt werden, daß die Reaktion des Bodens neutral oder nur ganz minimal sauer bleibt.

Je nachdem die Bodenmüdigkeit auf Verschlechterung oder auf Verseuchung beruht, sind zur Behebung des Mißstandes verschiedene Maßregeln zu ergreifen. Dort muß zu einer rationellen Düngung, hier zu einer Desinfektion geschritten werden.

Bei der Bodensäuberung durch Desinfektion können nur Substanzen gewählt werden, welche sich aus dem Boden wieder verflüchtigen, oder leicht durch Regen wieder aufgewaschen werden, oder auch im Boden sich allmählich zu nicht giftigen Körpern umändern können, so daß zur Zeit der Aussaat diese Stoffe keinen schädlichen Einfluß auf die Keimpflanzen mehr ausüben können. Substanzen, welche im Boden etwa absorbiert werden können und lange darin unverändert bleiben, sind natürlich hier ausgeschlossen. Bei der Anwendung stößt man Löcher in den Boden, gießt die Desinfektionsmittel hinein und schließt die Löcher dann wieder.

Die Anwendung von Bodendesinfektionsmitteln datiert erst aus der neuesten Zeit. Vor etwa zwanzig Jahren ist zuerst Schwefelkohlenstoff von Oberlin zur Vernichtung der Phylloxera im Boden der Weinberge angewandt worden, dann auch erfolgreich bei Vernichtung von Engerlingen, Wurzelmaden und Rübennematoden. Zahlreiche Forscher haben sich mit der Wirkung des Schwefelkohlenstoffs auf den Boden beschäftigt, besonders sind hier Hiltner und Störmer, ferner Heinze zu nennen. Dadurch wurde eine Reihe von Tatsachen festgestellt, hauptsächlich:

1. Die Protozoen und andere Tiere werden abgetötet, ferner gewisse Arten von Bakterien, besonders leicht die schädlichen denitrifizierenden oder salpeterzersetzenden Bakterien, aber auch die nitrifizierenden Mikroben und die Fäulnisbakterien nehmen beträchtlich ab.

2. Nach der Verflüchtigung des Schwefelkohlenstoffs aber setzt eine rasche Vermehrung der noch am Leben gebliebenen Bakterien ein, da die getöteten Organismen ein günstiges Nährsubstrat für sie bilden. Besonders günstige Entwicklungsbedingungen existieren nun für den so nützlichen stickstoffsammelnden Azotobakter.

Nach Hiltner existiert im gewöhnlichen Boden ein Gleichgewicht zwischen nützlichen und schädlichen Bakterien, und die Schwefelkohlenstoffbehandlung stört nun dieses Gleichgewicht zugunsten der nützlichen Bakterien.

Die Zunahme der Ernte auf diesem partiell desinfizierten Boden ist zwar in verschiedenen Fällen sehr bedeutend gefunden worden, aber dauert nicht länger als zwei bis drei Jahre an. So wurden z. B. auf einem müden Boden durch Anwendung von einem Pfund Schwefelkohlenstoffs pro Quadratmeter die Ernte von Zwiebeln von 14 Kilogramm auf 22 Kilogramm erhöht. In einem anderen Falle wurden 33 Kilogramm Schwefelkohlenstoff pro Hektar angewandt

Digitized by Google

und die Ernten dadurch verdoppelt. Unter meiner Leitung wurde die Schwefelkohlenstoffbehandlung auf einer Zuckerrohrpflanzung in Portoriko ausgeführt. In den tonigen Boden der 16 Quadratmeter messenden Parzelle wurden vier Löcher von 24 Zentimeter Tiefe gestoßen und in jedes Loch 300 Kubikzentimeter Schwefelkohlenstoff gegossen. Vier Wochen nachher wurde Zuckerrohr gepflanzt. Die Ernte betrug 172 Kilogramm, gegenüber 134 Kilogramm auf der Kontrollparzelle.

Auch Chloroform, Benzin, Formalin und übermangansaures Kali wurden erfolgreich angewandt. Diese Substanzen sind aber für die Praxis im großen für gewöhnlich zu teuer. Als billigstes und sehr erfolgreiches Desinfektionsmittel hat Hiltner das Karbolineum empfohlen. Da dieses aber sich nur langsam verflüchtigt, so muß es schon drei bis vier Monate vor der Aussaat in den Boden gebracht werden. Es mag hier ein spezieller Fall, der unter meiner Beteiligung beobachtet wurde, erwähnt werden: Baron v. Nostiz hatte auf Hochmoorboden 50 Gramm Karbolineum pro Quadratmeter angewandt und nach Aussaat von Buchweizen dreimal mehr Ernte erzielt als auf dem Kontrollfeld.

In einem Falle von Gelbsucht von Ananaspflanzen in Portoriko wurden auf meinen Rat die Pflanzen mit einer Lösung von übermangansaurem Kali (1:5000) begossen, worauf nach einigen Wochen ein Wiederergrünen der Blätter erfolgte.

In Verbindungen mit Graf Leiningen und Professor Emmerich habe ich vor einigen Jahren eine Reihe von Desinfektionsversuchen vorgenommen, wobei wir im Chlorkalk ein weiteres günstiges Bodensäuberungsmittel erkannten. Wir verglichen u. a. auf einem mit Nematoden verseuchten Asternbeet in einer Gärtnerei bei München die Wirkung von Chlorkalk, Karbolineum und Schwefelkohlenstoff. Jedes Beet enthielt 160 Stück Pflanzen. Die Zahl der abgestorbenen Pflanzen betrug am Schlusse bei Chlorkalk 6, Karbolineum 5, Schwefelkohlenstoff 36, Kontrollbeet 55.

Die relativ geringe Wirkung des Schwefelkohlenstoffs mag hier darauf beruhen, daß wahrscheinlich viele Nematodeneier vorhanden waren, die sich nach der Behandlung entwickelt haben; denn solche Eier sind, wie auch die Sporen der Pilze, weit resistenter gegen Gifte als die vollentwickelten Organismen. Von Karbolineum sind 50 bis 150 Kubikzentimeter pro Quadratmeter, vom Chlorkalk etwa 300 Gramm pro Quadratmeter anzuwenden.

In speziellen Fällen kann auch von der bodensäubernden Wirkung des gebrannten Kalks Gebrauch gemacht werden. Auf einem mit Nematoden verseuchten Gartenbeet von 3,5 Quadratmeter beobachtete ich eine vortreffliche Wirkung von 3 Kilogramm Aetzkalk, während 0,5 Kilogramm nur schwachen Effekt hatte.

Bei Kohlhernie oder der Kropfkrankheit des Kohls liegt ein mit einem Schleimpilz (Plasmodiophora brassicae) verseuchter Boden zugrunde. Hier haben Praktiker die Anwendung von frischgebranntem Kalk (150 Kilogramm per Ar) als sehr günstig für die Bodensäuberung befunden.

Digitized by Google

Die häufig zu beobachtende auffallend günstige Wirkung der Kalkung der Böden kann nach Hiltner u. a. auch auf einer Veränderung der quantitativen Verhältnisse verschiedener Bakterienarten beruhen. Bekannt ist die fördernde Wirkung des Kalks für die stickstoffsammelnden Bakterien.

Zu den bekannten günstigen Bodenwirkungen des Kalks, wie Lockerung schwerer Böden, Neutralisation saurer Böden, Aufschließung der Kaliquellen für die Pflanzen, kommen also noch günstige Einflüsse auf nützliche Bakterien und bodensäubernde Wirkungen. Den humusaufzehrenden Wirkungen ausgiebiger Kalkung kann ja leicht wieder durch Gründüngung begegnet werden.

Hoffen wir, daß die Lehre von der Bodenmüdigkeit und Bodensäuberung bald so vervollkommnet wird, daß die noch vorhandenen Lücken vollständig ausgefüllt werden.

Urzeugnisse germanischen Wesens

Von

Dr. K. Koppin, Geh. Regierungsrat (Wiesbaden)

Urzeugnisse germanischen Wesens — sicherlich ein „tagfälliges" Thema in Götterdämmerungszeiten, die uns aufrufen zur Selbsterkenntnis und zum Selbstbekenntnis. Ist's doch, als wollte der Weltenlenker selbst uns heimsuchen noch zu rechter Stunde, ehe der Fuß des fremdefrohen Deutschen sich zu weit verlor aus dem sichern Gehege der angestammten Art. Die Vorsehung hatte es gut mit ihm gemeint, indem sie ihm den Wandertrieb gab, den offenen Blick für fremde Schöne, die neidlose Anerkennung fremder Größe und ihn so wie zur Sammellinse machte für das Schauen der Menschheit. Aber sie hat nicht gewollt, daß er darüber sein Selbst vergesse, und wenn der reine Tor und Träumer doch nahe daran war, ihn je und je wieder heimgerufen in Wetterstürmen. — War das ein Erwachen gewesen damals, als der Michel, das ist der „Starke", die Glieder reckte und seine guten Fäuste niederfallen ließ auf die, welche in dem Träumer nur den Toren sahen und es ihm wehren wollten, seine Marken und Mannen unter das Eindach zu nehmen! Doch darnach, während er in langen Friedensjahren sein Gehäuse ausbaute, seine Scholle bepflügte, seine Werkstätten erweiterte und seine Schiffe mehrte, — da schien der zu sich selbst Gekommene so ganz allmählich doch wieder vergessen zu wollen, wer er eigentlich ist, und namentlich einem guckte er jetzt nach, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", dem Vetter, der es dank seiner harten Ellbogen weit gebracht hatte in der Welt und sich wohl gar für den einzig Auserwählten von Gott und dem Schicksal hielt und für den rechten Erben dieses Planeten. Der Ellbogenmann aber wollte von der Vetterschaft dieses guten Michel, der ihm mehr und mehr unheimlich ward mit seiner robusten Arbeitskraft, nichts mehr wissen und hetzte ihm auch die lieben Nachbarn auf den Hals, alte Neidinge. Das war Michels

Digitized by Google

Glück. Da fielen in zeitenscheid[illegible]: Stunde alle Masken, und auch ihm sank die modische Larve. Also „so freyste aus!" Stahlharte Augen in dem gutmütigen Idealistengesicht, und dabei der ganze Kerl im besten Futterstande: das war ja ein Berserker und gar ein bis an die Zähne gewaffneter. Und der wollte nun auch nichts mehr wissen von dem Bastardvetter, der Herz und Gewissen im Beutel trug, um mit dem isländischen Sagamann zu reden, „sah das klägliche Gewächse mit den Heldenaugen an" und spuckte seitwärts. Und so weiter. Wir kennen ja diesen germanischen Typus des trägen Träumers, der plötzlich zum klugen Tatenmenschen, des gutmütigen Tölpels, der zum Helden erwacht. Wir sind ihm schon als Kinder begegnet im deutschen Volksmärchen, wir können ihn wiederfinden in einzelnen jener altisländischen Geschichten, die man dort Sagas nennt, in jenem Grönlandsfahrer Ref vom Breitefjord z. B., der in seinen jungen Jahren nur träge an der Feuerstelle lag, sich selber keiner Fähigkeit bewußt war noch der eignen Kraft und „den meisten als ein Narr erschien", — bis die harte Bedrängnis der Mutter ihn weckte zu blutiger Vergeltung an den Bedrängern und alsbald auch sein merkwürdiges Geschick zum Schiffbau ans Licht brachte. Zwar blieb er der gutmütige, friedsame Kerl, an dem andre auch jetzt noch sich glaubten reiben zu dürfen, bis endlich wieder die Galle ihm überlief und das Handbeil das Weitere besorgte. Und nun fuhr er, natürlich auf dem selbstgezimmerten Schiff, in die weite Welt hinaus, siedelte sich an in Grönland und brachte es in acht friedlichen Jahren zu leidlichem Wohlstand. Bis der mißgünstige und verlogene Nachbar, auch ein Isländer, von der schlechteren Sorte, ihn nochmals aufscheuchte zur Kampfbereitschaft. Da bringt er ganz im stillen seine Habe in Sicherheit und schmiedet sich heimlich eine ganz neuartige, übergroße Waffe, mit der er eines schönen Tages dem Widersacher und seinen vier gleichartigen Söhnen den Garaus macht. Und nun abermals fort zu neuem Beginn, an eine verschwiegene, wildreiche Stätte, wo er sich eine ganz merkwürdige Festung baut, die zwar nicht gerade Tsingtau hieß, aber doch von der Sippschaft jenes Widersachers, dank fremder Beihilfe, ein ähnliches Schicksal erfuhr. Womit indessen die ruhmreiche Laufbahn dieses Ref nichts weniger als beendet war.

Ja, auch diesen germanischen Typus können wir in jenen alten Geschichten finden, wenn wir überhaupt von ihnen wissen. Aber es ist noch nicht lange her, daß nur gelehrte Germanisten davon wußten, und auch heut ist nur erst eine dünne Oberschicht literarisch Gebildeter damit vertrauter, während sie volkstümlich werden sollten, heut mehr denn je. Und darum eben möchte ich hier ein paar Worte darüber sagen. Aber jetzt? Ist das die Zeit für literarische Aufklärungen? Für *diese* doch, denke ich, selbst wenn sie *nur* von literarischem Interesse wären. Wir nehmen einen ernsten Abschied, wir begraben einen lieben Toten, und in allem Leid setzen wir schließlich uns doch zu Tisch und stillen unsern Hunger. Nur den leiblichen etwa? Der Krieg, in dem wir nur den Frieden suchen, der selbst den Fortgang unsrer friedlichen Arbeit fordert, er erstickt auch den geistigen Hunger nicht, nur daß er ein zeitgemäßes „Regime"

Digitized by Google

uns auferlegt. Die Umwertung der Werte, die wir jetzt erleben, hat auch das literarische Gebiet nicht unberührt gelassen. Der Schriftleiter einer vornehmen Halbmonatschrift klagte jüngst, daß so viele seiner Leser jetzt einen Roman „mit starker Handlung", im Sinne des äußeren Tuns, von ihm empfohlen haben wollten. Sehr begreiflich. In dieser Zeit entfesselter Leidenschaften, gewaltiger Taten und Spannungen können Bücher, die durch künstlerische Darstellung innerlichen Tuns, durch seelische Hocherlebnisse stark erschüttern mögen, doch nicht jeden, dem die Glut des Weltbrandes auch die Seele versengt, voll befriedigen, d. h. doch: künstlerisch befreien von dem Alpdruck der Tagesereignisse. Der naivere Leser empfindet eben ein Bedürfnis nach Gestalten von Tatenmenschen, nach Büchern, deren Sprache und Geschehnisse einklingen in das Brausen der schicksalschweren Wetterstürme, — womit, ums Himmels willen, nicht jenen wohlfeilen „Aktualitäten" das Wort geredet sein soll, die nur einer literarischen Hefeschicht und allenfalls dem Kino dienen können. Ist nun dieses Bedürfnis auch nicht die Höhe künstlerischer Reife, so ist es doch ein natürlicher Zustand, vielleicht sogar eine ganz gesunde Reaktion gegen das nicht ungefährliche Aesthetentum, das mit seinen Feinheiten, Kompliziertheiten, Empfindsamkeiten zwar reizt, aber auch verzärtelt und in seiner pathologischen Neugier auch dekadente Züge aufweist. Da hat schon mancher sich zurückgesehnt, nicht heut erst, nach dem schlichten, bodenständigen und „starken" Buch, zu dem auch Schriftsteller sich allmählich wieder zurückfinden und zeitkundige Verleger in ihren Neudrucken fast verklungener Werke. Die gesunde, starke Stimmung der Gegenwart, die sich abkehrt vom Fremden, sich des Eignen wieder sicherer wird, muß solch Heimfinden erleichtern. Auch das Eindringen in die Urzeugnisse unseres Volkstums, so einstimmig den Symptomen germanischer Gemeinschaftsbesinnung, mag dazu dienen.

Ich meine mit diesen Urzeugnissen nicht jene ältesten Zeugnisse, die uns berichten, was Cäsar, Tacitus, Plinius u. a. der Alten von unsern Vorfahren erkundet haben, höchst interessante Dinge, aber von Fremden gesehen und heut jedem nur einigermaßen Gebildeten wohlbekannt. Nein, ich meine Selbstzeugnisse, Urkunden gemeingermanischen Wesens, die zugleich Kunstwerke sind und „starke Bücher", die älteste europäische Novellistik, jene altisländischen Sagas, in denen altgermanisches Wesen sich selber darstellt. Nirgends treuer hat altgermanische Art und Ueberlieferung sich erhalten als in der Abgeschiedenheit jenes Landes der Gletscher und Geiser, sich türmender Lavafelder und zerklüfteten Oedlandes, wilder Wasserstürze, dichter Nebel und entsetzlicher Schneestürme, aber auch saftgrüner Wiesenflächen, farbenreicher Fernblicke und geheimnisvoller Nordlichter, in dem Land zugleich der Riesen, Trollen und sonstigen Spuks, der bis auf den heutigen Tag dort sein Wesen treibt. Welch ein Schauplatz für Kämpfe mit Naturgewalten und zwischen leiblich und seelisch gehärteten Tatenmenschen! Und ist dieses Land auch nicht unser Stammland, so ist es doch urverwandter germanischer Boden, aus dem wir uns manche alten Erinnerungen holen können, die kein andrer bewahrt hat. Denn dazumal, als die

Digitized by Google

kleinen nordischen Stämme in der Geschichte auftauchten, bestand noch kein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen und den südlichen Nachbarn in deutschen Landen, den Angeln und Sachsen, den Sueben, Goten und anderen; erst die Völkerwanderung brachte die Vorbedingungen für eine gesonderte nordische Entwicklung, auch in Sprache und Sitte, die sich der Anpassung an die romanisierenden Kulturformen der Südgermanen entzog, und diese allmähliche Scheidung konnte die innere Gemeinsamkeit ursprünglicher Eigenart nicht aufheben.

Besiedelt wurde Island ja von Norwegen aus, etwa während der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, als König Harald Schönhaar die kleinen dortigen Herrschaften unter sein Einkönigtum zwang, und die schlechtesten Nordmannen waren es nicht, die damals ihre Unabhängigkeit auf das jüngst entdeckte „Eisland" retteten und hier lieber Großbauern als dort Jarle und Hersen, d. i. Kleinkönige und Häuptlinge, sein wollten. Hinaus aber in die neue Heimat hatten sie mit ihrer Sprache und Sitte auch die alten Ueberlieferungen genommen, ihre Götter- und Heldensagen, auch ihre Begabung zu kunstmäßigem Dichten und schlichter Erzählkunst, mit der die Lust zu hören Hand in Hand ging. Und was sie so an wertvollen Erinnerungen der Vergessenheit entrissen oder durch eigne Kunstübung neu gestalteten, das trugen sie wieder hinaus in die Welt, besonders ins alte Stammland, an dessen Königshöfen und Häuptlingssitzen Unterhalt, Kämpfe und Ehren zu suchen sie durch die engen Verhältnisse der Heimat vielfach genötigt waren. Aber die angestammte Abenteuer- und Wanderlust, dazu ihr Handelssinn, führte sie auch weiter fort, an die englischen und die dänischen Höfe, gen Grönland und Kanada, auch tief hinein ins Russenland, nach Konstantinopel, nach Rom, selbst nach dem Heiligen Lande. Kein Wunder, daß sie während der nächsten Jahrhunderte, dank ihrem Wissensdrang und ihrer Aufnahmefähigkeit, eine Bildungshöhe erreichten, welche die der andern Germanenstämme weit hinter sich ließ. Wesentlich in Island wurden denn auch die altnordischen Götter- und Heldenmythen von namenlosen Verfassern in kunstvolle Stabreimstrophen gebracht, aus mündlicher Ueberlieferung gesammelt und schließlich in der sog. Lieder-Edda schriftlich niedergelegt, ohne die uns die älteste unmittelbare Kunde vom Denken und Fühlen unsrer Urverwandten fehlen würde. Auch die aus dem Mutterlande herübergebrachte Skaldenkunst fand hier ihre Entwicklung zu einer eigenartigen Blüte, einer stilisierten allerdings. Denn die zunftartig überlieferte Fertigkeit dieser zu Hofe fahrenden Skalden, die gastlichen Fürsten mit ihrem Schwert und dem Preis ihrer Lieder zugleich dienten, verlor sich je länger je mehr in sehr künstliche metrische Formen und eine konventionelle Bildersprache, welche uns durch die oft höchst verzwickte Wortstellung noch mehr verdunkelt wird. Weit wichtiger als diese in ihren besten Leistungen immerhin wertvolle Persönlichkeitskunst ist die volkstümliche Prosaerzählung der Isländer geworden, die sog. Sagas, gleich bedeutsam als Kunstwerke und als Kulturerzeugnisse. Nicht Sagen in unserm Sinne sind das, sondern geschichtlich begründete Erzählungen biographischen Charakters, kleinere Ausschnitte aus dem Leben hervorragender Isländer, auch norwegischer Könige,

Digitized by Google

oder umfassendere Lebensbilder und chronikartige Familiengeschichten, deren Form ihre festen Konturen erst gewonnen hat durch die allmählich fortbildende Arbeit verschiedener begabter Erzähler. Stellenweise zwar phantasievoll ausgesponnen, mit mythischen und romantischen Elementen durchsetzt, auch wohl mit älteren oder neugebildeten Skaldenstrophen geschmückt, enthalten diese Schöpfungen einer Volkskunst, die keine Verfasser nennen kann, doch im wesentlichen Tatsachen, zeitgenössische oder doch solche einer noch sehr nahen und inzwischen kaum gewandelten Vergangenheit. Denn der Zeitraum, in dem diese Geschichten sich abspielten, umfaßt im ganzen nur die Spanne von der Besiedelung der Insel bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, und ihre schriftliche Aufzeichnung begann bereits im zwölften. So haben wir denn in ihnen getreue Kulturbilder der Zeit selbst, aus welcher sie berichten; ihre Frühzeit ist noch die Zeit der Wikingerfahrten, jener Beutezüge der Nordmannen, die namentlich während des neunten und zehnten Jahrhunderts das halbe Europa in Schrecken hielten und deren treibende Kraft urgermanischer Geist war, der, recht wie gärender Most, noch einen Ausgleich suchte zwischen zerstörenden und aufbauenden Trieben. Erstaunlich ist die Gewalttätigkeit, die Habgier und die Unmäßigkeit jener Wikinger, erstaunlich aber auch ihr Wagemut, ihr Weitblick, ihre Beharrlichkeit, ihre freiwillige Disziplin und gewollte Enthaltsamkeit. In diesen Gegensätzen wurzelt das Isländertum der Sagazeiten: nüchterner Bauernfleiß und phantastische Abenteurerlust, friedlicher Handel und blutige Seeräuberei, mühselige Siedelungen und verwüstender Mordbrand gehen nebeneinander. Bedenken wir noch, daß dies die Zeit ist, in der das altnordische Heidentum mit dem Christentum in zunächst feindliche, erst allmählich sich ausgleichende Berührung trat, eine Zeit auch, wo die schon früh vorgeschrittene Rechtsordnung doch noch unablässig zu kämpfen hatte mit der Machtstellung und der Fehdelust der einzelnen, so blicken wir in eine Periode der Uebergänge und Gegensätze, die sehr ergiebig sein mußte für Konflikte.

Das ist hier nicht weiter zu verfolgen; es genüge, die nationalen Charaktereigenschaften, wie sie in den Sagas sich offenbaren, gemeinbildlich zusammenzufassen. Herausgewachsen aus kriegerischen Verhältnissen und gehärtet im steten Kampf mit feindlichen Naturmächten, sind die Isländer starke Tat- und Willensmenschen, denen die Selbstbehauptung in erster, alles weitere, auch das Leben, in zweiter Linie steht. Der Wurzel dieses egozentrischen Idealismus entwächst Gutes und Schlimmes. Es ist eine harte Art, starrköpfig, streitsüchtig und nicht selten brutal, verschlossen und wortkarg, aber von treffendem Urteil und, wenn es gilt, ebenso treffendem Wort. Stark in ihren Gefühlen, wissen sie diese doch merkwürdig zu beherrschen, um sie vielleicht plötzlich in jähe Gewalttat ausbrechen zu lassen. Bedacht darauf, etwas zu gelten, sind sie beflissen um Einfluß und Macht, wie Besitz und Anhang sie verleihen, auch nicht ohne Prunkliebe, dabei höchst gastfrei und treue Schützer des Gastes, gälte es auch das eigne Leben. Sehr ritterlich dem Feinde gegenüber, sind sie heldenhaft und verschlagen zugleich, dabei von einer stolzen Wahr-

Digitized by Google

heitsliebe, die zwar List und zweideutig kluge Rede als gute Kampfmittel nicht verschmäht, aber durch feige Lüge selbst das Leben nicht retten möchte. Von größter Unerschrockenheit in allen Fährnissen, erweisen diese Männer sich nicht weniger unbeugsam im Mißgeschick. Die Schärfe ihrer Sinne, die Gewandtheit ihrer Glieder in Waffen- und Wettspielen, ihre körperliche Ausdauer und Widerstandskraft gegen Wundschmerz ist erstaunlich. Diese Naturen sind zum Kampfe geschaffen, und ihre Kämpfe entwachsen hauptsächlich der Sicherung des eignen Daseins, der Sippe und sonstiger Schutzbefohlenen, dem Streben nach persönlicher Geltung, der Rachepflicht und unbefriedigten Rechtsansprüchen. Den nächsten Anlaß bietet dann wohl eine Verletzung ihres empfindlichen Ehrgefühls, ein verpfändetes Wort, ein entwandtes Herzensglück, vielleicht auch nur ein bissiger Spottvers, ein strittiger Weideplatz, ein erschlagener Knecht, Eifersucht beim Roßkampf und Geringeres, hinter dem doch Größeres steckt: der alte brutale Wikingergeist. Und die Frauen haben teil an der starken Art der Männer. Oft genug sind sie es, die den zurückhaltenden Mann zum Rachewerk treiben. Aber auch arbeitstüchtig sind sie, gewandt in Rat und Tat. Auch sie halten dem Gast die Treue, und nicht minder dem Mann, welchem ihre starke, stille Liebe sich einmal zugeneigt hat. Auch für sie gibt es kein schwächliches Kompromiß, sondern nur das harte Entweder-oder; die Charaktere einer deutschen Kriemhild, Brunhild oder Gudrun finden sich hier wieder und gleichermaßen jene tragischen Konflikte, die uns im deutschen Volksepos ergreifen.

Denn mit Vorliebe, obschon die Saga über mannigfache Töne verfügt und selbst listiger Humor ihr nicht fremd bleibt, sind es ernste Menschenschicksale, die sie darstellt, mit oft tieftragischen Wendungen. Daher denn auch die Idee eines unwiderstehlichen Schicksals, das dem Leben des einzelnen wie dem ganzer Geschlechter die notwendige Richtung gibt, vielen dieser Geschichten einen geheimnisvollen Hintergrund leiht von nicht nur künstlerischer, sondern auch ethischer Wirkung. Denn gerade in den künstlerisch durchgeistigten Sagas sehen wir das Schicksal weniger wie eine fremde Macht von außen her in das Leben der Menschen eingreifen, als vielmehr in deren eignes Wesen verlegt: Liebe, Haß, Trotz, die unentwegte Treue des einen und das leidenschaftliche Selbstgefühl des andern, — sie sind deren zwingendes Schicksal, das im Laufe der wechselnden Ereignisse auf irgendeine Art sich erfüllen muß und auch den Leser in den Bann seiner harten Logik zieht. Dafür sorgt auch die Kunst des Erzählers durch gelegentliche Vordeutungen. Man spürt die Innerlichkeit des Nordländers und sein grüblerisches Wesen in diesem instinktiven Bestreben, die äußere und innere Welt tiefsinnig zu verknüpfen. Der Blick des Chronisten ist denn auch geschärft für die Tatsachen und Gesetze der Vererbung leiblicher wie seelischer Eigenschaften, der auch die den modernen Leser leicht ermüdenden Stammbäume dienstbar sind. Aber das Schicksal kündet dem Menschen auch selbst sich an durch äußere und innere Vorgänge, in denen mystische Einflüsse sich geltend machen, namentlich bei den von alters her schicksalskundigen Frauen: prophetische Träume, bedeutsame Ahnungen und jener Weitblick in räumliche

Digitized by Google

und zeitliche Ferne, der als „zweites Gesicht" auch andern Nordländern nachgesagt wird.

Diese Menschen also zeichnen uns die Sagas mit realistischer Unmittelbarkeit bei ihrer täglichen Hantierung, bei ihrer dürftigen Acker- und ausgiebigen Weidewirtschaft, beim Roden des Buschwaldes, bei Haus- und Schiffbau, bei Seehundjagd und Dorschfang, bei Handels- und Wikingerfahrten, auch auf dem Thing, bei ihren trinkhaften Gelagen und mannigfachen Wettspielen. In der Darstellung dieser Vorgänge weiß die Saga, ganz anders als der landläufige historische Roman der Gegenwart, nichts von absichtsvoller Ausmalung, von gewolltem Pathos oder gar von theatralischem Aufputz, und in der Zeichnung der Charaktere herrscht dieselbe zurückhaltende Schlichtheit, die ohne Reflexion und wortreiche Seelenmalerei die Persönlichkeiten nur durch ihre Handlungen und ihre eignen Reden charakterisiert. Aber diese Menschen sind wirklich gesehen, nicht konstruiert, und die einfache, fast spröde Gegenständlichkeit ihrer Zeichnung in kräftiger Holzschnittmanier von kantigen Umrissen, die keiner „stimmungsvollen" Beleuchtung bedarf, verleiht der Darstellung den eigenartigen Reiz der Vedute. Die hierin beschlossene dramatische Kraft wird frei in knapper, kerniger Wechselrede, die sehr oft, namentlich in Momenten gesteigerter Spannung, die Erzählung reizvoll unterbricht. Die Meisterschaft, mit der hierbei gesunde, klare und starke Empfindung ihren präzisen Ausdruck findet, ist ebenso bemerkenswert wie die schlagfertige Schärfe solcher Zwiesprache und die treffenden, aus nächster Lebensnähe geschöpften Bilder und Wendungen voll volkstümlicher Spruchweisheit, — Vorzüge, welche die plastische und lapidare Ausdrucksweise unsers auch in anderm urgermanischen Bismarck so eindringlich machten. Die ganze Erzählweise ist sachlich, nüchtern und knapp. Kunstvoll zwar pflegt der dramatische Aufbau der Handlung zu sein und (namentlich in den kleineren Sagas) deren straffe Führung bis zur tragischen Schlußkatastrophe; gesuchter Reizmittel aber bedurften diese Stoffe nicht: sie trugen in sich selbst den Reiz natürlicher Spannung und in der starken Innerlichkeit oder dem ungefügen Wesen der Handelnden fruchtbare Keime von Großtat und Tragik, aus denen Situationen von gewaltiger Kraft erwuchsen.

So sprudelt aus diesen „starken" Büchern ein Jungbrunnen, aus dem, ganz abgesehen von seinem kulturgeschichtlichen Gehalt, unsre literarische Bildung nicht nur Bereicherung, sondern auch eine gewisse Läuterung ihres verwöhnten Geschmacks zu schöpfen vermag. Man braucht den Sagastil nur zu konfrontieren mit jener modernen Richtung, die mit Vorliebe scharf gewürzter Kost nachgeht, immer stärkere Reizmittel sucht für abgestumpfte Nerven und sich nicht genugtun kann in psychologischer Problematik und künstlichen Situationen, während hier überall gewachsener Boden ist: keine spitzfindige Analyse kränkelnder Seelen, keine nervösen Naturen, die ihre Kraft in innerlichen Kämpfen verbrauchen, sondern gesunde Willensmenschen, die sie nach außen hin entladen und weniger reden als handeln. Womit schon verraten ist, daß die tagfällige Bedeutung dieser Zeugnisse altgermanischen Wesens auch hinübergreift auf das

Digitized by Google

ethische Gebiet, bestimmter: auf das der nationalen Ethik, — denn hier ist Vorsicht geboten. Nur als eine Ueberwertung, und nicht einmal als eine nützliche, kann ich es ansprechen, wenn man diesem Schrifttum die Bedeutung zugewiesen hat, „der Grund- und Eckstein einer neuen Bildung unsers Volkes, das Grund- und Erbauungsbuch des germanischen Menschen schlechthin zu werden, die Richtschnur seines Handelns abzugeben zu einer Zeit, da alle Sittenlehren ins Wanken kommen". Dawider wäre manches zu sagen; hier nur das: Von dem moralischen Standpunkt der Saga urteilt ein Kenner und Bewunderer wie der Däne Axel Olrik sehr richtig, er sei schwer bestimmbar, da sie das Leben nur beschreiben, nicht leiten wolle; sie halte mit dem Urteil über die Handlungen zurück und bekunde ihre Sympathie mit jeglicher Kraftäußerung ihrer Helden, deren Tatkraft keinerlei Skrupel zu hemmen pflegt. Man weiß, daß diesem rücksichtslosen Individualismus die Geschichte des isländischen Freistaates nicht recht gegeben hat. Dieser überstarke Persönlichkeitsdrang ist zweifellos noch sehr unsozial. Die Energie und Selbstbehauptung jener Kampf- und Willensmenschen ist zwar immer anziehend als Beweis seelischer Kraft, hat aber an sich noch keinen ethischen Wert; den kann sie nur gewinnen nach Maßgabe der sittlichen Zwecke, welchen sie dient. Uns sind höhere Aufgaben gestellt in der Entwicklung des Selbsterhaltungstriebes und des Familiensinns zum sozialen Sinn, der immer weitere Kreise umfaßt, um sie mit dem „Selbst" zu durchdringen, aber auch mit dem „Selbst" immer mehr in sie aufzugehen, eine ethische Entwicklung, die freilich erst recht ein starkes „Selbst" erfordert und sich uns heut so herrlich bewährt.

Indessen hiervon nichts weiter! Unser Fernblick ist jetzt politisch gebannt, auch für das, was nach diesen Kämpfen kommen wird. Es wird ja einmal wieder Friede werden auf der entweihten Gotteserde. Und wie der auch ausfalle (Germanenglaube mißtraut ihm nicht!), wir werden uns darnach wohl neu orientieren müssen für unsre politischen Verbindungen und unsern kulturellen Verkehr. Unsre Feinde werden uns weiter hassen; je besser wir abschneiden, um so mehr. Auch die „Neutralen", fast sie alle, lieben uns nicht, gleichviel hier, aus welchen Gründen. Sympathien finden wir, von unsern jetzigen Mitstreitern abgesehen, fast nur bei unsern nordischen Blutsverwandten, aus denen die Engländer ausgeschieden sind, Verräter an der weißen Kultur und ihrer Gemeinschaft, weniger immerhin am Germanentum, denn „in der Tat sind die Engländer von heute viel enger verwandt mit den Franzosen als mit uns", schrieb auch Karl Peters in diesen Tagen. Ich habe es dem Leser überlassen, aus der ihm vorgelegten Charakteristik der Altisländer die Eigenschaften sich herauszulesen, welche uns Südgermanen aus der Urgemeinschaft bis auf diesen Tag verblieben sind. Er wird auch mühelos herausgefunden haben, was jene Halb-, nein, Drittelgermanen sich gerettet haben aus dem alten Erbe: große Zähigkeit, doch nicht gerade viel Lust zu kriegerischer Selbstaufopferung, nicht viel von Treue und tapferem Wahrheitssinn, aber viel von brutalem Piratentum, von skrupelloser Selbstsucht und unsozialem Wesen. Diese Dum-

Digitized by Google

dumritter, die nicht das Deutschland Kants, Goethes und Beethovens zu bekämpfen vorgeben, sondern nur den deutschen Militarismus, scheinen nicht zu wissen, was schon die Altisländer uns beweisen, ein Egil in erster Linie, daß der Vollgermane Dichter, Denker und Kämpe in einem ist. Mit diesen Profitgermanen „ohne Musik und Moral" sind wir wohl aufs längste fertig. Mit der slawischen Kultur ist unser empfangendes Verhältnis immer nur ein sehr loses gewesen, und was die Romanen uns geben konnten — es war nicht wenig und war wertvoll —, das haben sie uns wohl in der Hauptsache gegeben; kann's noch mehr werden, um so besser. Inzwischen wendet sich unser Blick dem Norden zu, von dem, wie manche Forscher aus guten Gründen annehmen, die „Indogermanen" in unvordenklichen Zeiten ausgegangen sind, die Welt zu verneuen. Mag der noch einmal ihr Heil bringen! Wir ahnen eine Erneuung der germanischen Welt, eine äußere und eine innere. Stellen wir uns auf sie ein, indem wir den Gemeinsamkeiten germanischen Wesens immer größere Aufmerksamkeit schenken und immer mehr unsre Herzen öffnen! Die Stunde ruft. Es geht im gegenwärtigen Weltkrieg um vieles, aber auch um nichts Geringeres letzten Endes, als um die Wirkung der germanischen Kultur in der Welt, und der Krieg selbst ist auch im besten Falle doch nur das Vorspiel einer so gerichteten Entwicklung. Das innerste Wesen unsres Volkstums hat in der „Zeit der schweren Not" sich wieder einmal enthüllt; es enthüllt sich auch sinnfällig in jenen alten Geschichten einer ursprünglichen, von fremden Einflüssen und erborgtem Glanze noch nicht durchsetzten und abgeschliffenen Literatur, und darin liegt endlich auch deren kulturpolitischer Wert für die Gegenwart, wenn wir den alten Antäusmythus recht verstehen wollen. —

Damit könnte ich nun wohl füglich diese Skizze beschließen. Oder doch nicht? Es gibt vielleicht offenherzige Leser, die nun noch fragen nach Büchertiteln. Also noch dies in kürzester Kürze: Bis zur letzten Jahrhundertwende floß die Quelle der Verdeutschung altisländischen Schrifttums äußerst spärlich. Nicht nur hinter den Skandinaviern, selbstverständlich, auch hinter den Briten waren wir zurückgeblieben; jetzt haben wir diese überholt, sicherlich unter dem Einfluß der sich mehr und mehr durchsetzenden Volkstumbewegung. Gerade im Säkularjahr 1900 erschien Andreas Heuslers meisterhafte Uebersetzung der „Geschichte vom Hühnerthorir" mit einer Einleitung, welche diese typische Ächtersaga noch wertvoller macht für solche, die erst den Zugang suchen zu dieser uns Modernen zunächst immerhin etwas fremdartigen Literatur. Denen ist's überhaupt ratsam, bevor sie zu den größeren Familienromanen übergehen, sich an den kleineren Sagas einzulesen, die vermöge ihrer Uebersichtlichkeit und kompositionellen Geschlossenheit dem Verständnis und künstlerischen Nachempfinden sich leichter erschließen, während die Helden- und Götterlieder der Edda am füglichsten erst die dritte Stufe der Lesung bilden würden. Von jener zugänglichsten Art also ist weiter auch die mit künstlerischem Feinblick behandelte „Sammlung altgermanischer Bauern- und Königsgeschichten", welche Arthur Bonus 1907 erscheinen ließ, meist Ausschnitte aus größeren Sagawerken, die

Digitized by Google

ersten zwei Bände seines „Isländerbuches", dessen dritter Wesen und Bedeutung der Sagas eingehend erörtert. Zwei Jahre später konnten wir Fdr. Rankes schöne Verdeutschung der schicksalvollen „Geschichte von Gisli, dem Geächteten", und E. Wilkens „Altnordische Erzählungen" begrüßen, sechs trefflich gewählte kleinere Geschichten von den Anwohnern der Ostfjorde, die uns in Bildern altisländischen Kleinlebens wuchtige Situationen und starke Persönlichkeiten einzeichnen, in treuer Uebertragung, welche auch in den angefügten Erläuterungen dem Bedürfnis des Lesers sich anschmiegt. In demselben Jahre führte uns E. Dagobert Schönfeld in das Stammland der Isländer, indem er 28 interessante Abschnitte, namentlich aus den norwegischen Königssagas, zu seinem Buch „An nordischen Königshöfen" vereinigte und durch eine ausführliche Einleitung die Leser über das Wesen der Skalden- und Sagakunst orientierte. Danach aber trat 1911 der Diederichssche Verlag auf den Plan mit seinem umfassenden Sammelwerk „Thule, Altnordische Dichtung und Prosa", für das er eine Reihe namhafter Gelehrter gewonnen hatte, unter der Leitung Felix Niedners, der auch den Einleitungsband „Islands Kultur zur Wikingerzeit" geschrieben hat. Das Ganze ist auf 24 Bände berechnet, von denen der Löwenanteil natürlich den Sagas zufällt. Auch die Helden-, bald wohl auch die Götterlieder der Edda findet man hier, und zwar in einer Form der Uebertragung, einer Anordnung und Vollständigkeit, welche in Verbindung mit kurzen Einleitungen dem nicht fachgelehrten Leser den Zugang erleichtern zu diesen bedeutsamen, aber auch voraussetzungsreichen Urkunden altgermanischen Denkens und Dichtens. Alle diese Bände folgen einem einheitlichen Plan, auch darin, daß jeder eine Einführung hat, die den Laien aufklärt über die literarische Gattung, über die Komposition des Werkes oder über wichtigere kulturelle Verhältnisse des Zeitalters. Bereits sind 14 Bände erschienen, die einzeln zu benennen hier zu weit führen würde; jeder Buchhändler gibt ja Prospekte. Auch diese Bücher halten, ihre vornehme Ausstattung angesehen, einen sehr mäßigen Preis. Wer sich's aber ganz billig machen will, dem sei verraten, daß auch schon Reclams Universalbibliothek zwei größere Sagas herausgebracht hat, die literarisch umworbenste, in der Komposition sehr einheitliche Skalden- und Liebesgeschichte von „Gunlaug Schlangenzunge" und die kulturgeschichtlich sehr wertvolle „Vatnsdäla-saga", auch daß die gleich wohlfeile Hendelsche Bibliothek der Gesamtliteratur in den „Winlandsagas" Gelegenheit gibt, die kühnen nordischen Seefahrer auf ihren ereignisreichen und abenteuerlichen Fahrten zur Entdeckung Grönlands und des nordamerikanischen Festlandes zu begleiten.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Psychologie

Das Gefühl der Gewißheit

Wenn uns irgendeine Beobachtung, die wir machen, eine Nachricht, die wir empfangen, eine Aufgabe, die wir uns stellen, zum Nachdenken anregt, und es uns gelingt, dabei zu einem bestimmten Resultat zu kommen, das nach unserm Dafürhalten von Widersprüchen frei ist, so empfinden wir ein Gefühl der Gewißheit. Es gibt kein bewußtes menschliches Handeln, das nicht in Gefühlen der Gewißheit wurzelte. Wir können nicht nach der Feder greifen, ohne vorher das beruhigende Gefühl der Gewißheit zu empfinden, daß die Feder auch da liegt, wo wir die Hand hinführen. Es kommt uns besonders deutlich zum Bewußtsein, wenn wir uns getäuscht haben, wenn etwa die Feder nicht genau dort lag, wo wir sie in momentaner Unaufmerksamkeit vermuteten, als wir mit einer durch unaufhörliche Uebung erlangten Genauigkeit die Bewegung der Hand vom Gehirn aus leiteten. Aber auch jede rein geistige Tätigkeit wird aus einem Gefühl der Gewißheit geboren; und wir können nicht das einfachste und alltäglichste Urteil bilden, ohne das Gefühl der Gewißheit zu empfinden, es sei denn, daß uns selbst jenes Urteil noch als zweifelhaft erscheine. Die uns dann noch verbleibenden Zweifel sind übrigens gewöhnlich ebenfalls Urteile, denen gegenüber wir das beruhigende Gefühl der Gewißheit empfinden. Wenn man uns z. B. zwei einander widersprechende Meinungen vorträgt, und wir zu dem Ergebnis kommen, daß die erste Meinung die richtige ist, falls bestimmte, noch aufzuklärende Behauptungen sich als zutreffend erweisen, so haben wir bei der Formulierung dieses Ergebnisses natürlich ebenfalls das Gefühl der Gewißheit.

Psychologisch ausgedrückt, könnte man mit Gewißheit jene Gefühlslage bezeichnen, die eintritt, sobald die im augenblicklichen Vorstellungskreise enthaltenen Widersprüche durch das Denkvermögen so geordnet sind, daß die Widersprüche verschwinden.

Die Art und Stärke des Gefühls ist, wie jedermann aus Erfahrung weiß, unabhängig von den Qualitäten des Intellekts. Ein notorisch unwissender und denkträger Mensch kann seinen trüben Urteilen gegenüber dasselbe Gefühl der Gewißheit empfinden wie der geistig höchststehende. Aber auch ein und derselbe Mensch, der heute ein Urteil fällt und morgen auf Grund neuer, ihm vorher unbekannt gebliebener Beweisgründe dieses Urteil umstoßen muß, kann in beiden Fällen das gleich starke Gefühl der völligen Gewißheit empfinden. Wenn wir eine Rechenaufgabe lösen und, uns unbewußt, einen Fehler dabei begehen, den wir auch bei der Wiederholung oder Prüfung der Berechnung nicht bemerken, so können wir dem falschen Rechenergebnis gegenüber genau dieselbe Gewißheit empfinden, wie bei richtiger Rechnung dem richtigen Ergebnis gegenüber. So lehrt uns also die Erfahrung, daß das Gefühl der Gewißheit keineswegs gebunden ist an die sachliche Richtigkeit der als gewiß gefühlten „Wahrheit".

Es ist vergnüglich, sich auszumalen, wie es um den Menschen bestellt gewesen wäre, wenn die Natur es ihm versagt hätte, das Gefühl der Gewißheit anders zu empfinden als im Falle einer objektiv richtigen Vorstellung. Niemals wären dann falsche Urteile „im besten Glauben" gefällt worden, keiner Irrlehre wäre geglaubt, keine falsche Rechnung aufgestellt, keine Maschine fehlerhaft konstruiert worden. Die Geschichte der Menschheit wäre frei geblieben von allen Irrtümern in der Beschreibung der Naturerscheinungen, von all den philosophischen Systemen, die von ihren Urhebern im selbstgewissen Gefühl objektiver Wahrheit uns beschert wurden; und dennoch wäre das Leben voller Qualen gewesen für ein Geschlecht, das in unablässigem Grübeln die Wahrheit und

Digitized by Google

die nur durch sie zu erlangende Ruhe der Gewißheit suchen müßte. Wohl uns, die wir als gewiß empfinden dürfen, auch was nicht wahr ist.

Offenbar ist das Gefühl der Gewißheit, so wie es uns wirklich zu Gebote steht und mit dem die Psychologen sich noch so wenig beschäftigt haben, obwohl es ihnen einen Schlüssel liefern könnte für das Verständnis mancher Seiten der menschlichen Geistesentwicklung, ein wichtiger Träger unsers geistigen Lebens. Es spielt für unsre Psyche eine ähnliche Rolle wie für den Körper das Knochengerüst. Menschen, die nur schwer zum Gefühl der Gewißheit gelangen, sind unentschlossen, energielos, von widerstreitenden Urteilen hin und her geworfen, und wer gar, augenblicklich oder dauernd, unfähig zur Empfindung der Gewißheit ist, pflegt ohne weiteres als psychisch krank betrachtet zu werden.

Das Gefühl der Gewißheit ist gleichsam der Magnet, der dem handelnden Menschen die Richtung der subjektiven Wahrheit angibt, deren er zum Handeln bedarf. Aber so wie die Richtkraft des Magneten mancherlei schwer übersehbaren Einwirkungen ausgesetzt ist, und so wie er seine Richtung im Weltraum fortwährend ändert mit der Drehung und Bewegung der Erde, so daß er zur Orientierung im Raume der Gestirne untauglich ist, so leitet auch das Gefühl der Gewißheit den Menschen keineswegs zur sicheren Erkenntnis der Wahrheit.

Was ist aber Wahrheit? Wir Menschen, die wir mit dem trügerischen Gefühl der Gewißheit begabt sind und die wir dennoch keine Erkenntnis anzuerkennen vermögen, wenn sie nicht von eben diesem Gefühl der Gewißheit begleitet ist, müssen uns mit unsern Ansprüchen an Wahrheit sehr bescheiden. Wahr sind einfach alle diejenigen von uns als gewiß empfundenen Erkenntnisse, gegen die vernünftigerweise auch von andern nichts eingewendet werden kann. Um das recht deutlich einzusehen und als gewiß zu empfinden, erlaube mir der Leser eine kleine psychologische Zwischenbemerkung.

Jedermann führt heute das Wort „Psychologie" im Munde; in jedem Roman, in jedem Zeitungsartikel werden psychologische Probleme gestreift, und es könnte deshalb fast abgeschmackt erscheinen, hier psychologische Begriffe nicht als bekannt vorauszusetzen. Aber wie mit allen sehr allgemeinen Begriffen, kommt man auch mit psychologischen nicht weit, wenn man nicht von Fall zu Fall deutlich festsetzt, was man eigentlich darunter verstehen will. Die Psychologie beschäftigt sich mit den geistigen Lebensäußerungen des Menschen und sucht ihre Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln. Aber manche Psychologen legen psychologische Gesetze, die sie eigentlich erst ermitteln wollen, schon von Anfang an ihren Schlüssen zugrunde, die sogar, genau betrachtet, oft nur gezogen werden, um das, was man schon vorher zu wissen glaubte, wahrscheinlicher zu machen. Diese Psychologen sind oft sehr gelehrte Menschen, die mit tiefen und schweren Gedankenspekulationen arbeiten, in denen sie ihre Befriedigung finden; sie sind auch nicht selten sehr geistreiche Menschen, und wenn auch ihre Lebensarbeit nur von wenigen gewürdigt und verstanden zu werden pflegt, die sich durch eine angeborene Verwandtschaft der geistigen Qualitäten zu ihnen hingezogen fühlen, so fallen doch von ihrem Arbeitstische viele Gedankensplitter ab, die von der Menge gern aufgelesen und zu allerlei Schmuckwerk in Literatur, Kunst und Leben mit Vorteil und Genuß verwertet werden.

Dagegen ist eine andre Psychologie, die erst in unsrer Zeit und nicht ohne Anschluß an den Triumphzug exakter Naturbetrachtung entstand, sehr viel weniger erhabener Art. Sie betrachtet das geistige Leben des einzelnen Menschen und der Menschheit gleichsam als ein bio-zoologisches Problem. Sie sucht den im Bewußtsein des Menschen unmittelbar vorhandenen, d. h. noch von keiner Abstraktion bearbeiteten Gegenstand der Erfahrung zu beobachten und in möglichst einfacher Weise zu beschreiben. Da der Mensch den natürlichen und für das praktische Leben unentbehrlichen Hang hat, einerseits jede in sein Bewußtsein tretende sinnliche Vorstellung sofort reflexiv und selektiv zu verarbeiten, anderseits aber sich der mit jeder Vorstellung verbundenen Gefühle überhaupt nicht als Gegenstand der Erfahrung bewußt zu werden, sondern sie unmittelbar

Digitized by Google

als Motive für neue Vorstellungen auf sich wirken zu lassen, so ist jene unbefangene Beobachtung der sog. inneren Erfahrung eine den Menschen gleichsam wider die Natur gehende Vorstellung. Dies erklärt es, daß die ganze spekulativ so hervorragende Philosophie des Altertums, und noch viel mehr die scholastische Philosophie des Mittelalters und ihre bis in die Gegenwart reichende Nachfolge, dem Problem der unbefangenen Betrachtung der inneren Erfahrung fast gänzlich fern geblieben ist. Und doch gibt es im Grunde keine leichter zu erlernende und bequemer auszuübende Wissenschaft als die „reine" Psychologie. Denn da der Mensch Subjekt und Objekt dieser Naturbetrachtung ist, so hat jedermann seinen psychologischen Handapparat und eine unerschöpfliche Quelle psychologischer Beobachtungen stets bei sich.

Das heute nicht mehr bestrittene Fundament der modernen Psychologie bildet nun die Erkenntnis, daß in jedem Augenblick der gesamte Inhalt des menschlichen Bewußtseins sich aus zwei wesentlich verschiedenen Elementen zusammensetzt, die man als Vorstellungen und Gefühle sprachlich zu unterscheiden pflegt. Wenn ich einen musikalischen Ton höre, so habe ich außer der Tonempfindung, welche der Höhe, Stärke und Klangfarbe des Tones entspricht, von allen Menschen in derselben Weise empfunden wird und als Vorstellung einer eindeutigen und exakten Beschreibung zugänglich ist, stets auch Gefühle der Lust oder der Unlust, der Spannung oder der Lösung, der Erregung oder der Beruhigung, kurz jene Gefühle, die, mit allen sinnlichen Vorstellungen verbunden, bei Tonvorstellungen besonders kräftig sind und die Macht der Musik über das menschliche Gefühlsleben in psychologische Formeln bringen lassen. Diese Gefühle also, die zwar mit jeder Vorstellung, möge sich diese nun auf eine optische Erscheinung oder auf eine mathematische Betrachtung oder auf eine logische Begriffsbildung beziehen, verbunden sind, heißen eigentliche Gefühle. Die Vorstellungen dagegen beziehen sich stets auf zeitliche und räumliche Formen, und umgekehrt treten alle von uns in Zeit und Raum empfundenen oder gedachten Erfahrungen in Form von Vorstellungen in unser Bewußtsein.

Wenn uns nun die alltägliche Erfahrung lehrt, daß manche unsrer Vorstellungen von einem Gefühle begleitet werden, das uns, solange wir uns seiner Herrschaft unterwerfen, von der Richtigkeit jener Vorstellungen überzeugt, daß aber die spätere Nachprüfung solcher von uns als richtig oder gewiß empfundener Vorstellungen sehr häufig deren objektive Unrichtigkeit ergibt, so sehen wir ein, daß unsre Gefühle uns überhaupt keine absolut richtigen Erkenntnisse vermitteln, weil wir nicht fühlen können, ob die gegenwärtig von uns als gewiß empfundenen Vorstellungen auch zu andrer Zeit und im Bewußtsein andrer Menschen das Gefühl der Gewißheit auslösen. Und dennoch bedürfen wir des Gefühls der Gewißheit, um irgendwelche Vorstellungen als richtig erkennen zu können; hat doch z. B. der Schüler, der beim Lösen einer geometrischen Aufgabe die richtige Lösung „zufällig" anwendet, ohne ihren Zusammenhang zu übersehen, keineswegs das Gefühl der Gewißheit, daß er wirklich die richtige Lösung gefunden hat.

Objektive Gewißheit können wir also nur erlangen, wenn die vom Gefühl der Gewißheit begleiteten räumlichen und zeitlichen Vorstellungen zu jeder Zeit und von jedem andern vernünftigen Menschen nachgeprüft und ebenfalls als gewiß empfunden werden. Da Raum und Zeit nur auf endliche Erstreckungen hin vorgestellt und ausgemessen werden können, so sind unsrer Wahrheitserkenntnis sehr viel engere Grenzen gesetzt, als es die scheinbare Unergründlichkeit und Unermeßlichkeit der Gewißheitsgefühle uns vortäuscht.

So sieht der naive Mensch im Gefühl der Gewißheit den untrüglichen Führer zur Wahrheit, der philosophisch besonnene Mensch aber in dem gleichen Gefühle den verdächtigen Führer, der mißtrauisch überwacht werden muß und von dem man weiß, daß er uns die Pforte zur Erkenntnis erhabenerer Wahrheiten, als sie im endlichen Raum und in der endlichen Zeit uns erblühen, gleichsam auf höheren Befehl für immer verschlossen hat.

Digitized by Google

Der naive Mensch vermag das Licht seiner Ueberlegung stets nur von einem Standpunkte aus auf die in seinen Gesichtskreis tretenden Vorstellungen zu werfen; wenn er die Widersprüche, die er von dort sieht, geordnet hat, überkommt ihn das beruhigende Gefühl der Gewißheit, aus dem heraus er entschlossen handelt und — sündigt. Der Philosoph dagegen beleuchtet sein Vorstellungsfeld von verschiedenen Standpunkten aus; er überlegt, ob auch andre das als gewiß empfinden werden, was ihm jetzt als gewiß erscheint, und ob er selbst zu andern Zeiten die Gewißheit von heute voraussichtlich anerkennen wird. Der Philosoph braucht so längere Zeit, um das beruhigende Gefühl der Gewißheit zu erhalten, das darum nicht aufhört, an sich trügerisch zu sein.

So führt die Untersuchung der in unsrer inneren Erfahrung gegebenen Gewißheitsgefühle gleichsam mit einem Schritt bis zur Grenze menschlicher Erkenntnis. Was jenseits der endlichen, in Zeit und Raum geordneten Erfahrung liegt, liegt auch jenseits unsrer Erkenntnis. Geordnete Erfahrung und Wissenschaft fließen in einen Begriff zusammen, und alle, sehnsüchtig über jene Grenze hinaus verlangenden Fragen sind der Ausdruck von Gefühlen, welche durch die Wissenschaft sicherlich nicht befriedigt werden können; der Philosoph, der ihrer nicht durch Resignation Herr wird oder es verschmäht, im religiösen Glauben ihre Lösung zu suchen, schließt die Augen und macht einen Sprung in die — Metaphysik.

Paul Gast.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 57—62. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Im 57. Heft dieser vortrefflichen Flugschriftenreihe handelt Rich. Kiliani über den „deutsch-englischen Wirtschaftsgegensatz". Er schildert zunächst den schon seit Jahren von England geführten mehr oder weniger offenen Kampf gegen den deutschen Handel und Unternehmungsgeist, weist dann die Gegensätze im deutschen und im englischen Wirtschaftsleben auf und zeigt endlich, wie gut die beiden Völker neben- und miteinander gedeihen könnten, wenn nicht Neid und monopolistischer Weltmachtdünkel die Engländer verblendet hätten. Die kleine Schrift wird jeden Leser in dem Glauben bestärken, daß wir einen guten Kampf kämpfen und daß wir nach rühmlichem Kriegsende auch im Frieden weiter siegen werden über Neid und Intrigen. — Theodor Heuß gibt im 58. Heft unter dem Titel „Kriegssozialismus" einen zusammenfassenden, klaren Ueberblick über all die so verschiedenartigen Neubildungen, die der Krieg bei uns in Deutschland, dem klassischen Land der Organisation, ins Leben gerufen hat, und prüft sie auf ihre dauernden Eigenschaften hin. Besonders interessant ist die Behandlung der Frage, ob und wie weit künftig unsre Friedenswirtschaft sich bewußter als bisher unter dem Gesichtspunkt eines möglichen Krieges einrichten muß. Das hier angeschnittene Thema der „Vorratswirtschaft" ist sicher für unsre Zukunft von außerordentlicher Bedeutung. — „Belgier und Balten" betitelt sich das 59. Heft, das einen der besten Vorkämpfer des Deutschtums, Moeller van den Bruck, zum Verfasser hat. „Belgier und Balten": die ganze räumliche und geschichtlich-politische Weite der nationalen Zukunftsprobleme, vor die unser Volk sich durch den Weltkrieg gestellt sieht, ist mit diesen Worten angedeutet. Ohne auf politische Einzelheiten einzugehen, die dem endgültigen Ergebnis des Kriegs vorgreifen würden, dringt er in die großen Zusammenhänge der Geschichte, der Kultur und Rasse ein und entläßt uns mit der Zuversicht, daß die deutsche Nation und das germanische Wesen, wenn sie die großen Aufgaben, die ihnen jetzt erwachsen, in ihrer ganzen Bedeutung und Tiefe erfassen, aus der ungeheuren Prüfung, die wir jetzt zu bestehen haben, groß und stark hervorgehen werden, reif für die Erfüllung der welthistorischen Mission, zu der uns das Schicksal bestimmt hat. — „Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden?" fragt Prinz Olgierd Czartoryski im 60. Heft. Nach etwas längerem Verweilen bei den bisherigen Gegensätzen läßt er keinen Zweifel, daß diese bei gutem Willen auf beiden Seiten in der Zukunft wohl beseitigt werden könnten. — Die Neutralität der Schweiz ist eines der politischen Probleme, die uns das große Völkerringen besonders nahegerückt hat. Sie bildet das eigentliche Thema in der Schrift von Jakob Schaffner, „Die Schweiz

Digitized by Google

im Weltkrieg" (Heft 61). Schaffner gehört zu den „deutschschreibenden" Dichtern der Schweiz, die sich durchaus klar darüber sind, daß die starken Wurzeln ihrer Kraft im deutschen Kulturboden liegen. Das gibt bei aller Objektivität, bei überzeugtem Festhalten am Ideal der politischen Unabhängigkeit seiner Darstellung, die welt- und kulturgeschichtlich immer in die Tiefen der Zusammenhänge geht, einen starken, männlichen Ton, der in Deutschland den Widerhall sympathischer Zustimmung wecken muß. — Ueber „den Krieg und die deutsche Musik" handelt Franz Bachmann im 62. Heft. Ihm ist die deutsche Musik der höchste, charaktervollste Ausdruck für das Innerste der deutschen Seele, die Jahrhunderte seit Luther hindurch; Weckerin und Zeugin zugleich all der guten und starken Eigenschaften, die uns, nach den Großtaten des deutschen Geistes, das Deutsche Reich geschaffen haben, die es im Kampf gegen eine ganze Welt nicht untergehen ließen und es nach Friedensschluß einer neuen großen Entwicklung entgegenführen werden.

Bernhard v. Hindenburg, Paul v. Hindenburg. Ein Lebensbild. Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Einer besonderen Empfehlung bedarf dieses in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitete Buch nicht mehr. Schlicht, wie es dem Wesen des großen Feldherrn entspricht, erzählt der Verfasser die Lebensgeschichte Hindenburgs und macht uns namentlich mit vielen charakteristischen Zügen aus seiner Jugendzeit und der Geschichte seiner Familie bekannt. Die großen Taten des Feldherrn kennen wir ja alle, d. h. in vollem Umfange noch lange nicht. Diese zu würdigen bleibt einem größeren Werke nach dem Kriege vorbehalten. H.

England und der U-Boot-Krieg. Von Hans Steinuth. Preis M. 1.20. — **„Lusitania".** Von Hans Steinuth. Preis M. 1.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Beide Schriften entstammen der Feder eines genauen Kenners der Verhältnisse. Sie bieten eine übersichtlich, kurz zusammengefaßte Verarbeitung des gewaltigen Materials, das sich in der deutschen, neutralen und feindlichen Presse über einen der interessantesten Teile der gegenwärtigen Kriegführung findet. Die Broschüre „England und der U-Boot-Krieg" geht bis zum Eintritt der „Lusitania"-Katastrophe und weist schon für die kurze Zeit der Dauer des U-Boot-Krieges nach, daß das deutsche U-Boot der englischen Schiffahrt und Volkswirtschaft schwere Schäden zugefügt und es erreicht hat, daß Englands Ansehen bei den Völkern als unumschränkte Beherrscherin der Meere erheblich abzubröckeln begann. Die andre Schrift ist dem „Lusitania"-Fall gewidmet, die neben den historischen Vorgängen (Warnung, Untersuchung usw.) auch die rechtlichen Fragen über Bewaffnung usw., und vor allen Dingen die Folgen eingehend beleuchtet. Eine Reihe sorgfältig ausgewählter Sammlungen von Pressestimmen ergänzt und beweist die Ausführungen des Verfassers. In beiden Schriften sind die verschiedenen amtlichen Dokumente, die in Sachen des U-Boot-Krieges und im besonderen des „Lusitania"-Falles zwischen den einzelnen Nationen gewechselt wurden, im Wortlaut mitgeteilt.

Deutschland und der Weltkrieg. Herausgegeben von Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken und Hermann Schumacher. Preis geh. M. 7.—, geb. M. 9.— Feldpostausgabe in zwei Hälften geh. M. 7.— Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

„Der Band, den wir hiermit vorlegen, sucht die Stellung der am Kriege Beteiligten, wie sie auf der Grundlage sorgsamster Studien uns erscheint, zur Darstellung zu bringen. Er schildert ferner Vorgeschichte und Ausbruch des Krieges und kennzeichnet auch den „Geist des Krieges" in einigen Hauptzügen." So heißt es in der Vorrede der Herausgeber, und wir brauchen dem zur Charakterisierung des Buches eigentlich nichts hinzuzufügen und nur zu wünschen, daß das Buch weite Verbreitung und viele Leser finden möge. Unsre Gegner können sich nicht genug tun im Hetzen und Lügen, die niedrigsten Mittel sind ihnen gerade gut genug, um oberflächliche Leser zu beeinflussen und gegen die „Barbaren" aufzubringen. Gottlob, wir verschmähen dergleichen, und wie ganz anders ist denn auch dieses Buch! In ihm haben außer den Herausgebern noch eine ganze Reihe namhafter Gelehrter und Staatsmänner, wir nennen nur Professor Delbrück, Professor v. Schmoller, Staatssekretär Solf, Professor Marcks und Professor Hintze, die Hauptfragen des Krieges behandelt. In ruhiger objektiver Art und mit den Mitteln der Wissenschaft. Es ist eine Freude, den Auseinandersetzungen der hervorragenden Männer folgen zu können, und wir wiederholen es: das Buch möchte viele Leser finden!

Paul Wilhelm v. Keppler, Leidensschule. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis geh. M. 1.50, geb. M. 2.40.

Der außerordentliche Erfolg, den Bischof v. Keppler mit seinem Buche „Mehr Freude" errungen hat, erweckte in vielen Lesern den Wunsch, der Verfasser möchte in ähnlicher Weise auch das Leid, den steten Begleiter irdischer Freude und Lust, behandeln. Diesen Wunsch hat der Verfasser nun erfüllt und aus Anlaß des Krieges, des größten aller

Digitized by Google

Schmerzenbringer, das vorliegende Buch geschrieben. In kurzen, ebenso fein geprägten wie formschönen Denksätzen behandelt er das Leiden in seiner verschiedenartigen Gestalt, seine schlimmsten Ursachen und heilsamsten Wirkungen, die sichersten Trostquellen und die beste Art seiner Ueberwindung. Das Buch ist wie kaum ein andres dazu geeignet, den vielen Tausenden, die unter den schweren Schlägen des Krieges verzweiflungsvoll zu erliegen drohen, Trost und Frieden und neuen Lebensmut zu bringen. H.

Zeppelin, der Mensch, der Kämpfer, der Sieger. Bunte Bilder von gestern und heute. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.—. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Wie mancher hat seinerzeit geringschätzig gelächelt, wenn von Zeppelins Erfindung die Rede war. Als dann aber erreicht war, was der Graf in jahrelangem hartem Mühen erstrebt hat, wie sind uns da die Augen aufgegangen! Und heute weiß jedes Kind, was uns Graf Zeppelin ist und welche Bedeutung seine Erfindung für den gegenwärtigen Krieg hat. Er bedeutet für uns aber noch mehr! Das Zeppelinsche Echterdingen war der Auftakt für 1914! Zeppelin wurde durch Echterdingen zum Wiedererwecker des deutschen Nationalgefühls! Deshalb feiern wir ihn auch als Erfinder und Nationalheld. In dem vorliegenden Buche ist das Hauptsächlichste zusammengetragen, was über Zeppelin geschrieben worden ist: Anekdotisches, Charakteristisches über seine Person und sein Werk, über seine Jugendzeit und seine Schicksale, seine Heldentaten in drei Feldzügen, seine Mißerfolge und seine Triumphe. Auch über die Tätigkeit der Zeppelinluftschiffe in Feindesland wird berichtet. Wir machen auf das Buch besonders aufmerksam, es ist vielleicht eines der inhaltreichsten über „unsern Zeppelin".

Adolf Matthias, Bismarck, sein Leben und sein Werk. Mit vier Bildnissen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Auf dieses Buch möchten wir, gerade im Hinblick auf die gegenwärtige Zeit, ganz besonders aufmerksam machen. Es bietet trotz seines verhältnismäßig geringen Umfanges sehr viel, betont dasjenige, was wir dem Eisernen Kanzler alles verdanken, und bringt uns auch den Menschen Bismarck näher. Wie stände es mit Deutschland heute, wenn wir Bismarck nicht gehabt hätten? Das läßt sich gar nicht ausdenken. Die Bewunderung von Bismarcks Werk und die Dankbarkeit haben denn auch dem Verfasser die Feder geführt, er hat uns ein mit warmem Herzen geschriebenes Lebensbild des großen Mannes geschenkt und dessen Verdienste bewundernd gewürdigt, ohne dabei die geschichtliche Treue jemals beiseite zu schieben. Wir haben das Buch mit großer Freude gelesen und wünschen ihm eine recht weite Verbreitung — es ist das Buch, das gerade jetzt gelesen werden muß. H.

Deutsche Art. Uns zur Ehre — den andern zur Lehre! Herausgegeben von Horst Schöttler. C. F. Amelangs Verlag in Leipzig. Preis geb. M. 3.—.

Unter den vielen Büchern, die aus Anlaß des Krieges herausgekommen sind, nimmt dieses eine besondere Stelle ein. In ihm ist in einer vortrefflichen Auswahl zusammengefaßt, was je von großen Deutschen in herrlichen vaterländischen Gedanken ausgesprochen, geschrieben und gedichtet wurde. Wir finden Aussprüche und Verse von deutschen Dichtern und Gelehrten, von Kaiser Wilhelm, Bismarck, Luther, Fichte, Beethoven, Karl Schurz usw., und auch die Perlen des deutschen Volksliedes sind in feiner Auswahl vertreten. Deutsche Art — das Buch heißt nicht umsonst so. Das, was unsre größten Geister gedacht haben, es wird gerade in der jetzigen Zeit einen lebendigen Widerhall finden im ganzen deutschen Volke, denn der Deutsche versteht heute mehr denn je, was deutsche Art ist.

Conrad Bornhak, Preußisches Staatsrecht. 2. Auflage. 3 Bände. Berlin 1911—1914. Verlag von Alfred Langewort.

Die wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Staatsrechts ist gegenüber derjenigen des Reichsstaatsrechts entschieden ins Hintertreffen geraten. So entbehrte das preußische Staatsrecht bisher sogar einer abgeschlossenen, dem neuesten Stande der Rechtsentwicklung entsprechenden Gesamtdarstellung. Diese empfindliche Lücke hat der Berliner Staatsrechtslehrer Bornhak durch die Neubearbeitung seines Staatsrechts nunmehr in dankenswerter Weise ausgefüllt. Sein Lehr- und Handbuch umfaßt sowohl das Verfassungs- wie das Verwaltungsrecht. Der 1. Band enthält außer der Verfassungsgeschichte die allgemeinen Lehren und das geltende Verfassungsrecht, Band 2 den allgemeinen Teil des Verwaltungsrechts (Beamtenrecht, Behördenorganisation und Verwaltungsrechtsschutz), Band 3 den besonderen Teil, d. h. das Recht der einzelnen Zweige der Verwaltung. Das Werk zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es mit Vollständigkeit und wissenschaftlicher Gründlichkeit Gemeinverständlichkeit der Darstellung verbindet. Es ist nicht nur für Gelehrte und Fachleute geschrieben, sondern ein Buch, das auch Laien angelegentlich empfohlen werden kann, weil es im besten Sinne der Forderung gerecht wird: Volksrecht, nicht Juristenrecht!

Prof. Dr. Friedrich Giese.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte. Heft 57: Borckenhagen, Dr. Fritze, National- und handelspolitische Bestrebungen in Deutschland und die Anfänge Friedrich Lists (1815—1822). Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 2.60.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 482: Wettstein, O., Die Schweiz. Land, Volk, Staat und Wirtschaft. Bd. 485: Pfannkuche, A., Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.25.

Charmatz, Richard, Zarismus, Panslawismus, Krieg! Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. M. 1.—.

Darsow, Erich, Schuld und Schicksal. Drei Bühnenwerke. Leipzig, Bruno Volger. M. 4.—.

Dette, Erwin, Friedrich der Große und sein Heer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. M. 2.80.

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. 3. Heft. Leipzig, K. F. Köhler.

Die Gedenkblätter für Gefallene. München, Georg D. W. Callwey. 60 Pf.

Eckhel, Anna Hilaria v., Im Karst. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Fester, Richard, Die Genesis der Emser Depesche. Berlin, Gebrüder Paetel. M. 4.—.

Historische Bibliothek. Bd. 35: Ebbinghaus, Therese, Napoleon, England und die Presse (1800—1803). M. 5.—. Bd. 36: Troeltsch, Ernst, Augustin, die christliche Antike und das Mittelalter. M. 5.50. München, R. Oldenbourg.

Kerschensteiner, G., Charakterbegriff und Charaktererziehung. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.60.

Krauter, Josef, Franz Freiherr von Ottenfels. Beiträge zur Politik Metternichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—32. Salzburg, Anton Pustet. M. 6.—.

Lampe, Prof. Dr. Felix, Große Geographen. Bilder aus der Geschichte der Erdkunde. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 4.—.

Mertens, M., Historisch-politisches ABC-Buch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Geb. M. 3.40.

Michael, Wolfgang, Englands Politik und der Krieg. Ein Vortrag. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 80 Pf.

Pfeilschifter, Dr. Georg, Religion und Religionen im Weltkrieg. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.40.

Polenlieder deutscher Dichter. Lemberg, Bernard Poloniecki.

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart. Praktische Bibelerklärung. 7. Heft: Aner, Dr. Karl, Die Apostelgeschichte. 50 Pf. 15./16. Heft: Eißfeldt, Lic. Otto, Krieg und Bibel. 17./18. Heft: Titius, D. Arthur, Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. Tübingen, J. C. B. Mohr. Je M. 1.—.

Sammlung Göschen. Bd. 746: Bleicher, Prof. Dr. Heinrich, Statistik. Bd. 754: Dietel, Dr. Reinhard, Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. III. Drama. Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Geb. je 90 Pf.

Sammlung Kösel. Bd. 79: Seidenberger, Dr., Kleine Bürgerkunde in systematischem Aufbau. Bd. 80: Deutinger, Martin, Ueber das Verhältnis der Poesie zur Religion. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Gebunden je M. 1.—.

Sombart, Werner, Händler und Helden. Patriotische Besinnungen. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Bd. Heft 1: Bücher, Karl, Das städtische Beamtentum im Mittelalter. Heft 2: Stieda, W., Krieg und Sozialpolitik. Leipzig, B. G. Teubner. Je 80 Pf.

Weltkultur und Weltpolitik. A. O. Meyer (Kiel), Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus. Heft 2. Preis 50 Pf. Kurt Wiedenfeld, Antwerpen im Völkerverkehr und Welthandel. Heft 3. Preis 75 Pf. München, F. Bruckmann A.-G.

Wolters, Friedrich, Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640—1697. Darstellung und Akten. 1. Teil. Zweiter Band. Die Zentralverwaltung des Heeres und der Steuern. München, Duncker & Humblot. M. 20.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
NOV 27 1915

Vierzigster Jahrgang — November 1915 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Oeffentliche Meinung 121
Archivrat Dr. Lulvès (Hannover): Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege 131
A. Tscharykow, k. russischer General und Botschafter: Die friedliche Eroberung von Merv. Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884 (Schluß) 150
Quousque tandem. Von einem österreichischen General 163
Freiherr v. la Valette St. George: Der Niederbruch Rußlands 164
Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn): Entwicklung 175
Vernichtungsstrategie. Von einem preußischen General 186
Karl Mollenhauer: Dorpat-Jurjew. Erinnerungen aus der Studienzeit . . . 190
Prof. Dr. J. Schwalbe (Berlin): Illusionen und Suggestionen 201
J. Neuberg, Regierungsrat: Der Krieg und das Urheberrecht 208
Sigmund Münz: Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens. Erinnerungen und Gespräche 214
Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien. Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D. 224
H. Wittmaack: Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg . . 228
Dr. Alfred Freiherr v. Overbeck, ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz): Verbrechensprophylaxe 232
Literarische Berichte 237
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 240

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

„Ein Frauenbuch im besten Sinn des Worts. Nicht nur unterhaltend, sondern zum Nachdenken anregend. . . . .

Was aber die Hauptsache ist, man lernt aus diesem Buch heraus so manches verstehen, was sich im Verlauf der Jahre in Elsaß-Lothringen vorbereitet und zugespitzt hat."

So urteilt die „Straßburger Post" über das in 2. Auflage erschienene Buch von

Liesbet Dill: Der Tag in Nancy

Geheftet M 4.–, in Leinen gebunden M 5.–

Von Liesbet Dill sind früher in unserem Verlag erschienen:

Virago. Roman. 4. Auflage. Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

Die Freiheit. Roman. 5. Auflage. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Suse. Novelle. 2. Auflage. Geheftet M 2.–, gebunden M 3.–

Oberleutnant Grote. Roman. 4. Auflage. Geheftet M 3.–, gebunden M 4.–

Unverbrannte Briefe. Roman. 5. Auflage. Geheftet M 3.50, gebunden M 4.50

Lo's Ehe. Roman. 7. Auflage. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Die kleine Stadt. Roman. 6. Auflage. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

Eine von zu vielen. Roman. 7. Auflage. Geheftet M 4.–, gebunden M 5.–

* * **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** * *

Digitized by Google

Oeffentliche Meinung

Unser geschäftiges Zeitalter steigert von Jahr zu Jahr die Beteiligung des Volks am öffentlichen Leben. Daher ist es eine natürliche Folgeerscheinung, daß auch die Meinung des Volkes oder — wie alle Sprachen der Welt sie heute nennen — die öffentliche Meinung an Bedeutung gewinnt. Indes, der wahre Volksfreund gibt sich längst Rechenschaft von der Schwierigkeit, ein zuverlässiges Organ des Volkswillens und Volksurteils zu finden, und fragt zweifelnd: Ist die „öffentliche Meinung" wirklich der Ausdruck der Meinungen des Volkes? Denn die Wege, welche die moderne Zivilisation gewiesen hat, um diese Meinungen klarzustellen, haben selten Klarheit gebracht, wohl aber häufig ins Dunkel geführt, in schlimmeren Fällen in Abgründe, aus denen das irregeleitete Volk um Hilfe und Rache schreit. — Eine ebenso beklagenswerte wie leicht zu erklärende Erscheinung. Denn nachdem das Zeitalter der Demokratie dasjenige des Absolutismus abgelöst hatte, trat, besonders in denjenigen Ländern, in welchen die radikalsten Umwälzungen stattgefunden hatten, ein starkes Mißtrauen gegen Regierung und Regierende zutage; man wollte sich ihrer Führung nicht gern anvertrauen; anderseits konnte man sich doch nicht verhehlen, daß auf plebiszitärem Wege nur in den seltensten Fällen die praktische Möglichkeit gegeben war, den Willen des Volkes zu erfahren, und mußte seine Zuflucht zum repräsentativen System nehmen. Wem aber wurde diese Vertretung anvertraut? Doch nur zum kleineren Teil den erwählten Volksvertretern, den Abgeordneten. Die eigentliche, die tägliche Vertreterin des Volkswillens, der „öffentlichen Meinung" wurde die Presse. Richard Wagner, der angebliche Barrikadenkämpfer von 1848, dem niemand reaktionäre Gelüste vorwerfen wird, hat über diese Form der Vertretung sehr bittere Worte gefällt. Er sagt: „Mit der Erfindung der Zeitungen, seit dem vollen Aufblühen des Journalwesens, mußte der gute Geist des Volkes sich gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Denn jetzt herrschen nur noch Meinungen, und zwar „öffentliche"; diese sind für Geld zu haben wie die öffentlichen Dirnen. Wer eine Zeitung sich hält, hat neben der Makulatur noch ihre Meinung sich angeschafft. Er braucht nicht mehr zu denken noch zu sinnen; schwarz auf weiß ist bereits für ihn gedacht, was von Gott und der Welt zu halten sei." Ohne die Uebertreibung, die in diesen Worten liegt, sich zu eigen zu machen, muß man doch zugeben, daß sie den Finger auf die Wunde legen. Denn der hinter der Zeitung stehende Volksführer — wir besitzen kein deutsches Wort, welches den „Journalisten" oder „Publizisten" ersetzt — hat nun die Aufgabe übernommen, Führer und Organ zu gleicher Zeit zu sein, und diese

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Stellung leider mißbraucht. Zum Unterschied vom Staatsmann sagt er nicht, was dem Volke frommt, sondern was ihm gefällt, und — merkwürdige Wechselwirkung — weil er nur sagt, was gefällt, führt er nun unmerklich seine Leserwelt auch dahin, wohin es ihm gefällt. Denn was gefällt denn dem Leser? Nicht die Wahrheit, denn sie ist häufig unangenehm; auch nicht die Beruhigung, denn sie ist langweilig. Nein, das wirksame Mittel, Einfluß, oder sagen wir getrost Macht, zu erlangen, auszuüben und zu erhalten, ist weder ein Heilmittel noch ein Schlafmittel, sondern der Nervenreiz — ein Mittel, welches sich als besonders empfehlenswert erweist, wenn es gilt, die Aufmerksamkeit von den heimischen Dingen ab und deshalb auf das Ausland zu lenken. An der Hand dieser Erwägung werden wir genötigt, einzusehen, daß die öffentliche Meinung, wie sie uns heute in der Presse entgegentritt, zwar gewiß nicht in allen, aber nur in allzuvielen Fällen nicht den Charakter einer Naturkraft, sondern den eines künstlichen Erzeugnisses hat, werden wir, was noch wichtiger ist, die verheerende Wirkung einer Politik ermessen, welche unausgesetzt Rücksicht auf diese öffentliche Meinung übte und verlangte. Denn nur infolge eines Herabsinkens des Niveaus der Staatsmänner konnte sich diese Wandlung vollziehen; nur weil die verantwortlichen Leiter entweder zugunsten der Volksführer entsagten oder selbst aus ihren Reihen hervorgingen, konnte die Presse des heutigen sog. Vierverbandes jene unheilvolle Rolle spielen, welche Europa in ein Kriegslager verwandelt hat. Diese Männer führten nicht mehr, sondern wurden geschoben; sie schritten nicht vorwärts, sondern glitten abwärts.

Wohl nirgends dürfte die öffentliche Meinung geringschätziger beurteilt werden als in den Redaktionsstuben. Denn hinter der Kulisse schwindet die Täuschung; dort sieht man, daß es sich nicht um Müssen und Werden, sondern um Wollen und Machen handelt. Und zwar wird nur das in Szene gesetzt, was die Einbildungskraft reizt, sei es die Verherrlichung des eignen Ich, nämlich des eignen Volkes, seien es seine Zukunftsträume, sei es die Herabsetzung, Befehdung oder Beschimpfung des Auslandes, soweit es nicht befreundet ist. Die Wirkung ist, zumal bei den erregbaren romanischen und slawischen Rassen, unfehlbar. Die Regierung aber duldet dieses Spiel, denn sie fürchtet den Verlust an Popularität und wünscht in vielen Fällen die Aufmerksamkeit von den heimischen Zuständen und ihren Schäden abzulenken; ja sie tut mehr: sie verlangt solche Rücksichtnahme auch vom Ausland, von der fremden Regierung.

Und hiermit treten wir in den pathologischen Zustand, welcher seit Jahrzehnten die Beziehungen der europäischen Mächte kennzeichnet. Vorsichtige Schonung der Geistes- und Herzensrichtung eines fremden Volkes gehört zwar mit Recht zu den unabweislichen Regeln diplomatischer Klugheit. Der Vertreter einer fremden Macht muß mit Belehrungen, Vorwürfen und Forderungen sparsam umgehen; denn gute Lehren, besonders wenn sie das Verhältnis von Regierung zu Regierten betreffen, wecken die Entgegnung: „Ueber das, was uns frommt, haben wir allein zu befinden.“ Vorwürfe sind Waffen, die rasch stumpf werden; Forderungen aber, wenn sie unerfüllt bleiben, verschärfen nur den Gegensatz.

Digitized by Google

Die Rücksichtnahme aber, die aus solchen Erwägungen hervorgeht, hat eine gefährliche Kehrseite. Sie führt, wenn nicht zur Anerkennung, so doch zu einem gewissen Geltenlassen der fremden Gesichtspunkte, und zwar um des Friedens willen. Denn der Friede ist nächst dem Interesse des eignen Landes der Hauptzweck der diplomatischen Tätigkeit. Auf diesem Wege führt Rücksichtnahme zu einer Verwöhnung der öffentlichen Meinung; mit der Verwöhnung aber steigern sich die Ansprüche. Die Gefahr ernster Verwicklungen wird daher nicht beseitigt, vielmehr, obschon hinausgeschoben, nur um so unvermeidlicher gemacht.

Gibt es kräftigere Beispiele, um die Wahrheit unserer Beobachtung zu erweisen, als die Entwicklung des Panslawismus und des Irredentismus? Wir datieren den Beginn des gekennzeichneten pathologischen Zustandes von dem Tage, an welchem Alexander III. das Waffenbündnis mit der Revanche schloß. Mit dieser Tat entsprach der Zar nicht einem Bedürfnis des russischen Staates — denn von seiten der Zentralmächte, welche ihrem Wesen nach konservativ sein mußten, drohte dem russischen Reich keinerlei Gefahr, ja gegen etwaige unfreundliche Absichten hätte ein Bündnis mit ihnen weit besser geschützt —; er erfüllte auch nicht das Sehnen der russischen Volksseele — dieses Sehnen geht eher auf eine Befreiung aus den Ketten der inneren Mißwirtschaft hinaus und nimmt in den Schriften des geächteten Tolstoi jene dem Slawen eigentümliche exzentrische Form an —, sondern er gab nur dem Drängen einflußreicher Volksführer, nicht Staatsmänner nach, welche, außerstande, Heilung von inneren Schäden herbeizuführen und den Ausbau des Reiches zu fördern, die Einbildung des lesenden Volks mit unfruchtbarem Groll und mit unerfüllbaren Zukunftsträumen nährten. Wir wissen nun, wie weit diese geschäftigen Federn ihre Leserwelt zu führen wußten: Aus dem Groll über die Ergebnisse des Berliner Kongresses wurde ein fanatischer Deutschenhaß, die Verfolgung jenes Zukunftsideals aber, der Vereinigung der Slawen und Orthodoxen unter dem Schutze des Zaren, förderte die gewissenloseste Wühlarbeit gegen den Bestand eines fremden Staatswesens, welche die Welt je gesehen hat. Wohl gibt es ein russisches Zukunftsprogramm, dem auch Fürst Bismarck und mit ihm wohl jeder billig denkende Politiker wohlwollend gegenüberstand; es heißt: Zugang zum eisfreien Meer; für die ebenso praktischen wie legalen Wege aber, welche Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" zur Erreichung jenes Zieles gewiesen hat, zeigte die in Abhängigkeit von der Demagogie und ihren Schlagworten geratene russische Staatsleitung kein Verständnis, verquickte vielmehr dies militärpolitische Programm mit den Zielen des Panslawismus und der französischen Revanche und wurde damit revolutionär.

Jene verhängnisvolle Tat Alexanders III. und die mit ihr begonnene Politik, welche den Zaren, ohne daß er es gemerkt hätte, in die ebenso antideutschen wie antimonarchischen Bahnen der Demagogie drängte, hätte eine sofortige energische Frontstellung des Deutschen Reiches gerechtfertigt. Denn Rußland war nunmehr endgültig für uns verloren, aber die Hoffnung, es dennoch in Schach zu halten, um so aussichtsreicher, als England damals noch zu seinen

Digitized by Google

Gegnern gehörte. Die deutsche Politik wich aber einem so entscheidenden Schritt aus, weil sie durch Aufrechterhaltung der überlieferten Beziehungen etwaige gefährliche Wirkungen des franko-russischen Bündnisses aufzuheben hoffte, einem Manne vergleichbar, welcher den Verkehr mit einem in schlechte Gesellschaft geratenen Freund nicht aufgibt, weil er durch Aufrechterhaltung dieses Verkehrs den Abtrünnigen von dem vollen Bruch und seinen Folgen zurückzuhalten hofft. So begann von unserer Seite und von seiten Oesterreich-Ungarns jene Aera der Rücksichtnahmen, welche den geschaffenen Gegensatz nicht zu beseitigen, sondern nur zu verschleiern geeignet waren, von seiten Rußlands aber — der Ausdruck ist nicht zu hart gewählt — jenes niederträchtige Doppelspiel, welches auf der einen Seite lustig wühlte oder wühlen ließ, auf der andern die Zentralmächte an dem Seile der überlieferten monarchischen Solidarität so lange hinzuhalten verstand, bis die russischen Heeressäulen imstande waren, von Frankreich und England sekundiert, sich gegen uns heranzuwälzen. Dies Doppelspiel bestimmte auch die Wahl der Diplomaten, deren Zusammensetzung und Tätigkeit dem Grundsatz entsprach: Laß deine rechte Hand nicht wissen, was die linke tut. Zu den Diplomaten der rechten Hand rechnen wir die Grandseigneurs, welche um Vertrauen warben und es bis zu einem gewissen Grade auch verdienten; von der Hetz- und Wühlarbeit des anderen Teiles der russischen Diplomatie und ihrer Presse wußten sie in der Regel nichts und wollten sie nichts wissen; eine Fiktion, welche sehr glücklich durch das stolze Bewußtsein gefördert wird, daß man an den Stufen des Thrones steht und in diese olympische Höhe weder gemeine Handlungsweise, noch gemeiner Verdacht reichen kann. Und die Fiktion war praktisch; denn was ich nicht sehe oder nicht sehen will, brauche ich auch nicht zuzugeben, und was ich nicht zuzugeben brauche, existiert nicht. Dem in St. Petersburg lebenden Diplomaten aber teilt sich der Einfluß dieser Atmosphäre narkotisch mit, wie der Zigarettenduft, mit dem sie geschwängert ist, und lullt auch sein Gewissen so weit ein, daß es ihm allmählich immer schwerer fällt, schwarz von weiß zu unterscheiden, oder, um uns klarer auszudrücken, daß er sich mit der Zeit daran gewöhnt, nachsichtig über diese Herrschaft der Lüge zu denken.

„Lesen Sie doch nicht die Zeitungen," sagte Fürst Lobanoff einst zum deutschen Botschafter — ein typisches Beispiel jenes frivolen Doppelspiels. Zu Alexanders III. Zeiten wäre dies Wort — das wollen wir zugeben — zeitlich insofern berechtigt oder wenigstens entschuldbar gewesen, als dieser Monarch noch das Heft in Händen hatte und sein ebenso redlicher wie starker Wille — soweit wir nach Kenntnis seines Charakters mutmaßen dürfen — sich nicht dazu verstanden hätte, sich sein Recht über Krieg und Frieden von einer sog. öffentlichen Meinung entwinden zu lassen. Aber das Spiel, welches er gestattet hatte, war in so großer Nähe des Feuers, daß dies zünden mußte, sobald die Persönlichkeit verschwand, deren Veto den Wasserstrahl auf die Brandstifter richten konnte; hatte der Zar doch selbst mit dem Abschluß des fatalen Bündnisses ihnen die Zündschnur in die Hand gespielt. So wuchs die Bewegung seinem Nachfolger

Digitized by Google

über den Kopf. Aus dem Nichtbeachten wurde ein Gewährenlassen, aus dem Gewährenlassen ein Berücksichtigen und aus diesem schließlich ein Herrschenlassen — ein System, für welches man von den bedrohten Nachbarreichen Duldung verlangte — und zum Teil erreichte.

Mit der allslawischen Bewegung teilt der Irredentismus die Eigentümlichkeit, daß er sich über die Begriffe des Mein und Dein, über die Rechte fremder Staaten leichten Herzens hinwegsetzt; ja er tritt vielleicht noch unverfrorener auf als sein slawischer Bruder, und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden unter dem Schutze einer verwöhnenden Nachsicht schlimmere Früchte getragen hat. Auch hier im konstitutionellen Italien ein ganz ähnliches Verhältnis der Regierung zur Demagogie, wie in dem autokratischen Rußland. Bei aller Anerkennung des ehrenwerten Charakters Königs Humbert kann man ihm doch den Vorwurf nicht ersparen, daß er die konstitutionelle Schablone ängstlicher beobachtet hat, als es die Verfassung notwendig machte und es dem Nutzen des Staats entsprach. Der damals ebenso dreibundfreundliche wie monarchistische Sidney Sonnino veröffentlichte einst einen Aufsatz, in welchem er die Krone ermahnte, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Wir wissen aus der Geschichte Italiens und andrer konstitutioneller Musterstaaten, wie es die Schwäche dieser Regierungsform ist, daß sie die Regierung in ein Abhängigkeitsverhältnis von der Demagogie hineinzieht und damit die alte Wahrheit bestätigt: Geld ist Macht. Von Frankreich aus sind diese Symptome sehr richtig eingeschätzt und die nötigen praktischen Schlüsse aus ihnen gezogen worden. Wollen die Herren Italiener diesen Zusammenhang ihrer Presse mit auswärtigen Einflüssen leugnen? Das können sie nicht. Das traurigste an der Sache aber ist, daß die nun beginnenden Werbungen um Italiens Seele nicht allein die dortigen leitenden Kreise veranlaßten, Stellung und Kraft dieses Staats zu überschätzen, sondern auch die Zentralmächte zu solcher Ueberschätzung verführten, um schließlich auf diesem Wege die Wahrheit, daß der Dreibund für Italien eine Notwendigkeit war, in die irrtümliche Meinung zu verkehren, als ob die Zentralmächte Italien nicht entbehren könnten. Also auch hier derselbe geschichtliche Entwicklungsgang: Die Regierung, ursprünglich von loyalen Absichten gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn geleitet, läßt doch der öffentlichen Meinung Spielraum. Diese aber wächst unter französischen Einflüssen zu einem mächtigen Werkzeug der Expansionisten heran. Und um der Heuchelei die Krone aufzusetzen, ist keine Rede von Nizza, Savoyen, Korsika oder Malta, sondern nur von Trient und Triest. Die Regierungen von Deutschland und Oesterreich-Ungarn sahen das wohl und machten darauf aufmerksam. Lag doch einst im Pantheon zu Rom ein Kranz, auf dessen Bande die Worte zu lesen waren: „Al compianto Rè la fedele città di Trieste.“ Solche Beispiele ließen sich beliebig vervielfältigen. Aber wenn auch in besonders krassen Fällen Genugtuung geleistet wurde, so galt doch im allgemeinen der Grundsatz und wurde auch dem Einspruch erhebenden Nachbarstaat zur Beachtung empfohlen: „Man muß den Kindern ihr Spielzeug lassen.“ Denn das Spielzeug war ja, so hieß

Digitized by Google

es, harmlos und hatte auf den großen Gang der Politik keinen Einfluß. Und so wappneten sich die Zentralmächte mit einem gewissen Gleichmut und beruhigten sich mit der Gewißheit, daß ja der König, daß ja der Minister des Aeußern noch da war, und daß die Loyalität des Einen die Bundesgenossen vor einem Treubruch, die Klugheit des Andern Italien vor einem gefährlichen Abenteuer bewahren werde. War denn das Spiel wirklich so harmlos? Hätte man es denn in Wien oder St. Petersburg ebenso leicht genommen, wenn deutsche Begehrlichkeit ihre Blicke nach Salzburg oder Riga gerichtet hätte? Ja gewiß, kindlich ist das italienische Volk und mit den Vorzügen und Schwächen des Kindes behaftet, daher aber auch mit jener Leichtgläubigkeit, welche es zum Spielball gewissenloser Wühler und Führer macht. Ein geistreicher Beobachter hat einmal gesagt: „Je mehr ich die Menschen kennen lerne, desto mehr liebe ich die Hunde." Einem ähnlichen Pessimismus möchte man Raum geben, wenn man an die große Masse des italienischen wie auch des russischen Volkes und ihr Verhältnis zu den Regierenden denkt. Hier werden zwei mit Gaben des Geistes und auch des Gemüts — ihr Familienleben zeigt dies — ausgestattete Völker von gewissenlosen Hetzern und unfähigen Staatsmännern bei dem unsittlichsten Anlaß für politische Truggebilde zur Schlachtbank geführt.

Ganz aus der gleichen auswärtigen Quelle sind die Einflüsse entsprungen, welche in England die öffentliche Meinung bearbeitet und schließlich beherrscht und verwirrt haben. In Deutschland ist man im allgemeinen geneigt, diese Einflüsse zu unterschätzen, weil wir die Geschicklichkeit der Engländer und ihre Führerrolle im Vierverband überschätzen. Der entscheidende Einfluß König Eduards, welcher die Schwenkung vollzog, und seiner englischen Helfershelfer in Presse und Beamtenkörper soll nicht geleugnet werden. Aber es heißt doch der Geschichte Gewalt antun, wenn man nur auf diesen Vorgang den Blick richtet, ihn aber von der Tatsache ablenkt, daß lange vor jenem Frontwechsel nicht etwa in Paris oder St. Petersburg eine von England ausgehende antideutsche, wohl aber in London eine rege französische und russische Wühlarbeit am Werke war, daß aber die Maulwurfstätigkeit des Herrn Paul Cambon und russischer Agenten erst dann Wirkung erzielte, als die englischen Annäherungsversuche an Deutschland gescheitert waren. Der gewissenhafte Geschichtsschreiber dürfte nicht in der Lage sein, die Behauptung zu widerlegen, daß die Bearbeitung der öffentlichen Meinung Englands in ihren Anfängen von auswärts gekommen ist, und daß man es getrost der politischen Unwissenheit, keiner aggressiven Gesinnung des Durchschnittsengländers zuschreiben darf, wenn der mit dem Aufkauf der großen Zeitungen beginnende und mit größter Beharrlichkeit durchgeführte Feldzug der Presse nach einem Dezennium Erfolg hatte; denn nicht heißes Blut, wie den Romanen, wohl aber Unwissenheit macht dieses Inselvolk leichtgläubig. Also die Deutschenfurcht — denn diese, nicht Deutschenhaß beherrscht den Engländer — keine Naturnotwendigkeit, sondern ein künstliches Produkt! — Und die Regierung? Sie duldet die Bewegung und reicht heimlich der Revanche und dem Panslawismus die Hand des Bundesgenossen, hintergeht damit Deutschland, aber mehr noch

Digitized by Google

das eigne Volk. Wir tun ihr zu viel Ehre an, wenn wir sie Drahtzieher nennen. War die Rechnung denn so schlau und nicht vielmehr falsch? Eine unfähige Staatsleitung wird Werkzeug der franko-russischen Demagogie und verwickelt das Land in das gefährlichste Abenteuer.

Es bedarf, um das Bild zu vervollständigen, kaum eines Hinweises auf Frankreich. Denn es ist nur allzu bekannt, wie auch die Pariser Presse nicht Organ des französischen Volkes, sondern Werkzeug einer Clique wurde. Allerdings sind die französischen Regierungskreise mit der Demagogie so stark vermengt, daß man dort kaum von einem Abhängigkeitsverhältnis reden kann. Die Demagogen und Journalisten sitzen ja selbst in der Regierung. Aber beide, Presse und Regierung, hatten einen andern Herrn, einen dritten — nämlich Rußland. Ohne diese hypnotische Abhängigkeit von der russischen Demagogie wäre es unerklärlich, wie Milliarden auf Milliarden den Götzen des Panslawismus und der Revanche geopfert werden und die französischen Rentner vertrauensvolle oder verblendete Zuschauer bleiben konnten. Verfehlt wäre die Annahme, daß die amtlichen Vertreter Frankreichs bewußt zum Kriege getrieben haben. Das trifft nur bei einem kleinen Bruchteil zu. Die große Mehrzahl war das Opfer einer Politik der inneren Unwahrhaftigkeit, welche von dem Satz ausging, daß Frankreich gegen Angriffsgelüste Deutschlands geschützt werden müsse — eine Ansicht, die aus der Tatsache, daß Deutschland der Stärkere war, einen Schein von Berechtigung entlehnte und, schon im Jahre 1875 von der Königin Viktoria gewürdigt, das Zaubermittel wurde, welches den Zaren Alexander III. später umstricken sollte. Die Unwahrheit lag, wie in die Augen springt, darin, daß diese Schauspieler die Revanche in einer Versenkung verschwinden ließen, um sich in der Rolle der Schutzbedürftigen zu gefallen. Gleichwohl hätte dies Spiel — bei dem offensichtlichen Friedensbedürfnis der französischen Nation — gefahrlos bleiben können, wenn die Handelnden sich nicht eine Hilfstruppe geschaffen hätten, deren Tätigkeit ihnen sehr bald die Rolle des Zauberlehrlings zuwies, ohne daß der alte Meister sich gefunden hätte, der die Besen in ihre Ecke verweisen konnte. Diese Hilfstruppe war die Presse — und zwar nicht sowohl die nationale als die internationale. Unfähig, die feinen Unterschiede zwischen Verteidigung und Angriff, abwehrender und drohender Gebärde zu beachten, kannte diese letztere nur eine Tätigkeit, das Hetzen. Die Bewegung zu dämpfen gelang den französischen Machthabern und Diplomaten um so schlechter, als es sich eben um eine Liga handelte, deren Kampfplatz wechselte, ja in welcher dem Panslawismus im großen Ganzen die Leitung zufiel. Die oft gerühmte enge Verbindung von französischer Diplomatie und Presse weist also insofern einen entschiedenen Mißerfolg auf, als jene, obwohl besonnener als ihre russische, rücksichtsvoller als ihre englische Kollegin, doch von ihren Handlangern wider Willen vorwärts- und einem Ausgang entgegengetrieben wurde, den sie nicht wünschte.

So ist denn die Geschichte des Vierverbandes nichts andres als die Geschichte seiner Presse. An allen Punkten dieselben Erscheinungen in etwas ver-

Digitized by Google

änderten Formen. Man läßt sich zunächst die Presse gefallen und benutzt sie hier als Ventil zur Ablenkung, dort als Spielzeug für das Volk oder auch als Werkzeug eigner Pläne. Aber diejenigen, welche die Maschinerie bedienen, machen sich unmerklich zum Herrn, sei es aus Gewinnsucht, sei es aus Ehrgeiz oder Fanatismus. Und nun verändert sich das Bild. Es heißt nicht mehr: „Hört nicht darauf", sondern: „Man muß die öffentliche Meinung berücksichtigen". Sehr schön! Wenn es nur wirklich die öffentliche, nämlich die Meinung des Volkes wäre. Doch nein, es sind nur die Ränke einer Clique, wirken aber auf das Volk als langsames Gift. Und so führt die Clique Volk und Regierung viel weiter, als diese dachten und wollten. Nur auf einen Faktor trifft dies nicht zu, den russischen Kriegsminister. Unter seiner Führung hat die russische Militärpartei nachweisbar bewußt auf den Krieg hingearbeitet. Und diese Arbeit endete mit dem Rufe an die Franzosen: „Wir sind fertig, seid ihr es auch?" Von solchem Fertigsein kann in London nicht die Rede sein. Auch hieraus sehen wir, daß die Führung in St. Petersburg lag.

Enthält nicht die Wahrnehmung, daß die öffentliche Meinung in auswärtigen Fragen in vier großen Kulturvölkern nicht etwas Gewordenes, sondern etwas Gezüchtetes darstellt, eine ernste Mahnung, auch unserseits die Schlagworte der Presse vorsichtiger Prüfung zu unterziehen, eine Mahnung auch an unsre vornehme Presse, das eigne Rüstzeug zu sichten? Denn demagogische Ausdrucksweise und politische Auffassung, mit andern Worten gesunder Menschenverstand, weichen erheblich voneinander ab. Der Demagoge fragt sich, wir wiederholen es: Was gefällt? Der Politiker: Was frommt dem Volke? Hieraus folgt alles weitere. Der Ton einer Zeitung gibt der Entrüstung kräftigen Ausdruck, und das gefällt dem Leser, besonders der Damenwelt. So entrüstet sich unsre Presse über England, etwas weniger über Italien, noch etwas weniger über Rußland und wieder etwas weniger über Frankreich. Die Berechtigung der Entrüstung sei in keiner Weise bestritten. Wo aber der Volksführer Verbrechen schildert, die öffentliche Meinung Verbrechen sieht, wird der Politiker sich fragen: Wo sind die Löcher einer Politik, die solche Enttäuschungen erleben mußte? Er wird sich vor Verallgemeinerungen hüten und daher die Bezeichnungen „England" oder „die Engländer", „Italien" oder „die Italiener" vorsichtig gebrauchen, weil er das Volk als solches nicht verantwortlich machen kann noch will, ja, er wird selbst den verantwortlichen Leitern den mildernden Umstand zubilligen, daß sie, wenn auch in Irrtümern befangen, doch das Beste ihres Landes gewollt haben. Der Volksführer wird das Kehren vor der eignen Tür vermeiden, der Staatsmann darf es nicht scheuen. Der Volksführer wird Nachrichten, die auf den Feind oder einzelne Personen in Feindesland ein vorteilhaftes Licht werfen, unterdrücken, der Staatsmann wird sie willkommen heißen. Ist der Staatsmann wegen dieser unterschiedlichen Haltung ein schlechterer Vaterlandsfreund? Mit nichten, denn er wacht auf solche Weise gegen die Gefahren moralischer Erkrankung und hält die Tür offen, durch welche wir zu normalen Friedenszuständen zurückgelangen können. Wenn die demokratische Entwicklung unseres

Digitized by Google

Zeitalters eine erfreuliche Beteiligung des Volkes an allen innern Angelegenheiten des Staates gezeitigt hat, so liegen die Dinge doch auf dem Gebiet des Auswärtigen anders. Hier im Innern hat solche Beteiligung auch Verständnis und Urteil geweckt, dort ist ein Urteil gar nicht denkbar, ohne Aufklärung seitens der Regierenden, welche allein imstande sind, Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge zu gewähren. Besteht nicht heute auch bei uns möglicherweise ein Mißverhältnis zwischen den Tatsachen einerseits und Eindrücken und Empfindungen anderseits? Wir schlagen Rußland, die öffentliche Meinung bringt uns aber um die richtige Würdigung dieses überwältigenden Ereignisses, indem sie zum großen Teil die Ansicht vertritt, daß ja die Schwächung Rußlands im Interesse Englands liege, daß wir somit zum Teil die Geschäfte Englands besorgen. Warum verschließt man sich gegen eine andre, so naheliegende Schlußfolgerung, daß nämlich die Schwächung Rußlands ein gemeinsames Interesse Deutschlands und Englands darstellt?

Den Kampf für die Freiheit der Meere in Ehren, d. h., um diese Metapher in praktisches Deutsch zu übersetzen, den Kampf für ein von allen Nationen anzuerkennendes Seerecht; aber dieser Krieg weist uns doch noch handgreiflicher auf die deutsche Mission hin, als Wächter Westeuropas, die slawischen Umklammerungsversuche zurückzuweisen — eine Mission, die zu gelingen verspricht und von deren Gelingen unser Schicksal und Europas Kultur abhängt. Man lese P. Rohrbachs Schrift: „Rußland und wir“. Fern sei es, unsere Kolonien für entbehrlich halten zu wollen. Aber ihr Nutzen wiegt doch das nicht auf, was hier im Osten auf dem Spiel stand, wiegt leicht gegen die Notwendigkeit, unsere kontinentale Vormachtstellung so stark zu machen, daß sie auch in Zukunft dem russischen Anprall Widerstand leisten kann, leicht gegen die Notwendigkeit, unserem Bundesgenossen den Rückhalt zu geben, dessen er in seiner Defensivstellung gegen die slawischen Polypenarme dringend bedarf. Um dieser Notwendigkeit willen haben wir ja zum Schwert gegriffen. Unsere Zeitungsleiter und Parteiführer sind von dem Gedanken beherrscht, daß es sich in diesem Völkerringen im letzten Ende darum handle, England die Weltherrschaft zu entreißen, und es fehlte nicht viel, so hielten sie Franzosen und Russen für harmlose Opfer einer englischen Intrige. Auch hier droht ein Schlagwort der Presse den Blick auf die Tatsachen zu trüben. Diese Weltherrschaft, welche doch, wie im Frieden die Schiffe Ballins, im Kriege die Unterseeboote bewiesen haben, gewiß keine unbeschränkte sein dürfte, hat in den letzten Jahrzehnten kein Wachstum, sondern erhebliche Schmälerung erfahren. Zwischen den Tagen des Berliner Kongresses und heute liegen Ereignisse, die nur als unerhörte Zugeständnisse Englands bezeichnet werden können, die Preisgabe Marokkos an Frankreich und großer asiatischer Einflußsphären an Rußland, Zugeständnisse, welche jedem besonnenen Engländer die Frage nahelegen sollten: Wäre nicht eine Verständigung mit Deutschland billiger gewesen? Wie kommt es nun, daß diese englische Weltherrschaft erst heute gewissermaßen entdeckt worden ist, während man ihr zu Zeiten Bismarcks, als sie noch viel mehr Raum umfaßte, nicht nur keine

Digitized by Google

drohende Bedeutung beilegte, sondern sogar wohlwollend gegenüberstand? Die Antwort dürfte nicht in Bismarcks Kurzsichtigkeit oder in flottenloser Ohnmacht, sondern in der Erkenntnis zu suchen sein, daß nicht die europäische Inselgruppe, sondern das Kaiserreich Indien, welches uns gar nicht im Wege ist, die Großmachtstellung Englands ausmacht, daß somit England nicht eigentlich eine europäische, sondern vielmehr eine asiatische Großmacht ist, daher nach des großen Kanzlers eigenen Worten „Aegypten als Stützpunkt so nötig hat wie das liebe Brot", und seiner Politik, welche beharrlich Englands Pläne dort unterstützte, ohne doch im entferntesten auf eigene koloniale Ziele zu verzichten, dürfte nicht Resignation, sondern im Gegenteil die Erwartung zugrunde gelegen haben, daß England um so williger sich vom Festland und dessen Interessen ablenken lassen und Deutschland gegenüber eine freundliche Haltung einnehmen werde, je gesicherter sein Weg nach Indien bleibe. Sind es nun wirklich Tatsachen und die aus ihnen abzuleitenden Schlüsse, welche es unmöglich machen, die Lösung des deutsch-englischen Gegensatzes einmal unter diesen vor dreißig Jahren maßgebenden Gesichtspunkten ins Auge zu fassen? Haben nicht vielmehr Schlagworte das nüchterne Denken beeinträchtigt und Erbitterung und Mißtrauen in beiden Ländern so hoch gesteigert, daß die Vorstellung von jenem unabänderlichen Zweikampf vorherrscht, der nur mit der Vernichtung des einen von beiden enden dürfe? Von dieser Frage und der Entscheidung, welche die Staatslenker ihr geben werden, hängt die Zukunft Europas ab. Caveant consules! Indessen, es ist in aufgeregten Zeiten sehr beliebt, gegenteilige Ansichten mit dem Vorwurf der Flaumacherei abzutun. Deshalb sei zur Vermeidung von Mißverständnissen betont, daß mit der Anführung jenes bekannten Bismarckschen Ausspruchs in keiner Weise der Kriegführung vorgegriffen werden soll. Wir leben im Krieg mit England, und die Kriegführung möge so weit gehen, als sie will und kann. Nicht von militärischen, sondern von politischen Zielen war hier die Rede, auch sollte nicht sowohl einer vorzeitigen Verständigung mit England das Wort geredet, als vielmehr vor denjenigen gewarnt werden — und es sind ihrer gar viele — welche, geblendet von dem Gespenst der englischen Suprematie, die russische Gefahr so sehr verkennen, daß sie geneigt wären, nach dieser Seite zu Flaumachern zu werden, nämlich Russen und Franzosen einen billigen Frieden zu gewähren, nur um desto entschiedener die Front gegen Nordwest nehmen zu können. Aus welchen Erfahrungen diese Politiker ihre günstige Meinung über unsere Nachbarn schöpfen, ist schwer zu erkennen. Denn die Geschichte der letzten vierzig Jahre gibt ihren Ansichten keinerlei Berechtigung. Andere — und sie bilden vielleicht nur eine kleine Minderheit — gelangen zu anderen Schlüssen und glauben, daß Forderungen nicht darum erfüllt werden müssen, weil sie laut gestellt werden, und daß Meinungen noch nicht deshalb die richtigen sind, weil sie sich zur öffentlichen Meinung gemacht haben. Caveant consules!

Digitized by Google

Die Lage des Papsttums in dem gegenwärtigen europäischen Kriege

Von

Archivrat Dr. Lulvès (Hannover)

I.

Die diplomatischen Verhandlungen anläßlich der Besetzung Roms und des Kirchenstaates durch die Piemontesen[1])

Als 1846, nach dem Tode Papst Gregors XVI., der Kardinal Mastai-Ferretti, nunmehr Pius IX. (gest. 1878), zum Oberhaupte der katholischen Kirche erhoben wurde, da zeigte das Gebiet des Kirchenstaates noch den alten, seit Jahrhunderten wenig veränderten Bestand. Aber im Verlaufe des langen Pontifikats sollte darin, unter dem Ansturm der nationalen Einheitsbewegung auf der Apenninhalbinsel, eine durchgreifende Wandlung eintreten. In seinen sieben letzten Lebensjahren sah sich Papst Pius IX. auf den Vatikan beschränkt.

Im Frühjahr 1860 war die Romagna, die sog. Legationen mit Bologna, im Herbste desselben Jahres Umbrien und die Marken an den sich unter dem Zepter König Viktor Emanuels II. von Sardinien bildenden neuen Nationalstaat Italien verloren gegangen. Nur unter dem Schutze der von Kaiser Napoleon III. seit 1849 zur Verfügung gestellten französischen Besatzung verblieb dem Papste das sog. Patrimonium Petri mit Rom.

Die Regelung der römischen Frage war seit der ersten Einverleibung von Teilen des Kirchenstaates in das Reich Viktor Emanuels ein Problem für die italienischen und auch für die französischen Staatsmänner geworden. Camillo Cavour, der mit wahrer Genialität dem italienischen Einheitswerk die äußere Form gegeben, hat die Grundgedanken in seiner großen Parlamentsrede vom 25. März 1861 über die Trennung der beiden Gewalten und über den Grundsatz einer freien Kirche im freien Staate dargelegt; aus ihr mögen die Hauptsätze hier folgen:

„Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß dies die schwierigste Frage ist, die je in einem Parlament zur Sprache kam! — Italien kann ohne Rom nicht konstituiert werden. Rom ist die natürliche Hauptstadt Italiens ... Wir müssen im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen, wir müssen uns Roms bemächtigen, ohne das religiöse Bewußtsein von 200 Millionen Katholiken

[1]) Die Ereignisse bei dem freiwilligen Eintritt Italiens in den europäischen Kampf gegen seine bisherigen Bundesgenossen haben den Vatikan nicht unberührt gelassen. Da drängen sich dem Verfasser dieser Zeilen, der lange in Rom gelebt und sich dort in seinen Forschungen besonders mit Papstgeschichte beschäftigt hat, historisch-juristische Betrachtungen auf, die hier niedergelegt sein mögen.

Digitized by Google

zu verletzen ... unter Erhaltung der vollen Unabhängigkeit des Papstes. Die Anwendung von Gewalt wäre beklagenswert! — Wenn es uns gelingt, die große Zahl der Katholiken zu überzeugen, daß die Vereinigung Roms mit Italien geschehen kann, ohne daß die Unabhängigkeit der Kirche darunter leidet, dann haben wir das Problem gelöst. Der Papst muß die Majestät seines Apostolats bewahren ... Die Unabhängigkeit des Papstes läßt sich durch die Trennung der zeitlichen von der geistlichen Gewalt erlangen, wenn die Trennung klar und bestimmt durchgeführt wird. Das Papsttum ruht auf einer viel festeren Basis, wenn es sich bloß auf sein geistliches Ansehen stützt ... Ich glaube, daß die Kirche im Schoße des italienischen Volkes große Garantien finden wird. Diese Garantien müssen in der Konstitution des neuen italienischen Reiches verbrieft werden." —

Als Napoleon III. in dem von ihm erklärten Kriege, durch die deutschen Waffen bedrängt, Anfang August 1870 die französischen Okkupationstruppen aus dem Kirchenstaate hatte zurückziehen müssen, trat die italienische Regierung der Regelung der römischen Frage im Sinne Cavours näher, und zwar vorerst durch zwei Zirkularschreiben ihres Ministers des Auswärtigen, Emilio Visconti-Venosta, vom 29. August.

Das eine, an die diplomatischen Vertreter Italiens im Auslande gerichtet, bezeichnete Italien ausdrücklich als das Land, das berufen sei, mit der katholischen Welt die Bedingungen zur Umformung der päpstlichen Macht zu regeln und jene seinerseits zu beruhigen über die Garantien für Sicherheit und Würde des Heiligen Stuhls, die diesem Italien mehr als ein andrer Staat verbürgen kann. Das Schreiben suchte entgegen einer noch am 4. August gegebenen Zusage darzutun, daß mit der Konvention vom 15. September 1864, auf welche jetzt Napoleon zurückgekommen war, die römische Frage nicht endgültig gelöst werden könne.

Diese Vereinbarung betraf die Fernhaltung jeglicher fremden Macht vom damaligen Kirchenstaat.[1]) Dazu und zur Unterlassung jedweden eignen Angriffs verpflichtete sich Italien, Frankreich hingegen zur Zurückziehung seiner Okkupationstruppen binnen zwei Jahren, nach Maßgabe der fortschreitenden Reorganisierung der päpstlichen Armee, die aber keineswegs Angriffsmittel gegen die italienische Regierung werden sollte. Die damals gleichzeitig vereinbarte Verlegung der Hauptstadt Italiens war inzwischen erfolgt (1865), und zwar von Turin nach Florenz.

Das andere Zirkularschreiben Visconti-Venostas vom 29. August, an die italienischen Missionen im Auslande gesandt, gab eine eingehende Darstellung der Verhandlungen über die römische Frage seit 1860 zwischen Italien einerseits und Frankreich bzw. der römischen Kurie anderseits. Das Dokument schloß mit der Wiedergabe einer Reihe von Vorschlägen; sie waren behufs einer Ver-

[1]) Ueber die näheren politischen Umstände vgl. meinen Aufsatz: „Frankreichs Widerstand gegen die letzten Einheitsbestrebungen der Italiener" (in „Deutsche Revue", April 1915).

Digitized by Google

ständigung von der italienischen Regierung bereits am 24. Januar 1868 als Modus vivendi, und in ihrer Quintessenz sogar schon 1860 der römischen Kurie unterbreitet, von dieser aber bis jetzt jedesmal abgelehnt worden. Diese Artikel, auf Grund deren sich Italien zu Unterhandlungen auch jetzt noch bereit erklärte, sicherten dem Papste die Unverletzlichkeit und alle anderen Prärogativen der Souveränität zu, ferner, einer von Napoleon III. und Cavour angenommenen Idee des Prinzen Jérôme Napoleon (1861) gemäß, das Verbleiben des leoninischen Stadtteils von Rom, zu dem auch der Vatikan gehörte, unter der vollen Souveränität und Jurisdiktion des Papstes.

Die italienische Regierung garantierte auf ihrem Gebiete: a) die Freiheit der Beziehungen des souveränen Papstes mit den übrigen Staaten, ihrer Geistlichkeit und ihren Völkern; b) die diplomatische Immunität der päpstlichen Nunzien oder Legaten bei den fremden Mächten und der fremden Repräsentanten beim römischen Stuhl. Sie verpflichtete sich, alle geistlichen Institutionen und ihre Verwaltungen, alles geistliche Eigentum dieser in Rom unversehrt zu erhalten, es keiner besonderen Steuer zu unterwerfen usw.

Von den übrigen Bestimmungen ist noch die Festsetzung einer festen und unantastbaren Dotation für den Heiligen Stuhl und das heilige Kollegium durch die italienische Regierung hervorzuheben. Das Zirkular schloß mit dem Vorschlage einer internationalen Verständigung auf Grund jener Artikel und mit einigen kurzen historisch-geographischen Angaben über die „Città Leonina". Daraus geht hervor, daß die Ueberlassung dieses von einer besonderen Mauer umgebenen und damals von 15000 Menschen bewohnten Stadtteils Roms an den Papst von der italienischen Regierung fest beabsichtigt gewesen ist.

Ein Weltereignis beschleunigte ihre weiteren Maßregeln: die Schlacht bei Sedan mit ihrer Folge, dem Sturze Napoleons. Wenige Tage darauf, am 7. September, als bereits die italienischen Truppen sich anschickten, die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten, zeigte Minister Visconti-Venosta den italienischen Vertretern im Auslande an, daß die Regierung in dem ihr passend erscheinenden Augenblick die für die gemeinsame Sicherheit des Papstes und Italiens notwendigen Punkte des römischen Gebietes besetzen werde — von einer Besetzung des ganzen Kirchenstaates, die bereits im Ministerium beschlossen war, sagte er nichts, — daß die Regierung aber nach wie vor bereit sei, sich mit den Mächten über die Sicherung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes zu benehmen.

Auf die Anerbietungen Italiens scheinen nur zwei Mächte zurückgekommen zu sein, und zwar zwei nichtkatholische: die Schweiz und Preußen. Von ersterer meldete der dortige italienische Gesandte, daß sie Akt genommen habe von dem Versprechen, sich mit der europäischen Diplomatie zur Sicherung der wesentlichsten Bedingungen für die Freiheit des Heiligen Vaters zu verständigen. Und Graf Bismarck schrieb am 8. Oktober 1870 dem preußischen Gesandten in Florenz, daß sein König gegenüber den katholischen Untertanen sich verpflichtet fühle, den Papst in der Wahrung seiner Würde und Unabhängigkeit als Chef der

Digitized by Google

katholischen Kirche zu unterstützen,[1]) entsprechend einer bereits am 17. September abgegebenen Erklärung.

Am Tage nach dem Erlaß des Zirkularschreibens Visconti-Venostas, am 8. September, schickte die Regierung den Grafen Ponza di San Martino als Unterhändler an die Kurie, Viktor Emanuel II. einen Brief an Papst Pius IX. Der König verweist auf die damalige Bedrohung der Monarchie und des Papsttums durch die Kühnheit und Verwegenheit der kosmopolitischen Revolutionspartei infolge des gleichzeitigen Krieges und fährt dann fort: „Als katholischer und italienischer König, als durch die göttliche Vorsehung und den Willen der Nation eingesetzter Hüter und Wächter der Geschicke der Italiener fühle ich die Verpflichtung, angesichts Europas und des Katholizismus die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Italien und die Sicherheit des päpstlichen Stuhles zu übernehmen ... In meinen Augen ist es eine unabwendbare Notwendigkeit für die Sicherheit Italiens und des Heiligen Stuhles, daß meine schon als Wacht an den Grenzen stehenden Truppen nun vorrücken und jene Positionen einnehmen, welche zum Schutze Eurer Heiligkeit und der Aufrechterhaltung der Ordnung unumgänglich notwendig sind, ... damit das Oberhaupt des Katholizismus, während es den nationalen Bestrebungen Rechnung trägt, von der Ergebenheit der italienischen Bevölkerung umgeben, an den Ufern des Tiber einen ruhmvollen und von jeder menschlichen Souveränität unabhängigen Sitz behalte."

Die Vorschläge, welche der Ueberbringer des königlichen Schreibens als Grundlage einer Uebereinkunft zwischen Italien und dem Heiligen Stuhle unterbreitete, waren die bereits am 29. August von Visconti-Venosta den Mächten mitgeteilten.

Der Papst lehnte auch diesmal sämtliche Vorschläge ab; ablehnend war ebenso seine Antwort auf den Brief des Königs. Es erfolgte der Einmarsch der italienischen Truppen in den Kirchenstaat, ihr Einzug am 20. September durch die Bresche an der Porta Pia und die Besetzung Roms, mit Ausnahme des Leoninischen Stadtteils.

Unter dem Vorwande, daß der Vatikan vor der gärenden Bevölkerung nicht sicher sei, ließ Kardinal Antonelli durch den preußischen Gesandten v. Arnim den Kommandanten der italienischen Truppen, General Cadorna, um Besetzung jenes Stadtteils ersuchen, in gleicher Weise erfolgte am 25. September auf denselben Wunsch hin die Besetzung der Engelsburg. Die Absicht der italienischen Regierung, in diesem Stadtteil die territoriale Souveränität des Papsttums zu erhalten, war damit hintertrieben. In besonderer Abstimmung entschied sich am 2. Oktober beim Plebiszit Roms auch die dortige Bevölkerung für die neue Regierung.

---

[1]) Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes, S. 170 (in Fr. v. Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts, II, 1887); eine grundlegende Untersuchung über die ganze Frage!

Digitized by Google

Der Senator Diomede Pantaleoni[1]) meinte allerdings, die Furcht vor der aufrührerischen Bevölkerung wäre bloß ein Vorwand gewesen. Die damaligen Truppen des Vatikans hätten ihrer wohl Herr werden können. Antonelli wollte nur der Welt die Gefangenschaft des Papstes beweisen, ihr damit die Notwendigkeit seiner Befreiung dartun, welche er sowie Pius IX. vornehmlich von Frankreich erhofften. Die Verantwortung für diese Behauptung muß Pantaleoni überlassen bleiben.

Den früheren Versicherungen der Regierung und des Königs entsprachen die Proklamationen, Dekret und Thronrede bei der Einverleibung des bisherigen Kirchenstaates in das Königreich. Am 9. Oktober 1870 erklärte Viktor Emanuel in Florenz ausdrücklich der römischen Deputation, die das Ergebnis des Plebiszits überreichte: „Ich verbleibe als König und als Katholik, angesichts der Proklamierung der italienischen Einheit, unerschütterlich bei meinem Entschlusse, die Freiheit der Kirche und die Unabhängigkeit des souveränen Papstes zu sichern, und mit dieser feierlichen Erklärung nehme ich aus Eueren Händen das römische Plebiszit entgegen." — Letzteres leitete die Erklärung des Anschlusses an das Königreich Italien mit der Wendung ein: „In der Gewißheit, daß die italienische Regierung die Unabhängigkeit der geistlichen Autorität des Papstes gewährleisten wird, erklären wir" usw.[2])

König Viktor Emanuels II. Worte nahmen im Kern die im Schreiben an Pius IX. zum Ausdruck gebrachte Verpflichtung für „die Aufrechterhaltung der Ordnung in Italien und für die Sicherheit des päpstlichen Stuhles" feierlichst wieder auf. Dieses unantastbare Königswort war als bindend anzusehen nicht bloß für den Rè Galantuomo, sondern ebenso für seine Nachfolger, auch für den Fall, daß Italien einmal freiwillig in den Krieg treten und wissentlich alle daraus folgenden Komplikationen sich selbst heraufbeschwören sollte!

II.

Warum ist die „Sicherstellung" des Papsttums ohne Mitwirkung der übrigen Mächte erfolgt?

Der Papst war durch die piemontesische Besetzung Roms einschließlich der Leoninischen Stadt staatenlos, war italienischer Untertan geworden.[3])

Nicht bloß um ihre früheren Zusagen zu erfüllen, sondern auch um von aller Verantwortung möglichst frei zu werden, mußte die Regierung an die Festlegung der Souveränitätsrechte, einer „Quasisouveränität", für den Papst, gemäß seiner einzigartigen rechtlichen Stellung, in irgendeiner Form denken.

---

[1]) Pantaleoni, L'Idea Italiana, p. 105.

[2]) Tavallini, Lanza, II, S. 51.

[3]) Nicht als „einfachen Bürger" betrachtetete der Ministerpräsident Giovanni Lanza den Papst, wie er in der Parlamentsdiskussion am 2. Februar 1871 erklärte. Darin liegt aber noch nicht, daß der Papst nach Lanzas Ansicht nicht italienischer Untertan wäre, vgl. Fr. Scaduto, Guarentigie pontificie (1884), p. 112, Nr. 1.

Digitized by Google

Ueber diese Form waren sich die führenden Staatsmänner Italiens nicht einig gewesen. Des großen Cavour Nachfolger als italienischer Ministerpräsident, Bettino Ricasoli, hatte an eine Regelung der Frage durch einen internationalen völkerrechtlichen Vertrag gedacht. Das geht aus den letzten Artikeln seines Entwurfs hervor, den er im November 1861 der italienischen Kammer vorlegte. Betreffs der Dotation, zu der sich die Regierung in seinem Artikel 9 verpflichten sollte, sagte er im folgenden Artikel: „Die Regierung wird in Rücksicht darauf, daß alle katholischen Mächte und Völker zum Unterhalt des Heiligen Stuhls beitragen können, mit den Mächten selbst angemessene Unterhandlungen beginnen, um den Beitrag zu bestimmen, welchen jede einzelne zu jener Dotation zusteuern wird." Artikel 11 führte dann im allgemeinen aus: „Die Unterhandlungen werden gleichfalls darauf hinausgehen, über die in den vorhergehenden Artikeln festgesetzten Punkte Garantien zu erlangen."

Die Möglichkeit des Zustandekommens eines völkerrechtlichen Vertrages hatte die italienische Regierung in ihren Noten vom 29. August, 7. und 8. September, vor allen in ihren Vorschlägen in Aussicht genommen, die sie dabei Pius IX. unterbreiten ließ.[1]) Es hieß da, wie auch den Mächten durch die italienischen Vertreter mitgeteilt war, gegen Schluß: „Diese Artikel werden als ein bilateraler öffentlicher Vertrag betrachtet und Gegenstand einer Verständigung mit den Mächten bilden, welche katholische Untertanen haben."

Nach der wirklich erfolgten Einnahme Roms, endlich im Besitz der heißersehnten Stadt, die, trotz Bedenken und Abraten einzelner,[2]) nunmehr als Hauptstadt das Werk der Einigung und Befreiung Italiens krönen sollte, dachte die Regierung anders. Sie fühlte sich anscheinend in ihrem Selbstbewußtsein! In der Zirkularnote, welche Visconti-Venosta am 18. Oktober 1870 an die Mächte über die Einverleibung des Kirchenstaates und über die zukünftige Stellung des Papsttums, nach den Ansichten der Regierung, versandte, war keine Andeutung eines völkerrechtlichen Vertrages mehr enthalten. Dieses bislang hervorgehobene Moment ward jetzt mit geflissentlichem Stillschweigen übergangen. Die Note gibt die Absicht der Regierung bekannt, Rom zur Hauptstadt Italiens zu machen, und fährt dann fort:

„Vor allem wird die hohe Stellung, die dem Heiligen Vater persönlich zukommt, in keiner Weise verringert werden: Sein Charakter als Souverän, sein Vorrang vor allen anderen katholischen Fürsten, die Immunitäten und die Zivilliste, die ihm in dieser Eigenschaft gebühren, werden ihm im weitesten Umfang gewährleistet werden. Seine Paläste und seine Residenzen werden das Privilegium der Exterritorialität genießen.

[1]) Eine Sanktionierung durch die Mächte war auch die Voraussetzung für Vorschläge, welche die italienische Regierung der Kurie Anfang 1867 gemacht haben soll, nach G. Valbert (in Revue des deux mondes 49, 1882, p. 68).

[2]) Preußen und England rieten, mit der Verlegung der Hauptstadt noch zu warten, vgl. Fr. Scaduto a. a. O., p. 68.

Digitized by Google

Die Ausübung seiner hohen geistlichen Sendung wird ihm gesichert werden durch Garantien von zweifacher Art: Durch den freien und beständigen Verkehr mit den Gläubigen vermittelst der Nunziaturen, welche er fortfahren wird, bei den Mächten zu unterhalten, und durch die Gesandtschaften, welche die Mächte fortfahren werden, bei ihm zu beglaubigen, endlich und vor allem durch die Trennung von Kirche und Staat, welche Italien bereits proklamiert hat."

Liegt in diesen gegenüber den Mächten gemachten Zusagen, welche die Regierung später durch das sogenannte Garantiegesetz zu erfüllen gesucht hat, eine internationale Verpflichtung? Höchstens eine gelegentliche Anerkennung dieser Verpflichtung im Geiste der damaligen italienischen Regierung, der Ausdruck ihrer Absichten, ihrer Versprechungen, die aber nach dem treffenden Ausdruck des italienischen Staatsrechtslehrers E. Brusa die gesetzgebende Gewalt (vornehmlich die Kammern) nicht binden konnten.[1]) Wie ja auch das dort versprochene Privilegium der Exterritorialität für die päpstlichen Paläste tatsächlich nachher nicht anerkannt worden ist; letztere gelten als Bestandteil des italienischen Staates nach dem Garantiegesetz.

Ebensowenig entsprach die bei den Beratungen des Gesetzes vom Ministerpräsidenten Giovanni Lanza gebrauchte Bezeichnung des Papstes als „internationalen Wesens, das von keinem Staate abhängen darf und folglich keiner Jurisdiktion unterstellt werden kann", dem späteren durch das Gesetz geschaffenen Zustand. Von einer vollständigen Immunität des Papstes ist dort keine Rede!

Jedenfalls ist der Inhalt des Garantiegesetzes, da die Formulierung im einzelnen, das Schicksal des ganzen Gesetzes im Parlament damals überhaupt noch unentschieden war, durch jene Note vom 18. Oktober 1870 den Mächten nicht notifiziert worden, — ebensowenig ist das später geschehen.[2]) Das Garantiegesetz ist Landesgesetz ohne völkerrechtlichen Charakter.

Und gerade ein völkerrechtlicher Vertrag wäre nach den vorausgegangenen Ereignissen, vor allem, wo es sich um das Oberhaupt der Kirche handelte, allein am Platze gewesen. Gegen einen derartigen Vertrag, gegen die Einmischung anderer Staaten in eine Angelegenheit, die das italienische Einheitswerk vollenden sollte, war ausschlaggebend der allerdings begreifliche Wunsch der italienischen Regierung, eine solche Einmischung, die bedenklich werden konnte, zu verhüten.

---

[1]) Si sa circulaire du 18 octobre 1870 ... a la valeur d'un acte du pouvoir exécutif pour démontrer les dispositions d'esprit du gouvernement, elle ne peut avoir lié le pouvoir législatif (É. Brusa, La Juridiction du Vatican, Revue de Droit international, XV, 1883, p. 129).

[2]) „Anerkanntermaßen ist es von den europäischen Mächten weder sanktioniert noch garantiert worden," sagt P. Hübler (in v. Stengel, Wörterbuch des deutschen Verwaltungsrechts, I, S. 829); ebenso E. Nys, Le Droit international, II, 1912, p. 372 u. a. — Das Garantiegesetz der Billigung der Mächte zu unterbreiten, nach dem Vorschlag des Senators Jacini, lehnt Casella, La Posizione giuridica del Sommo Pontifice, 1887, p. 35, auf das entschiedenste ab.

Digitized by Google

Das war bereits Cavours Gedanke gewesen. Als sich mit seiner Zustimmung sein Freund Diomede Pantaleoni im Dezember 1860 zu vertraulichen Verhandlungen zum Kardinal Santucci begab, hatte jener über die Sicherung der geistlichen Unabhängigkeit des Papstes eine Denkschrift ausgearbeitet, die er Cavour zur Begutachtung vorlegte. Dieser fügte zu dem letzten Vorschlage Pantaleonis: „Im Falle von Schwierigkeiten könnte auch die Garantie der katholischen Mächte angerufen werden," hinzu: „Gute Dienste oder Vermittlung will ich annehmen; aber weder eine Garantie noch ähnliche andre Verbindlichkeiten kann ich zulassen, welche Vorwände zu Streitigkeiten oder zu fremden Eingriffen geben könnten."

Die Möglichkeit einer Entstehung von Streitigkeiten lag immerhin gerade bei der Frage vor, bei welcher Ricasoli an eine Mitwirkung der Mächte gedacht hatte, nämlich bei der Dotation. Es war Napoleons III. am 24. April 1862 bekannt gegebener Vorschlag gewesen,[1]) für den Papst u. a. eine Zivilliste einzurichten, zu dem die verschiedenen Staaten nach dem Verhältnis ihrer katholischen Angehörigen (pro voto) beizutragen hätten, Frankreich z. B. mit $3^1/_2$ Millionen, also mit einem Betrage, welcher die durch das spätere Garantiegesetz ausgeworfene Dotation überstiegen hätte. Diese finanzielle Beisteuer würde immerhin leicht Anlaß zu den gefürchteten Einmischungen in die inneren Angelegenheiten Italiens gegeben haben.

Auch in den Jahren 1870/71 wäre, bei einer Heranziehung der katholischen Mächte, die Stellung Frankreichs, das mehr als zwanzig Jahre hindurch mittels seiner Besatzung in Rom die päpstliche Herrschaft gehalten hatte, für Italien sicher besorgniserregend geworden. Auf die derzeitige Stärke der klerikalen Partei in Frankreich setzte Antonelli, wie erwähnt, seine Hoffnung. In der Tat zeigte die Nationalversammlung in Bordeaux sehr entschieden papstfreundliche Tendenzen: Von ihr war eine Aktion zugunsten der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums, wie sie damals in Petitionen der französischen Bischöfe und französischer Gemeinden zum Ausdruck kam, mit großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten.

Dem mußte die italienische Regierung im eignen Interesse vorbeugen. Die damalige politische Gesamtlage kam ihr zu Hilfe: Frankreich vor allem war niedergezwungen, noch festgelegt durch seinen unglücklichen Krieg mit Deutschland, durch die Bekämpfung der blutigen Kommune in seiner Hauptstadt. Oesterreich unentschlossen; von der großen Katastrophe von 1866 hatte es sich noch nicht erholt. An der Spitze Spaniens stand ein Sohn des „Kirchenräubers" Viktor Emanuel selbst, Amadeus von Savoyen. Während alle katholischen Staaten Europas, durch den großen Krieg direkt oder indirekt in Anspruch genommen, zu Eingriffen in fremde Angelegenheiten wenig Neigung verspürten, empfahl es sich, sie durch ein „Fait accompli" zu überraschen, aber auch zu „beruhigen", sie gewissermaßen abzulenken.

---

[1]) Staatsarchiv XX, 222.

Digitized by Google

Italiens innere Lage drängte ebenfalls dazu. Die Befürchtung bestand, daß eine radikale Strömung das ganze Gesetz erschweren, eventuell verhindern würde, das nach den Aussprüchen des italienischen Tribunalgerichtshofes vom 16. August und 10. November 1882 nur ein „Komplex von Privilegien" war.

Zudem hatte Italien damals mindestens mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Papst sich zum Verlassen des Vatikans, zur Uebersiedelung ins Ausland wirklich entschließen könnte. Für einen solchen Fall hatte England ihm im August 1870 ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt, den „Defence" in Civitavecchia, wollte ihm Bismarck im ärgsten Falle eine Zufluchtsstätte in Bayern anbieten.[1]) Statt froh zu sein, auf diese Weise unangenehmer und vielleicht folgenschwerer Komplikationen überhoben zu werden, lag vielmehr und liegt noch heute den Italienern sehr viel an dem Verbleiben des Papstes in Rom.[2]) Die Anwesenheit des Oberhauptes der Kirche schmeichelt ihrer Eitelkeit. Sie erscheint ihnen als ein Ueberbleibsel der einstigen ruhmvollen Weltherrschaft der alten Römer, deren Nachkommen sie sich mit mehr Stolz als Berechtigung nennen.

Des weiteren ein sehr materieller Grund: Die Anwesenheit des Papstes zieht eine Unmasse von Pilgern und sonstigen Fremden nach Rom. Auf dieses gewaltige Kontingent ihrer Fremdenindustrie, der nachgewiesenermaßen ersten Einnahmequelle des Landes, würden die Italiener, abgesehen von unbeugsamen Freimaurern und Radikalen, gutwillig nie verzichten wollen.

Wie die Vollendung seiner Einheit, als Folge des gewaltigen Sieges von Sedan, so hatte Italien die Durchbringung des Garantiegesetzes, unter Verhütung einer Erschütterung dieser eben glücklich errungenen Einheit, nur der von Preußen-Deutschland in Frankreich geschaffenen Situation zu verdanken. Sie hinderte die katholischen Staaten daran, sich wegen der zukünftigen Stellung des Papstes über einen internationalen Vertrag zu verständigen, der ihnen allerdings auch fühlbare Lasten, vor allem die Verantwortlichkeit für die Ausführung aufgebürdet hätte. Sie ließ sie darüber hinwegsehen, daß dem Papste selbst der letzte Rest von Souveränität verloren ging, den ihm die Kapitulation bei der Besetzung Roms gesichert hatte; sie bewog sie, sich in der wichtigen Frage auf die Dauer zufrieden zu geben mit dem Notbehelf, den das Garantiegesetz als vorläufige Lösung[3]) darstellt, für den Modus, mit dem sie ihre bisherigen völkerrechtlichen Beziehungen zum Oberhaupt der katholischen Kirche aufrechterhalten konnten.

Neben den bereits berührten Gründen, nicht zuletzt um einer unliebsamen Verzögerung vorzubeugen, aber auch in der stillen Hoffnung, den unversöhnlichen Papst vielleicht doch noch zu gewinnen, trug die italienische Regierung kein Bedenken, zu möglichster Vervollständigung der dem Papst gewährten schein-

[1]) Staatsarchiv XX, Nr. 4308/12; H. Blum, Fürst Bismarck und seine Zeit, IV, 344 f.

[2]) Trotz Visconti-Venostas Aeußerung am 14. Oktober 1870: Ma, se vuole andar via, padronissimo (Scaduto a. a. O., p. 61, Nr. 1).

[3]) Als ein Auskunftsmittel für die gegebene politische Lage, wie sich Visconti-Venosta damals ausdrückte.

Digitized by Google

baren Souveränität durch eigenen Verzicht aus ihren Hoheitsrechten, aus ihren staatlichen Befugnissen, besonders hinsichtlich der Kirchenfreiheit, tief in das Verfassungsrecht einschneidende Konzessionen zu machen. Zu solchen hätte sich weder damals noch sonst je ein anderer Staat entschlossen, keiner zu einer derartigen Beschränkung seiner Verfassung und Gesetzgebung, wie sie im Schlußartikel 19 des Gesetzes ausgedrückt ist: „In allen Angelegenheiten, die Gegenstand des vorliegenden Gesetzes sind, verliert jede bisher gültige Anordnung, sofern sie diesem Gesetze widerstreitet, ihre Kraft."

Allerdings hatten die an der Lösung der Frage interessierten Mächte einen Vorwand, sich mit ihr nicht näher zu beschäftigen. Pius IX. selbst war dagegen, weil er dabei die direkte oder indirekte Anerkennung seines mit der Besetzung Roms geschaffenen staatenlosen Zustandes durch die Mächte um jeden Preis verhindern wollte. Er war überzeugt, daß die neue Herrschaft in Rom nur vorübergehend sein konnte.[1]) Auch darf nicht außer acht gelassen werden, daß manche der Mächte schon darum weniger Neigung besaßen, für Pius IX. einzutreten, weil sie mit der eben vorausgegangenen Verkündigung des Infallibilitätsdogmas, mit einer derartigen Stärkung seiner geistlichen Uebermacht sich noch nicht völlig einverstanden fühlten.

III.

Wert des Garantiegesetzes nach den Erfahrungen aus dem gegenwärtigen Kriege

Von den Entwürfen, welche im Jahrzehnt 1860 bis 1870 zur Frage über die zukünftige Stellung des Papstes entstanden, sind als besonders bemerkenswert drei hervorzuheben: 1. Der für Camillo Cavour endgültige Entwurf, unter Zugrundelegung der obenerwähnten Vorschläge Pantaleonis; 2. der Entwurf seines Nachfolgers, des Barons Bettino Ricasoli, vom November 1861, und 3. der Entwurf des Ministerpräsidenten Giovanni Lanza vom 9. Dezember 1870 für das endgültige Garantiegesetz, das dann am 13. Mai 1871 erlassen wurde.

Das Gesetz behandelt,[2]) laut Ueberschrift des ministeriellen Entwurfes, die Garantien für die Unabhängigkeit des Papstes und für die freie Ausübung der geistlichen Autorität des Heiligen Stuhles. Seiner größten und eigentlich wirklichen Belastungsprobe ist es erst jetzt, beim Eintritt Italiens in den gegenwärtigen europäischen Krieg, unterworfen worden.

---

[1]) An die Möglichkeit eines Krieges zur Wiederherstellung des Kirchenstaates dachte Pius IX. noch im Dezember 1876, wie eine seiner damaligen Ansprachen lehrte: Dichiarandosi sempre pronti, come voi, a imbrandir la spada, quando il Signore lo vorrà (Zeitschrift für Kirchenrecht XVI, 1881, S. 240).

[2]) Das Garantiegesetz ist sehr oft abgedruckt und übersetzt worden. Die beste deutsche Uebersetzung dürfte wohl die von F. Fleischmann sein (in „Völkerrechtsquellen", 1915, S. 107 ff.). — Die angeführten Entwürfe bei Scaduto, a. a. O. p. 453 sq.

Digitized by Google

Zur Beurteilung seines Wertes bei dieser Gelegenheit interessiert uns nur der erste Teil:[1]) Die Vorrechte des Papstes und des Heiligen Stuhls, und davon auch nur die Artikel, deren Anwendung sich bei dem Kriegszustand Italiens als nicht durchführbar bzw. als bedenklich erwiesen haben.

Von den drei ersten, welche Unverletzlichkeit und die Vorrechte eines Souveräns für den Papst feststellen, ohne ihm diese Bezeichnung zu gewähren,[2]) ist hier die Bestimmung wertvoll, daß Beleidigungen, öffentliche Beschimpfungen des Papstes durch Reden, Taten oder durch die Presse der gesetzlichen Strafe unterliegen sollen. — Einwandfrei festgestellt ist jetzt die Machtlosigkeit der italienischen Polizei gegen die in einem zivilisierten Staate unglaublichen Ausschreitungen, wie sie in Mailand, Rom und anderen Städten gleich zu Beginn des Krieges vorgekommen sind.

Vollkommen berechtigt ist da der Zweifel, ob die italienische Regierung überhaupt fähig wäre, den Papst zu schützen, falls sich die Wut, die Zerstörungsgier des römischen Pöbels, etwa verhetzt durch freimaurerische Agitation, wie es auch schon früher zutage getreten ist,[3]) gegen ihn, den vornehmsten Friedensprediger, wenden sollte.

Art. 4, der dem Heiligen Stuhle eine jährliche Dotation von 3 225 000 Lire[4]) als fortdauernde und unveräußerliche Rente festsetzt, und Art. 5, der ihm den Nießbrauch an den apostolischen Palästen des Vatikans und Laterans sowie an der Villa in Castel-Gandolfo — nicht ihr Eigentum — überweist, kommen hier nicht in Betracht.

Von den nächsten Artikeln sind 7 und 8 für unsere Untersuchungen wichtig: Art. 7 versagt den Vertretern der italienischen Staatsgewalt jeglichen Eingriff in die apostolischen Paläste, in die gewöhnliche Residenz oder den zeitweiligen

---

[1]) Der zweite Teil behandelt die Beziehungen des (italienischen) Staates zur Kirche mit dem sehr bezeichnenden Art. 17: „In Sachen der Kirchenzucht oder geistlichen Amtsführung ist gegen Akte der Kirchengewalt Beschwerde oder Berufung an den Staat nicht zugelassen; es wird diesen Akten aber auch nicht eine zwangsweise Durchführung zuerkannt oder bewilligt." — Der Schlußartikel des ersten Teils (13) betrifft die geistlichen Unterrichtsinstitute.

[2]) Auf die unzutreffenden Folgerungen, zu denen jene Bezeichnung Anlaß geben könnte, hatte Bonghi bei der Beratung des Gesetzes (am 8. Februar 1871) ausdrücklich hingewiesen. — Die Fragen der päpstlichen Souveränität und der Stellung des Papstes nach dem Völkerrecht haben allmählich eine gewaltige Literatur gezeitigt, vgl. Bonfils, Droit international public (7. éd. 1913), p. 235 sq.

[3]) Zum Beispiel bei der Giordano-Bruno-Feier im Juni 1889 (vgl. Fr. Carry im Correspondant 155, 1889, p. 1072 sq.). — In Gefahr sind dabei auch die deutsch-katholischen Stiftungen altehrwürdiger Herkunft in Rom, worauf H. Wehberg, Das Papsttum und der Weltfriede, 1915, S. 36, aufmerksam gemacht hat.

[4]) Entsprechend der Summe im päpstlichen Budget des konstitutionellen Kirchenstaates (1848), unter dem Titel: Heilige apostolische Paläste, H. Kollegium, kirchliche Kongregationen, Staatssekretariat und diplomatischer Dienst im Auslande. — Von Pius' IX. Erben ward die Rente vergeblich beansprucht (A. Mérignhac, Traité de Droit public international, II, 1907, p. 150, N. 1).

Digitized by Google

Aufenthaltsort des Papstes, proklamiert also die volle Inviolabilität und Immunität jener Oertlichkeiten, allerdings nicht, wie es erst verheißen wurde, ihre Exterritorialität.[1]) Trotzdem greift diese Bestimmung tief in Bereich und Gewalt des italienischen Staates ein.

Ergänzend untersagt Art. 8 jegliche Einsicht- oder Beschlagnahme bei den päpstlichen Aemtern und geistlichen Kongregationen, setzt also für die geistlichen Angelegenheiten des Papstes das Amtsgeheimnis fest. Da ist wieder der Zweifel am Platze, ob die italienische Regierung, einem Pöbelansturm oder einer noch so leichtfertigen Anklage bzw. Anschuldigung wegen Spionage gegenüber, Inviolabilität und strittes Amtsgeheimnis wird schützen können. Eintritt in die päpstlichen Paläste soll nur mit Erlaubnis des Papstes möglich[2]) sein; in derart kritischen Zeiten kann sie gegebenenfalls erzwungen werden.

Die folgenden Artikel 9 bis 12 enthalten die grundlegenden Bestimmungen für die Handlungsfreiheit des Papstes als Oberhaupts der katholischen Kirche und geistlichen Souveräns. Zum Art. 9, der Papst sei frei in der Erfüllung seines geistlichen Berufs, in der Verkündigung seiner Erlasse in Rom, tritt als notwendige Ergänzung der seine geistlichen Gehilfen betreffende Art. 10 hinzu: sie sind in ihrer geistlichen Amtstätigkeit, bei kirchlichen Akten des Heiligen Stuhls keiner staatlichen Belästigung, Untersuchung oder Beurteilung unterworfen. Dazu der gegenwärtig wichtige Zusatz: „Jeder Ausländer, der mit einem kirchlichen Amte in Rom betraut ist, soll die persönliche Sicherheit genießen, welche italienischen Bürgern nach dem italienischen Gesetze zusteht," also in jetziger Kriegszeit auch österreichische, ungarische und deutsche Geistliche. Daß sie vor Ausweisung, etwaiger Internierung in einem Konzentrationslager,[3]) Verschleppung nach Sardinien oder in Strafkolonien wirklich sicher seien, ist aber sehr zu bezweifeln. Viele der hier in Frage kommenden Geistlichen hatten kein Zutrauen zur Geltungskraft des Garantiegesetzes, sie sahen sich genötigt, sich rechtzeitig jenseits der italienischen Grenze in Sicherheit zu bringen, wie mehrere Ordensgeneräle, Definitoren und andre hohe Geistliche deutscher oder österreichisch-ungarischer Herkunft, vor allem der dem Papste nahestehende Jesuitengeneral Ledochowski. Uebrigens ist ein Teil der dem Papste zu seinem Schutze durch Art. 3 des Garantiegesetzes verstatteten päpstlichen Garde zu den italienischen Fahnen einberufen worden.

Ebenso unwirksam hat sich das Garantiegesetz in der zurzeit zumeist besprochenen Bestimmung gezeigt: Nach Art. 11 sollen die Gesandten der fremden Mächte beim Heiligen Stuhl und ebenso die päpstlichen Nunzien bei Aufenthalt

[1]) Gemäß wiederholten Hinweisen der italienischen Behörden bei verschiedenen Anlässen (vgl. Lucius Lector, Le conclave, p. 736), und besonders nach Erklärung des italienischen Staatsrats aus dem Jahre 1888 und des römischen Appellhofes vom 30. August 1899 (Vergnes, La condition internationale de la Papauté, 1905, p. 179, N. 1).

[2]) Beobachtet beim Brande im Vatikan am 1. November 1903.

[3]) Darauf macht Laband in der „Deutschen Juristen-Zeitung" 1915, Nr. 13/14, aufmerksam.

Digitized by Google

und Reise in Italien die völkerrechtlich begründeten Vorrechte und Immunitäten der Diplomaten genießen. Der Papst, der sich ja nicht im Kriegszustand befindet, auch tatsächlich keinen Krieg führen kann, vermochte das in seiner staatlichen Machtlosigkeit den deutschen und österreichischen Gesandten nicht zu garantieren, ganz abgesehen davon, daß er, wie seine Vorgänger, das Garantiegesetz nicht anerkannt hat. Diese üble Lage ward ihm erspart durch die sofortige freiwillige Abreise jener Diplomaten, die bereits von Blättern, die der Regierung nahestehen, wegen Spionage verdächtigt worden waren. Der preußische und der bayrische verlegten, wohl auf Veranlassung ihrer Regierungen, ihren Amtssitz nach Lugano, auf das zunächstliegende neutrale Schweizer Gebiet.

Will man, ohne Rücksicht auf die Verheißungen des Garantiegesetzes, die Ehren und Rechte, welche die Mächte dem Oberhaupte der Kirche zugestehen, nur als Attribute seiner immateriellen, gewissermaßen entkörperten[1]) geistlichen Souveränität ansprechen, so ist doch für die Ausübung derselben, besonders für den Schutz der beim Papste akkreditierten fremden Gesandten, die Garantie Italiens als in territorialer Hinsicht patronisierenden Staates notwendig.

Der Art. 12 sichert dem Papste zu, daß er mit den Bischöfen und der ganzen katholischen Welt frei korrespondieren könne. Von der Befugnis, sich eine eigne Post- und Telegraphenanstalt zu halten, hat er keinen Gebrauch gemacht. Durch die vollständige Aufhebung des Post- und Telegraphenverkehrs mit jenen feindlichen Mächten und durch die rigorose Prüfung des gleichen Verkehrs mit dem neutralen Ausland hat die italienische Regierung auch Korrespondenz und Aussprache des Oberhauptes der universalen katholischen Kirche mit mehr als 70 Millionen seiner Gläubigen allein schon im Gebiete der Zentralmächte behindert, fast unterbunden, die in den türkischen Ländern und in den neutralen Staaten nicht gerechnet. Ausdrücklich hat sich der gegenwärtige Papst Benedikt XV. über die Verletzung der ihm zugesicherten Zensurfreiheit, über die Oeffnung seiner Briefschaften, gegenüber dem französischen Journalisten Latapie im Juni beklagt, hat gegen die (angeblich unbeabsichtigte) Zensurierung der vatikanischen Korrespondenz mit dem Münchener Nunzius Frühwirt im September 1915 protestiert.

Er muß es unterlassen, die deutschen oder österreichisch-ungarischen Kardinäle zu den Konsistorien oder überhaupt zu mündlichen Auseinandersetzungen zu sich zu berufen. Deutschlands und Oesterreichs Bischöfe können weder zur Kurie noch zu den Gräbern der Apostel gelangen, können nicht über wichtige Angelegenheiten ihrer Diözesen direkte Rücksprache nehmen; deren Erledigung muß jetzt in unaufschiebbaren Fällen vielfach von den der deutschen Sprache und der einschlägigen Verhältnisse nur selten kundigen Nunzien, also von Italienern, besorgt werden. Daß hingegen Vertreter der Mächte des Vierverbandes, Priester und Laien, ungehindert Möglichkeit zur mündlichen Aussprache an der Kurie

[1]) Vgl. A. L. Richter, R. Dove, W. Kahl (Kirchenrecht, 8. Auflage, S. 401); A. Mérignhac a. a. O., II, 141.

Digitized by Google

haben, läßt Bedenken darüber aufkommen, ob Papst und Kurie wirklich in durchaus einwandfreier Weise über jene Fragen unterrichtet werden.

Und dazu noch: Gewisse in das kirchliche und in das private Leben der Gläubigen tief eingreifende Angelegenheiten, wie Pönitenzfragen und Eheprozesse, können nur in Rom erledigt werden.[1])

Die Organisation der Kirche ist damit in vieler Hinsicht gestört, die Interessen recht zahlreicher Gläubigen schwer geschädigt, sogar ihr religiöses Gewissen stark beunruhigt. Das Versagen des Garantiegesetzes in seinen wichtigsten, ja grundlegenden Bestimmungen ist somit erwiesen.

Die Schwächen des Gesetzes sind durch die jäh auflodernde Kriegsfackel scharf beleuchtet worden. Der Einwand, daß das Gesetz nicht den Kriegsfall erwähne und für diesen von der italienischen Regierung abgeändert bzw. mindestens teilweise unwirksam gemacht werden dürfe, ist nicht stichhaltig. Gerade weil es keinerlei Einschränkung in seiner Gültigkeit für den Kriegsfall angibt, mußte vom italienischen Staate ohne weiteres, dem Wortlaut entsprechend, erwartet werden, daß er für Schutz und Rechte der fremden Gesandten beim Papste eintrete, daß er dessen Korrespondenz achte, daß er die fremden Geistlichen beim Vatikan schütze usw. — schon im Hinblick auf folgenden Umstand: Einen Art. 13, der die Aufhebung gerade dieser Privilegien aussprechen sollte für den Fall eines Krieges Italiens mit anderen Mächten, für den Fall eines Krieges, in welchem Italien neutral bliebe, und in jedem andern Falle, wo es auf die innere oder äußere Sicherheit des Staates ankäme, hatte bei den Beratungen über das Gesetz der Abgeordnete Corte erfolglos als Ergänzung des eben behandelten Art. 12 beantragt!

Daß die päpstlichen Legationen auch im Falle des Krieges unverletzlich sein sollten, war von Cavour in seinem Gesetzentwurf (Art. 3a) ausdrücklich hervorgehoben worden.

Zur Beurteilung des Garantiegesetzes und der Stellung des Papstes überhaupt ist die Erwägung wichtig, daß es mit seiner Voraussetzung, der Papst residiert in Rom, steht und fällt. Für den päpstlichen Aufenthalt in einem andern Lande verliert es seine Gültigkeit, weil es eben nur ein von der italienischen Regierung für einen Untertanen erlassenes Gesetz ist. Wiederholt ist den Päpsten seit Pius IX. eine Zufluchtsstätte außerhalb Italiens angeboten worden: so Pius selbst, wie oben bereits berührt, im August 1870 von den Engländern und auch von Bismarck, sodann im Februar 1873 von Adolf Thiers das Schloß von Pau mit dem nötigen Budget für den päpstlichen Haushalt,[2]) und

[1]) Auf diese Punkte hat jüngst der Artikel eines „Protestanten" in der „Vossischen Zeitung" (12. August 1915) aufmerksam gemacht.

[2]) „Frankreich wird für den Papst stets geöffnet sein," hatte Thiers bereits am 22. Juli 1871 erklärt. Außerdem hielt die französische Republik eines ihrer Kriegsschiffe, „L'Orénoque", von 1870 bis 1874 im Hafen von Civitavecchia. Darüber und über Thiers' dem neuen Italien abgeneigte Gesinnung vgl. meine Ausführungen in der „Deutschen Revue", April 1915, S. 63.

Digitized by Google

kürzlich dem Papste Benedikt XV. von König Alfons XIII. von Spanien der Escorial.

Nur vorübergehend haben Pius IX. und Leo XIII., dieser nach unerhörten Tumulten bei dem Leichenbegängnis seines Vorgängers im Juli 1881 und nach der dem Art. 8 des Garantiegesetzes widersprechenden staatlichen Uebernahme der Güterverwaltung der Propaganda fide im März 1884, an ein Verlassen Roms gedacht. Die richtige Empfindung, daß die katholische Kirche in ihrer Organisation durch eine bald zweitausendjährige Geschichte zu innig, ja untrennbar mit Rom verwachsen ist, daß eine Entfernung ihres Mittelpunktes von der alten Welthauptstadt, von der geheiligten Stätte der Apostelgräber den gesamten kirchlichen Organismus, vor allem die päpstliche Herrschaft erschüttern würde, hat beide stets noch rechtzeitig von der Ausführung etwaiger Reisegedanken abgebracht.[1])

In einem andern Lande wäre der Papst ebensowenig wirklicher Souverän. Nach der Politik der dortigen Regierung würde er sich, schon in Rücksicht auf die freiwillige Wahl seines Aufenthaltes, schließlich fast gänzlich zu richten haben. Aus der Geistlichkeit jenes Landes würden sehr bald seine Nachfolger hervorgehen, wie es einst in Avignon der Fall gewesen ist. Eine Rückkehr nach Rom wäre jetzt nicht so leicht, am Ende gar unmöglich, wenn auch in früheren Jahrhunderten Päpste nach langem Exil heimgekehrt sind. Uebrigens ist die Entfernung der ungeheuren Kunst- und sonstigen Schätze, welche Museen, Bibliothek, Archiv und andere Institute des Vatikans bergen, ausgeschlossen auf Grund der italienischen Gesetzgebung, die zum Teil auf die päpstliche selbst zurückgeht (Edikt des Kardinals Pacca).

IV.

Uebersicht über die hauptsächlichsten, im Gegensatz zum Garantiegesetz bisher gemachten Vorschläge für eine Sicherstellung der Lage des Heiligen Stuhles

Das Garantiegesetz, dieses „in der Form des Gesetzes gemachte Vertragsangebot, eine Konkordatsofferte“ [2]), ist vom Papsttum nicht angenommen worden. Letzteres steht noch heute auf dem Standpunkt der Ablehnungsenzyklika Pius' IX. vom 15. Mai 1871. Daß es sich einzelner der vom Gesetz gebotenen Privilegien bedient, die nicht als Rechte der einstigen wirklichen päpstlichen Souveränität gelten können, wie des Vorrechts, unentgeltlich die Post- und Telegraphen-

[1]) Bereits im Herbste 1870 widerrieten, bei allem sonstigen Entgegenkommen, die österreichische und auch die preußische Regierung solchen Plänen (Scaduto a. a. O., S. 61, S. 67). Daß Pius IX. das Asylangebot der Engländer schließlich ablehnte und von andern Auszugsplänen absah, mag auch zum Teil seinen Grund in der Rücksicht auf sein hohes Alter gehabt haben. — Die Verbreitung von Gerüchten, der Papst wolle seine Residenz außerhalb Italiens verlegen, schien besonders unter Leo XIII. den Zweck von Drohungen zu haben.

[2]) Ausdrücke Franz v. Holtzendorffs im Jahrb. für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs, IV (1876), 318.

Digitized by Google

einrichtung ganz Italiens, also auch außerhalb der Grenzen des ehemaligen Kirchenstaates zu benutzen, ist eine Inkonsequenz!

Die alljährlich 3 225 000 Lire betragende Dotation ist nach je fünf Jahren an den Staatsschatz zurückgefallen.

Daß das Gesetz seinen Zweck erfüllt hätte, ist bereits von bedeutenden Juristen wie Geffcken, Holtzendorff, Bluntschli, Zorn, Heyking[1]) und anderen mehr oder weniger in Abrede gestellt worden. Die augenfälligsten Beweise lieferte dafür schon in früheren Jahrzehnten die allzu milde Behandlung beleidigender Aeußerungen und Angriffe in der radikalen Presse und in öffentlichen Versammlungen gegen die Person des Papstes — die ebenso heilig und unverletzlich sein sollte wie die des Königs —, weil manche als zu weitgehend erscheinende Bestimmungen des Gesetzes in der Praxis beschränkt bzw. unausgeführt geblieben waren.[2]) Abgesehen von einigen vielbesprochenen Prozeßfällen,[3]) welche die Einsetzung zweier Verwaltungsgerichtskommissionen für den Vatikan durch Leo XIII. kraft seines „Motu proprio" vom 25. Mai 1882 veranlaßten, und abgesehen von dem eben erwähnten Eingriff in die Güterverwaltung der Propaganda fide — bedeuteten das Aergste in dieser Hinsicht jene Beschimpfung der Leiche des bei den Römern so unbeliebten Pius IX. am 13. Juli 1881, dank der mangelhaften Vorkehrungen seitens der Regierung, und die deshalb verhängten, auffallend geringfügigen Strafen, die noch dazu bald der Amnestie verfielen.

Demgegenüber darf durchaus nicht geleugnet werden, daß sich das Garantiegesetz anderseits in mancher Hinsicht bewährt hat: Nie haben sich die Pilgerzüge nach Rom, die Feiern des Jubiläumsjahres, der päpstlichen Jubiläen und der Heiligsprechungen, die Konsistorien und sonstigen päpstlichen Staatsaktionen, vor allem nie die Konklaven in solcher Ruhe und Ordnung vollzogen wie seit dem Jahre 1871.

Mit dem Zustande, den das Garantiegesetz, das seit 2. März 1878 sogar italienisches Staatsgrundgesetz ist, geschaffen hatte, haben sich die übrigen Staaten aus den oben angeführten Gründen stillschweigend einverstanden erklärt. Somit hat dieses Staatsgesetz internationale Bedeutung erhalten. Die dem Gesetze anhaftenden Schäden sind größtenteils dadurch verschuldet, daß es nicht durch einen völkerrechtlichen Vertrag zustande gekommen ist. Das hatten ja damals die Mächte versäumt, Pius IX. hintertrieben.

Das Oberhaupt der katholischen Kirche Untertan des italienischen Staates, gewissermaßen der Gnade des Eroberers von 1870 ausgeliefert, seine Stellung mit den doch immerhin unberechenbaren Geschicken Italiens eng verknüpft, ja sogar allein von dem Belieben des italienischen Staates abhängig,[4]) der das von ihm

---

[1]) La position légale du pape et la loi des garanties sont pleines de contradictions et insoutenables (L'Exterritorialité [1889], p. 162).

[2]) Geffcken a. a. O. 189 f.

[3]) Vgl. R. Bonghi, N. Antologia 67 (1883), p. 109; Geigel, Archiv f. kath. Kirchenrecht (1885), N. F. 48, S. 289.

[4]) Mancini bezeichnete seinem oppositionellen Standpunkte gemäß die Stellung des

Digitized by Google

selbst geschaffene Gesetz jederzeit modifizieren und aufheben kann,[1]) mag es nun aus wohl erwogenen Rücksichten auf das Innenleben der Nation sein, mag es auf Verlangen einer gerade herrschenden antiklerikalen Parlamentsmajorität[2]) geschehen, — von dem Belieben eines Staates, dessen gegenwärtige Regierung, wie wir jetzt leider hinzufügen müssen, in Vertragsfragen sich um ihre Vertrauenswürdigkeit hat bringen lassen,[3]) den „Sacro egoïsmo" gewissermaßen als Regierungsprinzip proklamiert hat!

Diese unwürdige Lage des Oberhauptes der katholischen Kirche zu ändern, war der Zweck von Vorschlägen, welche seit der Okkupation Roms immer wieder gemacht worden sind.

An erster Stelle ist natürlich der Vorschlag zu erwähnen, der lediglich das unentwegt von der Kurie selbst immer wiederholte Verlangen nach Wiederherstellung der vollständigen weltlichen Herrschaft zum Ausdruck gebracht hat, der die entgegenstehenden gewaltigen politischen und nationalen Schwierigkeiten unterschätzen zu dürfen meint.

In Wahrheit ist es ausgeschlossen, daß der Papst wieder in den Besitz ganz Roms und des Kirchenstaates komme. In den Jahrzehnten seit 1870 war Rom als Hauptstadt mit dem modernen Staat Italien bald so innig verwachsen, daß diesem die für eine Großmacht erniedrigende Verlegung seiner Hauptstadt keinesfalls mehr zugemutet werden konnte.

Der Kirchenstaat bildete, seitdem er bereits 1797 vor dem Andrang der Französischen Revolution zusammengebrochen und dann auf dem Wiener Kongreß 1815 nur zu künstlichem Leben wieder erweckt worden war, mit seiner geistlichen Regierung, seiner patrimonialen Staatsauffassung einen tatsächlich Reformen feindlichen Anachronismus. Erschüttert durch wiederholte Revolutionen (1831 und 1848), ward er während Pius' IX. Pontifikat lediglich gehalten durch fremde Intervention.[4]) Dem überall sich siegreich geltend machenden Nationalitätsprinzip widersprach das Gebilde einer geistlichen Wahlmonarchie, und doch war jenes Prinzip insofern bereits in diese Wahlmonarchie eingedrungen, als seit drei-

---

Papstes in Rom als eine Frage, welche ausschließlich der Kompetenz der italienischen Regierung angehöre (Geffcken a. a. O. 201, Quadrotta, Il Papa, l'Italia e la guerra (1915), p. 58). Entsprechend die Charakterisierung des Garantiegesetzes in der „Gazzetta Ufficiale" vom 20. August 1881 als „purement et simplement d'ordre intérieur (Vergnes, La Papauté, p. 185, N. 1).

[1]) Sehr optimistisch erscheint dagegen die Behauptung Geheimrat Labands, daß dem Papst die ihm seit 45 Jahren zugestandenen Rechte nicht gegen seinen Willen entzogen werden können (vgl. Deutsche Juristen-Zeitung, 1. Juli 1915, Sp. 643).

[2]) Zur Einholung der Genehmigung der beiden Kammern hatte sich die Regierung in der Parlamentsdiskussion ausdrücklich verpflichtet (Rys, Le droit international II (1912), p. 372, und Cafella a. a. O., p. 37).

[3]) Vgl. auch C. Bornhak, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes, in „Grenzboten" 74 (1915), S. 321, 326.

[4]) D. Pantaleoni, L'Idea Italiana (1884), p. 9 weist nach, daß bereits vor 1870 die weltliche Herrschaft erloschen war.

Digitized by Google

einhalb Jahrhunderten kein Nicht-Italiener Papst auf italienischem Boden geworden war.

Das durch seine geistliche Fassung modernen staatsrechtlichen Grundsätzen widersprechende absolutistische Staatengebilde wiederherstellen zu wollen, ist undenkbar!

Pius IX. selbst hat sich am 26. April 1871 gegenüber dem französischen Botschafter Marquis d'Harcourt nach dessen Berichte[1]) entsagungsvoll geäußert: „Die Souveränität kann man in unserer Zeit nicht wieder anstreben; ich weiß das besser als sonst jemand. Alles, was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein würde. Böte man mir die Rückgabe meiner Staaten an, so würde ich sie ablehnen. Aber solange ich diesen Erdenwinkel nicht habe, kann ich meine geistlichen Funktionen nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben."

Ein kleines Stück Land als Grundlage der päpstlichen Souveränität in jenem Sinne Pius' IX., setzte ein in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrfach erörterter Vorschlag voraus; dieser ging im Grunde gleichzeitig auf das Anerbieten der italienischen Regierung vom September 1870: Verständigung mit den Mächten und Ueberlassung der Leoninischen Stadt an den Papst unter seiner vollen Souveränität und Jurisdiktion, zurück — also auf Ideen, welche von den gefeiertsten Männern Italiens herrührten, der Würde der Großmacht wohl nicht zu nahe traten.

Der mit einem beiderseitigen Entgegenkommen rechnende Vorschlag dachte dem Papste die Città Leonina[2]) und einen Landstreifen am rechten Tiberufer bis zum nahen Meeresgestade zu, etwa mit Fiumicino oder Civitavecchia als Hafen.

Den unbeliebten Pius IX., dem die Bestrafung von mehr als 30 000 Personen wegen politischer Vergehen vorgeworfen wurde, hatte die Leonina 1870 angeblich mit Rebellion bedroht. Ein solches Vorkommnis war unter Leo XIII. nicht zu befürchten; ebensowenig unter seinen Nachfolgern. Von den zumeist mit dem Vatikan als Beamten, Lieferanten oder Geschäftsleuten der Rom so wertvollen Pilgerindustrie in Verbindung stehenden Bewohnern der Leonina war eine Auflehnung gegen eine päpstliche, mit Steuern milde Herrschaft keineswegs zu befürchten.

Der Kaufwert jenes an Ausdehnung manchem kleinen noch souveränen Fürstentum entsprechenden Gebietes würde wohl nicht die Summe der vom Papste abgelehnten, seit 1871 alljährlich dem italienischen Staatsschatz verfallenen Dotationen übersteigen.

Mit einem derartigen Zugeständnis an die fast zweitausendjährige Geschichte des Papsttums, an das seiner Nation angehörende Oberhaupt der katholischen Kirche, dessen Anwesenheit auf seinem Boden Italien ja aus den oben angegebenen Gründen nicht missen will, wäre es vor allem von der eventuell einmal lästig werdenden Verantwortlichkeit für völkerrechtswidrige friedenstörende

[1]) J. Favre, Rome et la République Française (1871), p. 109.
[2]) Nur kurz berührt von Paul Guérin, Le Pouvoir temporal (1892,) p. 306.

Digitized by Google

Handlungen eines Papstes freigeworden, ein immerhin wertvoller Vorteil, wie eine Episode aus der Kulturkampfzeit beweist.[1])

Der Papst wäre durch Ausführung jenes Vorschlages in den Besitz wirklicher Souveränität[2]) gekommen, die ihm nach dem Gedanken der italienischen Gesetzgeber nicht zuerkannt war.

Dazu hätte der Papst die ihm noch immer fehlende Möglichkeit erlangt, jederzeit vollkommen frei und unabhängig mit dem Auslande zu verkehren, im allerschlimmsten Falle rasch aus Italien herauszukommen. Letzteres lediglich als moralische Gewähr der Unabhängigkeit gegenüber Italien, mehr eine Drohung als eine wirkliche Gewähr, aber trotzdem nicht zu unterschätzen.

Daß jenem, wenigstens in der Theorie ansprechenden Vorschlage gemäß eine Verständigung[3]) zustande kommen würde, und zwar auf Grund diplomatischer Vermittlung Deutschlands, sind Hoffnungen gewesen, die in politischen Kreisen allgemein durch die Zusammenkunft Crispis mit Bismarck im Jahre 1887 erweckt worden waren. Auf sie schien auch ein Artikel Crispis anzuspielen, den im August 1891 die „Contemporary Review" mit der Versicherung brachte, Italien stände auf dem Punkte, mit dem Papste einen Modus vivendi zu vereinbaren, Hoffnungen, die dann leider durch Umtriebe der französischen Regierung gescheitert sind.

Von den anderen, weniger bemerkenswerten Projekten knüpften einzelne ebenfalls an die Ueberlassung eines kleinen Territoriums an. Entweder als Annex des

---

[1]) Bismarck dachte einmal in jener politischen Sturmperiode (1875) daran, die Schöpferin des italienischen Garantiegesetzes, die italienische Regierung, für Erlasse und Vorgehen Pius' IX. verantwortlich zu machen: Sie wäre verpflichtet, auf ihrem Territorium keine feindlichen Akte gegen eine befreundete Macht zu dulden.

Diese schließlich offiziell unausgesprochen gebliebene Forderung stellten als These auf: Bluntschli, Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes, 1876, S. 12, und Zorn in den Preußischen Jahrbüchern 42, 1878, S. 548. — Italiens Verantwortlichkeit, die A. L. Richter, R. Dove, W. Kahl (Kirchenrecht S. 401) ebenso annehmen, bezweifeln Palma (Questioni costituzionali, 1885, p. 413) und auch v. Martens, Völkerrecht II, S. 117. Direkt in Abrede wird sie auf Grund des oben S. 141 zitierten Artikels 17 von Racioppi e Brunelli gestellt (Commento allo Statuto del Regno, 1909); sie darf nach F. v. Liszt (Völkerrecht, 1915, S. 50) jedenfalls nicht von denjenigen Staaten in Anspruch genommen werden, „die durch Unterhaltung diplomatischer Beziehungen mit der Kurie deren extranationale Stellung anerkannt haben".

[2]) Als eine solche kann nicht die von Kardinal-Staatssekretär Jacobini in seiner Note vom 11. September 1882 angeblich bewiesene Souveränität gelten, welche, aus dem aktiven und passiven Gesandtschaftsrecht hergeleitet, das Territorium des Vatikans zur Voraussetzung nehmen will, das in Wahrheit Bestandteil des italienischen Staates ist. (Vgl. Hübler in Stengel, Wörterbuch des Deutschen Verwaltungsrechts I, 829; Casella a. a. O., p. 58; Mérignhac a. a. O. II, 136; am entschiedensten widerlegt von Pasq. Fiore, Trattato di Diritto internazionale pubblico II, 1905, p. 427.)

[3]) G. Valbert behauptete bereits, daß diese Kombination den Beifall der konservativadligen Kreise in Deutschland gefunden hätte (in Revue des deux mondes 49, 1882, p. 684). Schon 1876 erwog F. v. Holtzendorff (a. a. O., S. 315) ganz allgemein eine ähnliche Möglichkeit der Verständigung.

Digitized by Google

Vatikans ohne Berührung Roms und der Leonina, eine kleine Stadt, welche alle mit dem Vatikan in Verbindung stehenden Behörden, so die Ordensgeneralate, die Propaganda, die katholische Universität, umfassen würde, unabhängig und isoliert wie die Republik San Marino, oder ein Territorium irgendwo innerhalb oder außerhalb Europas, auf Grund dessen der Vatikan als exterritorial gelten könnte, der Papst als stets im Ausland lebender Souverän.[1])

Sodann die Idee des Senators Stefano Jacini, die Anwendung des internationalen Neutralitätsprinzips auf den Heiligen Stuhl, wodurch dem Papste der Genuß der Souveränitätsrechte, absolute Freiheit in der Ausübung seiner Autorität, ungehemmter Verkehr mit den Gläubigen der ganzen Welt und ihren Regierungen[2]) gesichert wäre.

Weitere Projekte empfahlen die Erhebung Roms zu einer freien Stadt bzw. zur moralischen Hauptstadt Italiens und die Verlegung des Sitzes der italienischen Regierung nach Florenz oder Neapel, andere nahmen Napoleons III. Gedanken der Bildung eines italienischen Staatenbundes wieder auf, noch andre wollten allen Ernstes sogar das kleine Fürstentum Monaco zum Papstsitz inmitten des damals gut kirchlichen Frankreich machen usw.

Ob und inwieweit die äußeren Umstände jetzt der Verwirklichung eines der angegebenen Vorschläge günstig sind, mag dem Urteile Kompetenterer überlassen bleiben. Die vorliegende Darstellung will sich nur auf die Wiedergabe historischer Daten und Argumente beschränken, aus denen sich gegebenenfalls vielleicht Anregungen ergeben können.

Die friedliche Eroberung von Merv

Aus den Erinnerungen an den Feldzug des Generals Komarow im Jahre 1884

Von

N. Tscharykow, k. russischem General und Botschafter

IV.

Die Mauern der Festung Merv sind aus Erde und Lehm gebaut, und die Festung selbst hat denselben Typus wie Geok-Tepe: ein verlängertes Rechteck, in dessen Mitte alle eingeborenen Turkmenen im Fall eines feindlichen Ueberfalles sich verbergen konnten.[3])

---

[1]) Stef. Jacini, La questione del Papato e l'Italia (1888), p. 51 ff.

[2]) Jacini a. a. O., p. 38; vgl. auch Bluntschli a. a. O.

[3]) Der Ausdehnung und dem Profil nach ist Kouschut-Khan-Kala bedeutend größer als Geok-Tepe. Meine am 1. März durchgeführten Messungen ergaben folgende Zahlen: die Höhe der Mauern 49 Fuß, die Tiefe des Festungsgrabens 18 Fuß 5 Zoll, die Dicke des untern Teiles der Mauern 59 Fuß, die Breite des Wallganges 18 Fuß und die Breite der Brustwehr 3 Fuß 6 Zoll.

Digitized by Google

Solch ein Ueberfall wurde seitens der Russen erwartet nach der Einnahme von Chiwa im Jahre 1873.

Unter dem Eindruck dieses Ereignisses gelang es dem damaligen Alleinherrscher Mervs, dem Kouschut-Khan, alle Stämme Merv-Tekes zu überreden, diese Festung zu bauen, welche den Namen Kouschut-Khans tragen sollte.

Jeder der vier Stämme des mervschen Volkes war verpflichtet, eine der vier Mauern zu erbauen. Drei Stämme erfüllten ihre Pflicht, innerhalb des vierten jedoch begannen Differenzen, und die Nordmauer ist unbeendigt geblieben.

Als die Befürchtung eines russischen Ueberfalles von Chiwa aus sich gelegt hatte, vernachlässigte man die Festung. Da es keine feste zentrale Macht gab, kümmerte sich niemand weder um ihre Beendigung noch um die Remonte.

Auf diese Weise bildete Kouschut-Khan-Kala zur Zeit unsrer Ankunft in Merv stellenweise eine Ruine, die jegliche taktische Bedeutung verloren hatte.

Diese Festung aber war ein Symbol der politischen Unabhängigkeit der Turkmenen. Ihre Einnahme durch russische Truppen zeigte den Turkmenen das Einsetzen der russischen Herrschaft.

Als wir uns der Festung näherten, überzeugten wir uns von der Richtigkeit der gestrigen Annahme des Generals Komarow: die Merver hatten die Festung verlassen.

Auf der westlichen Brustwehr standen noch die persischen Kupferkanonen von 4 bis 7 Fuß Länge mit einem Kaliber von 4 bis 6 Zoll, aus welchen die Merver auf uns tags zuvor gefeuert hatten.

Das Innere der Festung stellte ein Riesenparallelogramm dar, das mit Aeckern und einigen Gärten bedeckt war. Nirgends war eine lebende Seele zu erspähen.

Vom linken Ufer des Flusses Murgab zum rechten, dem östlichen, hinter welchem in 150 Schritt Entfernung der Festungsgraben begann, führte eine Brücke von 40 Schritt Länge. Die Brücke konnte nur von Fußgängern und Lasttieren benutzt werden; deswegen ließ General Komarow auf dem linken Ufer des Murgab das Lager aufschlagen.

Auf demselben Ufer, etwas weiter den Strom hinab, befand sich der Zentralmarktplatz der Oase mit einigen Lehmbuden. Schon am Abend des 1. März versammelten sich auf diesem Platz eingeborene Händler mit Waren, in der Hoffnung, den Russen einiges verkaufen zu können.

Sein System befolgend, befahl General Komarow, alles, was wir brauchten, für einen guten Preis einzukaufen und mit barem Gelde zu bezahlen.

Am Morgen des 2. März belebte sich der Basar endgültig, und es zeigte sich, daß die Verpflegung des Expeditionskorps gesichert war.

Der Mannschaft war es verboten, das Lager ohne Erlaubnis zu verlassen. Die Offiziere jedoch konnten überall frei herumgehen, und am 2. März ging A. W. Komarow selbst nach der Festung hinüber.

Er lud mich ein, mitzukommen, und nur seine kaukasische Ordonnanz mitnehmend, ging er zu Fuß über die Brücke und gelangte durch eine der Breschen

Digitized by Google

der Mauer zu den obenerwähnten Aeckern innerhalb der Festung, wo er Käfer zu sammeln begann.

Ich habe schon erwähnt, daß eines der wissenschaftlichen Fächer, die der General beherrschte, die Entomologie war.

Komarow widmete sich besonders dem Studium der Käfer und erwarb sich in diesem Fach einen europäischen Ruf; er korrespondierte mit den bekanntesten Entomologen der Alten und Neuen Welt; man hat auch einigen von ihm entdeckten Käferarten die Benennung „Comarovi" gegeben.

Man kann sich leicht vorstellen, wie einen Entomologen die Möglichkeit erfreute, als erster Käfer in Merv sammeln zu können.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß weder unter dem mazedonischen Alexander, weder unter den Sassaniden noch unter den nachfolgenden Eroberern und Beherrschern Mervs je irgend jemand in Merv Käfer sammelte. Und Komarow vertiefte sich in seine wissenschaftliche Arbeit innerhalb Kouschut-Khan-Kala mit einem solchen Eifer und mit solcher Ruhe, als befände er sich irgendwo im Tambowschen Gouvernement.

Er fand einige neue Arten von Käfern und legte sorgfältig seine Funde in ein entsprechendes Gefäß, das er stets bei sich trug.

Ich wage anzunehmen, daß der General bei diesem Ausflug auch andre Zwecke verfolgt hat.

Indem Komarow, zu Fuß, selbdritt, nur mit einem leichten Säbel bewaffnet, sich zirka 2 Kilometer von seinen Truppen entfernte und in eine Festung ging, auf deren Wällen noch die vor zwei Tagen gegen ihn gerichteten Geschütze standen, und in dieser Festung sorglos entomologische Entdeckungen machte, bewies er, der Befehlshaber des transkaspischen Landes, den Eingeborenen, daß für ihn die Unterwerfung von Merv eine vollzogene Tatsache und daß er in Merv vollkommen zu Hause sei.

Die Turkmenen, die von weitem den Spaziergang des Generals mit Neugier beobachteten, mußten diesen Eindruck gewinnen.

Jedoch das Resultat dieses Spazierganges war nicht nur das Auffinden neuer Käferarten. Nachdem der General das rechte Ufer des Murgab besichtigt hatte, wählte er einen Platz zum sofortigen Bau einer russischen Befestigung, die den Namen Alexandrowsk auf dem Murgab erhielt.

Diese Befestigung sollte auf dem rechten Ufer des Flusses zwischen dem Strome und dem Festungsgraben von Kouschut-Khan-Kala liegen.

Der Plan der Befestigung wurde durch den Pionieroberleutnant Sazepinsky, einen begabten und sympathischen Offizier, entworfen; es fand sich auch sofort ein Bauleiter in Gestalt eines Persers, und die eingeborenen Turkmenen, tüchtige Erdarbeiter, machten sich gegen anständige Barzahlung an die Arbeit.

Der General Komarow war äußerlich sicher und ruhig; das Expeditionskorps schlug schon am 2. März das Lager auf dem rechten Ufer des Murgab auf. Man konnte jedoch den Feldzug nicht als endgültig gewonnen betrachten,

Digitized by Google

solange die Urheber des Aufstandes, Siach-Pusch und Kadschar-Khan, sich in Freiheit und innerhalb der mervschen Oase befanden.

Diese Frage jedoch löste sich schnell und einfach. Unsre Khane waren nach dem mißglückten Ueberfall der Turkmenen am 29. Februar natürlich endgültig auf die Seite des Generals Komarow übergetreten. Um nun ihre vollkommene Treue Rußland gegenüber zu beweisen und um zu vermeiden, daß man sie für ihre vorherige zweideutige Haltung irgendwie zur Verantwortung zöge, schickten sie ihre Leute hinter Siach-Pusch und Kadschar-Khan her, die mit einer kleinen Schar von Anhängern den Murgab hinauf in der Richtung nach Afghanistan geflohen waren.

Die Flüchtenden wurden eingeholt, ohne Widerstand gefangengenommen und ins russische Lager gebracht.

General Komarow ließ sie in Arrest setzen und bat mich, Siach-Pusch, seine Müriden und Kadschar-Khan zu vernehmen.

Kadschar-Khan war ein älterer Turkmene von hohem Wuchs, mit energischen Gesichtszügen, ein ehrgeiziger, reicher und mutiger Mann.

Er war im Jahre 1880 Khan des ganzen mervschen Landes; in dieser Eigenschaft reiste er auch nach Teheran, um Verhandlungen über den Anschluß Mervs an Persien zu führen.

Die Einverleibung Mervs in das russische Reich, die die Einsetzung von vier Khanen, je eines für die vier Stämme des mervschen Volkes, mit sich brachte, machte seiner Herrschaft ein Ende und beraubte ihn als bekannten Feind der Russen jeglicher Aussicht auf die Zukunft. Diese persönlichen Umstände Kadschar-Khans verstand Siach-Pusch klug auszunutzen; seinen Ehrgeiz, seine Unwissenheit und geistige Beschränkung ausnutzend, machte er ihn zu einer blinden Waffe seiner Pläne.

Siach-Pusch wirkte auch auf den religiösen Aberglauben Kadschar-Khans ein, indem er ihn von seiner, Siach-Puschs, Heiligkeit überzeugte; außerdem redete er ihm ein, daß der Mahdi schon auf Erden sei. Durch all dies unterwarf er sich seine Seele.

Kadschar-Khan hatte sein Vermögen verloren; sein Sohn war verwundet, seine politische Karriere war zu Ende, er war in Gefangenschaft geraten und befand sich im russischen Lager, wo ihn seiner Ueberzeugung nach die Todesstrafe erwartete. Trotz alledem blieb Kadschar-Khan noch immer ein begeisterter Anhänger des Siach-Pusch, der sein ganzes Unglück verschuldet hatte. Kadschar-Khan sagte zu mir nach Beendigung des Verhöres: „Siach-Pusch ist ein heiliger Mensch, ein Mensch ohne Fehler."

Ich muß bemerken, daß die Mehrzahl der mervschen Turkmenen einen viel vernünftigeren und weitsichtigeren Standpunkt in bezug auf das Problem der russischen Herrschaft einnahm. Wenn sich unter den Turkmenen trotzdem noch Leute befanden, die sich entschließen konnten, uns zu überfallen, so war es darauf zurückzuführen, daß die kriegerischen Erfahrungen der Turkmenen sich nur auf persische Truppen bezogen.

Digitized by Google

Die Turkmenen sagten uns nach dem 29. Februar: „Wir dachten, daß ihr so beschaffen sein würdet wie die Perser, die wir gewöhnt sind zu schlagen. Wenn wir gewußt hätten, daß ihr so schießen könnt, würden wir nie euer Lager überfallen haben."

Das Beispiel des Turkmenen, der während der Schlacht den russischen General im Zelte und nicht an der Front suchte und dafür sein Leben einbüßte, half mit zur Verbreitung der Kunde von der beispiellosen Tapferkeit der russischen Führer.

Die Merver beteiligten sich fast gar nicht an der Verteidigung Geok-Tepes gegen Skobelew und wußten nichts von den Schrecknissen dieser Niederlage.

Gewußt haben sie jedoch, daß die Absendung der Truppen unter der Führung Skobelews dadurch verursacht wurde, daß die vorherige Expedition einer schwachen Abteilung unter der Führung Lomakins mißglückte. Darum zögerten viele Merver, unsere so schwache Abteilung zu überfallen. Nach der Einnahme von Merv sagten sie uns: „Wir fürchteten uns nicht vor euch, sondern vor dem, was ihr nach euch schleifen würdet." Mit andern Worten, sie waren überzeugt, daß, wenn sie das Expeditionskorps des Generals Komarow vernichtet hätten, anstatt unsrer vier Kompagnien vier Regimenter oder auch vier Brigaden aus Rußland kommen würden; kurz, genügend Truppen, um Merv jedenfalls das Schicksal Geok-Tepes teilen zu lassen.

Daß aus Rußland mehr Soldaten kommen konnten, als in Merv Einwohner waren, wußten sie. Darüber wurden sie belehrt durch diejenigen Turkmenen, die vor einem Jahre nach Moskau zur Krönungsfeier Alexanders III. geladen waren.

In Moskau waren die vornehmsten Merver und eine Deputation der Achal-Tekiner bei allen Krönungsfeierlichkeiten des Jahres 1883 zugegen; u. a. konnten sie sich auch die große Parade ansehen.

Bei dieser Parade zählten die Turkmenen über 80000 Soldaten. Als sie jedoch nach Hause kamen, erzählten sie den Eingeborenen: „Das war das Heer des einen Bruders, und der andre Bruder hat ebensoviel." Das bedeutete, daß nach ihrer Ansicht das von ihnen gesehene Heer dem Großfürsten Wladimir (dem Bruder des Zaren) gehörte, der die Parade kommandierte. Sie vermuteten, daß der Zar auch über ein ebensolches Heer verfüge. Es wäre augenscheinlich Wahnsinn gewesen, gegen eine solche Macht ankämpfen zu wollen.

Als die Merver die Chancen des Widerstandes berechneten, versuchten sie sogar nachzuzählen, wie lange Zeit ein neues russisches Heer brauchen würde, um die Wolga (sic!) hinab und über das Kaspische Meer zu segeln und so nach Merv zu kommen. Das Resultat dieser Berechnungen war ein für die Merver sehr ungünstiges. Sie wußten allerdings nicht, daß die Wolga den Winter über bis nach Astrachan zugefroren ist.

Die Erfahrungen, die Kadschar-Khan durch seinen Widerstand gesammelt hatte, bewiesen die Richtigkeit der Ansichten derjenigen Partei der mervschen Turkmenen, die für die friedliche Uebergabe Mervs war und nicht dem unheilvollen Einfluß Siach-Puschs verfallen war.

Digitized by Google

V.

Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Siach-Pusch auf mich gemacht hat. Geführt von zwei Schützen, trat er in mein Zelt. Ich erblickte einen etwa dreißigjährigen Menschen von mittlerem Wuchs, schlank gebaut. Er war in der Kleidung eines muselmännischen Derwischs, jedoch ohne den gewohnten kegelförmigen Hut, den er wahrscheinlich während der Flucht verloren hatte.

Er war überzeugt, daß man ihn als den Urheber der Rebellion hinrichten werde. Jedoch auch die Nähe des Todes vermochte ihn nicht aus seinem würdigen Gleichgewicht zu bringen.

Sein Gesicht war braun, seine Züge wundervoll harmonisch und regelmäßig. Seine unbeschnittenen, lockigen, in der Mitte gescheitelten schwarzen Haare fielen ihm auf die Schultern. Der kleine schwarze Bart war am Kinn leicht geteilt. Am merkwürdigsten waren seine Augen; groß, ruhig, tief, schwarz, strahlend. Er sprach die melodische, biegsame und graziöse persische Sprache. Ich fühlte, daß seine Stimme bezaubern konnte. Ich verstand den Glauben der Eingeborenen an Siach-Pusch, verstand seine Herrschaft über den unglücklichen Kadschar-Khan und andre seiner Anhänger.

Ich habe auch begriffen, daß solche Religionsstifter und Propheten wie Siach-Pusch und sein Zeitgenosse, der sudanische Mahdi, wohl imstande sind, fanatische Massen unter ihren Fahnen zu sammeln und diese Massen in einen Todeskampf gegen die „Ungläubigen" zu stürzen.

Das Verhör des Siach-Pusch und seiner drei Schüler-Müriden dauerte drei Tage; ich wollte mir ein genaues Bild von Siach-Pusch und seiner Tätigkeit verschaffen. Es gelang mir nur in sehr kleinem Maße.

Siach-Pusch hatte keine Furcht vor dem Tode. Er wußte auch, daß er keine Folterqualen auszustehen haben würde. Darum teilte er mir nur das mit, was er für nötig fand.

Er nannte mir weder seinen echten Namen noch seine Abstammung; er sagte nur, daß er ein aus dem nordwestlichen Indien gebürtiger Afghane sei.

Siach-Pusch bezeichnete sich als einen friedlichen Prediger des echten Islams; er sagte, daß er von den wilden turkmenischen Nomaden mißverstanden und falsch eingeschätzt werde. Er wollte sie nur belehren und beglücken.

„Die Erde," sagte er mir, „ist der Acker für die zukünftige Welt; die Menschen sind die Ackerbauer; ich bin ein Säer der Tugenden."

Bei Siach-Pusch fand man eine Proklamation vor, in der er verkündete, daß das Gerücht vom „Churudscha" (das Erscheinen des Mahdi) sich bestätigt habe, und zwar im laufenden Jahre (1300 der Hedschra oder 1883 n. Chr.). „Wir erhoben die Fahne des Islams, und es wird nach den Ueberlieferungen der Religion in den letzten Tagen jemand erscheinen, der den Scheriat (das Gesetz des Propheten) wieder aufrichten und verbreiten wird. Wer ein Gelehrter ist und den Ajat und den Chadis (Koransprüche und Sagen Mohammeds) kennt, der muß wissen, daß in diesem Jahre der Churudsch erfolgen muß. Es wird

Digitized by Google

in der Welt erscheinen der Weli (der Liebling Allahs); vielleicht wird Gott mich, Siach-Pusch, zum rechten Wege geleiten und mir vergönnen, Führer meines Volkes zu sein. Die ganze Welt wird selig werden, und der Kufr (Unglaube) wird von der Erde Angesicht verschwinden. So ist der Wille Allahs."

Siach-Pusch setzte noch hinzu, daß Imam-Mahdi zugleich mit dem Erscheinen des vorjährigen Kometen zur Welt gekommen sei und daß er in sechsundzwanzig Jahren seine Herrschaft antreten werde. Bis dahin werde er, Siach-Pusch, sein Nahib (Statthalter) sein und das Volk lenken und leiten.

Von sich selbst erzählte mir Siach-Pusch, daß er weder ein allzu guter noch ein allzu schlechter Mensch und daß nur ein Mensch wie er imstande sei, inmitten eines solchen Volkes wie die Turkmenen zu leben und nicht unterzugehen. Später hat er mir zugegeben, daß er in politischer Hinsicht zugunsten des afghanischen Kronprätendenten Ejub-Khan gearbeitet hatte.

Ejub-Khan führte bekanntlich kurz vorher einen Kampf um den Thron mit seinem Verwandten Abdurachman-Khan, welcher von den Engländern als Emir von Afghanistan eingesetzt war; Ejub-Khan kämpfte auch gegen die Engländer selbst. Nachdem Ejub-Khan die englischen Truppen bei Maiwanda geschlagen hatte, belagerte er Kandahar, in dessen Zitadelle sich die schwachen englischen Truppen geflüchtet hatten. Durch den berühmten Marsch über das Gebirge von Kabul nach Kandahar rettete General Roberts die Engländer und schlug Ejub-Khan in die Flucht. Ejub-Khan entfloh nach Persien, mit ihm Siach-Pusch.

Ejub-Khan ging nach Teheran und suchte da Leute für einen neuen Feldzug nach Afghanistan zu gewinnen. Siach-Pusch erschien in der heiligen Stadt Kaf im östlichen Chorasan. Er ließ sich fünfzig Tage lang in einer Moschee einschließen, betete und fastete dort und kam als Pir (Heiliger) aus ihr heraus. Fanatische Schüler-Müriden fingen an, sich um ihn zu sammeln.

Seine religiösen Lehren verheimlichte Siach-Pusch, wie es die persischen esoterischen Prediger gewöhnlich tun. Diese Prediger nennt man Sufi. Ein Schüler Siach-Puschs, ein Afghane, nannte sich übrigens offen Sufi-Achmet-Kuli. Seinen Müriden offenbarte Siach-Pusch, daß er fähig sei, Wunder zu tun, und daß er in Verbindung mit dem Erzengel Gabriel stehe, der zu ihm während des Fastens gekommen sei. Mir sagte Siach-Pusch, daß es unmöglich sei, in drei oder vier Tagen seine Lehre verstehen zu können; man müsse eine längere Zeit darauf verwenden.

Mir persönlich scheint es, daß Siach-Pusch kaum irgendeine religiöse Doktrin hatte; ich bin geneigt anzunehmen, daß seine Tätigkeit mehr politischer als religiöser Natur war.

Siach-Pusch vollzog einige geheimnisvolle Wanderungen durch den Chorasan; inzwischen wuchs seine Berühmtheit, wuchs auch die Zahl seiner Schüler. Dann ging er ins turkmenische Land, zuerst nach Merv, dann nach Jolatan in der Richtung auf Afghanistan.

Digitized by Google

Er wirkte unter unwissenden und leichtgläubigen Menschen, religiöse Motive als Untergrund benutzend. Er nannte sich den Stellvertreter des Mahdi und wirkte auf ehrgeizige Häuptlinge und gierige Bettler durch Versprechungen von Macht und unerhörten Reichtümern. Siach-Pusch hatte weder Geld noch Waffen; er verstand aber auch ohne sie, sich eine einflußreiche Ausnahmestellung zu schaffen. Er fing an, die Turkmenen zur Unterwerfung einer muselmanischen Macht vorzubereiten. Diese Macht sollte die Turkmenen vor den Giaurs — einerlei, ob Engländer oder Russen — beschützen und mit Hilfe und unter der Leitung des Mahdi auf der Welt ein ungeteiltes Reich der Gerechtigkeit und des wahren Glaubens einführen.

Da jedoch der Mahdi erst in sechsundzwanzig Jahren kommen sollte, verkündete er vorsichtig, Serdar-Ejub-Khan sei der geeignete Führer, um die Einigung der Moslems vorzubereiten. Die islamitische Macht hingegen, zu der man sich schlagen sollte, wäre Afghanistan. Er erzählte, daß Ejub-Khan die Engländer an den Grenzen Indiens geschlagen habe. Im Frühling 1884 sollte er bei den mervschen Turkmenen erscheinen.

Anstatt Ejub-Khan erschien aber Komarow; Ejub-Khan selbst wurde ungefähr um dieselbe Zeit in Meschched verhaftet; er befand sich auf dem Wege nach Merv.

Siach-Pusch glaubte nicht an die Ernsthaftigkeit des Gengesch vom 1. Januar; auch der Vereidigung der turkmenischen Deputation in Aschabad maß er keine Bedeutung zu.

Als das russische Expeditionskorps unerwartet und rasch gegen Merv vorrückte, war Siach-Pusch gezwungen, offen gegen die Russen aufzutreten. Hätte er es nicht getan, er hätte zweifelsohne seinen Einfluß verloren und den Kadschar-Khan nicht mehr zum Sklaven seines Willens haben können.

Auch ein andrer Grund bewog Siach-Pusch, den Dschihad (Heiligen Krieg) gegen uns zu proklamieren: der Selbsterhaltungstrieb. Wenn er sich auch weiter passiv verhielt, riskierte er, von den Turkmenen als russischer Spion erschlagen zu werden. Im Spionageverdacht stand er bei einem Teile der Turkmenen; die Tatsache, daß Siach-Pusch dem General Komarow einmal geschrieben hatte, hatte diesen Verdacht erweckt.

Siach-Pusch gab hauptsächlich Kadschar-Khan die Schuld an dem Mißglücken des bewaffneten Widerstandes gegen das russische Expeditionskorps. Tatsächlich aber hatte meiner Ansicht nach Siach-Pusch selbst die größte Schuld. Er verstand es nicht, die Merver zum Widerstande zu organisieren; anderseits verstand er es auch nicht, für sich einen Nutzen aus der friedlichen Unterwerfung Mervs zu ziehen.

Wenn Siach-Pusch außer seiner religiösen und persönlichen Macht auch noch einen entschlossenen Charakter und kriegerische Fähigkeiten gehabt hätte, wie sie sein sudanesischer Zeitgenosse Mohammed Achmed besaß, so würde seine Agitation in Zentralasien viel weitere Kreise gezogen haben.

Jedoch auch andre Gründe waren der Entwicklung der Bewegung hinderlich. Die Turkmenen waren nicht fähig, sich wie die Sudanesen oder Araber dem

Digitized by Google

religiösen Fanatismus ganz hinzugeben. Und die Perser, wenn sie auch dem muselmännischen Sektierertum zugänglich waren, hatten doch eine Abneigung gegen die sunnitischen Quellen dieser Bewegungen, da sie Schiiten waren. Auch sind die Afghanen schon immer Erbfeinde der Turkmenen und Perser gewesen. Siach-Puschs Kräfte reichten nicht aus, um diese heterogenen Elemente zu vereinigen. Seine Aufgabe wurde auch durch die Nähe der in Kara-Bent stationierten russischen Truppen erschwert. Die Mahdisten des Sudan waren durch eine viel weitere Entfernung von den angloägyptischen Heeren getrennt.

Noch ein letzter Umstand erschwerte ihm seine Tätigkeit. Die Aktion des Generals Komarow fiel zusammen mit der Aenderung in der auswärtigen Politik Englands, die durch den Uebergang der Macht von Lord Beaconsfield auf Herrn Gladstone bedingt war.

Die englischen Liberalen weigerten sich, die „spirited foreign policy", d. h. die aktive auswärtige Politik des vorherigen konservativen Kabinetts fortzusetzen. Das Ministerium Beaconsfield hatte die Absicht, den Vormarsch in der Richtung nach Turkestan fortzusetzen, die Afghanen schwer zu schädigen und Kandahar einzuverleiben. Hingegen beschloß das Ministerium Gladstone, ein System des Friedens und der Freundschaft in Asien zu verfolgen, und ordnete die Zurückziehung der englischen Streitkräfte aus Afghanistan an.

Unsere zentralasiatischen Gegner hofften stark auf die Hilfe der englischen Regierung bei ihren Aktionen gegen uns. Diese Hoffnungen wurden ihnen wohl durch Agenten von der Art des Herrn O'Donovan eingeflößt. Durch die Aenderung des englischen Kabinetts wurde die Hoffnung auf die Hilfe Englands endgültig zerstört. Zeitlich fiel die Aenderung der englischen Politik mit der Einnahme Mervs durch General Komarow zusammen.

Dank der aufgeklärten Milde General Komarows wurden die Urheber und die Opfer der oben geschilderten Intrigen und Zufälligkeiten nicht strafrechtlich verfolgt: Siach-Pusch, Kadschar-Khan und ihre Genossen gingen ohne Strafe aus.

Die einzige Maßregel, die man gegen sie anwandte, war ihre Entfernung aus Zentralasien. Sie wurden nach der Stadt Kaluga (in Nordostrußland. Anmerkung des Uebersetzers) deportiert. Diese Stadt wurde wahrscheinlich darum gewählt, weil in den 1860er Jahren der berühmte kaukasische Imam Schamil mit seiner Familie und mit seinen Anhängern dort interniert wurde.

VI.

Nachdem der Zwischenfall mit Siach-Pusch vollkommen erledigt war, unternahm General Komarow eine Fahrt durch den östlichen Teil der mervschen Oase.

Lessar war schon am 4. März mit einigen Turkmenen nach Jolatan und Pende gegangen, um die dortigen Saryken, einen den Afghanen benachbarten turkmenischen Stamm, kennen zu lernen. Diese Saryken hatten schon um ihre Aufnahme in den Verband des russischen Reiches gebeten.

Alichanow, der zum Befehlshaber des mervschen Kreises ernannt wurde, drei Offiziere und ich begleiteten General Komarow auf seiner Reise. Unser

Digitized by Google

Konvoi bestand aus 200 Kosaken, 8 achal-tekinschen Milizsoldaten und einigen Mann der mervschen Miliz, die der General nach dem Muster der achal-tekinschen sofort zu formieren begonnen hatte. Am 10. März verließ General Komarow Merv in südlicher Richtung. Unser erstes Ziel war der Hauptwasserdamm der mervschen Oase an dem Flusse Murgab, genannt Kouschut-Bent.

Bei dieser Reise verfolgte General Komarow nicht nur militärische und politische, sondern auch ökonomische und wissenschaftliche Zwecke.

Die persönliche Reise des Generals durch den neuen russischen Kreis sollte den Eingeborenen zeigen, daß nicht nur Kouschut-Khan-Kale, sondern die ganze Oase Besitz der Russen geworden war.

In militärischer Hinsicht beschäftigte den General die Frage der Wasserversorgung der neuen russischen Befestigung am Murgab; für die Lösung dieser Frage war der Zustand des Dammes Kouschut-Bent ausschlaggebend. Von diesem Wasserdamme hing auch die landwirtschaftliche Produktion der ganzen Oase ab.

Der Wasserdamm war ein sehr kleines und primitives Werk und hatte große Aehnlichkeit in der Konstruktion mit dem Wasserdamme Kara-Bent.

Jetzt existiert dieser Wasserdamm nicht mehr. Ausgezeichnete hydrotechnische Einrichtungen sorgen für die Bewässerung der turkmenischen Felder; sie liefern auch das Wasser für die Bahnstation Merv und die russische Stadt desselben Namens, die sich allmählich um die Befestigung Alexandrowsk gebildet hat, außerdem noch für die Baumwollplantagen des mervschen Krongutes.

Nach der Besichtigung des Wasserdammes besuchte General Komarow die Witwe des mervschen Khanes Nur-Werd, Gul-Djamal, deren Sohn, der junge Jousuf-Khan, soeben zu einem der vier neuen Herrscher des mervschen Volkes ernannt wurde. Diese außerordentliche Frau war in hervorragender Weise an der friedlichen Lösung der mervschen Frage beteiligt. Rittmeister Alichanow beschreibt ausführlich ihre Tätigkeit in seinen Erinnerungen.

Der General brachte Gul-Djamal allerhöchste Geschenke: vom Kaiser Alexander III. einen brokatbedeckten Zobelpelz und von der Kaiserin Maria Armbänder und andre goldene und juwelenbedeckte Gegenstände.

Dann begannen wissenschaftliche Exkursionen nach den Ruinen des alten Merv.

Die persische Stadt Bairam-Ali, die im Jahre 1783 durch den Emir von Buchara im Sturm genommen wurde, hat sich, ein lebendiges Denkmal der persischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts, mit ihren Straßen, Bädern, Fresken und Moscheen vollkommen erhalten. Die Stadt ist ausgestorben, weil ihre Wasserquellen versiegten, und ist jetzt zur Hälfte von Sand verschüttet.

Die Ruinen des arabischen Merv gruppieren sich um das Grab des ersten Predigers des Islams in dieser Gegend, die früher von Anhängern Zoroasters und von Christen bewohnt war. Im achtzehnten Jahrhundert wohnte in Merv eine ansehnliche Zahl Christen, um diese Zeit residierte in Merv sogar ein nestorianischer Bischof.

Digitized by Google

Das arabische Grab heißt Sultan Sándjar.

Zwischen den Eingeborenen, die herbeigelaufen waren, um den General zu sehen, war ein jüngerer, kecker und geschwätziger turkmenischer Mullah; er versicherte Komarow, er kenne eine Beschwörung gegen Schlangenbisse.

Der General suchte, wie immer, auch in diesem Moment neue Käferarten. Er bemerkte dabei unter einem Stein eine Schlange mittlerer Größe. „Wenn du eine Beschwörung gegen Schlangen kennst," sagte er zu dem Mullah, „so nimm doch diese."

Der Mullah bückte sich, faßte mit einer geschickten Bewegung die Schlange mit der rechten Hand am Schwanze und preßte ihr den Hals unterhalb der Kiefern mit der linken zusammen.

In dem weit aufgerissenen Rachen leuchteten giftige weiße Zähne. Der Mullah wollte noch eine größere Probe seiner Tapferkeit zeigen und legte den Zeigefinger der rechten Hand der Schlange direkt in den Rachen. Blitzschnell schlossen sich die Kiefern, und die Zähne der Schlange schlugen in den Finger. Der Mullah riß mit Gewalt seine Hand zurück. Die Zähne der Schlange, die sich tief im Finger verfangen hatten, zerrissen ihn mit einem Geräusch. Blut strömte aus dem Finger.

Der empörte Mullah zerbiß mit seinen Zähnen die Schlange in zwei Hälften, warf die Hälften auf den Boden und ging zur Seite, irgendwelche Beschwörungen murmelnd.

Nach der Besichtigung der Ruinen gingen wir, wie während des ganzen Feldzuges, zu General Komarow zu Tisch. Wir lagerten uns auf den Sand und aßen mit großem Appetit. Ich erinnere mich, daß ich an diesem Tage den General und die Reisegefährten mit Pfannkuchen bewirtete, die mein Diener vorzüglich bereitete, wenn er sich Mehl verschaffen konnte.

Gegen Ende der Mahlzeit kam ein Turkmene und meldete, daß der Mullah um Schnaps bäte. Er brauche ihn als Gegengift, da sein Arm schon bis zur Schulter angeschwollen wäre. Wir hatten keinen Schnaps mit, aber ich hatte in meiner Feldflasche guten Kognak, den ich wie meinen Augapfel hütete. Mit einem Seufzer goß ich ein Teeglas voll und gab ihn dem Mullah.

Als wir abends abfuhren, erhielten wir die Nachricht, daß der Mullah außer Lebensgefahr sei.

Die dritte Gruppe der mervschen Ruinen heißt Iskander-Kala, d. h. die Festung des Alexander. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der hohe, versandete Wall die Stelle bezeichnet, wo sich vormals das Lager des großen Mazedoniers befand.

Wir hatten keine Zeit, Ausgrabungen zu machen, jedoch fand General Komarow nach kurzem Schaufeln einige Fragmente hellenischen Geschirrs und ein Stück Glas mit antiken Figuren. Die Verdienste General Komarows um Archäologie und Numismatik waren kurz zuvor durch seine Wahl zum Vorsitzenden des Archäologenkongresses in Tiflis anerkannt worden.

Digitized by Google

Nach sechs Tagen kamen wir wieder in Merv an. Bald darauf rückten wir in südwestlicher Richtung nach Aschabad aus.

In Serrachs stieß zu uns Lessar, der direkt aus Pende kam. Lessar war damals schon so krank, daß er nicht reiten konnte. Mit großer Mühe fand man für ihn einen zweiräderigen Wagen; man hatte wenig Hoffnung, ihn lebend bis Aschabad zu bringen. Er lebte und arbeitete jedoch noch zwanzig Jahre und verstarb in Peking kurz vor dem Boxeraufstand. In Serrachs trennte ich mich vom General und setzte meinen Weg südwärts fort, dem rechten Ufer des Tedschen folgend.

Ich hatte hier Gelegenheit, wohl als erster Europäer, die Sülfagalsche Klamm zu besichtigen; diese Klamm spielte eine sehr wichtige Rolle bei den russisch-englischen Grenzverhandlungen im Jahre 1885.

Als ich nach Aschabad zurückkehrte, fand ich da A. W. Komarow vor, der ein paar Tage vor mir angekommen war. Der General setzte seine rastlose Arbeit der Organisation des neuerworbenen Landes fort.

Nach einigen Tagen reiste ich nach Petersburg ab, nach einem herzlichen Abschied von General Komarow.[1]) Ich habe mein ganzes Leben lang eine tiefe und dankbare Erinnerung an diesen Mann behalten.

*

Dank der patriotischen Sparsamkeit und dem organisatorischen Talent General Komarows kostete den russischen Staat die Okkupation von Merv zirka 240000 Rubel; ungefähr so viel, sagte Komarow, wie ein mittelmäßiges Haus in Petersburg.

Durch General Komarow wurde dem russischen Imperium ein Territorium von zirka 100000 Quadratwerst einverleibt, ein Territorium von bedeutendem wirtschaftlichem Werte. Die Viehzucht und der Ackerbau entwickelten sich nach der Pazifizierung der Steppe mit großer Schnelligkeit. Nach der Verhaftung des Siach-Pusch und seiner Komplizen hörten die Räubereien und Unruhen in der mervschen Oase auf.

Vom geschichtlichen Standpunkt bedeutet die Eroberung von Merv den Endpunkt der zweiten und letzten Bewegung Rußlands nach Zentralasien.

Vor einem Vierteljahrhundert gelangten die westsibirischen und orenburgischen Linien in das Bassin des Syr-Darja; dies geschah durch die Expeditionen Tschernajews und Werewkins.

Aehnlich gelangten in Merv die Vorposten des kaukasischen Militärbezirks, in dessen Verbande sich das transkaspische Land befand,[2]) bis zum turkestanischen

[1]) Ich war genötigt, nach Petersburg zurückzukehren, da ich in Merv die Nachricht vom Tode meines Vaters bekommen hatte. Der General Komarow beschloß, nicht über Kara-Bent, sondern über Serrachs nach Aschabad zurückzukehren, um keine Grenzstreitigkeiten mit Persien zu verursachen.

[2]) Das transkaspische Land untersteht jetzt dem turkestanischen Generalgouverneur.

Digitized by Google

Militärbezirk, dessen Bestandteile Chiwa, Buchara und das linke Ufer des Amu-Darja waren.

Diese Vereinigung erwies sich als besonders nützlich in der Kampfgenossenschaft am 18. März 1885 bei Kuschka. Das 3. turkestanische Bataillon und die Bataillone der transkaspischen Schützenbrigade konnten sich leicht vereinigen, um zusammen gegen den Feind vorzugehen.

Längs der Peripherie dieses neugebildeten Kreises legte sich wie eine Stahlkette die zentralasiatische Eisenbahn. Diese Eisenbahn verbindet direkt Krasnowodsk, Aschabad, Merv, Buchara, Taschkent und Orenburg. Nach dem bildhaften Ausdruck der Turkmenen schmiedet diese Bahn die turkmenischen Länder auf ewige Zeiten an das Reich des russischen Zaren.

Für die auswärtige Politik Rußlands hatte die Eroberung von Merv eine große Bedeutung. Es war die Vorstufe für die Teilung der Einflußsphären in Zentralasien zwischen Rußland und England. Wie schon oben erwähnt, hatte diese Einteilung Zentralasiens in Einflußsphären eine außerordentliche Bedeutung: sie beseitigte das einzige Hindernis zur freundschaftlichen Annäherung zwischen Rußland und England.

Die Verdienste des Generals Komarow wurden durch die Verleihung des Ordens vom Weißen Adler belohnt.

Ich wurde nach meiner Rückkehr nach Petersburg durch den Kaiser in einer Audienz empfangen, deren gnädige Liebenswürdigkeit nie aus meinem Gedächtnis entschwinden wird. Es stellte sich heraus, daß das Auswärtige Amt meine Briefe vom Feldzug Seiner Majestät unterbreitet hatte. Diese Briefe waren eine ganze Zeit die einzigen Nachrichten über unsern Feldzug, weil die offiziellen Verbindungen des Befehlshabers des transkaspischen Landes mit Petersburg sehr langsam funktionierten; sie nahmen den Weg über Tiflis und das Kriegsministerium.

Bald darauf wurde ich — trotzdem ich erst neunundzwanzig Jahre zählte — auf den verantwortlichen Posten des politischen Agenten (diplomatischen Vertreters. Anmerkung des Uebersetzers) in Buchara berufen. Die Wiederherstellung dieses Postens geschah in Verbindung mit der vollzogenen Pazifizierung Turkmeniens.

Die Besetzung von Merv wurde durch Allerhöchsten Befehl als Kriegsfeldzug bezeichnet mit der Verleihung der Medaille „Für die Feldzüge in Zentralasien“ an sämtliche Teilnehmer der Expedition.

Digitized by Google

Quousque tandem

Von einem österreichischen General

Gegenüber der Frage um meine Ansicht, ob ein nahes Ende des Weltkrieges bevorstehe, könnte ich mir's bequem machen, wenn ich die Antwort auf die Herstellung einer telephonischen Verbindung mit dem Himmel verwiese, — will aber doch untersuchen, ob und von wem die Frage auch auf Erden beantwortet werden könnte.

Von unsrer Seite, der kriegführenden, wohl nicht. Wollten wir mit objektiver deutscher Gründlichkeit untersuchen, wer am ganzen Kriege schuld ist, so dürften wir — da in der Geschichte wie in der ganzen Natur eines aus dem andern hervorgeht —, zu keinem Ende gelangen.

Praktischer wird es sein, zu sehen, was die verschiedenen Kriegführenden wollen; — nicht, was die Hunderte Millionen einzelner Verschiedenes möchten, sondern was die die Oeffentlichkeit maßgebend Beherrschenden selbst erklärt haben und erklären.

Auf unsrer Seite geht dies im Wesen nicht über die Sicherung eines dauernden Friedens für eine gedeihliche Existenz hinaus. Nicht von unsrer Seite wurde nationale und territoriale Expansion, Haß und Verderben gegen die andern gepredigt.

Was alles unsre Gegner verlangen, erstreckt sich, von wesentlichen Teilen unsrer Existenz angefangen, auf Teile der ganzen Erde. Es ist nicht klar, ob selbst die Maßgebendsten unter ihnen sich darüber ganz und ehrlich geeinigt haben, und ob nicht, wenn sie Sieger blieben, die Rauferei um die Beute und die Vorherrschaft erst recht losgehen würde. Aber das erscheint klar, daß die Frage der Beendigung des Krieges von ihrer Seite beantwortet werden muß.

Unsre unzähligen Gegner führen gegenüber ihren bisherigen Mißerfolgen die Unerschöpflichkeit ihrer Hilfsquellen auf der ganzen Erde ins Treffen. Da bleibt nur die Frage, wie lange auch die Geduld ihrer Völker unerschöpflich sein wird — die Frage für diese: was sie für die nie dagewesenen ungeheuerlichen Opfer an Gut und Blut bisher gewonnen haben und bei alledem für ihre wirklichen Lebensinteressen gewinnen könnten.

Es mag wundernehmen, daß man seit Kriegsbeginn von Taten der Anarchisten wenig merkt. Sie mögen wohl ruhig sich die Hände reiben, indem die den Krieg fort und fort Treibenden die Arbeit für jene besorgen. Denn je länger sich die Opfer mehren, die Verheerungen jeder Art überhandnehmen, das Elend wächst, um so kritischer wird die Abrechnung werden.

Es ist begreiflich, wenn diejenigen, die von langer Hand die Leidenschaften, die schlimmsten Instinkte der Völker geschürt und entfesselt, — letztere mit verschiedenartigsten Versprechungen, tönenden Phrasen belogen und dem Verderben zugeführt haben, sich um jeden Preis an die Machtgewalt klammern, um irgend

Digitized by Google

etwas zu erreichen, womit sie ihre Existenz wahren könnten; aber immer mehr drängt sich die Frage auf: Wie lange noch? Werden etwa einzelne der Führenden die Ueberfuhr nicht versäumen wollen und für einen Frieden zu haben sein, der dann die übrigen nach sich ziehen würde? Das kann auch davon abhängen, was ihnen von ihren Völkern in die Ohren klingt.

Es ist barbarisch und unklug, die Eigenschaften derjenigen, die wir zu bekämpfen haben, unverdient herabzusetzen. Aber ohne dieses zu tun, läßt sich aus mannigfachen Episoden erkennen, daß die uns bekämpfenden Scharen vielfältig nicht oder nicht mehr von jenem Bewußtsein, jenem Geiste beseelt sind, die wir an unsern Kämpfern im Ausharren gegen alle Uebermacht, in der Ueberwindung der außerordentlichsten Schwierigkeiten bewundern — weil der Volksgeist sich doch nur bis zu einem gewissen Grade am Narrenseile führen läßt, anderseits empfindet, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt.

Die verführten Völker selbst sollen sich der ihnen auferlegten Augenbinden und Maulkörbe entledigen — bei ihnen liegt es, einen dauerhaften Frieden zu erwirken; sie sollen die Frage stellen, die in der alten Weltsprache der große Römer dem hartnäckigen Verschwörer gegen die öffentliche Ruhe zurief: „Quousque tandem abutere patientia nostra!“

Uebersetzung nicht vorbehalten!

Der Niederbruch Rußlands

Von

Freiherr v. la Valette St. George

Drei Gespenster sind es, die sich drohend hinter dem wankenden Throne des autokratischen Zarentums erheben:

Das schwarze Gespenst der trauernden polnischen Nation, das rote Gespenst der sozialen Revolution und endlich in grauen, noch unsicheren Umrissen, aber von dem Kenner der Verhältnisse längst vorausgesehen und in den Kreis der politischen Berechnungen gezogen, das Gespenst der ukrainischen Frage.

Die polnische Frage wie die polnischen Verhältnisse sind in Westeuropa ziemlich genau bekannt, leben doch unzählige Polen, teilweise Nachkommen von Flüchtlingen aus den polnischen Aufständen, in mehr oder weniger freiwilliger Verbannung durch ganz Europa zerstreut, hat doch der polnische Sprachstamm eine außerordentlich umfangreiche, formvollendete und patriotisch fühlende Literatur, klingen doch die polnischen Wünsche und Hoffnungen, in taktvoller Weise ausgesprochen, von ihren berufenen Volksvertretern in den Reichstagen Deutschlands und Oesterreichs, in den Landtagen von Preußen und Galizien wider!

Wenn nun aber auch die Kenntnis des geschichtlichen Verlaufs der polnischen Entwicklung und der damit in Zusammenhang stehenden politischen Aspi-

Digitized by Google

rationen Gemeingut unsrer gebildeten Kreise geworden ist, so entziehen sich doch einige Momente der allgemeinen Kenntnis, die aber zum Verständnis der polnischen Frage außerordentlich wünschenswert sind.

So wird es zumeist nicht genügend gewürdigt, daß weder der Hüter der Ostmark, Oesterreich, noch das aufstrebende preußische Königreich, die Vormacht des Protestantismus in der bundesstaatlichen Entwicklung Deutschlands, ein sonderliches Interesse an der Zertrümmerung des wenig aggressiv auftretenden, politisch immer mit seiner Ostgrenze beschäftigten rein katholischen Polenreiches hatten.

Polen hat jahrhundertelang seine Aufgabe der Grenzwacht Europas, als kultivierte Vormacht der Westslawen, gegen den Ansturm der Tataren, Mongolen und schließlich der sog. Ostslawen — der stark mit mongolischen Elementen versetzten Großrussen — tapfer und erfolgreich erfüllt, allein oder verbündet und in Personalunion mit Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen, Schweden und Sachsen. Kleinere Extratouren, wie der Kampf mit dem Deutschen Orden, waren nur vorübergehende Episoden und haben zu keiner Aenderung in dieser Politik geführt, die auf der Verschiedenheit der religiösen Anschauungen, des allgemeinen Kulturstandes beruhte, und die auch vor allem in der reinen Defensivstellung gegenüber den Angriffen der Tatarenkhane von Krim, Dnjestr und Beßarabien her und der Ostslawen aus Moskau und Wladimirz an der Klazma begründet war.

Nachdem aber das Schwert versagt, versuchte die Ostmacht in dem oligarchisch regierten Wahlkönigreich seit Peter dem Großen ganze Parteien mit Versprechungen und noch beweiskräftigeren Mitteln ihren Zwecken gefügig zu machen. Katharina II. war auf diesem Wege so erfolgreich, daß der politische Ruin und die erste Teilung Polens erreicht wurde.

Um zu verhindern, daß ganz Polen eine Beute der ehrgeizigen und herrschsüchtigen Katharina wurde, mußte sich Joseph II. — vielleicht wider seinen Willen — an der Teilung beteiligen, und Friedrich der Große war zu dem gleichen Verfahren gezwungen, wenn er nicht die Russen vor den Toren Berlins und an der Grenze Pommerns sich ansiedeln sehen wollte.

Beide Herrscher waren sich wohl darüber klar, daß sie zunächst mit den territorial außerordentlich umfangreichen, schlecht verwalteten und verhältnismäßig wenig ertragreichen Gebieten, bewohnt von einer fremdrassigen und fremdsprachigen Bevölkerung, ihrem eignen Lande eine schwere Bürde auferlegen würden.

Um so mehr, da die umfangreichen Territorien eines sehr beträchtlichen Verwaltungskörpers und militärischer Hilfskräfte, die aus dem eignen Lande entnommen werden mußten, bedurften.

Die Schwierigkeit dieser Lage zeigte sich wohl am schroffsten bei der dritten Teilung Polens und dem damit verbundenen Aufstande, die sehr starke militärische Kräfte von preußischer und österreichischer Seite banden, welche dann bei der Niederwerfung der französischen Revolutionsarmeen fehlten.

Damals bedeutete der Osten für Oesterreich wie für Preußen mehr wie der Westen, auf den Osten wurde auch militärisch das Hauptgewicht gelegt, und die

Digitized by Google

erfolglose Kanonade von Valmy wie der Rückzug aus der Champagne, die Unmöglichkeit für die Oesterreicher, Belgien und das Elsaß zu behaupten, waren nicht zum wenigsten durch diese Umstände beeinflußt.

Heute sind die militärpolitischen Verhältnisse ganz ähnliche wie 1793 bis 1795. Auch heute handelt es sich um einen Krieg auf zwei Fronten für die alliierten Truppen Deutschlands und Oesterreichs.

Aber dank der glänzenden Organisation, schnellen Mobilmachung, vorzüglichen Taktik und Bewaffnung der verbündeten Truppen, dank der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, konnte heute dieser unvermeidliche Kampf mit ganz andern und berechtigteren Aussichten auf Erfolg aufgenommen werden.

Die ersten beiden Aufstände waren hauptsächlich von Adel und hoher Geistlichkeit, den eigentlichen Führern des Ancien régime in Polen, angestiftet und geleitet worden, aber schon 1793 zeigte sich der Einfluß eines neuen demokratischen Elements, das sich auf der intelligenten Mittelklasse und der niederen Geistlichkeit basiert, nach freiheitlichen Regierungsprinzipien und einer Konstitution verlangt und nun im politischen Leben der polnischen Nation zu immer größerer Herrschaft gelangt. Die Aufstände von 1831 und 1848 stehen unter diesem Zeichen, damals noch auf das opferwilligste und tatkräftigste unterstützt von der breiten Klasse der Kleinbauern.

Aber das Jahr 1862 bringt hierin einen völligen Umschwung.

Alexander II., der Zarbefreier, hebt die Leibeigenschaft auf, befreit die Bauern, wie alle russischen Regierungsorgane ausposaunen, gegen den Willen der polnischen Magnaten, obgleich doch gerade diese bereits 1831 und besonders 1848 eine freiheitliche Konstitution und Bauernbefreiung — vergeblich — von der russischen Regierung gefordert hatten.

Aber der einfache Bauer glaubt den Tatsachen, kennt nicht deren Beweggründe noch deren Geschichte, und sieht in Väterchen Zar seinen Befreier vom Joche der übrigens größtenteils sehr patriarchalisch lebenden Grundbesitzer.

Nur so ist es zu erklären, daß der polnische Aufstand von 1863, kaum aufgeflackert, aus Mangel an Enthusiasmus in der breiten Klasse des Volkes wieder erlosch, und daß viele Bauern Verräter an der eignen vaterländischen Idee wurden und Rußland Spionendienste leisteten. Auch heute oder erst recht heute konnte sich jeder Feldzugsteilnehmer überzeugen, daß der polnische Bauer im russischen Kongreßpolen großpolnischen, freiheitlichen Ideen vollständig apathisch gegenübersteht und diese letzteren hauptsächlich nur vom städtischen Mittelstande — soweit dieser überhaupt aus Polen besteht — und der Geistlichkeit gekannt und verfolgt werden.

Diese gebildete Mittelschicht ist aber in Polen weit geringer als in den westlichen Kulturstaaten, auch unverhältnismäßig stark mit vielfach politisch indifferenten jüdischen Elementen versetzt. Auch der Stand der Großgrundbesitzer sowie die zahlreichen, meist deutschen Fabrikbesitzer haben wenig Neigung und Vertrauen zu politischen Umwälzungen, da ihnen das patriarchalisch autokratische Russentum mit seinen gegenüber den Mächtigen dieser Erde sehr weitherzigen

Digitized by Google

Beamten viele Freiheiten gelassen hatte und geringe Besteuerung und das weite russische Absatzgebiet hohe Erwerbsmöglichkeiten gewährte. Auch in Preußen und Oesterreich hat sich das moderne Polentum mehr oder weniger gutwillig mit dem herrschenden Regierungssystem ausgesöhnt, in Galizien ist es sogar selbst zu einer unzweifelhaften eignen Herrschaft gelangt und hat mit ihr vielfach der österreichisch-ungarischen Politik im Innern wie nach außen seinen Stempel aufgedrückt.

Führende österreichische Diplomaten, wie Badeni und besonders Goluchowski, waren in erster Linie Nationalpolen, aber als solche treue Diener des Hauses Habsburg, wahre Freunde Deutschlands und Bewunderer seiner kulturellen Errungenschaften.

Die Schwierigkeit in der Entwicklung und Verwaltung Galiziens, der Stellung der österreichischen Polen bestand auch niemals in ihrem Verhältnis zum Hause Habsburg oder zu den anderen Völkerschaften der gemeinsamen Monarchie oder zum Deutschtum der engeren österreichischen Lande, sondern in ihren mehr oder weniger gewaltsamen Beziehungen zu einem anderen Slawenstamm — den Ruthenen oder Kleinrussen, die drei Viertel der Einwohnerschaft Galiziens für ihr Volkstum beanspruchen.

Wie noch jüngst der Führer des österreichischen Polenklubs öffentlich proklamierte, ist die Vereinigung des ungeteilten Kongreßpolens mit dem ungeteilten Galizien eine Conditio sine qua non für eine ideale Entwicklung der Zukunft nach dem Sinne der österreichischen Polen.

Ein ungeteiltes Galizien widerspricht aber absolut den Forderungen der Ruthenen, die ganz Mittel- und Ostgalizien für ihre Volksgenossen beanspruchen, gleichzeitig mit der Forderung eines unabhängigen kleinrussischen Staates mit dem Schwergewicht und Mittelpunkte in Kijew, der Nordgrenze am Narew und der Ostgrenze nach Charkow hin und weit über den Don hinaus.

Zweifellos wird diese „Ukrainerfrage" beim Friedensschlusse angeschnitten werden — vielleicht für Rußland in wenig erfreulicher Weise —, aber es dürfte heute noch verfrüht sein, sich in Utopien über ihre Lösung zu ergehen.

Es genügt, daß sie als Gespenst am dunkeln Wetterhimmel Rußlands auftaucht; die gehässigen Verfolgungen des russischen Beamten- und Polizeistaats gegenüber den „Mazeppisten" und „Ukrainzen", das Selbstbewußtsein weiter Kreise in Südrußland und der Ruf nach Befreiung vom autokratischen Joche des Zartums werden ein übriges tun, auch diese Frage nicht mehr einschlafen zu lassen.

Ursprünglich ist sie wohl eher eine innergalizische gewesen, beruhend auf dem religiösen und Rassengegensatz zwischen Ruthenen und Polen, und in den Karpathen auch den Madjaren und Rumänen. Zweifellos bilden die Ruthenen nach Rasse und Sprache mit den Süd- oder Kleinrussen, den Rotrussen und Donkosaken einen gemeinsamen Volksstamm, der heute fast 40 Millionen Menschen zählt, aber seit langer Zeit wohl sein Volkstum und seine innere Gemeinsamkeit vergessen hat.

Digitized by Google

Die Blütezeit des Ukrainer Stammes fällt in das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert. Damals bestanden eine Anzahl selbständiger, aber unter sich verwandtschaftlich verbundener Fürstentümer, die den äußeren Feinden, Tataren, den Großrussen und Polen geschlossen und kräftig gegenübertraten. Kijew im Osten, Halicz, Wlodymir, Cholm, Rowno, Ostrog im Westen waren die mächtigsten.

Der Fürst Danglo erhob 1245 Cholm zur Hauptstadt seines Landes, verlieh ihr wichtige Privilegien und machte sie zu einem Zentrum des Handels und der Kultur. Als Beherrscher der Lande von Wieprz und San im Westen bis über den Dnjepr im Osten wurde Danglo im Jahre 1255 vom päpstlichen Legaten Opiso zum Könige der Ruthenen in Drogitschyn gekrönt, mußte aber bald eine fürchterliche Verwüstung seines Reiches und Einäscherung Cholms durch einen Mongoleneinfall erleben.

Wieder aufgebaut, wurde Cholm Sitz eines ukrainischen Bistums, vieler Schulen und einer theologischen Fakultät, womit es ein Bollwerk des griechisch-unierten Glaubensbekenntnisses zunächst gegen das Polentum und später gegen die noch weit intolerantere russische Orthodoxie wurde.

Diese letztere erreichte es denn auch, daß der letzte griechisch-unierte Bischof von Cholm, Kusemskyi, 1875 seiner Würde enthoben und aus Rußland ausgewiesen wurde.

Der Bischofssitz wurde mit einem orthodoxen Prälaten besetzt, und nun begann das gewaltsame „Bekehren" der unierten Katholiken, von welchen zirka 200 000, um nur nicht orthodox zu werden, zur lateinischen Kirche übertraten, womit sie bei dem polnisch-nationalen Charakter der römisch-katholischen Kirche im Gebiete der Ukraine vollständig polonisiert wurden.

Danglo war vor den Mongolen durch den auch in diesem Feldzuge so heftig umstrittenen Engpaß von Skole zum König Bela von Ungarn geflohen und hatte dessen Hilfe angerufen, ja, war sogar in eine Art Lehensverhältnis zu ihm getreten. Seit dieser Zeit datierten enge Beziehungen zwischen Ungarn und Galizien, die sich noch durch eine Kinderheirat zwischen den Erben der Herrscherfamilien verstärkten.

Danglos Sohn Leo I. gründete als neue Hauptstadt Lemberg und verschob damit den Schwerpunkt des Reichs weiter nach Westen gegen die polnischen Lande zu. Unter ihm erreichte das Reich der Ukrainer durch Zusammenfassung der kleineren Fürstentümer — meist durch Erbschaft — seine höchste Blüte.

Nach dem Aussterben des Halicz-Wlodymirschen Fürstenhauses, der Romanowitsche, wurde das Land ein Wahlfürstentum und geriet bald in Abhängigkeit von den Großfürsten von Litauen und dem mächtig aufstrebenden Polenreich und dessen ehrgeizigem König Casimir dem Großen.

Den Schlußpunkt und die legale Krönung dieser Entwicklung bildet die Heirat der schönen, energischen und klugen Jadwiga, der Letzten aus dem alten Ruthenen- und Litauerstamm, mit König Wladislaus Jagiello von Polen.

Digitized by Google

Während König Wladislaus Jagiello sich das väterliche Erbe seiner Braut, Masovien und Litauen, im Norden eroberte, erstritt sich Jadwiga an der Spitze ihrer Heere im Süden ihre alten Stammlande Galizien und Lodomirien.

Seit dem Jahre 1401 sind diese letzteren als polnische Woiwodschaften von Krakau und Warschau aus regiert worden und haben alle Schicksale Polens geteilt.

Polnische Edelleute und Bauern, vielfach auch deutsche Bauern, wurden ansässig gemacht, die orthodoxe Kirche durch Anerkennung der päpstlichen Suprematie mit der von Polen anerkannten römisch-katholischen Kirche „uniert". Den ruthenischen Priestern wurde hierbei als wichtigstes dogmatisches Zugeständnis die Priesterehe gestattet. Nur die Bischöfe und Mönche blieben ehelos. Der Gedanke einer politischen Selbständigkeit ist nicht mehr erwacht, es sei denn in der sehr bald von Rußland niedergekämpften Erhebung Mazeppas, die mit der Katastrophe Karls XII. bei Poltawa im Jahre 1710 endete.

Der grausam 1775 niedergeschlagene Kosakenaufstand Pugatschews hatte eine noch lokalere und noch persönlichere Bedeutung.

Der Gedanke an die Zusammengehörigkeit aller Rotrussen, Ruthenen und Ukrainer tauchte erst im Jahre 1846 auf, als sich in Lemberg eine Gesellschaft zur Förderung ukrainischer Ideen bildete. Sie wurde unterstützt von einem griechischen Kloster bei Stanislau und einer seit alters in Lemberg bestehenden, vom griechischen Patriarchat aus Konstantinopel mit außerordentlichen Vorrechten ausgestatteten religiösen Vereinigung, der Stauroppigia.

Es ist klar, daß sich der einmal aufgetauchte Gedanke im Revolutionsjahre 1848 weiterverbreiten und konkretere Formen annehmen mußte.

Seit dieser Zeit haben sich seine politischen Tendenzen immer radikaler und sozialistischer entwickelt, mit einer ausgesprochenen Spitze gegen den polnischen grundbesitzenden Adel und die polnische lateinische Geistlichkeit gerichtet.

Das außerösterreichische Europa wurde wohl erst auf die neue Bewegung aufmerksam, als der Rassen- und Klassenhaß der Ruthenen in der Ermordung des verdienstvollen, höchst ehrenwerten und gerade den Ruthenen gegenüber durchaus unparteiischen Statthalters Grafen Andreas Potocki durch einen ruthenischen Fanatiker zum Ausbruche kam.

Das Jahr 1863 — als Jahr des polnischen Aufstandes in Rußland — verstärkte den Gedanken an eine unabhängige Ukraine und deren Wiederherstellung. Es begann eine starke Russifikation der intelligenten Kreise des Volkes, die Gründung der „Besida", des national-ruthenischen Theaters.

Die österreichische Regierung hatte sich diesen Bestrebungen — als Gegengewicht gegen das Polentum — gegenüber zunächst sehr wohlwollend verhalten.

Aber mit dem Jahre 1867 erhielt Galizien eine neue Konstitution und wurde dem Polentume ausgeliefert. Bei den Führern des Ruthenentums kann man zwei scharf getrennte und sich gegenseitig heftig befehdende Richtungen unterscheiden: Die „Ukrainzen" und die Moskwophilen oder Russophilen, welche das ganze Heil ihres Stammes in engem Anschluß an die russische Sprache,

Digitized by Google

Kultur, Sitte und Religion erblicken und das ruthenische Sprachidiom als einen geringwertigen Dialekt wenig schätzen.

Viele unter diesen wünschen auch einen politischen engen Anschluß mit „dem Mütterchen Rußland", aber keineswegs alle, besonders diejenigen in Galizien nicht, welche die zweifelhaften Segnungen dieser Kultur, dieses bis in seine Grundfesten faulen und despotischen Beamten- und Polizeistaates kennen.

Und die Zahl dieser „Russophilen", welche aus vollster Herzensüberzeugung im Verlaufe dieses Krieges angesichts der viehischen Kriegführung der Russenhorden und des kosakischen Mordbrennertums „austrophil" und, wir dürfen wohl mit einem gewissen Stolz sagen, „germanophil" geworden sind, scheint mir nach meinen eigenen Beobachtungen außerordentlich gewachsen zu sein.

Die ruthenischen Sympathiebeweise den beiden verbündeten Kaisern, ihren Feldherren und den verbündeten Armeen gegenüber kamen von Herzen und sprechen Bände.

Sie kamen ebenso von Herzen wie die Sympathiebeweise der galizischen Polen, die sich national, gesellschaftlich und wirtschaftlich wieder aufleben fühlten, als sie vom Joche der zügellosen russischen Soldateska und ihrer überaus verachteten Begleiterscheinung, der „Ochrana", der Geheimpolizei, die alle Schichten der Bevölkerung mit ihrem Gifte durchsetzt hatte, befreit wurden. Und doch sind gerade dieser russophilen Richtung gegenüber zu Anfang des Krieges sowohl in Ungarn wie in Galizien aus Vorurteil viele Fehler und Ungerechtigkeiten begangen worden.

Mußten sich sogar Armeebefehle gegen die vielfach bei der Truppe verbreiteten Ideen, daß jeder Ruthene ipso facto ein Russenfreund und Spion sei, richten. Die höheren Offiziere und Beamten beider Armeen wurden denn auch bald durch die außerordentlich gastliche Aufnahme bei der ruthenischen Intelligenz — Pfarrern, Bürgermeistern, Notaren — eines Bessern belehrt; für den einfachen, sprachunkundigen Soldaten war es schon schwieriger, sich mit dem Gedankengang und den Anschauungen des vielfach in vorsintflutlich patriarchalischen Verhältnissen lebenden ruthenischen Bauern abzufinden.

Das galizische moskwophile Ruthenentum hat niemals mit bedeutenden Schriftstellern die russische Literatur bereichert, wohl aber sind zahlreiche Kleinrussen wie Danilewski, Korolenko, Potapenko und manche andre Klassiker derselben geworden.

Man kann daher wohl behaupten, daß die Kleinrussen, welche das Heil ihres Stammes in der Anlehnung an die russische Sprache und Kultur suchten, in Rußland von dem Großrussentum vollständig aufgesogen wurden, in Oesterreich diese Anlehnung teils in idealer Weise — unter ausdrücklicher Betonung ihres österreichischen Patriotismus — anstrebten oder sich offen oder geheim dem großrussischen Panslawismus in die Arme warfen.

Und bei diesen setzte die panslawistische Propaganda der russischen bezahlten und freiwilligen Emissäre, des Grafen Bobrinsky und seiner Leute, ein.

Digitized by Google

Oesterreich hat diese Gefahr lange genug vorausgesehen, und nicht zum wenigsten bedeutet dieser Krieg ein Aufflackern dieses im geheimen lange schon schwelenden Feuers.

Durch die Roheiten seiner Kriegführung und die Krebsschäden seiner Verwaltung hat Rußland — hoffentlich für lange Zeiten — diese Flammen selbst gelöscht.

Gegenüber diesen mehr oder weniger russenfreundlichen Bestrebungen sah daher Oesterreich mit Befriedigung das Anwachsen einer andern Richtung — der Ukrainer —, der Verfechter einer großen, ungeteilten Ukraine vom Narew, Bug und San bis zum Don, unabhängig von Moskau und Petersburg, aber auch unabhängig von Wien. Nicht von Lemberg, denn Lemberg sollte einer der Angelpunkte des ukrainischen Staates werden!

Eigene ukrainische Literatur, eigene Kultur, Universitäten in Lemberg und Kiew, eigene Verwaltung, Kampf gegen das Polentum und den Großgrundbesitz wie gegen die lateinische Kirche, ein politisch-agrarisch-religiöses Programm wurden mit allen Mitteln durchzuführen erstrebt. Selbst mit dem Meuchelmord, im Falle Potocki, denn wenn man auch für die Tat des Fanatikers Siczynski nicht eine ganze Partei verantwortlich machen kann, so hat doch diese Partei — wenigstens bei ihren radikalsten Anhängern — den kleinrussischen Revolutionär und Anarchisten Drogomanow nicht abzuschütteln vermocht, der wegen seiner extrem sozialistischen Propaganda Rußland verlassen mußte und dann von Genf aus mit seinen Schriften die Kleinrussen gegen Rußland aufzuhetzen versuchte. Mazeppisten werden dort seine Anhänger genannt, weil sie in Mazeppa, dem Kosakenhetman, ihr geschichtliches Ideal sehen.

Und doch gab es Zeiten, in welchen dieser radikal-sozialistische Gedanke noch nicht so scharf hervortrat, in welchen Oesterreich in den ukrainischen Abgeordneten eine wirksame konservative Stütze gegen das Polentum sah und diese selbst „die Tiroler des Ostens" genannt wurden.

Auch heute gibt es unter ihnen noch gemäßigt, ruhig und patriotisch denkende Männer, in erster Linie der Metropolit von Lemberg, der ruthenische Erzbischof Graf Andreas Szeptycki, welcher mit außerordentlich diplomatischem Geschick die Gegensätze zwischen Polen und Ruthenen und innerhalb der letzteren zu mildern versucht hat.

Vielfach ist er mit Undank sowohl seitens der niederen Geistlichkeit wie auch der radikalen und freigeistigen Laienwelt belohnt worden; aber nicht zum mindesten wegen seines großen Einflusses und seiner unzweifelhaft austrophilen Gesinnung war es die erste Sorge der Russen, ihn als „Geisel" in die Gefangenschaft zu schleppen.

Die orthodoxen Popen sollten eben freies Spiel haben für ihre panslawistische und religiöse Propaganda. Dann sollten 300 000 Bauern aus dem russischen Osten herüberkommen, wenn das nicht half.

Gewiß hat es geholfen, denn mit diesen Drohungen sind auch dem dümmsten ruthenischen Bauern die Augen geöffnet worden.

Digitized by Google

Von der Scholle läßt er sich doch nicht vertreiben. Der einzige Poet des ruthenischen Sprachidioms — wie auch Mistral der einzige unter den Provenzalen geblieben ist — war Taras Szewczenko, und wie Mistral war er unzweifelhafter Patriot und bediente sich einer blumenreichen, formvollendeten Ausdrucksweise. Seine sehr freien Anschauungen auf moralischem und religiösem Gebiete haben ihm zwar Herz und Sinn der ruthenischen Jugend, aber keineswegs aller gebildeten Kreise und besonders nicht der Geistlichkeit gewonnen. Immerhin vermag man seinen poetischen Werken echte dichterische Begeisterung und Schwung und gerade heute aktuelle Berechtigung nicht abzusprechen.

So schreibt das führende ukrainische Blatt des Reichstagsabgeordneten Dr. K. Lewyckyi nach dem Scheitern der russischen Karpathenoffensive:

„Mit kühner Hand zerreißt der Dichter das einzige Band, das die Ukrainer jenseits der schwarzgelben Pfähle mit dem rassefremden Moskowiter verbindet: die äußerliche Zusammengehörigkeit mit der orthodoxen Kirche, indem er sich in offenen Schmähungen des erblichen Oberhauptes derselben, des Zaren, ergeht und die von Staats wegen geförderte Frömmigkeit als Heuchelei verhöhnt."

Man lese die gluterfüllten Proteste, die Szewczenko aus Anlaß des seinerzeitigen russischen Feldzuges gegen die Völkerstämme am Kaukasus, gegen deren Vergewaltigung wie gegen jegliche Knechtung der kleinen Nationen „zum höheren Ruhme des Zaren" geschrieben hat. Welch prächtige Aktualität gewinnen sie heute, wenn wir die Kunde von der enthusiastischen Begrüßung der siegreichen Türken als Befreier des Kaukasus vernehmen, und schon gar, wenn wir von dem stets deutlicher hervortretenden Mißerfolg des russischen Beutezuges nach dem österreichischen Galizien lesen! Ich kann mir auch keinen trefflicheren Kommentar zu den Dankmessen und Bittgesängen denken, die seit Wochen, ja Monaten in den russischen Kirchen abgehalten werden und am griechischen Neujahrstage ihren Höhepunkt erreichten, um durch den Zaren als den Vertreter Gottes auf Erden die Huld des Himmels für weitere russische Siege herabzuflehen, als die grimmigen Verse des ukrainischen Sängers:

„Viel Gotteshäuser und Kapellen
Mit Heil'gen, Leuchtern, rings erfüllt
Von Weihrauchduft; vor deinem Bild
Verbeugungen, die nicht zu zählen. —
Es gilt dem Raub an Menschengut,
Man betet nur um Blutvergießen,
Legt dann das Opfer dir zu Füßen,
Gestohlen aus des Feuers Glut."

Dann fährt der Leitartikel des „Ukrainischen Korrespondenzblattes" fort: „Die Ukraine, einst das Bollwerk Osteuropas gegen die Einfälle der Tatarenhorden und andrer asiatischer Völker, wie Oesterreich mit vollem Glanz es gegen die Türken gewesen ist, hat nach ihrer äußerlichen politischen Erschöpfung, die ihre Ursache in dem Fehlen eines selbständigen Staates hat, die größte historische Aufgabe aller Zeiten, die Bewahrung Europas vor der russischen Sturmflut, Oesterreich überantwortet, ohne darum ihre Teilnehmerschaft an diesem edlen

Digitized by Google

Werke aufzugeben. So mächtig in ihrer Wirkung auch die militärischen und polizeilichen Repressalien in den Händen der russischen Autokratie sein mögen, wodurch Ukrainer, Polen und Finnländer zur greulichen Schlachtbank gezerrt werden, an der die europäische Zivilisation zuschanden gehen soll, so gewaltig können sie nicht sein, daß es gelingen sollte, den innersten geheimen Widerstand zu brechen, den der durchschnittliche Russe aus Gleichgültigkeit gegen die Ziele der russischen Expansionspolitik, der Ukrainer aber aus Ueberzeugung, aus nationalem Widerstreit der Gefühle ihnen entgegenbringt.

In Stunden, wo große Entscheidungen auf dem Spiele sein werden, muß wie im Gesamtverlauf der künftigen Kriegsereignisse diese passive Resistenz der Gemüter gegen einen aufgezwungenen Kampf, der keinerlei Pflichtgefühl begleitet, in ungeahntem Maße zur Geltung kommen.

Die Politik des österreichischen Völkerhortes wird aufhören, bloß das Unbewußtsein der russischen Ukrainer auszufüllen, der gegenwärtige Krieg wird sie Schritt für Schritt der ersehnten Anlehnung an deutsche Kultur und österreichische Volksautonomie näherbringen und sie zu erklärten Pflegesöhnen der Zentralmächte machen.

Dann wird den in künstlich barbarischer Unkenntnis der hohen eignen Bestimmung erhaltenen Ukrainern Rußlands die Stunde schlagen, wo — nach den Worten ihres Landsmannes Kulisch — das panslawistische Blendwerk in ein Meer von Wissensfülle versinkt, dann wird die Macht gebrochen sein, die „vom Westen weg zum Osten hin uns drängt, mit Asiatentum uns droht zu schlagen!“ Daß dies gelinge, ist der Neujahrswunsch der österreichischen Ukrainer, die sich glücklich nennen, in freier Entschließung für diese Idee ihr Herzblut opfern zu dürfen“.

Ein gewaltiges, für Rußland vernichtendes Programm, ein drohendes Gespenst für die Zukunft. Der Anfang ist gemacht.

Die ukrainische Legion, die Freischützen, haben sich auf das tapferste bei der Verteidigung der Karpathen, ebenso wie auch die ruthenischen Huzulen der Bukowina, gegen die Russen geschlagen.

Die blutigen Verfolgungen der Ochrana, der russischen Geheimpolizei, gegen die Mazeppisten in Kiew, Odessa, Charkow und andern Orten stempeln die Ukrainzen zu Märtyrern und werben mit ihrem Blute immer neue Anhänger; das gehässige, rohe und brutale Verfahren gegen die Ukrainer Galiziens, besonders gegen die unierten Geistlichen, hat den Russen dort ohnehin jede Sympathie verscherzt, in den von Ukrainern bewohnten, durch die verbündeten Truppen okkupierten russischen Provinzen wird sich zweifellos in kurzem der Erfolg durch Massenaustritte zur unierten oder lateinischen Kirche und damit kirchliche Loslösung von Moskau als Vorbereitung zur politischen bemerkbar machen.

Es gibt also eine ukrainische Gefahr für Rußland. Und Rußland hat alle Ursache, dieselbe zu fürchten, um so mehr, wenn seine zügellosen Truppen weiter wie bisher auch den Kleinrussen gegenüber als Mordbrenner auftreten, um so

Digitized by Google

mehr, je weiter die verbündeten Heere der Zentralmächte siegreich gegen Kiew, die Hauptstadt der Kleinrussen, vordringen.

Die ukrainische Frage hat drei Entwicklungsphasen durchgemacht.

Zunächst war sie der schwarze Mann, die Drohung gegen die Aspirationen und Uebergriffe des Polentums.

Dann wurde sie von gewissenlosen panslawistischen Agitatoren für ihre dunkeln Zwecke mißbraucht, um Galizien in die russischen Hände zu spielen.

Jetzt wenden sich die Werkzeuge dieser verräterischen Politik gegen Rußland selbst.

Der großukrainische Gedanke treibt zum Abfall der kleinrussischen Provinzen. Ein großes kleinrussisches Reich soll sich an den Gestaden des Schwarzen Meeres erheben, mit den Kornkammern von Don und Dnjepr, den Handelsemporien von Odessa und Feodosia, den reichen Kohlenbecken am Asowschen Meere, den weinumkränzten Ufern der Krim mit dem historischen Sebastopol, dessen Besitz allein einst die Entscheidung eines ganzen Krieges bedeutete!

Wahrlich ein Gespenst, das seine Schatten weithin wirft und vor dem selbst das mächtige Rußland das Gruseln erlernen könnte!

Doch es zeigt sich vorläufig noch in nebelhafter Ferne, in vagen, schattenhaften Umrissen.

In weit kräftigeren Konturen umrissen, weit plastischer stürmt heran die dritte Gefahr für Rußland, das rote Gespenst.

Die alte Partei der Bakunin, Krapotkin und der Perowskaja, der Nihilisten, ist zwar nahezu ausgerottet, sie haben zumeist am Galgen oder in Sibirien geendet, aber die hungernde Intelligenz, wie die hungernden Arbeiter und landhungrigen Bauern sind geblieben, die mit Haß und Neid auf den Despotismus und das Ausbeutesystem einzelner herrschender, in wahnwitzigem Luxus lebender Kasten, Armeelieferanten und Beamtengruppen sehen.

Tagtäglich ist das Volk Zeuge der Bestechlichkeit seiner Tschinowniks und der Roheit, Verschwendung und Habgier seiner sogenannten gebildeten Kreise.

Die breite Klasse der Soldaten ist gegen ihre Offiziere erbittert, wirft ihnen militärische Unfähigkeit, Wohlleben, Schwelgerei, Feigheit und Diebstahl vor. Hohe Generale entblöden sich nicht, diesen Gegensatz zu schüren. Soll sich doch der Großfürst-Generalissimus in seinen Ansprachen vorzugsweise an die Soldaten gewandt und diese selbst zur Ermordung ihrer Offiziere aufgefordert haben, wenn sie diese fliehen sähen! Trieben sich doch in den Karpathen und an der Zlota-Lipa-Front offenkundig anarchistische Aufwiegler herum, die mit offiziellem Urlaub zu den polnischen Armeen weiterreisten, um ihre Propaganda weiterzuverbreiten!

Welches Schicksal wird Rußland nach der Rückkehr der Millionen aufgeklärter Gefangener erwarten?

Wer wird für das unsägliche Unglück verantwortlich gemacht werden, von dem das ganze russische Volk betroffen, weite Landstriche verwüstet wurden?

Gegen wen wird sich die Erbitterung richten, wenn erst die ganzen furchtbaren Menschen-, Material- und Kapitalverluste bekannt werden? Wenn der

Digitized by Google

russische Arbeiter brotlos wird, der russische Bauer, dessen Ernte auf den Feldern fault, erwacht?

Dann wird der Bauernaufstand, der in Kurland und Livland aus dem Jahre 1905 noch unvergessen ist, wieder auflodern; aber in andern, weiten Provinzen, denn im Baltenlande schirmt die deutschen Grundbesitzer und Kaufleute — hoffentlich auf recht lange — das Schwert unsrer Soldaten. Pogrome, Brand und Mord werden die russischen Großstädte verwüsten, und es sind keine Kosaken zur Stelle, um den Mordbrennern Einhalt zu tun!

Die Grundfesten der Zarenpaläste wie die goldnen Kuppeln der orthodoxen Klöster werden erschüttert werden, und aus dem Blute jedes Märtyrers der Ochrana werden Tausende von Rächern erstehen!

Dies blutige rote Gespenst erwartet Rußland nach einem unglücklichen Kriege, nach der Rückkehr der Reste seiner unglücklichen, irregeleiteten, mit Maschinengewehren zur Schlachtbank getriebenen Soldaten! Vielleicht noch früher.

Wird das offizielle Rußland, werden die verantwortlichen politischen und militärischen Leiter weitsichtig genug sein, Einkehr in sich selbst zu halten, ihrer Lage bewußt zu werden?

Die nächste Zukunft wird es erweisen.

Entwicklung

Von

Prof. Dr. Hugo Ribbert (Bonn)

Es ist eine Frage von vielseitigem Interesse, in welcher Beziehung die organische Welt im ganzen, der Mensch im besonderen zur Außenwelt steht, in welchem Maße er durch sie beeinflußt wird. Eins freilich ist selbstverständlich, die Organismen können ohne ihre Umgebung, zu der natürlich auch die übrigen Lebewesen rechnen, nicht leben. Aber sind sie etwa auch während der gesamten Entwicklung von den einfachsten Formen bis zum Menschen hin durch die Außenwelt umgestaltet worden und erfahren sie noch heute durch die äußeren Einwirkungen in ihren körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten eine Aenderung? Diese Frage mag uns hier etwas beschäftigen, aber wir wollen so vorgehen, daß wir die Antwort nicht schrittweise suchen, sondern voranstellen und weiterhin begründen und besprechen.

Die Umbildung, die Entwicklung des ganzen Weltalls erfolgt gemäß den ihm zukommenden Eigenschaften. Jedes neue Verhalten geht mit Notwendigkeit ausschließlich aus den Bedingungen hervor, die in dem vorher vorhandenen Zustand gegeben waren. Zwischen sie schiebt sich niemals von irgendwoher etwas ein, vielmehr läuft alles Werden, alles Geschehen in einem kontinuierlichen Zusammenhang ab, das Neue schließt sich immer wieder streng an das Alte an.

Digitized by Google

Wie mit dem Weltall in seinem vollen Umfange verhält es sich aber auch mit seinen Teilen, und so insbesondere mit der Entwicklung sowohl der lebenden Wesen in ihrer Gesamtheit (der Phylogenese) wie der einzelnen Individuen (der Ontogenese). Für die so außerordentlich vielgestaltige Umbildung der gesamten organischen Welt waren die in ihr liegenden Bedingungen maßgebend, und das einzelne Individuum gewinnt alle seine Formen und Funktionen auf Grund der ererbten Anlagen, die schon in der Eizelle in einer uns noch unverständlichen Weise enthalten sind.

Auf das vom Vogel abgelegte Ei wirkt, wenn sich in ihm das neue Individuum entwickelt, von außen eine bestimmte, auch mit dem Brutapparat herstellbare Temperatur, ferner der Sauerstoff der Luft, die Schwerkraft. Diese äußeren Bedingungen sind notwendig für die Entwicklung. Aber daß aus dem Ei ein ganz bestimmter Vogel mit allen seinen nicht nur der jedesmaligen Art zukommenden, sondern auch mit allen individuellen körperlichen und geistigen Eigenschaften sich herausbildet, das ist allein die Folge der in dem Ei gegebenen Anlagen, dazu tragen die äußeren Einflüsse, die sich ja auf die zahllosen verschiedenen Eier der einzelnen Vogelgattungen in der gleichen Weise geltend machen, nichts bei. Und bei allen andern Lebewesen verhält es sich natürlich ebenso wie bei den Vögeln. Die äußeren Einwirkungen auf den Embryo sind hier zwar, je nachdem die Entwicklung im Wasser, im Uterus oder sonstwie erfolgt, sehr mannigfaltig, aber sie ändern nichts an den von der Beschaffenheit des Eies abhängigen Bildungsvorgängen.

Dieses Verhalten der individuellen (ontogenetischen) Entwicklung findet sich nun in entsprechend abgeänderter Weise wieder bei dem Umbildungsprozeß der gesamten organischen Welt. Für ihn ist auch nur das maßgebend, was sich in den einzelnen Organismen findet und was in ihrer Gesamtheit von den einfachsten Formen bis herauf zum Menschen drin steckt. Und wie dort bei den Individuen die genannten äußeren Einflüsse für eine regelrechte Entwicklung notwendig sind, so auch hier teils dieselben, teils andre Einwirkungen in weit größerer Vielgestaltigkeit. Hier kommen neben der Temperatur und dem Sauerstoff in Betracht das Klima, das Leben im Wasser und in der Luft, auf Bäumen, auf Bergen, der Kampf ums Dasein mit andern Lebewesen, die vielseitig wechselnde Nahrung usw. Aber auch durch alle diese Umgebungsbedingungen werden die äußeren und inneren Formen der organischen Welt nicht hervorgerufen. Sie ergeben sich bei jedem Individuum, bei jeder Art wiederum aus der Beschaffenheit der Eizellen, und diese wiederum erhielten ihre Eigentümlichkeiten durch Vererbung von den Vorfahren und so in ununterbrochener Reihe immer weiter zurück bis zu den primitivsten Lebewesen. Ja, noch beliebig weit über sie hinaus bis in die Zeit, in der es noch kein Leben auf der Erde gab. Denn auch das, was damals noch allein, noch nicht in sich gesondert, vorhanden war, erfuhr Umwandlungen nur auf Grund seiner ihm innewohnenden Beschaffenheit, in der das Leben der Möglichkeit nach bereits enthalten war, aber nur gleichsam noch auf den Zeitpunkt wartete, in dem die äußeren Umstände sein Heraustreten

Digitized by Google

gestatteten. Dann aber mußte es sichtbar werden, denn nun waren alle die Bedingungen gegeben, die sein Werden notwendig mit sich brachten. Dazu war nichts Neues erforderlich, nichts, was irgendwie von außen hineingekommen wäre — wo sollte es auch herkommen! —, es sei denn, daß man sich vorstellen wollte, es sei durch eine schöpferische Tat dem „toten" Stoff eine Art von „Lebenskraft" eingehaucht worden. Aber das wären religiöse Anschauungen. Wir haben es hier mit einem geschlossenen Entwicklungsprozeß zu tun, und in ihm mußte alles, was zum Leben nötig war, schon vorher in einer uns freilich ganz unbekannten Form gegeben sein. Nur die Bedingungen, unter denen es sich geltend machen konnte, waren damals noch nicht vorhanden, und sie festzustellen ist das einzige, was wir wissenschaftlich zur „Erklärung" des Lebens tun können. Darüber hinaus gibt es für uns ebensowenig eine Erklärung wie bei der aus inneren Gründen erfolgenden Umbildung der ganzen organischen Welt und des gesamten Weltalls. Wir haben alles dies als gegeben hinzunehmen. Es ist ein aussichtsloser und irriger Versuch, wenn man das Leben dadurch verständlich machen will, daß man es, wie man es ähnlich auch bei der Zerlegung des einheitlichen Menschen in einen materiellen und einen geistigen Anteil anstrebt, künstlich in zwei Teile auseinanderreißt, in eine lediglich physikalisch-chemischen Regeln folgende Substanz und eine sog. Lebenskraft oder dgl., und wenn man dann hinterher diese beiden Teile — ein vergebliches Bemühen! — wieder zusammenbringen und aufeinander wirken lassen will. Es ist überhaupt merkwürdig, daß man glauben kann, man gewinne etwas für die Erklärung des Lebens, wenn man eine Lebenskraft annimmt, von der man nicht weiß, was sie ist, und sich weiter vorstellt, sie wirke auf toten Stoff und mache ihn in einer Weise lebendig, über die man wiederum nichts aussagen kann.

Aus den ersten Lebewesen entwickelte sich nun von innen heraus die ungeheure Mannigfaltigkeit der Organismen, ohne daß wir uns irgendwie denken könnten, wie alle diese Formen in den Anfangsgebilden vorgeahnt waren. Wir vermögen uns darüber ebensowenig oder, da es sich um eine weit größere Vielseitigkeit der Gestaltungen handelt, noch weniger eine Meinung zu bilden als bei der Eizelle, aus der wir hervorgehen und in der alle unsre Eigenschaften bereits angedeutet sind.

Wie ausschlaggebend aber für die Bildung der organischen Formen die inneren Bedingungen gegenüber denen der Außenwelt sind, mag wenigstens an einem Beispiele gezeigt werden. Die neben- und durcheinander im Meere schwimmenden Lebewesen, die wir Diatomeen nennen, zeigen einen so außerordentlich großen Formenkreis, daß es uns immer wieder in Erstaunen versetzt. Und doch haben sie sich alle unter genau den gleichen Verhältnissen eben im Meerwasser herangebildet, sie entstanden unter den gleichen äußeren Bedingungen. Daraus ergibt sich, daß die zahllosen Gestalten nur deshalb möglich waren, weil sie *von innen heraus* entstanden, weil in dem Stammgebilde, aus dem alle Diatomeen ihren Ursprung nehmen, die einzelnen Formen schon in irgendeiner Weise vorweggenommen waren.

Digitized by Google

Wie könnte es auch anders sein! Wie könnte die nicht auszudenkende Mannigfaltigkeit der organischen Welt durch die wenig wechselnden, sich immer wiederholenden Einflüsse der Außenwelt herbeigeführt sein. Wollte man es trotzdem annehmen, so schriebe man damit diesen Einwirkungen, die sich ausschließlich nach chemisch-physikalischen Regeln geltend machen, die Fähigkeit zu, Neues in die Lebewesen hineinzubringen, d. h. nach Art eines Schöpfers tätig zu sein. Aber vielleicht sagt man, so sei es nicht gemeint, man setze nur voraus, daß die Organismen durch die Umgebung veranlaßt würden, sich weiter zu entwickeln. Das wäre aber für unsre Frage nicht entscheidend. Denn wenn sich die Organismen, durch die Außenwelt gezwungen, weiterbilden, dann tun sie es doch nur deshalb, weil die Fähigkeit dazu in ihnen liegt, sie tun es auf Grund der ihnen zukommenden Bedingungen. Die Umgebung gibt dazu nur den Anstoß, und gerade darin ruht ihre Bedeutung.

Aber in der Phylogenese werden bestimmtere Zusammenhänge zwischen den Lebewesen und der Umgebung angenommen. Nach der Selektionstheorie sollen unter gleichartigen Organismen immer diejenigen überleben und sich fortpflanzen, die den Einflüssen der Außenwelt am besten entsprechen, ihnen besser als die andern widerstehen können. Da sie auf diese Weise ausgelesen werden und der Vorgang sich in jeder neuen Generation wiederholt, so findet mit jeder weiteren Stufe eine Vervollkommnung, eine Weiterentwicklung statt. Aber dabei tut doch die Selektion nichts andres, als daß sie die schon vorhandenen, besser entwickelten Individuen auswählt. Sie schafft nicht selbst die ausgeprägten Formen, die den einen Individuen vor den andern Vorteil gewähren, sie leistet dabei nicht das geringste. Sie benutzt nur das, was der eine Organismus durch seine eigne Leistung erzeugt und vollkommener zustande gebracht hat als die übrigen. Wenn ein Tier ein besseres Auge besitzt als seine Genossen und diese deshalb überlebt, so hat nicht die Auslese das leistungsfähigere Organ gemacht, sondern der Körper, dem es angehört, hat es aus eignen Mitteln hervorgebracht, und wenn, auf menschliche Verhältnisse übertragen, unter vielen Bewerbern um eine Stelle der am meisten befähigte sie bekommt, dann hat nicht die Aussicht auf sie die Befähigung erzeugt, sondern der Mensch hatte sie von Hause aus. Und wie die Auslese nicht die Verbesserung eines Organes bewirkt, so auch nicht dessen erste Anlage, die ja für das Leben des Individuums noch nichts bedeutet und deshalb der Selektion noch nicht zugänglich ist. Das Material, an dem die Auslese angreifen kann, muß ohne sie zunächst bis zu dem Grade ausgebildet sein, daß es funktionell verwertbar ist. Es entsteht aber nicht bei allen Individuen in der gleichen Weise und in der gleichen Stärke, und eben deshalb ist es der Selektion zugänglich. Diese Variabilität der ohne äußere Veranlassung neu auftretenden Formen hat der Theorie immer Verlegenheiten bereitet, weil für sie eine Erklärung nicht beizubringen war. Man mußte sie als zufällig gegeben ansehen. In Wirklichkeit leitet sie sich mit voller Notwendigkeit aus dem Innern des gesamten Entwicklungsprozesses ab, in dem alle Formen mit ihren Variationsmöglichkeiten vorausgeahnt sind. Die Organisation bringt also

Digitized by Google

allerlei Verschiedenheiten hervor und überläßt es der Außenwelt, das Brauchbare herauszusuchen. Unter andern Bedingungen, z. B. auf andern Weltkörpern, würde die Auslese andre Formen hervorrufen, als es auf der Erde der Fall ist. So können wir uns die Variabilität unbegrenzt denken.

Mehr nun als bei der Selektionstheorie hat, so scheint es auf den ersten Blick, die Umwelt bei den Anschauungen von Lamarck zu bedeuten. Hier soll sie die Organe der Lebewesen, indem sie deren stärkere Benutzung anregt, zur funktionellen Anpassung, d. h. dazu bringen, sich geänderten Außenverhältnissen so anzupassen, daß sie den neuen Ansprüchen genügen können und damit fortschreitend immer besser ausgeprägte und durch Vererbung fixierte Formen gewinnen. Aber was heißt denn Anpassung? Sie bedeutet (vgl. meinen Aufsatz in dieser Revue, August-Nummer 1915) nichts andres als bessere Ausbildung schon vorhandener Eigentümlichkeiten und Fähigkeiten. Sie liefert niemals etwas völlig Neues. Und wer macht denn die Anpassung? Doch zweifellos nicht die äußere Einwirkung, die ja nichts andres tut, als daß sie die Individuen veranlaßt, diesen oder jenen Körperteil kräftiger zu entwickeln oder sonstwie anders zu gestalten. Der Organismus selbst leistet alles, was für die Anpassung eine Rolle spielt, er ist es z. B., der den Muskel bei Anstrengungen dicker macht, die Umwelt bewirkt nur, daß er stärker arbeitet. Also erfolgt die Aenderung der Lebewesen auch hier auf Grund der in ihnen liegenden Bedingungen. Und wie die Auslese auf die Entstehung der ersten Anlage eines Organes nicht den geringsten Einfluß hat, so besitzt auch die Einwirkung der Außenwelt, die eine weiter entwickelte Form zur Anpassung veranlaßt, keine Bedeutung für deren erstes Auftreten. Anpassen kann sich nur, was schon funktionell brauchbar ist, die ersten Anlagen kommen aus dem Innern der Organisation.

Zu diesem Schluß kommen wir auch besonders deutlich bei Betrachtung der sog. Mutation, die zuerst bei Pflanzen studiert wurde und bei der es sich darum handelt, daß bei einzelnen unter zahllosen Angehörigen derselben Generation neue, gut ausgeprägte Eigentümlichkeiten auftreten und auf die folgenden Generationen erblich übertragen werden können. Aber diese Mutationen sind in keiner Weise die Folgen äußerer Einwirkungen. Denn sie entstehen ja nur aus einem kleinen Teil der Samen einer Mutterpflanze, die alle unter genau den gleichen Existenzbedingungen auskeimten und überwiegend in ihrer Beschaffenheit mit den Vorfahren übereinstimmen. Es liegt also auf der Hand, daß Mutationen sich nur aus Variationen der Keimzellen bilden können, die ihrerseits wieder auf die Beschaffenheit der Zellen der Vorfahren zurückführen und vielleicht durch Kombinationen bei der Befruchtung wirksam geworden sind. Also auch hier kommt allein ein Werden aus inneren Bedingungen in Betracht.

Wenn nun aber zu der aus den kleinsten Anfängen in allmählicher Steigerung langsam gewordenen oder zu den bei der Mutation mit einem Schlage gebildeten Formen eine funktionelle Anpassung hinzutritt, dann unterscheidet sich das Individuum, an dem die schärfere Ausprägung sich vollzogen hat, dadurch mehr

Digitized by Google

oder weniger deutlich von allen den andern, die sich nicht anpaßten. Um große Verschiedenheiten handelt es sich dabei freilich nicht, aber ein Mensch, der als Turner seine Muskulatur verdickt hat, bietet immerhin ein andres Bild als der Mensch, der sich nicht körperlich betätigte, und die Haut dessen, der sich dem Sonnenlicht lange ausgesetzt hat, ist ausgesprochen brauner gefärbt als die des Stubenhockers. So treten manche Eigentümlichkeiten schärfer zutage, und was auf diese Weise sichtbar wird oder sonstwie nachgewiesen werden kann, das nennen wir eine erworbene Eigenschaft. Und zwar bezeichnen wir sie deshalb mit vollem Recht als erworben, weil das verstärkte Merkmal durch die Tätigkeit des Organismus erzeugt, nicht aber ihm von außen aufgedrängt wurde. Mit einer Eigenschaft aber haben wir es deshalb zu tun, weil das in Frage kommende anpassungsfähige Merkmal das Individuum als zu einer bestimmten Art gehörig kennzeichnet, während es in seinem verstärkten Zustand das mit ihm versehene Lebewesen innerhalb der Art (z. B. durch größere Kräftigkeit der Muskulatur) von den andern unterscheidet. Danach ist also eine erworbene Eigenschaft ein im individuellen Leben über den durchschnittlichen phylogenetischen Fortschritt hinaus abgeändertes Artmerkmal. Aber würde man nicht auch ein völlig neues Artmerkmal so nennen müssen? Gewiß, wenn so etwas möglich wäre. Aber eine ganz neue, in der vorigen Generation nicht schon vorbereitete oder als solche vorhandene Beschaffenheit tritt als Folge äußerer Einwirkungen niemals zutage. Denn die Entwicklung der Arten erfolgt gewöhnlich im Verlaufe ungezählter Generationen, und von einer zur andern kann man die Umwandlung kaum feststellen. Wenn aber bei der Mutation das Neue mit einem Male sich einstellt, so handelt es sich, wie wir sahen, nicht um das Ergebnis des Einflusses der Umgebung, sondern um das, was sich aus Vorbereitungen der früheren Generationen ableitet.

Man darf sich nur nicht verleiten lassen, etwas eine neue Eigenschaft zu nennen, was keine ist. So darf man die verschiedenartigen Mißbildungen und alle Formen von Verletzungen durch äußere Gewalt und operative Eingriffe nicht dazu rechnen. Der Mensch hat eine Hasenscharte, eine Wirbelspalte, einen schiefgeheilten Knochenbruch, eine Narbe, aber alle diese Zustände sind keine Eigenschaften. Sie kennzeichnen ihn nicht als Menschen, sondern sind ihm unter mehr oder weniger weitgehender Störung seiner Artmerkmale von außen aufgedrängt. Dabei kann man im allgemeinen auch nicht sagen, daß der Mensch sie erworben hat, er hat meist nichts dazu getan, um sie sich zuzuziehen.

Nun gibt es aber doch auch solche Mißbildungen, die sich durch viele, ja ungezählte Generationen vererben und insofern zur Art zu gehören scheinen. Aber ich habe an schon genannter Stelle ausgeführt, daß sie trotzdem nicht zu Artmerkmalen werden. Und selbst wenn man sie innerhalb der aufeinanderfolgenden Reihen von Generationen als Eigenschaften ansehen wollte, so würde wieder der Charakter des Erworbenen fehlen, da sie ja in den einzelnen Individuen ohne deren Zutun lediglich auf Grund der vererbten Anlagen auftreten.

Digitized by Google

Wir sehen also, daß eine Eigenschaft ein allen Angehörigen einer Art gemeinsam zukommendes oder individuell besonders beschaffenes Merkmal ist und daß eine erworbene Eigenschaft nichts andres darstellt, als ein auf äußere Einflüsse hin abgeändertes Artmerkmal.

Mit solchen durch Anpassung erworbenen Eigenschaften hat es nun vor allem der Lamarckismus zu tun. Er nimmt an, daß die neuen Zustände sich vererben und daß, indem nun bei den neuen Generationen wieder eine noch weitergehende Anpassung in derselben Richtung erfolgt, die Arten sich allmählich umbildeten. Und gerade bei dieser Voraussetzung kann es sich bei den erworbenen Eigenschaften natürlich nur um sich steigernde Artmerkmale handeln, da nur sie den Fortschritt mit sich bringen können. Mißbildungen dagegen und Verletzungen würden niemals neue Arten machen können, da sie ganz außerhalb der Entwicklung liegen. Ihre etwaige Vererbung wäre daher für die Phylogenese gleichgültig. Aber man hat doch die Frage viel diskutiert, ob nicht auch derartige Zustände, die man dann fälschlich gern als Eigenschaften ansah, sich vererben könnten. Man dachte durch die Entscheidung dieser Frage Grundlagen zu gewinnen für die angenommene Vererbung der abgeänderten Artmerkmale, die, weil sie viel weniger auffällig sind als jene abnormen Zustände, sich weniger leicht untersuchen lassen. Aber es hat sich herausgestellt, daß Verletzungen und Mißbildungen, die infolge ungünstiger Bedingungen an den einzelnen Individuen zustande kommen, sich niemals vererben. Es fragt sich also nun noch, ob jene abgeänderten Artmerkmale es tun. Es gibt Gegner und Anhänger dieser Frage. Die Gegner können mit Recht anführen, daß bei tagtäglich sich einstellenden ganz besonders deutlichen und leicht wiederzuerkennenden Anpassungen eine Vererbung stets ausbleibt. So wird die Muskelverdickung der Turner, der Athleten, die Braunfärbung der Haut bei im Sonnenlicht lebenden Menschen, die durch andauernde Uebung erreichte körperliche Technik und höhere Ausbildung geistiger Fähigkeiten nie erblich übertragen. Auf der andern Seite aber können sich die Anhänger der Vererbung nur auf ganz vereinzelte experimentelle Angaben berufen, in denen zudem die Kriterien wenig sicher und andre Deutungen möglich sind und näher liegen. So hat man (Kammerer) bei Salamandern durch andre Lichtwirkung eine abgeänderte Färbung der Haut erzielt und diese Variation bei den Nachkommen wiedergefunden. Aber hier sind Einwände berechtigt. Es kann zunächst einmal so sein, daß die Lichtwirkung durch den elterlichen Körper hindurch die in ihm eingeschlossenen Keimzellen trifft und in deren Anlagen selbständig solche Aenderungen hervorruft, daß nun die Neugeborenen dieselben Farbeneigentümlichkeiten der Haut gewinnen wie die Eltern. Dann sind die neuen Eigenschaften also auch für sich als die Folge der gleichen Lichteinwirkung entstanden, sie sind aber nicht von den Eltern auf die Keime übertragen, also nicht im eigentlichen Sinne vererbt worden. Zum andern aber kann der Zusammenhang auch so sein, daß das Licht im elterlichen Organismus bestimmte chemische Umwandlungen veranlaßte, die einerseits in der Haut, anderseits, indem sie vermittels des Blutes auch auf die Keimzellen wirkten,

Digitized by Google

sich auch in diesen geltend machten und dort Verschiebungen in der Färbung, hier die entsprechenden Umbildungen der Keimanlagen hervorriefen.

Man darf dagegen nicht etwa geltend machen, daß es unverständlich sei, wie Licht, chemische Stoffe u. a. an den Keimen, in denen doch die späteren Eigenschaften nur gleichsam vorausgedacht sind, angreifen könnten. Denn auch, wenn man sich vorstellt, daß der Körper die in ihm eingetretenen Veränderungen irgendwie direkt auf die Keimzellen zu übertragen vermöchte, müßten diese ja als entsprechend veränderlich vorausgesetzt werden. Ihre Umwandlung aber bereitet ja deshalb dem Verständnis keine besonderen Schwierigkeiten, weil es sich eben nicht um das Auftreten neuer Eigenschaften, sondern nur um eine Verstärkung oder eine sonstige Abänderung schon vorhandener Arteigentümlichkeiten handelt und weil die Bedingungen, die für das Zustandekommen der gewöhnlichen durchschnittlichen Merkmale maßgebend waren, nur ein klein wenig weitergehend wirksam zu sein brauchten, um nun auch die verhältnismäßig geringfügigen Variationen der Keimanlagen herbeizuführen.

So gehen also alle Entwicklungen, alle Formbildungen, alle Anpassungsänderungen nur auf Grund der in der fortschreitenden Organisation gelegenen Bedingungen vor sich. Sie erfolgen allein von innen heraus, die sich umbildenden Formen wachsen gleichsam in die Umwelt hinein, die für sie nur die notwendige Voraussetzung des Werdens darstellt. Eine andre Außenwelt würde entweder die Organismen in ihrem Wachstum hemmen oder es ihnen unmöglich machen, oder sie würde aus ihnen, falls dazu in ihnen von Hause die Möglichkeit steckte, andere Gestaltungen gleichsam herauslocken. Solange aber die Bedingungen der Umgebung mit denen der Lebewesen und ihrer Aenderungsfähigkeit in Einklang stehen, geht die gesamte Entwicklung ohne Störung, harmonisch vor sich, und auch leichtere Aenderungen der äußeren Einwirkungen lassen die Harmonie deshalb bestehen, weil die Organismen sich ihnen anzupassen vermögen.

Alle Einwirkungen also, die sich auf die Organismen von außen geltend machen, locken aus ihnen nichts andres hervor, als was in ihnen drin steckt. Sie schaffen in ihnen nichts Neues. So kann denn auch die Erziehung beim Menschen nichts andres leisten, als die in ihm vorhandenen Anlagen nach Möglichkeit auszubilden (und die unerwünschten Eigenschaften durch absichtliche Vernachlässigung immer mehr in den Hintergrund treten zu lassen). Darauf beruhen ihre oft so großen Erfolge. Sie kann dagegen den Kindern keine neuen Eigentümlichkeiten einpflanzen. Und diese Gesichtspunkte gelten auch für die Wirkungen, die der Krieg auf den Menschen hat. Man spricht so gern davon, daß durch ihn neue Tugenden zutage träten, daß sich eine im Frieden nicht vorhande Begeisterung, Vaterlandsliebe, Aufopferungsfähigkeit zeige. Aber so sehr diese Tugenden zutage treten, so ist es doch ein Irrtum, wenn man hierin neue, durch den Krieg erzeugte Eigenschaften sehen will. Es handelt sich vielmehr darum, daß jene Tugenden, die im Menschen bis dahin schlummerten, geweckt und zur Betätigung gebracht werden, daß sie sich durch Anpassung an

Digitized by Google

die Verhältnisse des Krieges stärker entwickeln. Wenn sie aber bei den Deutschen in so besonders erfreulicher Weise sich geltend machen, so liegt es daran, daß sie bei ihnen schon vorher besser angelegt waren als bei den Angehörigen anderer Völker. Die allgemeine Begeisterung quillt also aus der inneren Beschaffenheit der Nation heraus, und den Anstoß zu ihrem Hervortreten gibt der Krieg.

Nun passen aber die inneren Bedingungen doch nicht immer zu den äußeren. Denn die Umwelt kann auch Einflüsse ausüben, die den Organismen eine Anpassung unmöglich machen. Sie kann so mannigfaltig in die Entwicklung eingreifen, daß die inneren Fähigkeiten der Lebewesen den Ausgleich nicht herbeiführen können. Was ist dann die Folge? Dann haben wir es wirklich nicht nur damit zu tun, daß die Außenwelt die Voraussetzung des organischen Werdens darstellt, sondern damit, daß sie in die Lebewesen hineingreift und in ihnen Aenderungen hervorruft. Dann aber entstehen Abweichungen von dem Bau, der die Art kennzeichnet. Es gibt je nachdem Mißbildungen oder Verletzungen oder Störungen im Gefüge der Organe, die wir degenerative nennen oder die den Tod von Teilen mit sich bringen oder von Entzündungen begleitet sind. Ist aber das eine oder das andre der Fall, so vermögen die Organe nicht mehr richtig zu arbeiten, und diese mangelhaften Funktionen werden subjektiv als Krankheiten empfunden und objektiv als solche beurteilt. Jede Wirkung also der Außenwelt, die an den Organismen tatsächlich etwas ändert, hat nicht Förderung der Art, sondern Krankheit zur Folge.

Derartige Störungen betreffen natürlich zunächst immer nur das einzelne Individuum, aber sie haben sich während der gesamten organischen Entwicklung von den ersten Anfängen bis zum Menschen herauf geltend gemacht. Denn niemals bestand eine vollkommene Harmonie zwischen Innen- und Außenwelt. Und bei den vielseitigen Einwirkungen der Umwelt wird es nicht selten auch zu Störungen der Keimzellen gekommen sein, die sich immer wieder auf die nächsten übertrugen und so zu den erblichen Zuständen führten. Diese, die beim Menschen in so großer Zahl auftreten, mögen daher zum Teil wohl schon bis in die ersten Anfänge der organischen Entwicklung, wenn auch natürlich nur in irgendwelchen Vorstufen, zurückreichen.

Nun erhebt sich aber die Frage, ob die Harmonie der Entwicklung, die ja tatsächlich nicht vorhanden ist, doch auch möglich gewesen wäre. Hätte nicht die organische Gesamtentwicklung stets in vollem Einklang mit der Außenwelt ablaufen können, so daß Krankheiten nicht hätten zustande kommen können? Man wird es sich kaum vorstellen dürfen. Denn als sich nach Aufhören des vorherigen einheitlichen Zustandes die organische und die anorganische Welt gegeneinander abgrenzten, war es bei der außerordentlichen Verschiedenheit der beiderseitigen Gebiete nicht zu erwarten, daß eine volle Parallelität der Vorgänge bestehen blieb. Auf der einen Seite das mechanische, unstete, oft stürmische Geschehen der anorganischen Natur, auf der andern das gleichmäßige, ruhige, langsame Fortschreiten der organischen Entwicklung. Da konnten Disharmonien

Digitized by Google

nicht ausbleiben. Dazu kam der Konkurrenzkampf der Lebewesen untereinander, der mit der Zahl der Arten notwendig zunahm und beim Menschen seinen höchsten Grad erreichte.

So aber wird es in der Hauptsache bleiben. Es sind Träume und fromme Wünsche, wenn man es für möglich hält, daß die Menschheit in näherer oder fernerer Zeit oder überhaupt jemals frei von Krankheiten werden könnte. Gewiß werden wir vielen, wie besonders den Infektionskrankheiten, immer besser zu begegnen lernen, aber daß wir sie jemals ganz vermeiden, daß wir außerdem die durch Gifte, durch mechanische und elektrische Schädlichkeiten, durch Hitze und Kälte bedingten Krankheiten sicher ausschließen könnten, daran ist nie zu denken. Es liegt eben im Wesen des Entwicklungsprozesses und in seinen Beziehungen zur Außenwelt, daß wir mit ihr niemals zu voller Harmonie kommen werden, und so muß die Entwicklung, die in der Vergangenheit von innen heraus zu der unendlichen Mannigfaltigkeit der Formen führte und in Zukunft das Werden der Individuen beherrscht, immer wieder einmal in den Einzelwesen vorübergehend oder für ein ganzes Leben gestört werden.

Aber sie geht ihren Weg weiter. Sie paßt sich den äußeren Bedingungen an, mit denen sie Einklang gewinnen kann, und sie läßt sich nicht beirren durch die schädlichen Einwirkungen, die zwar allerlei Störungen hervorrufen, aber das Wesen der Organisation unverändert lassen.

Der Mensch aber nimmt denkend an der Entwicklung Anteil. Er erkennt, wie sie bisher verlief, er sieht, wie sie sich während seines Daseins gestaltet, und er sucht sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sie künftig weiter vor sich gehen wird.

Seine psychischen Fähigkeiten aber sind auch ein *Ergebnis der Phylogenese*. Sie gelangten aus kleinen Anfängen zu der Höhe, die sie im Menschen haben. Ihre Funktion aber, die in der Aufnahme der äußeren Eindrücke und in deren Verarbeitung besteht, führt zu einem außerordentlich reichen Inhalt des geistigen Lebens, der an Vielgestaltigkeit den körperlichen Formen nichts nachgibt.

Die äußeren Eindrücke lassen sich in ihrem Werte für das psychische Leben dem der Nahrung für das körperliche vergleichen. Wie diese in dem Körper nichts Neues erzeugt, sondern an die Stelle der verbrauchten tritt und hier und da Anpassungen veranlaßt, so schaffen auch die äußeren Eindrücke im geistigen Leben *niemals völlig neue Eigenschaften*. Wohl aber kann bei ständiger Wiederholung der Einwirkungen und bei der durch sie veranlaßten Uebung eine schon vorhandene Fähigkeit erheblich gesteigert werden. Dann handelt es sich also auch hier um eine *erworbene Eigenschaft im Sinne eines geänderten Artmerkmales*. Sie vererbt sich aber auch auf psychischem Gebiete nicht. Was allein übertragen werden kann, das ist die gleiche Anlage zu irgendeiner Leistung, die dann natürlich auch bei den Nachkommen wieder durch Uebung steigerungsfähig ist. Wenn aber der Sohn mehr leistet, als der Vater von Hause aus vermochte, dann hat er nicht dessen erworbene höhere Fertigkeit ererbt, sondern selbst schon eine größere Anlage mitgebracht, die sich etwa aus einer Kombination väterlicher und mütterlicher Merkmale ergab.

Digitized by Google

Die geistige Entwicklung nun, die sich in der Gesamtheit der Lebewesen und in den einzelnen Individuen vollzieht, wird von ihnen als ein Drängen in die Zukunft empfunden, als ein Streben nach Vervollkommnung, als ein lebhafter Wille, ja als ein oft nicht aufzuhebender Zwang, an dem Werden der Menschheit mitzuarbeiten und sie auf eine höhere Stufe zu heben. Kann der Mensch diesem Triebe entsprechen, und in welchem Umfange kann er es? Es ist ihm nur insoweit möglich, wie die Höhe der in ihm jedesmal erreichten Entwicklung es gestattet. Darüber hinaus kann er nur träumen. Wie bei der körperlichen Umbildung auf jeder Stufe immer nur wieder ein kleiner Fortschritt gemacht wird, so auch bei der geistigen. Aber wie dort ein Spielraum vorhanden ist, der es den Individuen gestattet, sich bis zu einem gewissen Grade nach der Außenwelt zu richten, so auch hier. Die menschlichen Fähigkeiten und Bestrebungen erschöpfen sich nicht in einem scharf und eng umgrenzten Gebiet, sie haben ebenfalls Spielraum und vermögen sich anzupassen. Daher hat der Mensch das Bewußtsein, daß seine Leistungsfähigkeit nicht starr an bestimmte Schranken gebunden ist, er hat vielmehr die Empfindung, sich über den schon erreichten Zustand hinaus betätigen, an seiner Zukunft mitarbeiten zu können. Er fühlt sich frei, wenn es in Wirklichkeit auch die Entwicklung ist, die in ihm treibt, die ihn veranlaßt, in ihrer Richtung weiter zu streben, sie gleichsam zu unterstützen. Und in dieser Tätigkeit, in dieser Sorge für die kommenden Geschlechter, zumal für die nächsten, die ihn allein ernstlich interessieren können, findet der Mensch seine höchste Befriedigung. Besonders wirksam aber glaubt er der Entwicklung helfen zu können, wenn scheinbar unvorbereitet als eine Mutation eine neue Idee in ihm auftaucht, die sprungweise eine schnelle Förderung verheißt, die aber natürlich auch nicht unvermittelt erscheint, sondern aus den Bedingungen der voraufgegangenen Zustände abzuleiten ist.

Nun ist aber die erfolgreiche Betätigung der geistigen Fähigkeiten im Sinne irgendeiner Förderung der Menschheit nicht nur an die Beschaffenheit der einzelnen weiterstrebenden Individuen, sondern auch an die der Gesamtorganisation gebunden. Wenn der einzelne auch vermöge dieser oder jener besonders hochentwickelten Eigenschaft über das Durchschnittsmaß hinaus will, so scheitert er an seinen Mitmenschen, und nur wenn deren Ausbildung ein Mitarbeiten an seinem Streben möglich macht, kommt er zum Ziel. Der Erfolg bleibt also meist hinter den Erwartungen zurück. Die Gesamtentwicklung läßt sich nicht über das Maß dessen hinaus beschleunigen, was auf jeder Stufe in ihr angelegt ist, und so muß der Mensch sich mit der Hoffnung zufrieden geben, daß die Nachkommen von Generation zu Generation sich den Zielen nähern werden, die ihm vorschweben, und für deren Verwirklichung er selbst sich mit Erfolg nur so weit einsetzen kann und seinem inneren Drange entsprechend auch einsetzen muß, wie es die Höhe seiner eignen und der gesamten Entwicklung gestattet.

Digitized by Google

Vernichtungsstrategie

Von einem preußischen General

Als die Russen um den 10. August d. J. (5. August Warschau) die Weichsellinie zu räumen begannen, taten sie es nicht, ohne umfassende Verheerungen und Verwüstungen in Ortschaften und auf den Feldern auszuführen. Die Presse sah hierin eine Neuauflage des im Jahre 1812 den Franzosen gegenüber angewendeten Verfahrens. Man irrte insofern, als dieses tatsächlich älteren Datums ist. Schon zu Peters des Großen Zeiten gab General Scheremetjeff für den 1708 und 1709 gegen Karl XII. zu führenden Krieg folgenden Rat: „Den Feind in weite Räume fortziehen, aber ihn nicht aus den Augen lassen; bei dem Uebergange über die Flüsse ihn aufhalten, ihn durch ausgeschickte Parteien beunruhigen und schwächen; ihm die Mittel entziehen, sich mit Futter und Lebensmitteln zu versehen, kurz, obwohl weichend, ihn auf alle Art zu zwacken, zu entkräften und der Verstärkungen zu berauben, wozu die weite Entfernung von seinem Reiche beitragen sollte." Der Plan lag in den Umständen und wurde pünktlich ausgeführt, indem man das Land vor und auf den Seiten der Straßen, wo der Feind anrückte, verheerte und alles dessen beraubte, was dem Gegner zugute kommen könnte. Dieser Verwüstungsplan wurde treulich bis ins Innere des Landes fortgesetzt, brachte die Schweden durch Hunger aufs äußerste, wozu sich noch 1708 auf 1709 der starke Frost dieses wohlbekannten Winters gesellte, und überlieferte zuletzt die völlig zusammengeschmolzenen Tapfern dem Schwerte der Russen. (Friedrich v. Smitt.) Am 10. Juli 1709 bei Poltawa erlagen die übriggebliebenen 12000 Schweden den 50000 Russen. Der Gedanke des Rückwärtskonzentrierens unter Verwüstung des Landes ist also nicht von 1812, sondern hundert Jahre älter. Er ist aber 1812 auch gar nicht von Anfang an gehegt worden, sondern die Verhältnisse haben ihn im Laufe des Krieges herbeigeführt. Der aus jener Zeit bekannte General v. Phull (bis Auerstädt Oberst im preußischen Generalstabe), der Generaladjutant des Zaren, entwarf (nach Clausewitz) für den Krieg gegen Napoleon I. einen Feldzugsplan, in welchem der Gedanke, eigentlichen Widerstand erst im Landesinnern zu leisten, hervortritt, „weil man an der Grenze nicht stark genug sein würde. General v. Phull stellte daher die Idee auf, den Krieg von freien Stücken ein gutes Ende rückwärts nach Rußland hineinzuverlegen, sich dadurch den eignen Verstärkungen zu nähern, etwas Zeit zu gewinnen, ihn strategisch in Flanke und Rücken zu nehmen ..."

„Wenn man diese Idee," fährt Clausewitz fort, „so abstrakt aufstellt, so sollte man glauben, es sei der russische Feldzug von 1812 vollkommen darin enthalten. So ist es aber nicht. Der Maßstab macht im Kriege sehr viel. Was bei 100 Meilen Ausdehnung die größte Wirkung hat, kann bei 30 ganz illusorisch sein. Man kann nicht einmal sagen, daß Phulls Idee das Modell gegeben habe, nach welchem der wirkliche Feldzug später in kolossaler Größe

Digitized by Google

ausgeführt worden sei, sondern dieser Feldzug hat sich von selbst so gemacht ... Dagegen ist der Phullsche Plan allerdings die zufällige Veranlassung zu der Wendung geworden, die der Feldzug genommen hat." Aehnlich äußert sich Theodor v. Bernhardi in „Tolls Denkwürdigkeiten": „In Beziehung auf die Geschichte des Jahres 1812 ist besonders bemerkenswert, daß keinem der ausgezeichnetsten Offiziere des (russischen) Hauptquartiers zu Wilna, auch nur entfernt einfiel, die ungeheure Ausdehnung Rußlands zu Hilfe zu nehmen, was nachher im Laufe der Ergebnisse ganz von selbst und ohne daß jemand es beabsichtigt hätte, zur entscheidenden Hauptsache wurde."

Als im Juni 1812 die feindlichen Heere sich auf etwa 10 Meilen beiderseits des Njemen und in südlicher Verlängerung westlich Wolkowisk gegenüberstanden, war ihr Zahlenverhältnis 3 (Franzosen) zu 1 (Russe). Daß die Russen unter diesen Verhältnissen der Waffenentscheidung nach Phulls Vorschlage auswichen, ist begreiflich und natürlich. Sie gingen zum Teil (1. Westarmee, Barklay) vom Njemen in ein bei Drissa am linken Dünaufer mehr oder weniger befestigtes Lager. Als Napoleon I. Miene machte, sie in diesem südlich zu umgehen, um sie dann gegen die Ostsee zu drängen, wich die 1. Westarmee aus, ging auf rechtem Ufer stromaufwärts, trat aufs linke zurück, nahm die Straße nach Smolensk hinter sich und blieb in Erwartung einer Schlacht halten, „deren Napoleon bedurfte und die man im russischen Heere töricht genug war (bei den Stärkeverhältnissen), nicht weniger entschieden zu verlangen" (Bernhardi, „Tolls Denkwürdigkeiten").

Auch die 2. Westarmee (Bagration) war vor Jerôme und Davout hinter den Dnjepr gegangen. Barklay (1. Westarmee), der bis dahin auf Vereinigung beider Armeen auf linkem Dünaufer bei Witebsk gehofft und dort, wie gesagt, eine Schlacht liefern zu können geglaubt hatte, ging nun gleichfalls zurück. Beide Westarmeen vereinigten sich bei Smolensk. „Ganz von selbst", unter dem Druck des überlegenen Gegners, hatte sich das so gemacht. Vom Verfolgen eines Planes, den Gegner in das verwüstete Innere zu locken, ist keine Rede.

Alexander I. schrieb damals selbst Barklay:

„Ich kann nicht verschweigen, daß, obgleich bei Beginn der Feindseligkeiten es notwendig war, die Grenzen unsers Landes aufzugeben, ich doch nicht anders als mit Kummer sehen kann, daß diese rückgängige Bewegung sich bis Smolensk ausdehnt." Auch der Rückzug von Smolensk auf Moskau geschieht lediglich unter dem Druck des Ueberganges Napoleons über den Dnjepr bei Rasasna. Eines seiner chefs d'œuvre! Barklay wurde abgesägt, Kutusow folgte. Am 7. September stellte sich dieser zur Schlacht von Borodino. Unter Verlust von 50 vom Hundert der Heeresstärke mußten die Russen zurückgehen und durchschritten am 14. September das heilige Moskau. Aus dem rein militärischen Grunde der Unterlegenheit und ganz gegen des Zaren Wunsch, keineswegs aus

Digitized by Google

eignem Willen oder einem vorausbestimmten Plane folgend, waren Barklay-Kutusow 115 Meilen vor Napoleon zurückgegangen.

Das könnte ja auch heute sich ereignen. Es könnte darum um so eher geschehen, weil das Nachfolgen des Siegers im Hinblick auf Nachschub an Menschen, Material, Verpflegung und Munition sehr viel leichter möglich ist als vor hundert Jahren. Deshalb ist die Verwüstungsstrategie auch heutzutage so unzweckmäßig. Solange es sich um polnische Gebiete handelte, mag ja der Gedanke maßgebend gewesen sein, ein Land, das man beim einstigen Friedensschluß doch verliert, als Wüstenei zu überliefern. Jetzt sollte man aber damit aufhören, denn nun schädigt man Land, das man behält, ohne den Zweck zu erreichen. Die Eisenbahnen, von ihren den Heeren auf nahe Entfernungen nachgeschobenen Endpunkten aus unterstützt und verlängert durch Tausende von Kraftwagen, führen den Heeren der Zentralmächte alles, dessen sie zur Verpflegung und Munitionsergänzung bedürfen, nach. Unsere vorzüglich ausgebildeten Eisenbahn- und Pioniertruppen, eine ausgezeichnete Organisation (z. B. Schipperbataillone) leisten in Neuanlage und in Wiederherstellung von Schienenwegen und Straßen so Vorzügliches, daß heute anstandslos als möglich und durchführbar erscheint, was vor ein- oder zweihundert Jahren nicht möglich war. Man denke nur an die Leistungen im Zerstören und Wiederherstellen in Russisch-Polen im Oktober—November 1914! —

Rein operativ liegen die Verhältnisse ja völlig anders als vor hundert und zweihundert Jahren. In hohem Grade offensiv war diesmal das Verhalten der Russen von Kriegsbeginn. Ihre wiederholten Vorstöße nach Ostpreußen, gegen Schlesien, nach Galizien und Ungarn, denen der Wunsch, Berlin und Wien zu erreichen, zugrunde lag, bewiesen ganz andere Absichten und Pläne, als man sie 1812 hatte. Daß alles so anders kam, ist gegen die Absicht. Und auch in der Defensive wird — abgesehen von den Festungen — eine Zähigkeit, Hartnäckigkeit und Widerstandskraft gezeigt, die man nur sehr anerkennen kann.

Ferner darf nicht übersehen werden, daß die Zentralmächte in ihren militärischen Maßnahmen und Verfügungen sehr viel vielseitiger (in des Wortes eigenster Bedeutung) sein müssen, als Napoleon vor 103 Jahren es zu sein nötig hatte, dessen Kräfte der Nebenschauplatz Spanien doch nicht in dem Grade in Anspruch nahm, wie es heute fast ganz Europa in bezug auf die Machtmittel der Zentralmächte tut.

Namentlich die nichtdeutsche Presse zerbricht sich gegenwärtig den Kopf der deutschen Heeresleitung, ob nach endgültiger Erledigung des russischen Widerstandes in der Linie Kamenez—Rowno—Baranowitschi—Molodetschno—Wileika—Narotschsee—Riga sich der deutsche Vormarsch auf Moskau oder auf Petersburg richten werde. Ich glaube die Antwort ist eine sehr einfache, nämlich dieselbe, welche Clausewitz für Napoleons Verhalten vor einhundert Jahren gegeben hat. Der Kaiser wurde zum Marsche nach Moskau dadurch gezwungen, daß in dieser Richtung die feindlichen Hauptarmeen zurückgingen. Daß hierzu gehört hätte, auch noch in Moskau furchtbar zu

Digitized by Google

bleiben, hebt Clausewitz hervor. Ebenso aber betont er, daß das Herabsinken der Heeresstärken dem entgegenstand. „Schwinden der Ziffernstärke" nennt im „Leon Gambetta" Feldmarschall Freiherr von der Goltz diese Erscheinung. Auch gegen diese Folge langer Offensivoperationen würde uns unser geregelter Nachschub schützen.

Im übrigen kann man die Beantwortung der Frage „Wie weit?" getrost unserer Heeresleitung überlassen. Sie hat ihre Sache doch bisher ganz gut gemacht!

Die Zahl der Ortsnamen, welche Erinnerungen an 1812 weckt (vgl. Augustheft), ist größer geworden. Am 26. Juli 1812, also vier Wochen nach begonnenem Njemenübergang stand nach Clausewitz das X. französische Korps vor Riga und in Jakobstadt an der Düna. Bei ersterem hatten die Preußen unter Grawert (später Yorck) am 19. Juli bei Eckau Besatzungstruppen in die Festung zurückgeworfen. Das II. französische Korps stand bei Polozk, der Kaiser mit Garde, mit III. und IV. Korps und den drei Infanteriedivisionen des I. Korps sowie dem Kavalleriekorps Murats stand gegen Barklay (1. Westarmee), welcher das Lager von Drissa verlassen hatte, in der Gegend von Witebsk, das VI. Korps als Reserve um Uchacz, das übrige I. Korps bei Mohilew am Dnjepr gegen Bagration (2. Westarmee) zwischen Mohilew und Mstislawl, das V. Korps zwischen Mohilew und Beresino (Ort), das VIII. Korps bei Borissow, Schwarzenberg, welcher von Pruschany aus Pinsk am 13. hatte besetzen lassen, erst bei Slonim, das VII. Korps bei Chomsk gegen Tormasof bei Kobrin.

Verpflegungsschwierigkeiten stellten sich vor hundert Jahren bereits in der Mitte Juli um Wilna ein. So wurde beim III. Korps gerösteter Roggen an Stelle von Reis als Zutat verwendet. Die Roggenkörner werden in einem Befehle Neys als angenehm im Geschmack, gesund und nahrhaft empfohlen. $^3/_4$ bis 1 Pfund für den Kopf werden als genügend bezeichnet, den Magen zu füllen. Selbstverständlich wurden auch die Verpflegungsmagazine von den Russen vor dem Rückzuge verbrannt. Manchmal gelang es den Einwohnern, die Magazine zu erhalten. So berichtet Fabry in Campagne de Russie 1812: Beim Einrücken in Minsk am 8. Juli 1812 fand Marschall Davout (I. französisches Korps) große russische Magazine. Sie hatten (auf Veranlassung von Bagration) verbrannt werden sollen, aber der gute Wille der Bewohner und einige Geldopfer, welche sie den russischen Beauftragten gegenüber brachten, erhielten sie (die Magazine).

Digitized by Google

Dorpat-Jurjew[1])

Erinnerungen aus der Studienzeit

Von

Karl Mollenhauer

II.

Dorpat war eine kleine Mittelstadt, nichts Großstädtisches zeigte ihr Zuschnitt. Ihre akademischen Bewohner waren überwiegend kleinstädtischen oder ländlichen Verhältnissen entsprossen. Nur die Petersburger, Moskauer und allenfalls die Rigenser vertraten so etwas wie einen großstädtischen Typus. Das herrschaftliche Gut, das Pastorat, der bäuerliche Hof, die ländliche Kleinstadt, waren der Lebensraum, in dem die weitaus meisten ihre geistigen Schwingen zuerst geregt hatten und in dessen Bezirk die meisten auch wieder zurückzukehren bestimmt waren. Das gab die Erklärung für die ungemeine Wertung, die allem Geistigen zuteil wurde. Ein Abend, den etwa der seinerzeit so bekannte blinde Rezitator Türschmann veranstaltete, war ein Erlebnis, von dessen Vor- wie Nachwirkungen man lange zehrte. Der Aufenthalt, den ein reisender Gelehrter, wie etwa der Sinologe Grube, ein Bruder, wenn ich nicht irre, des bekannten Schauspielers Max Grube, in Dorpat nahm, war eine Höhenstunde reiner Freude, von deren Mitgenusse die Befreundeten keinen ausschlossen. Die kurze Anwesenheit eines solchen werten Gastes wurde zu freundschaftlichen Veranstaltungen einfachen Zuschnitts ausgenutzt, deren Teilnehmer sich einträchtig und freudig durch Mitteilungen aus der weiten und fernen Welt der deutschen Gelehrtenrepublik anregen ließen. Denn es war nicht zu verkennen, daß die Professoren, soweit sie als Forscher in Betracht kamen, ein wenig unter der Abgelegenheit zu leiden hatten. Ihren Veröffentlichungen fehlte es häufig an Schnelligkeit der Wirkung, so daß sie sich an dem Kampfe der Meinungen nicht immer mit der gewünschten Einläßlichkeit zu beteiligen vermochten. Der Bibliothek, der einst der deutsche Dichter und russische Generalleutnant Klinger als Kurator des Dorpater Lehrbezirks seine Fürsorge gewidmet hatte, und die das Andenken an diesen merkwürdigen Mann durch Aufstellung seiner kostbar gebundenen Werke in einer besondern Ehrenabteilung festhielt, fehlte es an Mitteln, um den Gelehrten das literarische Rüstzeug in dem nötigen Umfange zur Verfügung stellen zu können. Wie oft war es mir vergönnt, mich in den Räumen der in den ausgebauten Ruinen des Domes untergebrachten Bibliothek nach Gefallen umzusehen! Einer der Bibliothekare, der Kandidat und Kollegienrat Specht, ein schon etwas ältlicher Herr, ließ mir, nachdem mein Onkel mich ihm vorgestellt und bei ihm als Vermittler seiner jeweiligen, nicht geringen Bücherwünsche gleichsam akkreditiert hatte, eine große Freiheit der Benutzung, die ich dem freundlichen Manne jetzt noch danke. Kandidat wurde jemand, wenn er sein Studium durch eine

[1]) Vgl. September-Heft S. 311.

Digitized by Google

Prüfung zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht hatte, ohne jedoch die höheren akademischen Grade eines Magisters oder Doktors zu erwerben. Fiel diese Abschlußprüfung minder erfreulich aus, so gab es dafür den Titel eines graduierten Studenten, was ja als Ergebnis eines meist langjährigen Studiums nicht gerade viel war, aber immerhin besser als ein abschlußloser Abgang von der Universität, der nicht eben selten war. Ich führe das auf die Mittellosigkeit einer großen Zahl von Studierenden zurück.

Wenn Armut und Aussichtslosigkeit in erschreckendem Umfange auf den russischen Studenten, wie ich sie in Kasan und anderswo gesehen habe, lastete und ihr geringes Ansehen, ihr nach unsern Begriffen völlig unakademisches Gebaren und ihre politische Gefährlichkeit erklärlich machte, so fehlte dieser Zug der gänzlichen Mittellosigkeit und des mit völlig unzureichenden Kräften unternommenen Studiums trotz aller sonstigen Verschiedenheit in dem akademischen Bilde Dorpats doch nicht ganz. Zwei besonders bemerkenswerte Fälle sind mir in Erinnerung geblieben. Mit einem Kommilitonen, der sein Studium unterbrechen mußte, hatte ich mich zu einem zweispännigen Postschlitten zusammengetan, der uns bei scharfer Winterkälte und häufigem Pferdewechsel in sechsunddreißigstündiger Fahrt nach Riga brachte. Ich hielt es für ein Gebot der Höflichkeit, den Reisegefährten während meines Aufenthalts in seiner Vaterstadt zu besuchen. Hätte ich geahnt, unter welchen Verhältnissen ich ihn und die Seinigen antreffen würde, hätte ich den Besuch gewißlich unterlassen. In einem völlig ausgepfändeten Zimmer, in dem nur ein sonst ganz reichlich und gemütlich zugerichteter Kaffeetisch stand, war die durch mein Erscheinen peinlich überraschte Familie versammelt. Ich suchte so schnell als möglich einen halbwegs begründeten Abgang zu gewinnen. — Ein zweiter Fall betraf einen Studenten jüdischer Herkunft aus Goldingen im Gottesländchen Kurland. Der junge Mann war völlig mittellos; überdies hätte ihn seine Taubheit von einem aussichtslosen Besuche der Hochschule zurückhalten sollen. Ein groteskes, beinah vorgeschichtliches Hörrohr, das er mit sich herumtrug, war mehr ein Symbol seines Leidens als ein Mittel, es zu bekämpfen. Dieser hatte in seinem Drange, aus seiner trostlosen Lage erlöst und in eine verständnisvollere Umgebung versetzt zu werden, ein Bittschreiben an die historisch-philologische Fakultät gerichtet, wie es krauser und seltsamer diese gelehrte Körperschaft wohl nie bekommen hat. Neben rührenden Schilderungen seiner Not und unterwürfigen Bitten um Unterstützung seiner weiteren Ausbildung liefen als Proben seiner witzigen und humoristischen Veranlagung, die ihn als zweiten Börne oder neuen Jean Paul ausweisen sollten, die für eine Bittschrift unpassendsten Wendungen unter. So bemerkte er u. a.: Esel pflege man mit Disteln zu kirren, Gelehrte mit Zitaten; deshalb habe er deren so viele angebracht. Das war etwas für meinen Oheim, der für solche absonderlichen Erscheinungen eine gutmütige Schwäche hatte und unter unkenntlichmachender Hülle verborgene Vorzüge des Geistes oder Gemütes zu entdecken verstand. Er unterstützte den aus Goldingen wirklich herbeigerufenen Humoristen auf jede Weise und ließ sich durch sein wenig anziehendes Aeußere

Digitized by Google

nicht von der wohlwollendsten Förderung seines Innern abschrecken. Was aus dem Manne geworden ist, weiß ich nicht zu sagen.

Die öffentlichen Zustände der Provinzen und in weiterer Fernsicht die des Reiches, zu dem sie gehörten, waren sozusagen noch so unfertig, daß auf irgendeinen Platz, irgendeine Verwendung wohl zu rechnen war. Das seither viel angewandte Wort von den unbegrenzten Möglichkeiten konnte wohl auch für den Ersatzbezirk sozusagen und Wirkungsbereich Dorpats gelten. Der möglichen Laufbahnen gab es eine unbestimmbare Fülle; ihre unterste Stufe war die Hauslehrerstelle, die nicht nur von Theologen und Philologen gesucht und besetzt wurde. Die Durchdringung des Riesenreiches mit geistigen Kräften war noch so sehr im Rückstande, daß auf die Erbringung eines Qualifikationsbeweises für irgendeine Verwendung nicht mit der Sorgfalt und Aengstlichkeit gesehen zu werden brauchte und konnte, wie in Ländern, wo das Angebot die Nachfrage bei weitem übersteigt. Vor der geschlossensten oder ausgebautesten Laufbahn sahen sich die Angehörigen der theologischen Fakultät, obschon auch hier die Verhältnisse der lutherischen Kirche im russischen Reiche eine überaus große Mannigfaltigkeit der Stellen und Aemter haben entstehen lassen. Der vorwaltende Charakter der Fakultät wurde derzeit durch zwei in ihrer Art bedeutende, unter sich sehr verschiedene Männer geprägt, Alexander v. Oettingen und Baron Moritz v. Engelhardt. Sie stellten in ihrem gegensätzlichen Wesen gleichsam die leicht erkennbaren Hauptzüge des baltischen Adels dar, die geistvolle Vielseitigkeit und Anregbarkeit und anderseits die auf das Herrschen eingestellte Artung. Alexander v. Oettingen hat sich besonders durch seine moralstatistischen Untersuchungen hervorgetan, und neben seinem Lehrauftrage, der systematischen Theologie, mannigfache Ausflüge in andre Studiengebiete gemacht. So hatte er damals die „Lebensläufe" Hippels erneuert und einen aus freien Vorlesungen erwachsenen Kommentar zu Goethes „Faust" veröffentlicht, ohne sich freilich damit in der zünftigen Goetheforschung einen festen Platz zu erobern. Auf eine solche Wirkung ins Breite legte es der Kirchenhistoriker v. Engelhardt nicht an; ihm lag am Herzen, den theologischen Nachwuchs bei der Stange zu halten, den Einfluß schädlicher Neologie abzuwehren und das Schifflein der heimischen Kirche durch die drohenden politischen Stürme zu steuern. Sein schroffer Ernst hatte etwas Ehrwürdiges und Gebietendes; ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht, daß er für die schöngeistigen Bestrebungen seines Freundes viel Sinn gehabt hat. Tüchtige Kenntnis der Väter schien ihm wohl nützlicher und wichtiger als die feinsinnige Deutung einer „Faust"stelle, und er mochte denken, daß den jungen Theologen, namentlich estnischer oder lettischer Herkunft, bibelfeste Gläubigkeit mehr fromme als allzu genaue Bekanntschaft mit der gefährlichen Gedankenwelt des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts. Praktisch mochte dies auch richtiger gedacht sein. Denn für den Beruf der Seelsorge an den doch vorwiegend estnischen und lettischen Gemeinden empfahl sich schwerlich ein allzu hoch genommener Gedankenflug. Wenn man sich solche Gemeindeglieder und der Seelsorge Befohlene vorstellen will, muß man sich etwa Gestalten aus den

Digitized by Google

Gebhardtschen Bildern vergegenwärtigen, die den Typus des estnischen Volkes sprechend wiedergeben. Solche Erscheinungen konnte ich fast täglich aus nächster Nähe beobachten. Denn vor meinem Zimmer, das auch von der Hofseite über eine Treppe zugänglich war, saßen häufig ein paar alte Bettler und sangen mit halblauter, müder Stimme mir durchaus unverständliche, überaus eintönige, schwermütige Weisen. Ueber ein paar Kopeken waren sie höchlich beglückt, aber die Gabe machte meist ihrem Vortrage keineswegs ein Ende; dazu gehörten stärkere Beweggründe. Wenn nun auch diese Greise durchaus nicht den Maßstab für den Wohlstand der bäuerlichen Bevölkerung abgeben sollen, so gaben sie mir doch eine Vorstellung von dem geistigen Stande ihrer Volksgenossen. Und da möchte ich meinen, daß zu deren Unterweisung die Engelhardtsche Zucht und Schulung vortrefflich anzuleiten vermochte. Er konnte wohl die Erinnerung an jene streitbaren Dorpater Bischöfe der mittelalterlichen Vorzeit wecken, bei denen die Bekehrung des Landes zum Christentume Hand in Hand mit seiner Unterwerfung ging. Dabei war die wissenschaftliche Anregung, die von ihm ausging, stark und nachhaltig; die bekannten Gebhardt-Harnack-Zahnschen Texte zur Kirchengeschichte lassen sich, soweit die Mitherausgeber Gebhardt und Harnack in Betracht kommen, auf die Einwirkung zurückleiten, die von dem Dorpater Kirchenhistoriker ausging.

Ueberhaupt ist auffallend, eine wie große Zahl ehemaliger Studiosen der baltischen Hochschule in allen Zweigen der Wissenschaft Inhaber akademischer Lehrämter von hohem Rufe und Ansehen geworden sind; ich nenne, ohne zu suchen, in zufälliger Anordnung noch die Namen Bonwetsch, Haller, v. Bergmann, Ostwald usw. Ich möchte für diese Erscheinung neben andern Ursachen die geltend machen, daß in den Kreisen, aus denen diese Männer stammten, das, was man wohl Staatsgesinnung genannt hat, im eigentlichen Sinne nicht wohl zu Hause sein konnte, und daß deshalb als Betätigungsfeld des Ehrgeizes und des Strebens die Beamtenlaufbahn und der Staatsdienst wegfiel. Die Mitarbeit an der gelehrten Forschung übte deshalb einen um so höheren Reiz aus, als überhaupt der geistige Genuß, wie schon früher angedeutet wurde, für manche Mängel des Daseins entschädigend eintreten mußte und ideale Güter ungemein hoch gewertet wurden. Carlyle hat das Wort und den Begriff der Heldenverehrung in Umlauf gesetzt. Etwas Derartiges, auf die Männer der geistigen Arbeit angewandt, fand sich in den Kreisen nicht nur der Universitätsverwandten in hohem Maße ausgeprägt. Namen wie der Karl Ernst v. Baers und Viktor Hehns wurden mit bewundernder Verehrung genannt und, was ja auch bezeichnend ist, die jungen Mädchen wandten ihre Teilnahme und ihren ermutigenden Beifall eher einem jungen Gelehrten und Doktor zu, als den Aussichten etwa eines Offiziers oder Assessors.

Nach der Weise der alten Studienordnungen mußten sich die Theologen eine gründliche philosophische Durchbildung aneignen; aber auch die Prüfungsvorschriften der historisch-philologischen Fächer verlangten den Nachweis nicht nur oberflächlicher Bekanntschaft mit den philosophischen Disziplinen, namentlich

Digitized by Google

der Logik. So fiel meinem Oheim ein nicht unwesentlicher Anteil an der geistigen Schulung eines großen Teiles der Studierenden zu, um so mehr, als auch viele, für die die Philosophie nicht Zwangsfach war, seine Vorlesungen aufsuchten. Es ist hier nicht der Ort und es steht mir auch nicht an, den bedeutenden Einfluß zu schildern, den er viele Jahre hindurch auf den allgemeinen Bildungsstand der baltischen, zur Führung berufenen Jugend ausgeübt hat. Unerläßlich scheint mir nur die Bemerkung, daß er vermöge seiner Herkunft aus einem der deutschen Kleinstaaten, in dem eine hohe Kultur von alters her heimisch war, eine für einen Philosophen sehr glückliche Freiheit und Unvoreingenommenheit des Standpunktes mitbrachte, die es ihm ermöglichte, auf dem in fast jeder Beziehung sehr heißen Boden seine Unabhängigkeit zu wahren. Bevorzugte äußere Umstände erlaubten ihm, eine überaus weitherzig aufgefaßte Gastlichkeit zu pflegen, wofür er den Sinn, das Talent sozusagen und das Vorbild aus dem elterlichen Hause überkommen hatte. Sein reiches Wissen, die Gabe reizvoller Unterhaltungskunst, sein weitgespanntes Interesse und nicht zuletzt sein sprühender Humor, eine Mitgift, meines Erachtens, seiner braunschweigischen Heimat, machten die Abende im Teichmüllerschen Hause zu sehr gesuchten Veranstaltungen.

Nicht weit von meines Oheims Vaterstadt war Leo Meyer zu Hause, der Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaften und der Germanistik. Er verlieh durch sein bedeutendes Wissen der Fakultät großes Ansehen, auch namentlich in den Kreisen der russischen Gelehrten, die um die Aufhellung der sprachverwandtschaftlichen Verhältnisse der vielen fremdstämmigen Völkerschaften Rußlands bemüht waren, wie er seinerseits wieder reiche Anregungen durch die nähere Berührung mit dieser bunten Mannigfaltigkeit für seine vergleichenden Untersuchungen empfing. Er war langjähriger Präsident der „Gelehrten estnischen Gesellschaft" und als solcher aufs engste mit den Kreisen verbunden, in denen die Erforschung der heimischen Vorzeit gepflegt wurde, namentlich auf den Gebieten der Siedlungsgeschichte und der besonderen Volkskunde, die man später nach dem Vorgange des Engländers Thoms Folk-Lore zu nennen sich bequemte. Leo Meyer wurzelte dank dieser Hingabe an die Arbeit des Geschichtsvereins, wie wir ihn nennen würden, wohl von allen aus dem „Auslande" stammenden Professoren am festesten in der neuen Heimat, ohne jedoch politisch hervorzutreten. Erst in hohem Alter hat er seinen Wohnsitz nach Göttingen verlegt, dem Ausgangspunkte seiner Gelehrtenlaufbahn. Seine ehrwürdige Erscheinung stellte das vornehme Bild des deutschen Professors dar. In dem Talare des deutschen Hochschullehrers würde er sich ungleich besser ausgenommen haben, als in der vorgeschriebenen Dienstuniform, die die Dorpater Professoren bei feierlichen Anlässen nebst dem Galanteriedegen zu tragen hatten.

Vormals waren auch die Studenten uniformiert gewesen, und es hatte einen langen und hartnäckigen Kampf gekostet, bis diese dem akademischen Wesen nach unsern Vorstellungen so fremde Bestimmung endlich aufgehoben wurde. Es mögen anläßlich dieser Erwähnung hier einige Mitteilungen über das äußere Leben der Dorpater Studenten und ihre geselligen Verhältnisse folgen, da diese

Digitized by Google

ganz erheblich von denen an deutschen Hochschulen herrschenden abwichen und deren Kenntnis für die Beurteilung der baltischen Zustände überhaupt unerläßlich ist.

Denn die korporative Zusammenschließung, die das akademische Leben beherrschte, übertrug sich weithin wirkend auf das Philisterium und war tatsächlich eine politische Macht. Der Widerstand, den die russische Regierung Jahrzehnte hindurch den Studentenverbindungen entgegensetzte, und das Mißtrauen, das sich dagegen immer wieder geltend machte, war vom Standpunkte der Russifizierungsabsichten gesehen begründet.

Wenn man nicht wirklich gewillt war, der deutschen Bildung die Eingänge in das Reich zu öffnen und das bildsame Volk sich von ihr durchdringen zu lassen, vielmehr darauf ausging, mit allen Mitteln die Fremdstämmigen mit dem Slawentum zu verschmelzen, so war die Genehmigung der Statuten und Satzungen der Dorpater Korporationen ein Rechenfehler oder ein Beweis dafür, daß man derzeit noch nicht recht wußte, wohin die Reise gehen sollte, und daß noch zwei entgegengesetzte Richtungen um die russische Seele rangen. Eine Herabdrückung der baltischen Studenten auf den Standpunkt der Besucher oder Schüler der russischen Universitäten, deren Einrichtungen man kaum mit den unsern vergleichen kann, hätte im Plane der russischen Unterdrücker gelegen; so gab man den verhaßten Deutschen mit Zulassung ihrer akademischen Verbindungen eine Macht, deren ganze Bedeutung im vollen Umfange wohl nur wenige ganz feine Kenner der Verhältnisse überblickten.

Man kann diese Verbindungen schwer mit verwandten Verbänden auf deutschen Hochschulen vergleichen, weshalb denn auch meines Wissens nie der Versuch hervorgetreten ist, sie etwa mit diesen in Zusammenhang zu bringen und ihnen dadurch einen stärkeren Rückhalt zu geben. Ihren eigenartigen Charakter gab ihnen ihr durchaus landsmannschaftlicher Ursprung. So bestanden als führende Verbände, möchte ich lieber sagen als Verbindungen, die Curonia, Estonia, Livonia und die Fraternitas Rigensis, deren Ersatzgebiet ja mit ihrem Namen hinlänglich bezeichnet ist. Jüngere Anläufe zu Zusammenschlüssen, die umfassendere oder andre Grundlagen suchten, übergehe ich hier, weil sie die wesentlichen Züge des Bildes nur verwischen könnten. Natürlich haben auch die Hauptkorporationen nicht alle eine völlig gleichförmige und gradlinige Entwicklung durchgemacht, die entscheidenden Merkmale sind ihnen aber gemeinsam. Und wenn es auch nicht an Ansätzen zu Ueberheblichkeiten u. dgl. gänzlich fehlte, so fühlten sich doch alle Zugehörigen als durch die gemeinsame Grundlage des Burschentums eng verbunden. Allzu stark waren die Widersacher ihres abgesonderten Burschenstaates, als daß sie nicht die zwingende Notwendigkeit des grundsätzlichen Zusammenhaltens empfunden hätten. Band und farbige Mütze waren wie bei uns die sondernden Abzeichen, mit der Abweichung indessen, daß die Mütze, je abgenutzter sie aussah, die desto längere Zugehörigkeit bewies. Mehrere Garnituren zu haben war nicht üblich; dieselbe Mütze begleitete den Burschen durch sein manchmal recht langes akademisches Leben. Der Tag, wo

Digitized by Google

er sie erhielt, war ein Höhentag seines Daseins. Nicht alle erhielten sie, und viele erst spät. Unter dem Namen von Fechtbodisten konnte man in einem minderen Grade der Zugehörigkeit Mitglied sein und bleiben. Diese trugen eine unscheinbare schwarze Mütze, die auch sonst üblich war; mit einem steifen, schwarzen Hute wäre man aufgefallen. Auch diejenigen, die keiner Korporation angehörten, waren doch bei einer von ihnen eingeschrieben, um vorkommendenfalls durch sie ihr Recht wahrnehmen zu lassen. Das hing mit einer Einrichtung zusammen, die in hohem Maße für den guten Geist der Dorpater Studenten und ihr Gefühl für Recht und Billigkeit zeugte. Jeder nämlich, auch die Mitglieder der Korporationen, konnte die Erklärung abgeben, daß er Antiduellant sei. Geriet er nun in einen Ehrenhandel, so konnte er doch vor dem allgemeinen Burschengerichte Genugtuung erhalten. Selbst der ausgesprochenste Duellant mußte sie ihm durch Abbitte gewähren, wenn er der Beleidiger gewesen war. Ein Antiduellant mußte sich natürlich vor leichtfertigen Kränkungen hüten; ein sehr fein abgestuftes System von Ehrenstrafen konnte bis zur Ausschließung führen. Meines Wissen waren nur unter den Kurländern keine Antiduellanten, sonst waren nicht selten gerade sehr angesehene und einflußreiche Burschen Gegner des Duells. Unter diesen Umständen gab es keine Bestimmungsmensuren, der Zweikampf war immerhin eine ernsthafte Sache. Trotz der großen Mitgliederzahl war der Zusammenhalt in den Korporationen ungemein entwickelt. Denn ein Wechsel der Universität, der in Deutschland so häufig Befreundete trennt, kam hier nur in seltenen Fällen vor; die meisten blieben während ihrer ganzen Studienzeit, die überdies lang genug bemessen war, vereinigt. Das gesellige Zusammensein war auf die Korporationshäuser, in denen Luxus nicht zu finden war, beschränkt oder wurde in kleineren Kreisen in den Wohnungen gepflegt. Das Wirtshausleben, das auf deutschen Hochschulen eine so große Rolle spielt, war so gut wie unbekannt. Die Trinksitten hatten eine andre Ausprägung erfahren, als sie bei uns zu Lande jedem Studierten vertraut sind. Ein Korb Bier in Flaschen vereinigte etwa einen kleinen Kreis froher Zecher. Einer ergriff das Glas, füllte und leerte es zur Hälfte, um es dann wieder aufgefüllt weiter zu reichen. So machte es die Runde. Dieser altertümliche Komment mochte wohl seinen Ursprung auf die Punschgelage zurückführen, von denen man aus alten Studentengeschichten erfährt. Aber solche Zusammenkünfte in den Wohnungen, die meist durch einen kleinen Tee, d. h. ein kleines Abendessen mit Butterbrot und leckerem kaltem Aufschnitt, der damals nicht allzuviel kostete, eingeleitet wurden, konnten doch sehr gemütlich verlaufen.

Eine weitere Folge des mangelnden Wirtshauslebens war die Pflege einer einfachen, aber sehr anziehenden Geselligkeit in den Familien, in denen die Studenten sehr gern gesehene und ihrerseits überaus dankbare Gäste waren. Ohne Reibereien zu veranlassen, trafen sich hier die Mitglieder der verschiedenen Korporationen, wennschon es natürlich auch Häuser geben mochte, in denen diese oder jene Landsleute ihren besonderen Treffpunkt sehen konnten und einer besonderen Bevorzugung sicher waren.

Digitized by Google

Das höchste akademische Fest war die Begehung des ersten Maitages, an dem es jedoch, obgleich der Tag unserm 13. Mai entsprach, noch bitterkalt sein konnte. Von diesem schönen Feste, das bei lohenden Feuern in den Anlagen der Ruinen des Domes begangen wurde, mag zunächst in dem folgenden Abschnitte die Rede sein.

III.

Eine tiefe Sehnsucht nach dem Frühling pflegt sich erst in älteren Jahren einzustellen; aber wenn man einen harten Winter mit den dunkeln Tagen des 59. nördlichen Breitengrades endlich entweichen sieht, ist man auch als Jüngling geneigt, ein Frühjahrsfest zu feiern. Ich verstehe, wie gerade die nordischen Völker solche Feste begehen und mit allerlei Kundgebungen und Aeußerungen der Freude über die endliche Entlastung von dem Drucke und dem Dunkel des Winters ausgestalten konnten.

So knüpfte das Maifest der Dorpater Studentenschaft wohl auch eher an alte Bräuche nordischer Vorzeit als an eigentlich akademische Ueberlieferungen an. Die ausgedehnten welligen Anlagen, deren Mittelpunkt die Trümmer des ehemaligen Bischofssitzes bezeichneten, waren die Stätte des Festes. Mächtige Holzstöße, wie sie nur ein Land so verschwenderisch hergeben kann, in dem der Wald noch vorherrscht, waren vorher aufgeschichtet und versinnbildlichten den Festgedanken. Den größten Stoß stiftete die Universität; sein leuchtendes Feuer glänzte allen ihren Angehörigen gerecht und gleichmäßig. Um kleinere, aber immer noch recht ansehnliche sammelten die Korporationen ihre Landsleute, so daß der Grundsatz der gegliederten Einmütigkeit und Eintracht sehr deutlich zum Ausdruck kam. Denn wenn nun mit einbrechender Dunkelheit die Feuer auflohten und die feierlichen alten Lieder angestimmt wurden, umschloß alle ein unsichtbares Band tiefgefühlter Liebe zur gemeinsamen Heimat, das das Bewußtsein der landsmannschaftlichen Besonderheit eher noch in leidenschaftlichem Wetteifer der Betätigung fester knüpfte als lockerte. An diesem Abend und in dieser Nacht gab es keine ernsthaften Reibereien oder Ehrenhändel; alle etwa entstandenen Zwistigkeiten wurden andern Tages friedlich und ehrenvoll für beide Teile geschlichtet und begraben. In den massenhaft in Bereitschaft gehaltenen Körben mit Flaschen voll Bier und Bowle, die auch zu Verwechslungen Anlaß gaben, lag wohl, anfangs noch sorgsam verkorkt, wie der Bringer der Freude und ausgelassener Heiterkeit, auch der Anreiz zu manch übereiltem Worte und kränkender Wendung. Aber wenn auch die Nacht fortschritt und die Feuer allmählich verglommen, der Burgfrieden wurde ernstlich nicht gestört. Um die Feuer zwanglos gelagert, vereinigten sich in immer neuen Bildungen einzelne Gruppen von fröhlichen Burschen zu löblichem Tun. Die Mitglieder der einzelnen Korporationen statteten sich gegenseitig Besuche an ihren Feuern ab, und es herrschte ein frohes, buntes Durcheinander, bis sich endlich die Anzeichen der Ankunft des neuen Tages nicht mehr verkennen ließen. Nur die Allerfestesten konnten noch die Einzelheiten der letzten Vorkommnisse beim Zerrinnen der dauerhaftesten Gruppen berichten.

Digitized by Google

Haupterfordernis zur vollen Mitfreude an diesem Hochfeste der deutschen Studenten zu Dorpat war die Zugehörigkeit. Ich kann mir nicht denken, daß etwa die studierenden Esten oder Letten das ganze Hochbewußtsein der bevorzugten Gruppen dabei gehabt haben. Auch auf deutschen Hochschulen haben von akademischen Festen Mitglieder der alten Verbindungen mehr Vergnügen als Wilde und solche, die sich überhaupt von dem Burschenleben zurückhalten. Aber hier war der Unterton die Hauptsache, das deutsche Empfinden, das jeden Deutschen, auch wenn er nicht Landsmann im engeren Sinne war, in das Gefühl der Gemeinbürgschaft hineinzog, jeden Nichtdeutschen aber, wenn er gleich Mitbewohner des Landes war, von dem Vollinhalte der gehobenen Stimmung ausschließen mußte. Man macht dem Deutschen in der Fremde nicht ohne Grund seine übergroße Anpassungsfähigkeit zum Vorwurfe; die baltischen Deutschen haben diese Biegsamkeit bei sich nicht aufkommen lassen, man konnte in jener Zeit mit Genugtuung in den Landen zwischen Memel und Narva das Vorwalten der gebietenden Züge deutschen Wesens feststellen, eine Erscheinung, die sich aus der Art der Entstehung dieses deutschen Herrschaftsgebietes unschwer erklären läßt. Herrengefühl und Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit wirkten gleichmäßig dem Anreize zu geschmeidiger Anpassung entgegen, und die Erhaltung ständischer Einrichtungen kräftigte diese Gesinnung, so daß sie böse Tage der Prüfung überdauerte. Das Band, das von den Angehörigen der landsmannschaftlichen Verbände getragen wurde, war nicht nur eine Zierde der jugendlichen Jahre, es behielt seine Bedeutung für das Leben. Die es einmal bekommen hatten, setzten sich nicht nur für die Erhaltung ihrer Verbindung ein, wie das ja auf deutschen Hochschulen auch der Fall ist, sondern zugleich für den Bestand der politischen Gebilde, von denen sie ihren Verbindungsnamen und ihre Farben entlehnt hatten. Das gab dem akademischen Tun einen ernsten Hintergrund und bewahrte es vor der Ausartung in Pflege leerer Aeußerlichkeiten. Es war daher wohl begreiflich, daß die Auslese sehr streng gehandhabt wurde und daß es den nichtdeutschen Elementen, die in steigender Zahl den Zugang zur Universität fanden, nicht ebenso leicht gemacht wurde, auch in die alten Korporationen aufgenommen zu werden. Dabei waren geringere Mittel durchaus kein Hindernis des Eintretens; der Zuschnitt war im allgemeinen so einfach, daß der leidige „Wechsel" an und für sich keine Rolle bei der Entscheidung dafür oder dagegen zu spielen brauchte. Wie schon erwähnt wurde, schlossen auch Gewissensbedenken hinsichtlich des Duells keinen von der lebensfrohen Gemeinschaft aus. Ein Theologe etwa konnte als erklärter Antiduellant die ernsteste Auffassung in diesem Punkte wahren. Auch der wissenschaftliche Eifer brauchte unter der Zugehörigkeit zu einer Verbindung nicht zu leiden. Denn das Leben in und mit der Korporation nahm durchaus nicht so ausschließlich in Beschlag, daß es den eigentlichen Studienzweck beeinträchtigen mußte. Viele hervorragende Gelehrte haben den Korporationen angehört und dabei keinen Schaden an ihrem wissenschaftlichen Weiterkommen gelitten. Auch die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben unterlag durchaus nicht einem einengenden Zwange, und bei gelegentlichem

Digitized by Google

Zusammentreffen, etwa dem Besuche der Badstuben, wo sich an das eigentliche Bad wohl noch eine späte Sitzung beim Glase Bier schloß, verkehrten die Angehörigen der verschiedenen Verbände in durchaus zwanglosen Formen, die sich ganz nach den jeweiligen persönlichen Beziehungen richteten. — Wer es sich leisten konnte, pflegte nebenher die edle Reitkunst, wozu die reichlichste Gelegenheit geboten war. Die Ausübung der Jagd stand den Studenten in einem Umfange frei, der nach den von zu Hause mitgebrachten Begriffen überraschen mußte. Besonders bezeichnend erschien mir die Anrede „Jungherr", mit der man seitens der Dienstboten, der Fuhrleute, die für unglaublich geringe Sätze mit ihren kleinen Wägelchen uns einen großen Teil des Jahres über mit ihren flinken Schlitten den Verkehr in der weitläufig gebauten Stadt erleichterten, und von den kleineren Kaufleuten und Handwerkern bedacht wurde. Ob diese Leute die gleiche Anrede auch im Verkehre mit ihren bis zum Studium hinaufgediehenen Volksgenossen anwandten, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls sprach sich in dieser Anredeweise das ererbte Gefühl der alten selbstverständlichen Unterordnung aus, an der vorderhand in diesen Schichten die neue Richtung noch nicht gerüttelt hatte.

Das „einjährige Jahr" spielte, obschon eine entsprechende Einrichtung sich auch in Rußland auszubilden begann, durchaus keine Rolle im Leben des Dorpater Studenten; eine Unzahl von Ausnahmen und Befreiungen von der Dienstpflicht überhoben ihn der Sorge um diese Unterbrechung des Studienganges, schlossen ihn aber gleichzeitig von der wohltätigen Einwirkung aus, die die militärische Dienstzeit auf den deutschen Studenten ausübt. Vor allem fehlte ihm infolge dieses Mangels die aus der allgemeinen Wehrpflicht erwachsende Staatsgesinnung; der allumfassende Staat war ihm etwas Fremdes, Gleichgültiges, wenn nicht Feindliches. Jedenfalls hatte er ihm gegenüber Urverpflichtungen nicht, die das freudige Gefühl der Zugehörigkeit zu einem nationalen Staate zur Voraussetzung hat. Die gesamte Welt von Empfindungen, die bei uns den Knaben und Jüngling mit dem Heere verknüpft, mangelte dem jungen Balten jener Tage. So bevorzugt vielleicht seine soziale Stellung war und so frei er sich sein Leben von allerlei Zwang zu halten vermochte, von dieser Seite her war er im Nachteile, der darum nicht etwa geringer werden konnte, weil er ihn nicht empfand oder erkannte. Waren Angehörige der baltischen Lande im Heeres- oder Marinedienste zu hohem Ruhme gelangt, so hatten sie damit die Macht des russischen Reiches gemehrt, dem besonderen baltischen Interesse nicht gedient. Ein solches Vorbild konnte also wohl im Sinne persönlicher Befriedigung des Ehrgeizes anspornend wirken, nicht aber zugleich den jugendlichen Idealismus befriedigen und nähren. Das war ein Zwiespalt der Empfindungen, der nicht allen und nicht jederzeit zum Bewußtsein zu kommen brauchte und doch von der größten Einwirkung auf die Lebensgestaltung und -auffassung werden mußte. Ein ähnliches, wenn auch anders gelagertes Mißverhältnis lag in dem Abstande begründet, der trotz der Gemeinschaft des kirchlichen Bekenntnisses zwischen den herrschenden Klassen und der niederen Bevölkerung in Stadt und Land klaffte.

Digitized by Google

Bei uns zu Lande fühlt sich selbst der Höchstgestellte von der Volksgemeinschaft getragen; er selbst weiß nicht, wieviel an innerer Kraft ihm die tägliche Berührung mit seinen Volksgenossen unaufhörlich und unmerklich zubringt. Bei allem Abstande der Bildung und der gesellschaftlichen Stellung besteht doch ein so reger Austausch der Lebensäußerungen und Anreize, ein so starker Verkehr der gegenseitigen Anregungen, der in Sprache und Mundart zum Ausdrucke kommt, daß es fast unmöglich erscheint, alle diese Beziehungen erschöpfend zu ermessen und festzustellen, ob die geistige Beeinflussung von oben nach unten stärker ist oder von der ununterbrochenen Bereicherung, die aus dem Schoße des Volkstums aufsteigt, an Frische, Kraft und Umfang übertroffen wird.

Es würde zu weit abführen, hier den inneren Aufbau eines lebenskräftigen Volkstums mit den wohltätigen Wirkungen auf alle Teile bei gesundem Blutumlaufe und natürlicher Säfteverteilung näher zu betrachten, hier kam es nur darauf an, anzudeuten, wie der Mangel einer breiten Volksunterlage gleichen Blutes, gleicher Herkunft der dünnen deutschen Oberschicht in den baltischen Landen eine ganze Gruppe von Gefühlen und Empfindungen verschließen mußte, aus denen, um nur eins hervorzuheben, die Volksdichtung erblüht. Es läßt sich schwer darstellen, wie der gemeinsame Besitz und Genuß solchen Gutes soziale Gegensätze mildert und versöhnt, Liebe, Mitgefühl und Verständnis aufkeimen und erstarken läßt; leichter ist einzusehen, daß, wo ein solches Band des Gesamteigentums an idealen Volksgütern fehlt, sich an deren Stelle allenfalls wohlwollende Herablassung und ethnographisches Interesse äußern mögen, die für vollgültigen Ersatz indessen nicht genommen werden können.

Diese Mängel in dem Sonderdasein der baltischen Deutschen liegen in den Dingen begründet, und es läßt sich daraus kein abschätziges Urteil herleiten. Sie bilden die Kehrseite der hervorragenden Eigenschaften, die sie in ihrer abgeschlossenen Welt gleichsam hochgezüchtet haben und die ihr Ausharren auf dem vorgeschobenen, von vielen für verloren angesehenen Posten überhaupt erklären.

Als ich seinerzeit nach Dorpat fuhr, verweilte ich auf der Hinreise mehrere Tage in Helsingfors, der Universitätsstadt Finnlands, das in mancher Hinsicht zu einem Vergleiche mit den deutschen Ostseeprovinzen auffordert. Der deutschen Oberschicht entsprechen dort schwedische Familien und die finnische Bevölkerung den Esten und Letten auf der Südseite der Ostsee, wobei jedoch nochmals hervorgehoben sei, daß die Letten zum indogermanischen Sprachstamme gehören, während Finnen und Esten nahe Verwandte sind. Helsingfors machte auf mich einen ungleich neuzeitlicheren Eindruck als das altertümliche Dorpat, wie ja in der Folge auch die Völker des skandinavischen Nordens eine ungemeine Empfänglichkeit für die Anregungen des allgemeinen Zeitgeistes betätigt, im besonderen die Finnländer unter vorwaltender Führung wohl des finnischen Elementes einen ausgesprochenen Zug zu grundstürzender Entwicklungsbeschleunigung oder Ueberhastung offenbart haben. Die allgemeine weiße Mütze mit blauem Samtstreifen, das Abzeichen der skandinavischen Studenten, ließ keinen Unterschied der Her-

Digitized by Google

kunft erkennen, und das Studentenhaus, in das mich ein mir bekannt gewordener nordischer Kommilitone einlud, stand unterschiedslos allen Angehörigen der Hochschule offen, obwohl, wie mir berichtet wurde, nationale Gegensätze nicht fehlten.

Finnland stand in loserem Zusammenhange mit dem russischen Reiche, was, ohne daß hier die Staatsgrundgesetze herangezogen werden brauchten, schon aus der Gültigkeit der lateinischen Währung und aus der Geltung des Gregorianischen Kalenders hervorgeht, die Stammesgegensätze haben sich in der Richtung gemildert, daß der eingeborene finnische Volksteil das Uebergewicht errungen hat: doch hat es seine, wenn auch beschränkte, Selbständigkeit nicht zu behaupten vermocht.

Wenn dagegen die Ostseeprovinzen trotz der Vergewaltigung durch die russischen Machthaber und trotz dem Aufbrodeln der lettischen und estnischen Volksseele ihren eigentümlichen Kern deutschen Wesens bewahrt haben, über dessen Festigkeit man ja streiten mag, so ist das das unstreitige Verdienst der zähen Beharrlichkeit der besitzenden und gebildeten Kreise, die sich durch den Vorwurf der Rückständigkeit nicht in ihrer Haltung haben beirren lassen.

Die geistige Schwung- und Spannkraft, den hohen Idealismus, die sittliche Ueberlegenheit und die der Bildung, die zu dieser nationalen Leistung erforderlich waren, verdanken sie zum besten Teile der ruhmreichen Dorpater Hochschule, deren Wiedererblühen die Hoffnung aller sein muß, die ihr angehört haben, in weiterem Zusammenhange aber auch eine Angelegenheit aller Deutschen ist.

Illusionen und Suggestionen

Von

Prof. Dr. J. Schwalbe (Berlin)

Auch wer nicht geneigt ist, als streng Intellektueller dem Verstand die Allein- oder doch wenigstens die Vorherrschaft in allen Urteilen, Entschlüssen und Handlungen zuzusprechen, muß tiefes Bedauern darüber empfinden, daß unter den psychischen Reaktionen dieses Krieges so überaus zahlreiche den Ansprüchen an logisches Denken und sachliche Prüfung ganz und gar nicht sich anpassen. Wenn selbst ein weiser Akademiker in einer öffentlichen Rede das Bekenntnis abgelegt hat, daß es in unsern Tagen wohl niemanden geben dürfte, der nicht falschen Gerüchten zum Opfer gefallen ist, so wird man ermessen, wie in der großen Menge die Fähigkeit zu ruhiger Prüfung der Ereignisse gelitten haben muß.

Niemals wohl hat die Welt sich in einem stärkeren Zustande der Suggestibilität befunden als seit dem 1. August des vorigen Jahres; kaum je vorher war die Neigung zu Selbsttäuschungen, die Gefahr, unbegründete Meinungen als feststehende Tatsachen anzunehmen, größer, zu keiner Zeit die

Digitized by Google

Beeinflußbarkeit der Gemüter und Geister durch Affekte und Vorstellungen der Nebenmenschen verbreiteter als seit dem Beginn des Weltkrieges. Der gesunde Skeptizismus, der allen Behauptungen zunächst fragend sich entgegenstellt, ist anscheinend auf spärliche Inseln in einem Meere von Leicht- und Gutgläubigkeit zurückgewichen.

Die ungeheure Erschütterung, die der Krieg im Seelenleben der Menschheit hervorgerufen hat, scheint mehr als alle philosophischen Deduktionen der These: Voluntas superior intellectu — der Wille ist mächtiger als der Verstand — zum Siege verholfen zu haben. Schopenhauers Lehrgebäude von der „Welt als Wille" scheint heute mehr als je gestützt zu sein.

Nach drei Richtungen vornehmlich hat der Wille der Angehörigen der kriegführenden Völker auf die eignen Vorstellungen und diejenigen der Nebenmenschen, insbesondere der neutralen, eingewirkt.

Ausschließlich in den ersten Wochen, stark noch — wenn auch in fortschreitender Abschwächung — während der Folgezeit erscheint das Bestreben, das eigne Volk von der Urheberschaft am Kriege freizusprechen und die Schuld an dem Ausbruch des Weltbrandes allein den Gegnern aufzubürden.

Sobald die Heere in Kampf geraten waren, durchdrang der Wille zu siegen, die Gegner zu schlagen oder doch sich ihnen gegenüber zu behaupten die Vorstellungen. Man strebte danach, bei den nicht am Kriege beteiligten Völkern den Glauben an die errungenen Erfolge zu erwecken und festzuhalten. Die Unterlegenen wollten dagegen ihre Niederlagen und die Erfolge der Gegner nicht wahr haben, sie wollten sie nicht sehen, sie existierten nicht für sie.

Dazu gesellte sich das Verlangen, den Gegner herabzusetzen und ihn in seinem kulturellen, namentlich in seinem ethischen Wert zu erniedrigen. Diese Bemühungen waren besonders stark bei unsern Feinden. Sie hatten das Verlangen, ihre Schlappen mit den von den „Barbaren" angewandten völkerrechtswidrigen Mitteln zu erklären und zu entschuldigen; ihre Gefühle der Wut und Rachsucht fanden in den Beschimpfungen der Deutschen eine gewisse Befriedigung; durch die Charakterisierung der „Boches" und „Huns" als unzivilisiertes, niedrigstehendes Volk versuchten sie bei den Neutralen unsre militärischen Erfolge zu verwischen und unser kriegerisch gesteigertes Ansehen herabzudrücken.

Diesen dominierenden Willensrichtungen verdankt eine ungeheure Literatur von Aufsätzen, Abhandlungen, Erklärungen, Aufrufen, Vorträgen, Büchern und sonstigen Kundgebungen über Entstehung, Verlauf und Ziel des Krieges ihren Ursprung.

Dem Willen, die gesamte überseeische Welt ihrem Vorstellungskreis zu unterwerfen, indem Deutschlands Mitteilungsmöglichkeit aufgehoben wurde, fielen bald nach der Kriegserklärung unsre transatlantischen Kabel zum Opfer: ein Meisterstück englischer Klugheit und Niedertracht. Da der Plan gelang, konnten alle suggestiven Einflüsse unsrer Feinde in den ersten Wochen des Krieges ungehindert wirken, und wir haben es namentlich von Deutschen, die in jener Zeit sich im Auslande befanden, gehört, wie selbst die ungeheuerlichsten Nachrichten nicht nur

Digitized by Google

bei der blöden Menge, sondern auch von sonst kritischen Geistern blindlings geglaubt wurden.

Ein tiefes Gefühl peinlichster Scham müßte den intellektuell und sittlich höherstehenden Teil der uns feindlichen Völker nach dem Kriege ergreifen, wenn sie mit ruhigeren, von Leidenschaft nicht mehr geblendeten Augen eine Uebersicht aller der Mitteilungen lesen würden, die bei ihnen williges Gehör gefunden haben. Daß unser Kaiser wahnsinnig sei, bald nach der Kriegserklärung ermordet worden sei, daß die Kaiserin ihre Ehescheidung beantragt habe, weil sie sich des Verbrechens ihres Gemahls nicht mitschuldig machen wollte, daß Kaiser Franz Joseph gestorben sei (seine aufgebahrte Leiche wurde abgebildet), daß in Deutschland und Oesterreich-Ungarn überall Hungerrevolten bestünden, daß hundert sozialistische Abgeordnete (darunter natürlich Liebknecht) auf Befehl unsers Kaisers erschossen worden seien, daß die deutschen Soldaten Kinder auf ihre Bajonette aufspießten, Frauen zu Tausenden schändeten und ermordeten, daß der Kronprinz ein französisches Schloß ausgeplündert habe, daß die Gefangenen gemartert und erschossen würden, die Rote-Kreuz-Flagge zum Deckmantel heimtückischer Angriffe benutzt werde, Verwundete von unserm Sanitätspersonal vergiftet würden, daß deutsche Frauen in verschiedenen Städten Halsketten trügen, die aus den Augen von Verwundeten bestünden, daß die deutschen Soldaten mit Prügeln und Revolvern zum Angriff getrieben würden — derartige Nachrichten wurden gemeldet und — sicherlich — von Hunderttausenden geglaubt.

Dicke Bände solcher — zum Teil amtlicher! — Entstellungen, Verleumdungen, Ableugnungen, Verkleinerungen, Unterschlagungen könnten gesammelt werden.

Zweifellos verdankt ein sehr großer, vielleicht der größte Teil von ihnen der planmäßigen Erfindung, der zweckdienenden Lüge seine Entstehung. Die ständigen und gelegentlichen Mitarbeiter der skrupellosen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Zeitungen wurden nicht müde, die Gemüter ihrer eignen Landsleute und der neutralen Völker durch Verdächtigungen und Anschuldigungen der Deutschen aufzureizen. Der ausschweifendsten Phantasie wurden dabei keine Zügel angelegt. Man konnte sicher sein, daß — aus den angeführten psychologischen Gründen — selbst das schier Unglaubliche bei den willfährigen Geistern Eingang finden würde. Jeder Zweifel gegenüber Nachrichten, die auf eine Schädigung der Feinde hinausliefen, war von vornherein bei der Menge ausgeschaltet. Die Hetzapostel durften der Suggestionskraft in diesen Zeiten völlig vertrauen. Der Wille, selbst zu siegen, den Feind auf jede Weise zu schlagen, hatte die Völker genügend hypnotisiert, um sie für alle ihrem Gemütszustand angepaßten Mitteilungen begeistert empfänglich zu machen.

Vollständig wurde begreiflicherweise die Wirkung bei den Nachrichten der Behörden, militärischen und zivilen, insbesondere bei den Reden und sonstigen Veröffentlichungen der feindlichen Minister. Es kann gegenüber unwiderleglichen Beweisstücken keinem Zweifel unterliegen, daß eine große Reihe solcher Kundgebungen wider besseres Wissen veranstaltet worden sind, um sich vor dem Volke zu ent-

Digitized by Google

lasten, um sein Vertrauen, seinen Kampfesmut zu stärken, um es zu finanziellen Leistungen anzuspornen, um die Neutralen gegen den Feind aufzuhetzen, sie den eignen Zwecken gefügig und dienstbar zu machen.

Die Kunst mancher Diplomaten betrachtet die bürgerliche Moral als Schwäche, von der man sich zur Erreichung des Ziels gründlich freihalten muß. Was der Ethiker Lüge nennt, wird so dem Diplomaten oft als feine Taktik erscheinen.

Wenn man aber anderseits die zahlreichen Manifeste von Männern liest, denen man nach ihrer Vergangenheit, nach ihrer geistigen und moralischen Persönlichkeit bewußte Unwahrheiten nicht zutrauen kann, wenn man bedenkt, daß diese Veröffentlichungen nach ihrer wissenschaftlichen Form und nach dem Orte ihrer Bekanntgabe nicht auf eine Beeinflussung der großen Menge hinzielen konnten, dann muß man zu der Ansicht kommen, daß eine Reihe unwahrer, wenn auch für uns unfaßlicher Urteile nicht auf dem Boden der Lüge erwachsen, sondern in gutem Glauben und in voller Ueberzeugung entstanden, gedruckt, verbreitet worden ist. Gelehrte von anerkanntem Ruf in England, Frankreich, Rußland, deren Schriften vor dem Kriege auch bei uns in hohem Maße gewürdigt wurden, deren Charakter uns unzweifelhaft erschien, ja deren Deutschfreundlichkeit feststand, können über den Verdacht erhaben sein, bewußtermaßen Unwahrheiten in die Welt gesetzt, Lügen ausgebreitet, Fälschungen begangen zu haben. Selbst wo der Schein in diesem Sinne gegen sie spricht, wo Gründe für eine böse Absicht angenommen werden könnten, ist die Möglichkeit, daß der Geist unter dem Eindrucke vorgefaßter Meinungen stand und arbeitete, Leidenschaften die Logik verwirrten, der Wille die Urteilskraft schwächte, nicht auszuschließen. Voluntas superior intellectu.

Auch dem Feinde muß man nach Möglichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auch im Kriege soll der Grundsatz: „In dubio pro reo“ nicht ganz ausgeschaltet werden. Nicht deutsche Gefühlsduselei, nicht schwächliche Sentimentalität ist es, die uns veranlassen soll, mit dem Vorwurf der Lüge zurückzuhalten und mit der Anklage auf Betrug, Täuschung, Unterschlagung, Verleumdung und Heuchelei nicht allzu freigebig zu verfahren. Unrichtigkeit, Verblendung, Unkenntnis ist durch gegenteilige Tatsachen nachweisbar; Zweck und Absicht ist oft nur zu vermuten.

Bei der Wertung der Beweggründe unsrer Gegner — selbst in den Fällen, wo alles für eine bewußte Handlung zu sprechen scheint — sollte uns auch der Umstand zur Vorsicht mahnen, daß in unsern eignen Zeitungen und Schriften eine nicht geringe Zahl von Irrtümern vorgekommen ist. Es ist auch hüben gesündigt worden. Auch bei uns hat die leichtbewegliche Phantasie vieler Leute Wahngebilde geschaffen und verbreitet, der Wunsch zu glauben die Menschen beeinflußt. Wie sehr sind wir aber empört, wenn unsre Irrtümer von unsern Feinden als absichtliche Uebertreibungen, Verschleierungen, Lügen gedeutet, wenn uns der Wille, unsre Mitwelt zu betrügen, zugeschrieben wird.

Hunderte von Belegen zu erbringen — nicht nur aus Zeitungen, sondern auch aus den Mitteilungen von Kriegsteilnehmern (insbesondere entlassenen

Digitized by Google

Kriegsgefangenen), aus wissenschaftlichen Abhandlungen, ja selbst aus amtlichen Kundgebungen — würde nicht schwerfallen. Ich will mich auf einige Beispiele aus medizinischem Gebiete beschränken.

Wie lange ist es her, daß in privaten Gesprächen und in der Presse ernsthaft die Meinung vertreten wurde, daß König Karl von Rumänien, Graf Witte, San Giuliano von den Feinden Deutschlands ermordet worden seien. Wie hartnäckig erhielt sich das Gerücht, daß die Krankheit von König Konstantin durch einen vergifteten Dolch hervorgerufen sei. Mit welcher Sicherheit war die Ansicht verbreitet, daß Nikolai Nikolajewitsch an einer unheilbaren Krankheit — manche wußten sogar an Leberkrebs — leide. Wie deutlich ist die Vermutung, daß die angebliche Krankheit von Peter Carp ein Akt unsrer Feinde sei, ausgesprochen.

Welche Darstellungen sind von den Verhältnissen des Militärsanitätswesens der feindlichen Armeen veröffentlicht worden. In Serbien sollte das Heer von den Seuchen dezimiert sein, die Zivilbevölkerung zu Hunderttausenden an Cholera, Typhus und andern epidemischen Krankheiten dahinsterben. Sicher haben dort die Kriegsseuchen, wie aus den Berichten neutraler Rote-Kreuz-Expeditionen hervorgeht, außerordentlich stark gewütet: aber aus der jetzigen Militärbereitschaft der Serben allein, mehr noch aus zuverlässigen Mitteilungen Neutraler geht hervor, wie sehr die früheren Meldungen unsrer Presse zeitweilig übertrieben waren.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Rußland. Wenn die Schilderungen der dortigen sanitären Verhältnisse für Heer und Zivilbevölkerung zutreffen würden, so wäre es nicht zu verstehen, daß Rußland noch immer zu kämpfen in der Lage ist. Mit welcher Leichtigkeit und Lässigkeit derartige Nachrichten geschaffen und von den Zeitungen wiedergegeben werden, mag allein die kürzlich von einem hochangesehenen Berliner Blatt veröffentlichte Mitteilung beweisen, daß „man nicht zu hoch greife“ (!), wenn man die Verluste der Russen an Seuchen in Galizien und Polen auf 300000 Mann beziffere. „Man greift nicht zu tief“, wenn man behauptet, daß dieser Artikelschreiber auch nicht den leisesten Anhalt für die Aufstellung einer derartigen Ziffer gehabt hat: denn eine amtliche, auch nur annähernd zuverlässige Statistik ist sicher weder ihm zugänglich gewesen noch überhaupt — in dieser Zeit! — aufgestellt worden.

Dafür, daß solche völlig haltlosen Behauptungen und Uebertreibungen sich nicht bloß in Zeitungsberichten, sondern auch in Abhandlungen von angesehenen Männern der Wissenschaft finden, seien als Beispiel aus der Schrift eines für die Kenntnis russischer Verhältnisse als Autorität anerkannten Historikers folgende Sätze angeführt: „Von allen (!) westeuropäisch gebildeten Aerzten Rußlands wird eine ungeahnte Verbreitung von Cholera, Typhus usw. (!) im ganzen (!) Reiche vorausgesagt, zum Teil hat sie schon begonnen, nichts (!) ist dagegen an Vorbeugungsmaßregeln geschehen, es herrscht ein unerhörter Mangel an Desinfektionsmitteln und Arzneien.“

Digitized by Google

Und an andrer Stelle: „Dagegen rief die ungeheure Menge der Verwundeten und Kranken geradezu Entsetzen hervor. Bereits im Herbst 1914 war alles (!) überfüllt (!!)." Danach fragt man sich, wo denn der Platz für alle folgenden Kranken und Verwundeten gefunden worden ist?

„Die unsinnige Organisation des Verwundetendienstes hat zur Folge, daß höchstens 5 Prozent der Verwundeten in die Front zurückkehren können." Wenn man bedenkt, daß nach einer von autoritativer Seite kürzlich veröffentlichten Statistik bei uns aus den Heimatlazaretten mehr als 80 Prozent der Verwundeten als dienstfähig entlassen werden, insgesamt (also auch aus den Kriegslazaretten) vielleicht — nach der privaten Angabe eines beratenden Chirurgen — etwa 65 Prozent, so wird man die Glaubwürdigkeit der obigen Angabe ermessen können: bei aller Niedrigstellung russischer Verhältnisse kann getrost ein so großer Abstand zwischen der dortigen und unsrer Verwundetenfürsorge in das Reich der Fabel (oder des Wunsches) verwiesen werden. Und was die Angaben über die Cholera in Rußland betrifft, so werden z. B. in unsern Zeitungen aus Moskau vom 2. bis 13. Juni 64, vom 14. bis 20. Juni (in Richtigstellung amtlicher russischer Meldung!) 29 Cholerafälle mitgeteilt; auch hatte — im Gegensatz zu der obigen Behauptung, daß nichts an Vorbeugungsmaßregeln geschehen sei — z. B. in Petersburg die städtische Sanitätsverwaltung an sechs Krankenhäusern Cholerabaracken eröffnet.

Kaum war von Italien der Krieg an Oesterreich-Ungarn erklärt, so wußten die Zeitungen bereits zu vermelden, daß das Sanitätswesen der feindlichen Armee ganz erschreckliche Mängel aufwiese. Dabei konnte man aus zahlreichen genauen Mitteilungen der medizinischen italienischen Fachpresse monatelang vor dem Kriegsausbruch erkennen, daß die Regierung nicht nur in Munition und Geschützen, sondern auch in den sanitären Maßnahmen das Heer auf den Feldzug vorbereite.

Unter dem 10. August glaubt ein Berliner Blatt versichern zu können, daß die Cholera in Italien „infolge mangelhafter Vorbereitung von Cholerabaracken und Desinfektionsanstalten" schon zahlreiche Opfer gefordert habe und daß die dortigen Sanitätsbehörden der Epidemie „ziemlich ratlos" gegenüberstehen: man erkennt aus den vagen Ausdrücken, wie weit der Reporter seine Mitteilung aus der Luft gegriffen hat! Eine andre Berliner Zeitung meldet denn auch unter dem 7. August, daß die italienischen Behörden gegen die in Sizilien verbreitete Cholera „weitgehende Vorbeugungsmaßregeln" angeordnet habe.

Völlig einwandfrei erscheinen die Mitteilungen über die schweren Mängel des französischen Sanitätswesens, da sie ja sowohl aus der dortigen Presse selbst, als auch namentlich aus den Parlamentsverhandlungen gewonnen sind. Trotzdem wird man auch hier zur Vorsicht im Urteil mahnen müssen. Wer erinnert sich nicht an die aufsehenerregende Anklage, die der Senator Humbert gar nicht lange Zeit vor dem Kriegsausbruch in der französischen Kammer wegen der mangelhaften Ausrüstung des Heeres gegen die Regierung erhoben hat, und welche Verhältnisse haben sich in Wirklichkeit gezeigt? Zwar in den

Digitized by Google

ersten Wochen des Krieges wurde dann und wann darüber gespottet, daß französische Kriegsgefangene in Lackstiefeln und völlig unzureichender Kleidung bei uns eingeliefert würden; seitdem sind diese Mitteilungen aber verstummt. Bei den Beschwerden über das französische Sanitätswesen wird man sicher in Betracht ziehen, daß erhebliche Mißstände schon in Friedenszeiten unzweifelhaft bestanden haben. Anderseits aber muß man berücksichtigen, daß die jetzigen Anklagen zumeist von regierungsgegnerischen Blättern und Parlamentariern vorgebracht werden — und man weiß, welche Rolle die Politik in Frankreich spielt. Berichte von deutsch-schweizerischen Aerzten in der dortigen Tages- und Fachpresse schildern die Zustände in Hospitälern von Paris und in Kriegslazaretten im allgemeinen als sehr befriedigend.

Und zweifelt jemand daran, daß auch bei uns Beschwerden vorgebracht würden, wenn die Kritik sich nicht freiwillig oder unter dem Drucke der — bei uns vielleicht doch stellenweise etwas schärfer als in Frankreich und England waltenden — Zensur zurückhielte? Kürzlich hat unsre Regierung in einer Erwiderung gegen Sir Grey — zum Beweise, daß wir nicht den Ausbruch des Krieges herbeigeführt haben — offen zugestanden, daß wir anfänglich zeitweise an Munition Mangel gelitten haben; vielleicht könnte man ohne Gefahr der Selbstherabsetzung oder der „Beunruhigung des Publikums" ein ähnliches Bekenntnis hinsichtlich des Sanitätswesens wagen: ich möchte sagen selbstverständlich war man auch bei der Versorgung der Verwundeten nicht auf die ungeheuren Dimensionen dieses Weltkrieges gerüstet, und selbstverständlich war die Organisation bei uns, die wir unsre Vorbereitungen zum Kriege nicht auf einen Termin eingestellt hatten, anfänglich noch nicht lückenlos.

Mit solchen Eingeständnissen brauchen wir angesichts unsrer bewundernswerten Erfolge nicht zurückzuhalten: der Ruhm unsrer Kraft, unsrer Organisation, unsrer Taten wird dadurch um nichts vermindert. Als Sieger haben wir es weniger schwer, die Wahrheit zu erkennen und zu bekennen. Weil wir die Wahrheit nicht zu scheuen haben, können wir auch unsre Mängel mit viel weniger Bedenken zugestehen als unsre Gegner.

Als Sieger können wir uns auch von Gefühlen blinden Hasses, von der Wut der Ohnmacht freihalten, können wir der Neigung, die Fehler der Feinde zu vergrößern und ihre Leistungen zu verkleinern, besser widerstehen, sollen und können wir uns noch mehr als bisher hüten vor Illusionen und Suggestionen.

Digitized by Google

Der Krieg und das Urheberrecht

Von

Regierungsrat J. Neuberg

Vor mir liegt eine angesehene sächsische Provinzialzeitung. Sie druckt zur Zeit einen Roman ab, dabei jeden Tag die Formel: Copyright 1915 by (folgt der Name eines Berliner Verlags) darübersetzend. Was ist die Folge? Ein ganzes Heer von Nörglern bestürmt die Schriftleitung mit Schreiben, wie man in der Jetztzeit so wenig national sein könne und sich der englischen Sprache bedienen, um etwas bekannt zu geben. Hätten die Nörgler geschwiegen, sie hätten sich als Leute erwiesen, die mit unsrer rechtlichen Entwicklung vertraut sind, ihre Vorwurfsschreiben sprechen von einer Unkenntnis auf einem Gebiete, über das schon hundertfach die verschiedensten Zeitungen und Schriftleitungen aufklärend zu wirken strebten, leider immer vergebens. Die englische Redewendung ist nichts als die notgedrungene Folge eines Vertrags mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Fehlt sie, so entfällt der Rechtsschutz den Unionsangehörigen gegenüber, der deutsche Schriftsteller ist dann mit seinem Werke nicht geschützt, jeder kann es abdrucken. Das aber soll nicht sein, denn wenn irgendwo ein Recht weiter wirken soll als innerhalb der Grenzen des Staates, da es entstanden, dann ist es auf dem Gebiete des Urheberrechts. Was hülfe dem deutschen Dichter, dem deutschen Gelehrten alle seine Beanlagung, sein Forscherfleiß, wenn jenseits der — oft so nahen — Reichsgrenze sein Werk abgedruckt und — aus Gründen, die nahe liegen, nicht erst zu erörtern sind — wohlfeiler verbreitet werden kann als im Heimatstaat. Diese Erwägungen führten die einzelnen Staaten schon früh dazu, auf dem Gebiet des Urheberrechts gegenseitige Schutzverträge abzuschließen. Inwieweit das Deutsche Reich bzw. vor des Reiches Gründung seine Einzelstaaten tätig geworden sind, kann im einzelnen nicht erläutert werden. Nur ganz kurz eine Uebersicht über den derzeitigen Rechtszustand. Die wesentlichste für das Deutsche Reich gültige Uebereinkunft ist die Berner zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst vom 13. November 1908, daneben kommen, zwar teilweis durch die Berner Uebereinkunft überholt, aber doch noch gültig, Einzelverträge in Betracht; genannt seien die mit Frankreich, Italien, Oesterreich-Ungarn und Rußland. Vertragsstaaten für die Berner Uebereinkunft von 1908 sind außer dem Deutschen Reich u. a. Großbritannien und Irland, Japan, Monako, überdies, woran das Bestehen der ebenerwähnten Einzelverträge nicht hindert, Belgien, Frankreich, nicht aber Oesterreich-Ungarn, nicht Rußland. Auch Italien hat die Uebereinkunft von 1908 nicht ratifiziert, d. h. der Staat hat nicht genehmigt, was seine Unterhändler an sich mitvereinbart haben, es gilt also Italien gegenüber nur die frühere Uebereinkunft von 1886. Daß letztere, also nicht die von 1908, auch für einen Teil der englischen Kolonien gilt, sei nur nebenbei angedeutet. Von unsern Feinden fehlt nach

Digitized by Google

obigem Montenegro, aber auch dies kleine Ländchen ist nicht vertraglos, es hat seinen Vertrag mit Frankreich — gänzlich fern den Vereinbarungen steht die Türkei.

Was ist der Grundsatz der Berner Uebereinkunft? Die vertragschließenden Länder bilden einen Verband zum Schutze des Urheberrechts an Werken der Literatur und Kunst. Was als solche anzusehen ist, wird im einzelnen erläutert — ganz anders als in einem Vertrag des Deutschen Reiches mit Rußland aus dem Jahre 1913, wo man von einer Einzelaufzählung der zu erläuternden Geisteserzeugnisse im Hinblick darauf, daß das deutsche und das russische Urheberrechtsgesetz den Kreis der zu schützenden Gegenstände selbst näher bezeichnet haben, abgesehen hat. Urheber, die einem der Verbandsländer angehören, genießen sowohl für die nicht veröffentlichten als die in einem Verbandslande zum erstenmal veröffentlichten Werke in allen Verbandsländern bestimmte, im Einzelvertragsstaat dem inländischen Urheber eingeräumte Rechte; auch Urheber, die keinem der Verbandsländer angehören, genießen, wenn sie ihre Werke zum erstenmal in einem dieser Länder veröffentlichen, in diesem Lande bestimmte Rechte. Dies die Hauptsätze, näher mag hier auf die Uebereinkunft nicht eingegangen werden. Denn was soll das Anführen, so kann und wird man einwenden, jetzt ist doch Krieg? Ist denn da nicht alles ungültig, von dem eben die Rede war?

Ist dieser Einwand richtig? Tatsächlich ist er erhoben worden, und zwar von gewichtiger Seite, so von einem Juristen, dessen Name durch seine populäre Behandlung des Rechts weiten Klang hat. (Justizrat Fuld im „Recht", XIX, Nr. 2.) Man sagt, in den völkerrechtlichen Verträgen wird darüber, ob ihre Wirksamkeit durch den Krieg aufgehoben ist, nichts bestimmt, auch die Berner Uebereinkunft enthält nichts. Die Frage ist also durch die Praxis und die Wissenschaft des Völkerrechts zu lösen, und hier, so sagt Fuld, neige man — wenn auch nicht einstimmig — zu der Auffassung einer Aufhebung der Verträge, soweit sie nicht gerade für den Fall eines Krieges geschlossen seien, so ein Vertrag über die Behandlung von im Krieg Verwundeten usw. Man verweist auf Art. 11 des Frankfurter Friedensvertrags, wo offenbar von der Auffassung ausgegangen werde, daß alle Verträge zwischen den Kriegführenden durch den Krieg aufgehoben seien, die Literarverträge wie die Handels- und Schiffahrtsverträge. Zwar habe man nur von einer Suspension, einer zeitweiligen Einstellung der Wirksamkeit durch den Deutsch-Französischen Krieg reden wollen, doch sei das irrig. Die Sonderliterarverträge müßten durch den Krieg als samt und sonders aufgehoben betrachtet werden, genau wie ein Vertrag über Angelegenheiten der Arbeiterversicherung u. dgl. Es sei das zu bedauern, namentlich in Deutschland, wo man dem Ausbau und der Entwicklung des Berner Vertrags so reiche Arbeit gewidmet habe, doch bestehe keine ausreichende Rechtfertigung für eine abweichende Behandlung. Sonach beurteilten sich urheberrechtliche Beziehungen zwischen den Anhörigen der kriegführenden Staaten also seit Ausbruch des Krieges lediglich nach Maßgabe der Bestimmungen der Landesgesetze, ein Wiederaufleben nach dem Krieg sei unmöglich; werde im Friedensvertrag das Wiederinkrafttreten nicht ausdrücklich vereinbart, so bleibe er aufgehoben.

Digitized by Google

Dies der Einwand und seine Begründung. Es liest sich das alles ganz gut, es hat aber vor dem strengen Rechtsstandpunkt keinen Bestand. Auf das Gefährliche in den Folgen dieses Standpunkts verweisen seine Anhänger selbst, indem sie die literarischen Freibeuter in Scharen kommen sehen und die Schäden, die sie schaffen, nur in der Weise wettmachen wollen, als im Friedensvertrag auf Ersatzleistungen zu dringen sei. Der arme Friedensvertrag, was soll er nicht alles regeln! Eine Bestimmung in der angedeuteten Richtung wird er gewiß nicht enthalten. Es wäre ja auch ganz unlogisch, denn wenn der Literarvertrag durch den Krieg aufgehoben ist, dann ist ja von Freibeutertum gar keine Rede, dann ist solches Tun Nachdruck, der vor dem Rechte Bestand hat. Was das Recht nicht verbietet, entspricht ihm — gibt es keinen Vertrag, dann auch keine Uebertretung. Gerade aber, weil der Vertrag auch im Krieg sein Leben hat, wird das, was wider ihn geschah, nach dem Krieg geahndet werden können, und zwar seitens jedes, dessen Rechte verletzt sind. Das braucht im Friedensvertrag nicht erst ausgesprochen zu werden.

Aber ganz abgesehen von den Folgen, auch rein theoretisch ist von dem Standpunkt auszugehen, daß der Krieg an den Vereinbarungen über geistiges Urheberrecht nicht zu rütteln vermag. Es ist an sich schon ein Unding, zwischen Verträgen, die das Völkerrecht auch für den Krieg bestehen läßt, und solchen, bei denen das nicht der Fall sein soll, zu scheiden. Gibt es die Möglichkeit, daß ein Vertrag zwischen zwei Staaten auch den Kriegszustand zwischen diesen Staaten aushält und überdauert, dann ist's völlig gleichgültig, welchen Inhalts der Vertrag ist, ob er im einzelnen das Kriegsthema behandelt oder nicht. Der Bestand eines Vertrags, die in ihm lebende Kraft steht und fällt nicht mit der Eigenart des behandelten Stoffes. Und auch rein tatsächlich die Verhältnisse ins Auge gefaßt, muß nicht jeder Staat, wenn er mit einem andern einen Vertrag abschließt, an die Möglichkeit denken, daß zwischen ihnen einmal der friedevolle Zustand sein Ende haben kann? Je enger die Beziehungen des einen Staats zum andern, desto größer die Wahrscheinlichkeit von Reibungen und eines Abbruchs aller Beziehungen. Und trotzdem der Vertragschluß, trotzdem all das Abmühen vorher — in der Aussicht, daß alles, was geschaffen, durch einen vielleicht nur kurz dauernden Krieg wie im Wind verweht sein soll? So wenig tiefgehend arbeitet kein Staat.

Man komme auch nicht mit der Bestimmung des Frankfurter Friedensvertrags. Steht denn fest, ob sie vonnöten war? Damals hatte die völkerrechtliche Wissenschaft noch keinen sonderlichen Anlaß gehabt, sich mit der Frage nach dem Bestand der Verträge im Krieg zu beschäftigen. Wäre es der Fall gewesen, die Bestimmung wäre vielleicht unterblieben. Zum mindesten kann man aus ihrem Vorhandensein nicht den Schluß ziehen, daß ein für allemal durch den Krieg das geistige Urheberrecht seinen vertraglichen Bestand verlieren soll. Wenn man Friedensverträge in der angedeuteten Weise auslegen will, wie leicht wäre es umgekehrt, auf irgendeine Materie zu stoßen, die der Regelung tatsächlich bedurft hätte und sie doch nicht fand. Friedensverträge sind — sit venia verbo —

Digitized by Google

ein etwas flüchtig Werk, zu scharf sind die Vereinbarungen nicht unter die Lupe zu nehmen. Und weiter — wenn es heißt, das Völkerrecht scheide zwischen Verträgen mit Kriegsinhalt und solchen ohne diesen, hat man denn den Hauptsatz des Kriegsvölkerrechts ganz vergessen, daß ein Krieg ein Zustand an sich nur der Heere sei, nicht der Zivilbevölkerung? Geht der Russe, der im Deutschen Reich weilt, durch den Kriegszustand seiner Rechte verlustig? Bleibt nicht ein gegen ihn begangener Diebstahl Diebstahl? Und weiter. Gibt es keine Achtung der fremden, feindlichen Staaten im Kriege? Oder ist's keine solche, wenn im besetzten Gebiete auch der Feind noch sein Recht findet? Wie schön lauten die Worte in des bayerischen Prinzen Proklamation nach der Einnahme von Warschau: „Wir führen Krieg nur gegen die feindlichen Truppen, nicht gegen die friedlichen Bürger ... Das Recht soll geschützt werden." Hier kann und darf man auch nicht mit dem Hinweis auf die — gewiß verwerflichen — Eingriffe unsrer Gegner in private Rechte Deutscher kommen. Recht muß Recht bleiben, im großen und im kleinen. Damit, daß der einzelne Engländer, die einzelne russische Behörde gegen den oder jenen Deutschen einen Rechtsbruch begeht, ist noch nicht gesagt, daß sich der russische Staat als solcher auf den Standpunkt stellen will, internationale Vereinbarungen als Schall und Rauch anzusehen. Also — Bestand des Vertrags auch im Krieg und über den Krieg hinaus. Nichts auch von der gekünstelten Scheidung des Vertragszerfalls dem einen Vertragsmitglied gegenüber, nicht aber dem andern — die Vereinbarung also nicht gültig Großbritannien gegenüber, wohl aber Spanien. Gerade die Tatsache, daß sich eine Vereinbarung wie die in Bern abgeschlossene über eine Menge von Staaten hin erstreckt, läßt erkennen, daß sie auch dem Krieg standhalten soll. Der Einzelstaat will sich mit seinem Anschluß an solche Union einem Großen und Ganzen unterordnen, er will seine Stellungnahme nicht von zeitweiligen Unstimmigkeiten abhängig machen. Und nun doch ein — Aber. Es war soeben gesagt, daß, wenn sich der einzelne Feind rechtswidrig benähme, dies noch nicht auf die Billigung solcher Rechtswidrigkeit seitens des Staats, dem er angehört, schließen lasse. Dieser Gesichtspunkt leitet über zur Betrachtung eines andern Gebiets des Urheberrechts, des gewerblichen. Wenn ich ein Bild zeichne oder male, bin ich Künstler und stehe damit unter dem Schutz des geistigen Urheberrechts; wenn ich dasselbe Bild hernähme, um es zur Kennzeichnung der von mir vertriebenen Ware zu benutzen, so bin ich warenzeichenberechtigt und kann den Schutz des Warenzeichenrechts, also eines gewerblichen Urheberrechts beanspruchen. Warenzeichenrecht ist nicht das einzige gewerbliche Urheberrecht, nein, es gehört auch Patentrecht und Musterrecht hierher. Auch auf diesem Rechtsgebiete ist volles, ganzes Recht nur da, wenn es über des Ursprungslandes Grenzen hinausgeht. Deshalb auch hier internationale Vereinbarungen, die wesentlichste für das Deutsche Reich der noch kurz vor dem Kriege, nämlich 1911, in Washington revidierte Unionsvertrag zum Schutz des gewerblichen Urheberrechts.

Der Uebereinkunft gehören von den uns feindlichen Staaten Belgien, Frankreich, Großbritannien, Japan, nicht aber Rußland an, auch Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarn ist der Vereinbarung viel später beigetreten als das Deutsche Reich. Wie auf dem Gebiet des geistigen Urheberrechts ist auch hier zwischen den vertragschließenden Ländern ein Verband gegründet — der Unterschied gegenüber dem geistigen Urheberrecht ist aber doch ein ganz erheblicher. Denn genießt dort ein Schriftsteller, Maler u. dgl., schon weil er sein Werk geschaffen hat, in den Verbandsländern Schutz, so ist hier von einem solchen Schutze schon dadurch, daß jemand eine Erfindung gemacht und auf diese Erfindung ein Patent erworben hat, oder daß er seine Waren mit irgendeinem Kennzeichen in einem bestimmten Land versehen hat, keine Rede. Solcher Grundsatz würde zur Anerkennung eines Weltpatents, einer Weltmarke führen, davon sind wir noch weit entfernt. Hauptsatz der Vereinbarung ist vielmehr, daß die Untertanen oder Bürger der vertragschließenden Länder in allen übrigen Ländern des Verbands in betreff der Erfindungspatente, der Gebrauchsmuster, der gewerblichen Muster und Modelle, der Fabrik- oder Handelsmarken, der Handelsnamen, der Herkunftsbezeichnungen und der Unterdrückung des unlauteren Wettbewerbs die Vorteile genießen, die die betreffenden Gesetze den Staatsangehörigen gegenwärtig gewähren oder in Zukunft gewähren werden. Demgemäß sollen sie denselben Schutz wie diese und dieselbe Rechtshilfe gegen jeden Eingriff in ihre Rechte haben — vorbehaltlich, das ist das Wesentliche, der Erfüllung der Förmlichkeiten und Bedingungen, welche den Staatsangehörigen durch die innere Gesetzgebung auferlegt wird. Also ganz anders als beim geistigen Urheberrecht sind hier vorerst die innerstaatlichen Förmlichkeiten und Bedingungen zu erfüllen. Der Deutsche, der in Großbritannien seine Erfindung genau so patentiert sehen will wie im Deutschen Reiche, kann sich in Großbritannien nicht ohne weiteres auf sein im Deutschen Reich erworbenes Patent berufen, sondern muß dort ein britisches Patent erwerben, — der Engländer, der seine englische Ware in England unter einem dort geschützten Warenzeichen vertreibt, kann im Deutschen Reich die Benutzung des gleichen Warenzeichens nicht schon wegen des britischen Schutzes verwehren, sondern muß sich das deutsche Zeichenrecht durch Eintragung des Zeichens in die deutsche Zeichenrolle erwirken. Und hier setzt nun der Krieg gewaltig ein. Werke des geistigen Urheberrechts sind — man mag einmal den Ausdruck gebrauchen — von geringerem allgemeinen Interesse als solche des gewerblichen Urheberrechts. Wenn ein Engländer ein Patent ungestraft ausnützen darf, das einem Deutschen zusteht, das kann oft von ganz erheblichem, ja sogar nationalem Interesse sein und deshalb hier, sofort nach Kriegsbeginn die Tatsache, daß die Feinde unsrer Staatsangehörigen gewerbliche Schutzrechte verletzen, mißachten, und dies ungeachtet der abgeschlossenen Uebereinkunft. Zwar erwiesen sich nicht alle Anschuldigungen, die von vornherein erhoben wurden, als richtig, doch ganz grundlos waren sie nicht, und jetzt hieß es, für das Deutsche Reich sich zu wehren. Wie der Deutsche Reichskanzler immer und immer wieder betont hat, wie auch die Tatsachen lehren, ist es im gegenwärtigen Weltkrieg heiliges, ernstes Bestreben gewesen, den Weisungen des Völkerrechts entsprechend den Krieg zu führen. Doch bedarf alles grundsätzliche Verhalten des Maßhaltens — zu

Digitized by Google

starres Festhalten kann Torheit sein, so aber wäre es hier gewesen. Setzen sich unsre Feinde über die Vereinbarung hinweg, nun dann gut. Dann tragen sie die Verantwortung. Dann wollen wir uns aber auch wehren, es kommt zum Notstandsgesetz, zur Notstandsverordnung. Solche enthält das „Reichsgesetzblatt" von 1914 vielfach, man denke nur an die Verordnung über Einhaltung der Verpflichtungen gegenüber Auslandsgläubigern. Eine solche Notstandsverordnung ist auch die auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts ergangene vom 1. Juli 1915. Sie sieht als feindliche Staaten England, Frankreich und Rußland an. Soweit Angehörigen dieser Staaten Patentrechte, Gebrauchsmusterrechte und Warenzeichenrechte zustehen, können sie durch Anordnungen des Reichskanzlers im öffentlichen Interesse beschränkt und aufgehoben werden. Insbesondere können andre Ausübungs- und Nutzungsrechte erteilt und den Anordnungen kann rückwirkende Geltung beigelegt werden. Sie können jederzeit geändert und zurückgenommen werden.

Also nicht ein Umsturz von Grund aus, eine Vernichtung der den Ausländern zustehenden Rechte von Gesetzes wegen, nein, ein vorsichtiges, anständiges Verfahren, das die Prüfung durch die höchste Beamtenstelle des Reiches oder den vom Reichskanzler dafür bestellten Vertreter, den für gewerbliche Schutzrechte bestellten Reichskommissar, erfordert. Der Reichskanzler oder sein Vertreter gehen auch nicht von Amts wegen vor, sondern es werden die Anordnungen nur auf Antrag getroffen. Der Antrag ist an den Präsidenten des Kaiserlichen Patentamts zu richten. Er ist, wie es Voraussetzung eines richtigen, ordnungsgemäßen Verfahrens ist, schriftlich einzureichen, die Angaben, mit denen der Antrag begründet wird, sind glaubhaft zu machen. Was darunter zu verstehen ist, darüber spricht sich die Zivilprozeßordnung aus. Es soll auch nicht jeder kostenlos kommen dürfen, nein, es ist eine Gebühr von 50 Mark für jedes Schutzrecht, auf das sich der Antrag bezieht, eingeführt. Beim Patentamt werden die erforderlichen Verfügungen getroffen, der Sachverhalt aufgeklärt und das Ergebnis der Verhandlungen mit einem Gutachten dem Reichskommissar vorgelegt. Auch vor ihm noch ein besonderes Verfahren, insbesondere eine Feststellung der Geldleistung, die von dem Erwerber des ausländischen Rechts als gewisses Entgelt für den Nutzen, den er daraus zieht, der Reichskasse zu zahlen ist.

Entsprechend der Beschränkung und Aufhebung der Rechte ist weiter verfügt, daß auf Anmeldungen von Angehörigen feindlicher Staaten Patente nicht erteilt, Gebrauchsmuster oder Warenzeichen nicht eingetragen werden sollen. Im übrigen kann das Patentamt, soweit Angehörige feindlicher Staaten in Betracht kommen, Amtshandlungen, die ihm nach gesetzlicher Vorschrift obliegen, aussetzen und das Verfahren vorläufig einstellen. Rußland gegenüber enthält die Bekanntmachung noch Sonderbestimmungen. Sie fußen auf der deutschfeindlichen russischen Gesetzgebung. Näher mag hierauf nicht eingegangen werden. Die Verordnung, die, nebenbei gesagt, durch den Reichskanzler — was wesentlich ist und den Standpunkt des Reiches klar erhellt — „im Wege der Vergeltung" ganz oder teilweise

Digitized by Google

auf die Angehörigen andrer Staaten als Englands, Frankreichs und Rußlands ausgedehnt werden kann, ist mit dem Tage ihrer Verkündung in Kraft getreten. Wann und inwieweit die Verordnung wieder außer Kraft tritt, soll nach § 8 der Reichskanzler bestimmen. Also nicht das Aufhören der Feindseligkeiten oder der Abschluß eines etwaigen Waffenstillstands, selbst nicht der Beginn von Friedensverhandlungen oder der Abschluß des Friedens wird irgendwie von Wesen sein — es kann längst schon wieder Frieden sein und doch kann die Verordnung noch in Kraft stehen, kann auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts der Kriegszustand noch andauern. Verträgt sich diese Satzung mit dem, was oben über des Deutschen Reiches Standpunkt in Wahrung völkerrechtlicher Verpflichtungen gesagt ist? Nun zunächst eins: Unnütz wird das Reich die Dauer der Rechtskraft der Verordnung nicht verlängern. Was aber aus dem Notstand heraus geboren ist, kann auch nur enden, wenn die Notstandslage beseitigt ist. Es ist also gewissermaßen unsern Feinden in die Hand gegeben, wann die Verordnung wieder schwinden wird.

Aber auch beim Nachlassen der feindlichen Stimmung auf gegnerischer Seite könnte eine Beendigung des Kriegszustandes auf dem Gebiet des gewerblichen Urheberrechts schon durch die Tatsache des Friedensschlusses allein kaum in Betracht kommen. Die Verhältnisse sind hier oft in Friedenszeiten verwickelt genug, wie werden sie sich nun erst wirren infolge der Kriegslage. Die Entwirrung kann nicht wie durch ein Zerschlagen des gordischen Knotens geschehen, nein, ein langsames Auflösen, ein Zurückgehen Schritt für Schritt wird sich nötig machen unter den Privatpersonen wie auf dem Wege der staatlichen Gesetzgebung. Wann der Tag der Aufhebung kommt, niemand weiß es. Gewiß ist nur, daß er kommt. Mag er das Ende jeder Ausnahmekriegsgesetzgebung auf dem Gebiete des Urheberrechts sein.

Graf Nigra über Fragen der innern Politik Italiens

Erinnerungen und Gespräche[1])

Von

Sigmund Münz

In der Regel unterhielten wir uns über die Probleme der internationalen Politik, und Graf Nigra machte auf sein gutes Recht Anspruch, auch den italienischen Standpunkt einigermaßen hervorzukehren. Aber so wie er objektiv genug war, die europäische Politik nicht ausschließlich aus dem italienischen Gesichtswinkel zu beleuchten, so pflegte er sich anderseits auch mit aller Unbefangenheit über die inneren Vorgänge in Italien zu äußern. Er war lange

[1]) Vgl. das September- und Dezember-Heft 1911 und April-Heft 1912 der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

genug von Italien abwesend, hatte viel zu lange im Ausland gelebt, als daß er etwa aus der Enge der Partei heraus die Dinge beurteilt hätte. Allerdings wurzelte sein innerpolitisches Bekenntnis in der Gedankenwelt eines Cavour, dessen Freund und Privatsekretär er ja in jungen Jahren gewesen. Er war also sozusagen ein Konservativ-Liberaler. So kühl er aber auch sonst zu sein pflegte, so ließ er sich doch zu leidenschaftlichen Worten leicht hinreißen, wenn er etwa auf die Radikalen, auf die Ultrademokraten zu sprechen kam. Verkörperte er selbst ja in sich das Juste milieu. Schönfärberei war nicht seine Eigentümlichkeit. Im Gegenteil, er witterte leicht eine Gefahr, und gefährlich für die Zukunft Italiens schien ihm ein überspannter Radikalismus. Er hatte auch zu sehr die Neigung, den Sozialismus als den Grenznachbar, um nicht zu sagen als Vorläufer der Anarchie anzusehen und darum sehr hart über die sozialistische Bewegung in Italien zu urteilen. In dieser Hinsicht hatte er die Fühlung mit den modernen Strömungen der Halbinsel verloren. Er hatte sich noch zurechtgefunden in der Demokratie des Humbertschen Zeitalters, aber nicht mehr in dem Sozialismus des herannahenden Zeitalters Viktor Emanuels III.

Diese Fragen wurden zwischen uns besprochen, als im Mai 1898 die furchtbaren Exzesse in Mailand im Mittelpunkt der Diskussion standen. Die Zerstörungswut des Pöbels daselbst erschien wie eine Neuauflage der Pariser Kommune. Graf Nigra hatte die Tendenz, diese Revolte nicht als rein anarchistische anzusehen, sondern als eine solche, die aus der Kooperation von Sozialisten und Anarchisten hervorgegangen wäre. Den Unterschied zwischen den beiden Lehren hat er wohl nie allzu scharf definiert; ihm schien jedes zu große Zugeständnis an den Sozialismus schon als eine Begünstigung der Anarchie.

Jedenfalls hat er als alter Diplomat die Entwicklung des Sozialismus nicht genug verfolgt und wohl auch den italienischen Sozialismus ein wenig unterschätzt, wenn er zwischen diesem und etwa dem deutschen eine so gewaltige Kluft glaubte. In der Zeit, als wir diese Probleme besprachen, hatte auch Italien schon ungeheure Fortschritte vom Agrarsozialismus der rohen Tat zu einem Industriesozialismus der ausgleichenderen Gerechtigkeit und der gediegeneren Doktrin gemacht.

Graf Nigra aber hat, wenn er noch so befangen und noch so besorgt war, stets in reinem Patriotismus gesprochen und gehandelt. Nicht alles sollte so eintreffen, wie Nigra in zeitweiliger Schwarzseherei, die auch das Alter mit sich brachte, dies beurteilte. Von dem Baukrach hat sich Rom später erholt und die wirtschaftliche Entwicklung Italiens die schweren Voraussagungen Nigras ein wenig Lügen gestraft. Die Finanzen Italiens hatten sich seither dermaßen gehoben, daß das Königreich dadurch zu jenem überseeischen Ausgreifen verleitet wurde, der in dem Krieg mit der Türkei seinen Ausdruck fand — einem Krieg, der den späteren Weltkrieg vorbereitete.

Sehr abfällig hat Nigra in jenen Tagen die Rolle des Klerus in den Wirren Italiens beurteilt. Hier war er erst recht Juste milieu — einerseits

Digitized by Google

ein guter Katholik, anderseits ein scharfer Widersacher der Geistlichkeit. Nigras Wahlspruch war wie der seines Meisters Cavour: „Libera chiesa in libero stato“ (Freie Kirche im freien Staat).

In gegnerischer Auffassung hat er auch die Fehler des Ministerpräsidenten Generals Pelloux eingeschätzt, und die Zukunft hat dem kühlen Diplomaten recht gegeben. General Pelloux hatte dem Parlament gegenüber zu diktatorisch gewaltet; doch der Parlamentarismus blieb stärker als er.

Beachtenswert scheinen uns die Aeußerungen, die Graf Nigra über den Republikanismus in Italien machte. Es waren eben Aeußerungen, die einer Kenntnis entsprangen, die zwischen Provinz und Provinz in Italien zu unterscheiden wußte; er meinte, die Stimmungen in den einzelnen Provinzen wichen so wesentlich voneinander ab, daß diese nicht alle über einen Kamm geschoren werden könnten.

*

Nigras Aeußerungen lauteten ungefähr wie folgt:

Der Sozialismus in Italien

Anfangs Mai 1898.

Die Sünden der Väter rächen sich an den Söhnen und Enkeln. Regierung und Parlament in Italien wetteiferten stets miteinander, sich nur mit politischen Fragen zu beschäftigen — die soziale Frage existierte nicht für die Kabinette und Volksvertretungen. Wenn man von einigen geringfügigen Anfängen von Arbeiterschutzgesetzen absieht, die der nun verstorbene Domenico Berti in Nachahmung der Bismarckschen Gesetzesvorlagen in Montecitorio einbrachte, so ist sonst in Italien nicht viel geschehen. Bei uns hinkte der Sozialismus der sozialistischen Bewegung in Deutschland, Frankreich und England nur bescheiden nach, und bis zum heutigen Tage hat er es, obgleich doch das Stimmrecht wie in Frankreich und Deutschland fast an das Suffrage universel grenzt, auf keine imposante Vertretung in der Kammer gebracht.

Doch damit, bemerkte Nigra, sei keineswegs gesagt, daß der Sozialismus in Italien so schwach sei wie etwa seine parlamentarische Repräsentanz. Ganz und gar nicht! Vielmehr nehmen die sozialistischen Triebe im italienischen Volkstum mitunter eine solche Ausdehnung an, daß sie sogar auf eine legale Vertretung verzichten und sich durch Gewalt Luft machen. Und dies in den verschiedensten Städten Italiens. Verglichen mit der geordneten Haltung, die der auf ungleich höherer geistiger Stufe stehende deutsche Sozialist einnimmt, gebärdet sich der italienische mitunter fast anarchisch. Allerdings würde man die italienischen Sozialisten auf Kosten der Wahrheit herabsetzen, wenn man sie als allgemeinen Typus in diesem düsteren Lichte schilderte. Gibt es ja auch ausgezeichnete Männer unter ihnen, die sie führen, Gelehrte sogar von europäischem Rufe. Der berühmte Lombroso zum Beispiel macht kein Hehl aus seiner Anhänglichkeit an den Sozialismus. Enrico Ferri, der hervorragende Kriminalpsycholog, sitzt kraft eines ihm von den Sozialisten übertragenen Mandats in

Digitized by Google

der Kammer, und kaum vermag man eine Hochschule Italiens zu entdecken, an der nicht der eine oder andre Sozialist lehrte, und so stehen auch viele Studenten in diesem Lager. Doch dies wäre die Elite des Sozialismus, dies wären die Sozialisten sozusagen erster Klasse. Wäre Italien ein so reich entwickeltes Industrieland wie etwa Deutschland oder auch nur Frankreich, so stünde die Mehrheit der Sozialisten auch auf annähernd so hoher Stufe wie die der beiden genannten Länder. In Wirklichkeit aber rekrutiert sich der italienische Sozialismus weniger aus den städtischen und industriellen Elementen, sondern weit mehr aus der Landbevölkerung, aus dem verkommenen Bauernproletariat, und dieser Agrarsozialismus nimmt häufig wüste, gewalttätige Formen an.

Es ist nicht zu verwundern, wenn sich dieses Bauernproletariats zuweilen die ärgste Verzweiflung bemächtigt. Man muß manche Irrenhäuser in Oberitalien besucht und die an Geist und Körper siechen Pellagrakranken daselbst, die aus Mangel an Nahrung so entartet sind, gesehen haben, um die unermeßliche Not dieser Hörigen der Latifundien zu begreifen, die manchmal nur von etwas Reis oder Mais leben und dann in jene schreckliche Krankheit verfallen, in deren Abgründe weder der Arzt noch der Psychолog tief genug einzudringen vermag. Häufig kommt es vor, daß diese armen Bauernproletarier sich von der Scholle weg in die Stadt ziehen, um dort zu Industriearbeitern zu werden, oder sie beteiligen sich an Straßen-, Eisenbahn-, Brücken- oder ähnlichen Bauten. Man muß es nun mit eignen Augen gesehen haben, wie sie sich am Samstag bei den Postschaltern zusammendrängen, um den Erlös der Woche bis auf einen kleinen Rest, den sie, die Bedürfnislosesten der Bedürfnislosen, für ihren Lebensunterhalt zurücklassen, an ihre armen Angehörigen in die Heimat zu schicken.

Ja, wenn sie nur immer Arbeit fänden! Aber so wenig Arbeitsgelegenheit, wie jetzt, hat es in Italien schon lange nicht gegeben. So viele Motive wirken da zusammen. Wie viele Arbeiten sind in Italien begonnen worden, ohne fortgesetzt oder vollendet zu werden!

Zwar in dem ersten Jahrzehnt und auch noch in dem zweiten, nachdem sich Italien seine Hauptstadt am Tiber errichtet hatte, gab es Arbeit in Fülle, und nicht nur in Rom, sondern allerwärts; denn Italien glaubte in wahren Siebenmeilenstiefeln der ihm zugemessenen Entwicklung vorauseilen und sich im Laufschritte den großen Nationen Europas einreihen zu sollen. Hunderte von Millionen wurden für neue Eisenbahnen verausgabt. Sogar die entlegensten Gegenden Italiens, auch Sardiniens, in denen es wenig Menschen und wenig Waren gab, bekamen solche. In den Alpen und im Apennin wurden gewaltige Felsmassen gesprengt, überall Tunnels gebohrt, und gab es keinen Verkehr, so wurden die Verkehrsmittel geschaffen, damit sie den Verkehr hervorriefen. Es war aber nur eine Politik der Illusion, der freudigen Erwartung, die sich nicht ganz erfüllen sollte. Und erst in Rom! Was geschah da alles! Mächtige Bauten, das neue Finanzministerium, der Justizpalast wurden errichtet — das erstere steht vollendet da, doch zur Fortführung des letzteren fehlten lange die Mittel.

Digitized by Google

Und wenn nicht einmal der Staat das Geld auftreiben kann, um seiner Verpflichtung nachzukommen, aus Rom eine entsprechende Hauptstadt zu machen, wie erst die Privaten! Wie hat sich die Privatspekulation in Rom, die der Staat lange angefeuert hatte, in ihren Berechnungen getäuscht! Ganze Quartiere sind an den Toren Roms neu entstanden, doch verlassen und nur halb fertig stehen sie da. Es gibt kaum eine Hauptstadt, die, nachdem sie einen mächtigen Anlauf zur Entwicklung genommen, dann auf halbem Wege stehen blieb und nun ganz die Flinte ins Korn geworfen hat, wie diese „terza Roma“ — das dritte Rom, wie die Italiener, anknüpfend an das heidnische als an das erste, an das geistlich-mittelalterliche als an das zweite, das moderne seit 1870 als Hauptstadt bestehende Rom nennen. Es war eben auf die ersten Fieberschauer, die Kraft schienen, ein gewaltiges Sinken der wirtschaftlichen Initiative gefolgt — ganze Vermögen gingen dabei zugrunde, und Rom hat sich bis auf den heutigen Tag nicht erholt.

Und warum wiederhole ich all das heute?

Weil die Unruhen, die in ganz Italien ausgebrochen sind, sehr wesentlich mit dem Zustande der Hauptstadt zusammenhängen. Denn nicht nur das Landproletariat, das massenweise nach der Hauptstadt geströmt war, um hier Arbeit zu finden, mußte enttäuscht zu den Penaten der Landstädte zurückkehren, oder es verzog sich nach den übrigen großen Städten des Königreiches, sondern auch andre beschäftigungslose, zu Unruhen geneigte Menschen wanderten aus, und da ihnen die wirkliche Hauptstadt nichts zu bieten hatte, versuchten sie es, sich namentlich in Mailand, der sog. moralischen Hauptstadt Italiens, niederzulassen, und hier erfolgte denn in diesen Tagen der furchtbare sozialistisch-anarchistische Putsch, der ohnegleichen in der modernen Geschichte Italiens dasteht.

Diese Mailänder Kommunards fühlten sich, wie es scheint, schon lange zu großen Dingen angetrieben. Auch eine gewisse Presse hat wohl Oel in das Feuer geschüttet, das verborgen in den zu den ärgsten Untaten bereiten Kreisen glühte. Manche Zeitungen, deren Erscheinen die Regierung nunmehr suspendiert hat, fingen in den Segeln ihrer Agitation allen Sturm der Unzufriedenheit auf, der nun schon seit Wochen, man darf aber vielleicht sagen seit Monaten durch ganz Italien geht.

Diese Bevölkerung ist durch die Steuerpolitik von Staat, Provinz und Stadt derartig ausgesogen, daß die in bescheideneren Verhältnissen Befindlichen fast um der Obrigkeiten willen zum Hungern verdammt sind. Die Städte insbesondere, die nach eignem Ermessen Zölle auf Mehl, Brot und Lebensmittel überhaupt einheben, leisten oft an Ausbeutung das Ungeheuerlichste, und nicht selten erpressen sie so viel, um die Kosten für gewisse Luxusbedürfnisse, wie Bau und Erhaltung von Theatern, aufzubringen. Daraus ergeben sich die chronischen Revolten, die sich nun schon seit Jahren durch Italien ziehen und insbesondere in Sizilien zu steten Zusammenstößen zwischen dem Proletariat, das am meisten unter dem Drucke der von den Städten auferlegten Akzisen keucht, und den Stadtwachen und Truppen führten. Die allgemeine Teuerung, unter

Digitized by Google

der jetzt ein guter Teil Europas leidet, gab der Unzufriedenheit auch in Italien neue Nahrung.

So ist alles gekommen. Es ist noch eine offene Frage, ob die Regierung stark genug sein wird, um dauernd die Bewegung zu meistern.

Die Mailänder Kommune

Im Mai 1898 äußerte sich Nigra weiter: „Die furchtbaren Mailänder Ereignisse sind nach der Ueberzeugung aller Kenner der Verhältnisse von langer Hand vorbereitet. Es war eine regelrechte sozialistische oder anarchistische Revolution, die sich in Mailand abspielte. Eine Regierung ist keine Vorsehung — sie mag über die besten Präfekten, die besten Polizeiorgane verfügen — auch solche können sich einem revolutionären Fait accompli gegenübersehen, wenn dieses aus einer weitverzweigten Organisation hervorgegangen ist, die seit langem gerüstet dasteht und nun, da sie den Augenblick gekommen glaubt, zum Schlage ausholt. Die allgemeine Teuerung, die Erhöhung der Brotpreise konnte nur ein Vorwand zum Losschlagen sein. Und der Spanisch-Amerikanische Krieg, wenn er auch schon die wirtschaftlichen Verhältnisse Italiens zu beeinträchtigen anfängt, dauert doch nicht lange genug, um einen so entsetzlichen Ausbruch zu erklären. Nein, es ist der Sozialismus, dessen Führer zu schwach waren, um die Revolution in einigermaßen anständige Bahnen zu lenken, und die Ausführung derselben anarchistischen Händen überlassen mußten. Ein Sozialismus in akademischen Formen, ein Sozialismus in wissenschaftlichem Stil oder in solchen Grenzen, daß man sich mit ihm auseinanderzusetzen vermöchte, wie der deutsche Sozialismus eines Bebel, besteht nur in gewissem Sinne in Italien. Doch ist er vorläufig ohne allen Einfluß auf die Massen, die zu unwissend sind, um ihn zu begreifen.

Diese Massen, deren Unwissenheit von dem Klerus so mächtig genährt wird, der viel mehr Einfluß besitzt, als man gewöhnlich glaubt, sind nur zu leicht geneigt, den Sozialismus als die Heilslehre zu betrachten, derzufolge man sich im gegebenen Augenblicke in den Besitz von Hab und Gut des Nächsten setzen, ihn berauben und sich an seiner Stelle bereichern kann. Auch der Klerus hat viel auf dem Gewissen. Statt in priesterlicher Mission die sozialen Gegensätze auszugleichen, beutet er die wirtschaftlichen Verlegenheiten Italiens aus und verkündet den Armen im Geiste, all das Elend komme davon, daß Italien der weltlichen Papstherrschaft ein Ende gemacht habe.

So wird der Klerus, indem er die Staatsautorität herabsetzt, zum Mithelfer der Anarchisten der Tat. Ich will keineswegs gesagt haben, daß Geistliche diesmal etwa in Mailand direkt gehetzt hätten. Aber was haben sie gerade im Lombardischen, gerade in Mailand unter dem Zuspruch der hohen Würdenträger der Kirche agitiert! Seit Jahren führt ein Erzbischof die Intransigenten Italiens und predigt einen wahren Kreuzzug gegen die Staatseinheit und gegen die Staatsfunktionäre. So begriff er seine Aufgabe, Eintracht und Frieden in der ihm anvertrauten Herde zu stiften. Und nun

Digitized by Google

sind es gerade er und seine Leute, die, nachdem der Brand gewütet hat, nachdem die Schüsse gefallen sind und das Blut geflossen ist, der Regierung und dem General, der den Belagerungszustand über Mailand hält, ihre Mitwirkung zur Beilegung des Konflikts anbieten!

Eines ist tröstlich in diesen furchtbaren Tagen, in denen die wütende Menge in ihrer Art die konstitutionellen Freiheiten feierte, die Italien vor nun fünfzig Jahren empfing. Die Truppen haben Disziplin gehalten und doch maßvoll von der ihnen erteilten Befugnis der Repression Gebrauch gemacht. Wären es auch Hunderte, die auf seiten der Aufständischen in Mailand gefallen sind, was bedeutet diese Ziffer im Vergleiche zu der Zahl, die hingeschlachtet hätten werden können, hätten die Truppen auf alle Herausforderungen reagiert! Es soll sich heute oder morgen solch eine Kommune, wie wir sie jetzt in Mailand am Werke gesehen haben, in irgendeiner Stadt Frankreichs von der Bedeutung Mailands etablieren, und die Soldateska wird anders dreinfahren, und man wird von Tausenden von Toten und Verwundeten, nicht von Hunderten hören.

Der Sozialismus baut darauf, daß die Soldaten, die, wie das Schlagwort lautet, doch auch größtenteils Söhne des Proletariats seien, eines Tages gemeinsame Sache mit dem Proletariat machen werden. Solch eine Möglichkeit ist meines Erachtens für Italien nicht zu befürchten. Es wird wohl überhaupt die Ordnung wiederkehren, wenn auch die Wunde nicht in nächster Stunde vernarben kann . . .

Wohl war der Mailänder Aufstand nicht vereinzelt, wohl hörte man es in dem ganzen Gebäude des Königreiches knistern. Doch man ziehe nicht falsche Schlüsse aus der Gleichzeitigkeit oder der Aufeinanderfolge der Erscheinungen. In Unteritalien oder Sizilien liegen die Verhältnisse anders als etwa in Oberitalien. In Unteritalien kommt gar manche Not der Landbevölkerung von der Einhebung der Zölle, welche die Gemeinden auf die unumgänglichsten Lebensmittel legen. Wenn die Zölle, welche die Bevölkerung zahlt, wenigstens wieder zum Besten derselben verwendet würden! Aber diese Gelder fließen nicht in die Gemeindekassen, sondern nicht selten in die Taschen einiger Machthaber der Gemeinden. Diese Bevölkerung, die noch in tiefster Unwissenheit dahinlebt, ist nicht imstande, ihre Gemeindefunktionäre mit Einsicht zu wählen. Es wäre vielleicht eine Wohltat, wenn der Staat es in die Hand nähme, die Sindaci zu ernennen, eine Wohltat auch, wenn er den Gemeinden das Recht entzöge, die Lebensmittel nach eignem Ermessen zu besteuern. In Unteritalien sind die jeweiligen Aufstände in den Landgemeinden allerdings Verzweiflungsausbrüche einer gedrückten und hungernden Bevölkerung. Doch in Oberitalien sind die Landstädte bei weitem nicht so zahlreich wie im Süden, wo die Leute sich von jeher weniger sicher fühlten und es darum nicht wagten, vereinzelt auf Gehöften oder in Kommunen zu Hunderten zusammenzuwohnen, sondern nur in Städtchen von wenigstens mehreren tausend Einwohnern, um persönlich ungefährdeter zu sein. Hier setzt dann die ausbeutende Gemeindetyrannis mit

Digitized by Google

ihren schweren Verzehrungssteuern ein, die zu zeitweiligen Exzessen Anlaß gibt. In Oberitalien dagegen lebt das meiste Landproletariat in kleinen Kommunen von nur Hunderten von Einwohnern, und da gibt es keine Verzehrungssteuern auf Brot und Lebensmittel. Die größeren Städte erheben solche, selbstverständlich auch Mailand. Aber in diesem großen Zentrum der Industrie gab es keine besondere Not, auch nicht in der letzten Zeit. Die Arbeiter befinden sich nicht schlechter als in den industriereicheren Ländern. Es gibt Arbeiter in Mailand, die sehr hohe Löhne erzielen. Auch die Landbevölkerung in der Umgebung Mailands, etwa im Monzesischen oder in der Brianza, lebt in relativem Wohlstande. Von dieser Seite also kam keineswegs der Sturm. Mailand jedoch ist von lange her der Herd der sozialistischen Bewegung in Italien. Die Sozialisten säten Wind und die — Anarchisten ernteten Sturm.

Wer aber hat sich am meisten über den Schrecken gefreut, der in den Straßen Mailands herrschte? Die Klerikalen. Sie sagen schon: ‚Das sind die Früchte der Einheit Italiens. Ein Menschenalter italienischer Einheit, und Italien sieht Barrikaden, Straßenkämpfe mit Toten und Verwundeten.'

Das also ist der greifbare Erfolg, den die Sozialisten in ihrem revolutionären Kampfe gegen die bürgerliche Ordnung erringen. Tertius gaudet."

Der Republikanismus in Italien

April 1900.

Die Lage ist fortdauernd ernst. Die Versammlungen, die letzthin in mehreren großen Städten Italiens zugunsten einer „Constituante" stattgefunden, haben die Bedeutung, daß die Republikaner die gegenwärtigen Wirren auszubeuten suchen. Die Mehrzahl der Radikalen und die Sozialisten insgesamt wollen die Republik. Sie wagen es nicht, dies offen auszusprechen, und gebrauchen das Wort „Constituante".

Welche Rolle aber soll diese „Constituante" spielen?

Sie hätte angeblich eine Verfassungsänderung zu vollziehen. Schwer begreiflich, in welcher andern Richtung als der republikanischen die Verfassung geändert werden könnte. Das „Statuto", die Verfassung, die König Karl Albert 1848 den Italienern gegeben und deren fünfzigjähriges Jubiläum Italien vor zwei Jahren feierte, ist so freisinnig und demokratisch, daß niemals, auch nicht von den radikalsten Elementen, das Bedürfnis empfunden wurde, sie abzuändern. Denkt nun eine Gruppe von Politikern an Revision, so ist es klar, daß sie, wenn die „Constituante" zustande käme, mit dem allerdings sehr radikalen Vorschlage hervortreten möchte, daß statt der Monarchie die Republik, statt des Königs der Präsident eingeführt würde.

Haben diese Bestrebungen des Berges, zu dessen Sprecher im Parlament sich der Deputierte Pantano gemacht hat, irgendwelche Aussicht auf Verwirklichung? Das alte Wort Francesco Crispis, mit dem sich dieser vor nun vierzig Jahren seinem früheren Freunde und Meister Giuseppe Mazzini entgegenstellte, das Wort: „La monarchia ci unisce, la repubblica ci dividerebbe"

Digitized by Google

(Die Monarchie einigt uns, die Republik würde uns zerteilen), findet noch immer bei der erdrückenden Mehrheit des italienischen Volkes Anklang. In Italien gibt es nicht viele, die Neigung haben, dem Berge auf die Bahn der „Constituante", will sagen der Republik, zu folgen. Wenn heute ein Plebiszit, ein ehrliches Plebiszit, im ganzen Königreich Italien auf die Parole: „Monarchie oder Republik?" abgehalten würde, es würde nur ein kleiner Bruchteil des italienischen Volkes sich für die Republik erklären.

Es soll nicht geleugnet werden, daß der Radikalismus den Regierenden in Italien seit einiger Zeit nicht nur im Parlament, sondern auch außerhalb desselben manche Schwierigkeit bereitet. Das Schlagwort „Constituante" ist auf einen für solche Agitation bereits gut gedüngten Boden gefallen. Studenten versammeln sich und rufen nach einer „Constituante". Wie soll das wundernehmen, wenn eine Stadt wie Mailand, das industriereichste Zentrum Oberitaliens, einen radikalen Gemeinderat mit einem radikalen Sindaco an der Spitze hat? Als vor kurzem das Monument Karl Alberts, des Spenders der Konstitution, in Anwesenheit des Königspaares in Rom enthüllt wurde, hielt es manche große Stadt, deren Vertreter zu dem feierlichen Akt eingeladen wurden, nicht für nötig, sich mit der üblichen Huldigungsdepesche für den König zu beteiligen. Doch nur eine Minderzahl der Städte verhält sich so gegenüber dem Königshause und den bestehenden Einrichtungen. In Rom selbst hat der Radikalismus keinen günstigen Nährboden. Auch der Süden Italiens ist trotz gewissen sozialistischen Strömungen in Sizilien monarchisch gesinnt. König Humbert freilich ist ungleich volkstümlicher als der Ministerpräsident General Pelloux. Der General hat sich unpopulär gemacht, als er das vielbestrittene und nun aufgehobene „Decreto-legge" erließ. Er hätte all das, wozu eine Regierung kraft dieses Gesetzesdekrets theoretisch berechtigt ist, auf Grund jener Machtvollkommenheiten ausführen können, die jeder Regierung in Italien von jeher ohne irgendwelche gesetzgeberische Maßnahmen zu Gebote standen. Jede italienische Regierung hat Versammlungen, die ihr für die allgemeine Ordnung gefährlich erschienen, auflösen können, ohne eines Verfassungsbruches schuldig zu erscheinen. General Pelloux ist heute selbst von dem Fehlschritte überzeugt, den er tat, indem er überhaupt zu dem Decreto-legge Zuflucht nahm.

Der Berg in Montecitorio drohte mit den äußersten Mitteln. Die Radikalen sagen: „Wir, die Republikaner, wollen nicht weichen, wollten es vielmehr darauf ankommen lassen, daß die Regierung bewaffnete Macht ins Parlament riefe." Es ist anzunehmen, daß die Regierung, wenn die Kammer wieder zusammentritt, sich nicht unnötig gereizt zeigen und die äußerste Linke nicht in die vorteilhafte Stellung bringen werde, sich als Verteidigerin des Parlamentarismus gegen ein etwa die Rechte des Parlaments durch Polizei und Militär herausforderndes Ministerium aufzuspielen. Würde es in der italienischen Kammer zu Szenen kommen, wie man sie im österreichischen Reichsrat gesehen, so würde das bei der leichten Entzündbarkeit des italienischen

Digitized by Google

Temperaments eine weit gefährlichere Wirkung ausüben als in Oesterreich. Leicht könnten dann in manchen großen Städten Italiens Demonstrationen, auch solche republikanischen Inhaltes, folgen! Ein höheres gebieterisches Interesse fordert Ruhe im Lande. Die äußerste Linke würde sich wohl nicht einmal mit einem Kabinettswechsel dauernd zufrieden geben. Eine neue Regierung aber würde selbstverständlich den Frieden im Parlament erleichtern. Mit der Möglichkeit, ja mit der Wahrscheinlichkeit eines Kabinettswechsels muß heute gerechnet werden, die Einberufung einer Konstituante ist freilich eine Utopie.

Das Kabinett ist noch immer gefährdet, das Haus Savoyen nicht.

Republikanische Strömungen in Italien

9. Januar 1902.

Nigra war eben aus Rom zurückgekehrt. Er kam auf die inneren Verhältnisse in Italien zu sprechen, und keineswegs sah er die Dinge rosig. Er äußerte sich, er möchte nicht dafür bürgen, daß nicht nach zwei oder drei Legislaturen eine aus Radikalen und Sozialisten, zu denen sich auch einige Anarchisten gesellen könnten, bestehende Majorität die Republik in Italien ausrufen würde. Dann gäbe es einen Bürgerkrieg, denn es würden einige Gegenden Italiens absolut nicht für die Republik zu haben sein, wie das sehr königstreu gesinnte Innere Piemonts und weder das Neapolitanische noch Sizilien. Durch die Proklamierung einer Republik würde die Einheit Italiens zertrümmert werden, denn Italien würde dann in Republiken und Monarchien zerfallen. Darum aber beginge der Vatikan eine Torheit, wenn er die monarchiefeindlichen und radikalen Parteien in Italien stützte. Wird eines Tages in Rom die Republik ausgerufen, so wird der Papst sich nicht im Vatikan halten können, sondern aus Italien heraus müssen, und darum treiben jene Prälaten, die der gegenwärtigen Ordnung in Italien nicht zu feindlich gegenüberstehen, vielmehr in ihr die Gewähr für die Aufrechterhaltung des Heiligen Stuhles sehen, eine annehmbarere Politik als gewisse abenteuernde Kardinäle. Es sei freilich keineswegs wahrscheinlich, daß einer von ihnen Papst werden würde. Man könne in Rom eine Strömung wahrnehmen, die sehr gegen Kirchenfürsten solchen Schlages sei.

*

Wieviel ist seither in jenem Italien anders geworden, das sich mutwillig und treubrüchig in einen Krieg mit seinen Verbündeten gestürzt hat. Wenn Italien, wie es heute den Anschein hat, aus diesem Kriege besiegt hervorgeht, dann wird das Volk zunächst die Dynastie und vielleicht die Monarchie überhaupt zur Rechenschaft ziehen. Dann kommen jene republikanischen Strömungen zur Macht, die Graf Nigra in minder bewegten Tagen unter der Oberfläche der Politik entdeckte.

Digitized by Google

Bulgarien und die neue Offensive der Mittelmächte gegen Serbien

Von einem österreichisch-ungarischen Diplomaten a. D.

„Oesterreichisch-ungarische Truppen drangen gestern in den Nordteil von Belgrad ein und erstürmten das Bollwerk der Stadt, die Zitadelle; heute früh bahnten sich deutsche Kräfte von Westen her den Weg zum Konak. Auf dem Schloß der serbischen Könige wehen die Fahnen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands."

Mit diesen Worten verkündete der amtliche Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs vom 9. Oktober ein Ereignis, dessen eigenartige, für Gegenwart und Zukunft bedeutungsvolle Tragweite selbst im Glanz so vieler Großtaten, welche auf anderen Schauplätzen des Weltkrieges durch die verbündeten Heere der Mittelmächte vollbracht wurden, deutlich vor Augen tritt.

In demselben Zeitpunkt, wo der größte Teil der Streitkräfte Oesterreich-Ungarns und Deutschlands im Osten wie im Westen sowie an der italienischen Front gebunden ist, wo die Zentralstaaten den Millionenheeren von vier Großmächten gegenüber, sei es mit ungebrochenem Erfolg standhalten, sei es die siegreichen Fahnen noch weiter in Feindesland tragen, und die in Belgien, in Nordfrankreich und in Rußland eroberten ausgedehnten Gebiete in fester Hand bewahren, vermochte die unter dem Kommando des Generalfeldmarschalls v. Mackensen aufgebotene Armeegruppe auf einem neuen, fernab gelegenen Kriegsschauplatz, trotz aller Ungunst der Verhältnisse, im ersten Anlauf einen durchschlagenden Erfolg zu erringen. In diesem Kampfgebiet, der ganzen ungarisch-serbischen Grenze entlang, stellten Natur und Kunst dem Angreifer die stärksten Hemmnisse in den Weg; er stand vor der schwierigen Aufgabe, ein so bedeutendes Stromhindernis wie die Save und Donau zu überschreiten und die jenseitigen beherrschenden Höhen einem kriegsgeübten, tapferen Feind zu entreißen, dessen technische Hilfsmittel in langer Vorbereitung mit ausgiebiger Unterstützung seiner Verbündeten aufs höchste gesteigert worden waren.

Die Einleitung des Feldzugs gegen Serbien ist unter solchen Umständen als eine Waffentat ersten Ranges anzusehen.

Ihre Tragweite reicht aber über das militärische Gebiet hinaus; insbesondere im Licht der seither erfolgten Stellungnahme Bulgariens an der Seite der Zentralmächte und der Türkei besehen, erscheint sie als der Ausgangspunkt zur Verwirklichung eines weitausschauenden Verkehrsprogramms. Die Sicherung eines so wichtigen, ganz Mitteleuropa mit der Balkanhalbinsel und Vorderasien verbindenden Verkehrsweges, des ungehemmten Austausches ihrer Industrie- und Bodenprodukte würde in der Tat den beteiligten Völkern eine vielversprechende wirtschaftliche Entwicklung verheißen, sie wird wohl als eines der erstrebens-

Digitized by Google

wertesten Kriegsziele, als ein wichtiger Aktivposten gegenüber den durch den Weltkrieg erforderten schweren Opfer in Betracht zu ziehen sein.

Oesterreich-Ungarn, als unmittelbarer Nachbar der Balkanländer in erster Linie hierzu berufen, hat dem Verkehr dorthin seit jeher volle Aufmerksamkeit gewidmet. Die erste Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung nach der Türkei, die Dampfschiffahrt auf der Donau und die Eisenbahnlinien nach Konstantinopel und Saloniki sind von der Monarchie ins Leben gerufen oder tatkräftig unterstützt worden. Späterhin hat Deutschland das gewaltige Unternehmen der Bagdadbahn in Angriff genommen, dessen hohe verkehrspolitische und zivilisatorische Bedeutung an sich selbst wie als Fortsetzung des europäischen Bahnnetzes nach Osten in dem Maß des Ausbaues der einzelnen Teilstrecken immer mehr sich geltend macht.

Die politische Geschichte der Balkanländer in den letzten Jahren und der Einfluß, den die Westmächte sowie Rußland dort ausübten, hemmten die gedeihliche Entwicklung dieser Friedenswerke. Eine Politik, die, von Ländergier, Rachedurst und Geschäftsneid geleitet, dahin strebt, die Türkei aus dem Besitz der Meerengen zu verdrängen und die Begehrlichkeit einzelner Balkanstaaten gegen Oesterreich-Ungarn aufzustacheln, um sie, als Werkzeuge des Vierverbandes mißbrauchend, dessen Interessen dienstbar zu machen, scheint nun dem Zusammenbruch nahe zu sein. Am deutlichsten ist diese Wendung in dem Umschwung der Verhältnisse zwischen der Türkei und Bulgarien erkennbar.

Kaum drei Jahre sind verflossen, seitdem diese beiden Staaten in einem mit äußerster Erbitterung geführten Krieg sich bekämpft haben; die Türkei, um ihren jahrhundertealten europäischen Besitz zu verteidigen, Bulgarien, im Bund mit den andern Balkankönigreichen, um der osmanischen Herrschaft ein Ende zu machen und deren Gebiete nach nationalen Gesichtspunkten unter den Alliierten aufzuteilen. Unter russischer Patronanz und zu dem Zweck zustande gebracht, späterhin als Machtfaktor der Ententemächte gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland Verwendung zu finden, konnte das Bündnis nicht anders als in der Weise vereinbart werden, daß die unter den Teilhabern bestehenden Interessengegensätze in bewußter Unaufrichtigkeit verschleiert blieben. Diese Gegensätze traten aber, als es nach Niederwerfung des gemeinsamen Feindes zur Verteilung der Beute kommen sollte, mit so elementarer Gewalt hervor, daß Bulgarien, das im Türkenkrieg seine beste Kraft geopfert hatte, von seinen früheren Alliierten angegriffen, gleichzeitig durch Rumänien und die Türkei bedroht und von Rußland preisgegeben, die schreiende Ungerechtigkeit des Bukarester Friedensschlusses über sich ergehen lassen mußte.

Die bittere Lehre, die Bulgarien damals empfing, blieb aber nicht fruchtlos; ihre Nutzanwendung kommt in der Stellungnahme des Königreiches gegenüber dem Weltkrieg zum praktischen Ausdruck.

Eine jüngst publizierte, an die Gemeinden des Landes verteilte Denkschrift der bulgarischen Regierung legt in klarer und nüchterner, dem Volkscharakter entsprechender Weise die Gründe ihrer politischen Haltung dar. Gestützt auf

Digitized by Google

Argumente, welche die Billigung auch der gegnerischen Parteien im Land fanden, gelangt dieses Memoire zu dem Schluß, daß der Beitritt Bulgariens zu der von den Mittelmächten und der Türkei gebildeten Staatengruppe im Interesse der Unabhängigkeit des Landes, der Befreiung der unter fremder Herrschaft bedrückten Volksgenossen und der Sicherung der Verkehrswege nach außen erforderlich sei.

Die Verfolgung einer solchen Politik machte zunächst eine offene und loyale Verständigung Bulgariens mit der Türkei notwendig.

Die Vorurteilslosigkeit und politische Klugheit, welche die Staatsmänner in Konstantinopel wie in Sofia betätigten, um das im beiderseitigen Interesse wünschenswerte Einvernehmen zu erzielen, verdient die höchste Anerkennung. Den Bulgaren mag es nicht leicht gefallen sein, der Verlockung zu widerstehen, die in dem auf die Wiedergewinnung der Linie Enos—Midia bezüglichen Anerbieten der Ententemächte gelegen war, und sich mit einer bescheideneren türkischen Gebietsabtretung zu begnügen, allerdings reichte diese hin, um einem wichtigen Verkehrsbedürfnis des Königreichs zu entsprechen, indem sie ihm die direkte Eisenbahnlinie nach dem bulgarischen Hafen Dedeagadsch verschaffte. Für die Türkei hingegen handelte es sich darum, aus freien Stücken auf einen Teil jener Gebiete zu verzichten, die sie in einem unglücklichen Krieg verloren und später, in dem Zeitpunkt des im zweiten Balkankrieg über Bulgarien hereingebrochenen Verhängnisses, zurückgewonnen hatte. Der Vergleich dieser von der Pforte ihrem Hauptgegner von gestern gegenüber eingenommenen klugen und großzügigen Haltung mit der schnöden Ablehnung, die das weitgehende Entgegenkommen Oesterreich-Ungarns seitens seines vieljährigen ehemaligen Alliierten erfahren hat, springt in die Augen; er ist die beste Illustration für die Monstrosität des italienischen Treubruchs — nicht zu reden davon, daß die Verräter bei Freund und Feind mißachtet, sich, wie der bisherige Verlauf des tückischen Ueberfalls zeigt, um ihren Judaslohn geprellt sehen.

An der Seite der Mittelmächte und der Türkei Stellung nehmend, zeigt Bulgarien sich entschlossen, ausschließlich seinen eigenen Interessen zu dienen; Sentimentalitäten, in deren Bann ein Teil des bulgarischen Volkes nur zu sehr befangen war, können eine aufstrebende, selbstbewußte und längst mündig gewordene Nation in der Verfolgung ihrer legitimen Bestrebungen nicht aufhalten. Uebrigens hat gerade die russische Politik der letzten Jahre auch dem Gutgläubigsten klar gemacht, daß der bis zum Ueberdruß wiederholte Appell an die angebliche Dankesschuld Bulgariens — ein Appell, der schon von Anbeginn an falsch klang, da Rußland die Befreiung dieses Landes im Interesse der eigenen Expansionsgelüste ins Werk gesetzt hatte — mehr und mehr ein Sirenenruf war. Daß Bulgarien eine moralische Pflicht verletzt hätte, indem es seine Politik nicht den Ratschlägen und Wünschen der Petersburger Regierung anpaßte, wagen jetzt nicht einmal die überzeugtesten Russophilen im Land zu behaupten.

In Serbien, diesem unglücklichen, von gewissenlosen Politikern mißbrauchten Land, hat sich der Weltkrieg entzündet; dort lodert nach ungeheuern Opfern, die er auf andern Kampfesplätzen gekostet hat, seit kurzem die Kriegsflamme wieder

Digitized by Google

mächtig auf; österreichisch-ungarische und deutsche Truppen dringen von Norden, das tapfere bulgarische Heer von Osten vor, um die serbische Macht niederzuzwingen.

Ueber das Kriegsziel Bulgariens hat die vorerwähnte Denkschrift sich deutlich genug ausgesprochen. Die Vereinigung des wider Recht und Billigkeit in serbischen Besitz geratenen bulgarischen Teiles von Mazedonien mit dem Mutterland begegnet überall, außer im Lager des Vierverbands, sympathischem Verständnis. Bulgarien hat sich als zuverlässiges Element der Ordnung auf dem Balkan erwiesen. National geeinigt und zu noch größerer Macht emporgestiegen, wird das Königreich diese Aufgabe künftighin um so besser zu erfüllen in der Lage sein.

Den Verkehrsweg an das Aegäische Meer hat Bulgarien durch das mit der Türkei abgeschlossene Uebereinkommen, wie bemerkt, bereits in Händen. Eine analoge Sicherung der Verbindung nach Mitteleuropa strebt das Königreich im Nordwesten in der Weise an, daß es längs der Donau Grenznachbar der Monarchie zu werden wünscht. Die Denkschrift erklärt, daß die Zentralmächte zugesagt haben, dieses Verlangen zu erfüllen, falls Bulgarien aktive militärische Mithilfe leistet. In der Tat handelt es sich hier um die Anbahnung jenes Verkehrsprogramms, dessen Durchführung eines der Hauptziele des Feldzuges gegen Serbien sein dürfte.

Auf einer relativ kurzen Strecke des rechten Donauufers, vom Eisernen Tor beginnend stromabwärts bis zur Mündung des Timok, schiebt sich heute wie ein Riegel Serbien zwischen die Gebiete der Monarchie und Bulgariens vor. Das gemeinsame Interesse aller an dem Verkehrsweg von Mitteleuropa bis nach Vorderasien beteiligten Länder erfordert, daß dieser Weg und ebenso auch die große Wasserstraße der Donau Willkürakten, wie sie serbischerseits praktiziert wurden, ein für allemal entzogen werde. Die hierzu erforderliche Verschiebung der bulgarischen Grenze nach Westen ist daher ein gemeinsames Bedürfnis der genannten Länder. Der Weltkrieg, der in der Praxis unserer Feinde insbesondere auch ein Handelskrieg ist, wird tiefe Spuren im Güteraustausch zurücklassen. Nur große Wirtschaftsgebiete werden künftighin Aussicht auf Bestand und Gedeihen haben. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei sind auf einen solchen Zusammenschluß angewiesen; das gemeinsame Interesse dieser Staaten geht dahin, den Zusammenschluß auch durch die Erleichterung und Sicherung der sie verbindenden Verkehrswege zu fördern.

Mitte Oktober 1915.

Digitized by Google

Schutz von Forderungen feindlicher Ausländer im Krieg

Von

H. Wittmaack

Die Schwierigkeiten, welche mit der gerichtlichen Beitreibung von Forderungen der Inländer im feindlichen Auslande verbunden sind, haben den Gedanken angeregt, inländischen Gläubigern der Angehörigen eines mit uns im Kriege befindlichen Staates für ihre Forderungen in der Weise Befriedigung zu verschaffen, daß die Forderungen, die andre Angehörige des feindlichen Staates gegen Inländer haben, zur Tilgung jener Forderungen eingezogen werden. Diese Maßregel soll sich nicht auf eine Aufrechnung gegenseitiger Forderungen derselben Personen beschränken, sondern es sollen von ihr alle Forderungen, welche Angehörigen des feindlichen Staates zustehen, betroffen, eine Konfiskation dieser Forderungen zu dem angegebenen Zweck vorgenommen werden. Wenn man diesem Plane nicht näher getreten ist, so beruht dieses wohl hauptsächlich darauf, daß für die praktische Durchführung desselben ein gangbarer Weg bisher nicht hat gefunden werden können, wenngleich die Reichsregierung auch auf juristische Bedenken hingewiesen hat. Es fragt sich aber doch vor allem, ob eine derartige Maßnahme völkerrechtlich zulässig ist, ob sie nicht als ein nach den modernen völkerrechtlichen Anschauungen unzulässiger Eingriff in die Rechte von Privatpersonen angesehen werden muß. Es handelt sich dabei um die Wegnahme von Privatrechten. Ob diese für den kriegführenden Staat selbst oder zugunsten von Angehörigen desselben erfolgt, ist gleichgültig. Allerdings sollen die inländischen Gläubiger materiell keinen Vorteil hiervon haben, sondern nur Befriedigung für ihre Forderungen, die damit erlöschen würden, erhalten. Die Befriedigung soll aber erfolgen durch einen Eingriff des kriegführenden Staates in Privatrechte. Ist ein solcher Eingriff völkerrechtlich nicht gestattet, so kann es auf die Art und Weise, wie der Staat über die Rechte, die er sich durch den rechtswidrigen Eingriff verschafft, verfügt, nicht ankommen. Die Bejahung jener völkerrechtlichen Frage ist nun nichts weniger als unbedenklich.

Die Ausbildung unseres Rechtes, insbesondere auch des Völkerrechtes, schließt sich an das römische Recht an. Dieses erkannte eine Unverletzlichkeit des Privateigentums im Kriege nicht an. Sachen, die dem Feinde, einerlei, ob dem feindlichen Staat oder Privatversonen, gehörten, unterlagen dem Beuterecht. Das harte Recht hat sich im Laufe der Zeiten dahin geändert, daß das Privateigentum im Kriege als unverletzlich angesehen wird. Eine solche Unverletzbarkeit ist aber an dem Eigentum an körperlichen Gegenständen früher zur Geltung gekommen als bei Rechten, insbesondere bei Forderungen, die in der Rechtswissenschaft wohl als unkörperliche Sachen bezeichnet werden.

Digitized by Google

Was die Forderungen von feindlichen Ausländern an einen kriegführenden Staat selbst, an dessen Fiskus anlangt, so scheint man allerdings niemals Bedenken getragen zu haben, die Unverletzlichkeit dieser Forderungen durch den Staat, welcher der Schuldner ist, anzuerkennen. Es würde mit den Grundsätzen von Treu und Glauben in scharfem Widerspruch stehen, wenn ein Staat einen Krieg benutzen könnte, um sich von seinen Schulden gegenüber den Angehörigen des feindlichen Staates einfach mit dem Vorgeben loszusagen, daß er die Forderungen in Gemäßheit des Kriegsrechts konfisziere. Außerdem würde es den Kredit der Staaten im Auslande ruinieren, wenn ein solches Verfahren für zulässig gehalten würde.

Was dagegen Privatschulden anlangt, so führte der berühmte nordamerikanische Jurist Story bei der Begründung eines Urteils des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten von Nordamerika aus dem Jahre 1814 aus, es sei bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts allgemein als zulässig anerkannt, daß ein kriegführender Staat berechtigt sei, Forderungen, die ein Angehöriger des feindlichen Staates an die Angehörigen seines Staates habe, zu konfiszieren. Seitdem haben sich aber die Ansichten geändert.

Die Frage kam im Jahre 1816 vor einem englischen Gerichtshof zur Entscheidung.

Bei Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Dänemark und England im Jahre 1807 wurden dänische Schiffe und sonstiges dänisches Eigentum, welches sich vor der Kriegserklärung in englischen Häfen befunden hatte oder auf hoher See von englischen Schiffen genommen war, für gute Prise erklärt. Die dänische Regierung beantwortete dieses völkerrechtswidrige Verhalten mit einer Vergeltungsmaßregel. Sie verfügte, daß alles Vermögen von Engländern, welches sich auf dänischem Gebiet befinde, sequestriert werden solle. Es wurde insbesondere angeordnet, daß alle, welche eine Schuld an einen Engländer hätten, dies anmelden und den Betrag an den dänischen Fiskus zahlen sollten. Ein Däne, welcher dieser Auflage gemäß seine Schuld an einen Engländer an den dänischen Fiskus eingezahlt hatte, wurde später in England betroffen und von seinem englischen Gläubiger auf Zahlung der Schuld gerichtlich in Anspruch genommen. Er berief sich auf die Verfügungen der dänischen Regierung und darauf, daß er diesen Verfügungen entsprechend den Betrag der Schuld an den dänischen Fiskus eingezahlt habe. Der englische Gerichtshof Court of King's Bench erklärte den Einwand für unbegründet. Der Beklagte hatte seinen Einwand hauptsächlich auf das Lehrbuch des Völkerrechts von Vattel gestützt, zufolge dessen die Konfiskation der Forderungen von Angehörigen feindlicher Staaten an Inländer zulässig sei. Der Gerichtshof führte dagegen an, daß nach andern hervorragenden Juristen eine kriegführende Macht nicht berechtigt sei, die Schulden an feindliche Ausländer zu konfiszieren. Diesen Rechtsgelehrten trat er bei, indem er hinzufügte, während des furchtbaren letzten Krieges sei von keiner Seite eine ähnliche Maßregel getroffen wie die fragliche der dänischen Regierung. Eine Konfiskation wie die in Rede stehende sei niemals allgemein

Digitized by Google

als zulässig anerkannt. Ein Beispiel einer solchen finde sich seit mehr als hundert Jahren nicht. Der Gerichtshof glaube daher, daß sein Urteil künftig viel Unheil herbeiführen würde, wenn es nicht ausspreche, daß die dänische Verordnung und die in Gemäßheit derselben geforderte Einzahlung des geschuldeten Betrages an den dänischen Fiskus der Klage des Gläubigers nicht entgegenstehe.

Bereits einige Jahre vorher war die völkerrechtliche Zulässigkeit der Konfiskation von Forderungen feindlicher Ausländer vor dem höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, allerdings nur beiläufig, zur Erörterung gekommen. Der Gerichtshof sprach sich dahin aus, es sei die allgemeine Praxis, daß Forderungen von feindlichen Staatsangehörigen nicht konfisziert würden, daß vielmehr derartige Forderungen, wenn ihre Geltendmachung während des Krieges ausgeschlossen sei, nach dem Kriege wieder auflebten. Es bedürfe eines besonderen Akts der Legislative, um solche Forderungen zu konfiszieren. Der Gerichtshof sah es also als völkerrechtlich unzulässig an, daß solche Forderungen von der kriegführenden Macht, in deren Gebiet sich der Schuldner befindet, konfisziert werden. Geschieht dies dennoch durch einen legislatorischen Akt, so ist die Konfiskation gültig, d. h. für die Gerichte des Staates, welcher die Maßregel verfügt hat, bindend. Ob aber die Gerichte eines andern Staates die Gültigkeit der Konfiskation anzuerkennen hätten, ist nicht erörtert.

Schon vorher war durch Staatsverträge, namentlich durch solche der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die Unverletzlichkeit des Privateigentums mit Einschluß der Forderungen im Kriege anerkannt. So bestimmt der Freundschafts- und Handelsvertrag zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten aus dem Jahre 1799, Art. XXIII, daß es im Falle eines Krieges zwischen den kontrahierenden Staaten den Kaufleuten beider Teile, die bei Ausbruch des Krieges in dem feindlichen Lande sich aufhielten, gestattet sei, dort neun Monate zu bleiben, um ihre Forderungen einzuziehen und ihre Angelegenheiten zu regeln sowie daß sie mit ihrem ganzen Vermögen unbelästigt sollten abreisen dürfen. Es ist als selbstverständlich angesehen, daß das Privateigentum die Forderungen mit in sich begreift.

Seit den beiden Urteilen sind ungefähr 100 Jahre verflossen, und es wird von keinem Falle berichtet, in welchem eine kriegführende Macht Schulden ihrer Untertanen an die Angehörigen der feindlichen Macht für sich eingezogen hat. Da die gleiche Praxis bereits vorher, abgesehen von dem erwähnten dänischen Fall, in einem Zeitraum von mindestens 100 Jahren konstant beobachtet worden war, so muß man annehmen, daß sie gewohnheitsrechtlich sanktioniert ist, daß also einer kriegführenden Macht die Konfiskation von Forderungen feindlicher Staatsangehöriger völkerrechtlich nicht gestattet ist. Diese Ansicht hat neuerdings in der zweiten Haager Friedenskonferenz eine Bestätigung gefunden. Das Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges vom 18. Oktober 1907 bestimmt im Art. 46, daß in einem von feindlichen Truppen besetzten Gebiete das Privateigentum (propriété privée) nicht eingezogen werden darf. Der Ausdruck Eigentum (propriété, propriety) hat in den meisten Staaten eine

Digitized by Google

weitergehende Bedeutung als in unserm bürgerlichen Gesetzbuch, wonach ein Eigentum nur an körperlichen Sachen bestehen kann. Man nimmt anderswo auch ein Eigentum an unkörperlichen Sachen, Rechten an. Das frühere Preußische Allgemeine Landrecht, welches bis zum Jahre 1900 in Geltung war, spricht z. B. in Uebereinstimmung hiermit von einem Eigentum an Rechten (Teil I, Titel 15, § 3). Danach kann der Ausdruck Eigentum (propriété) in dem erwähnten Abkommen nur in dem Sinne verstanden werden, in dem er in dem bei weitem größten Teil des Gebiets der Vertragsstaaten aufgefaßt wurde. Außerdem entspricht diese Auslegung dem allgemeinen Prinzip, daß das Privateigentum im Kriege unverletzlich ist. Es fehlt an einem Grunde, der es rechtfertigen könnte, die Forderungen feindlicher Gläubiger anders zu behandeln als das sonstige Privatvermögen. Es ist also einer kriegführenden Macht vertragsmäßig untersagt, Forderungen von Privatpersonen in dem von ihr besetzten feindlichen Gebiet einzuziehen, und zwar auch solche an Inländer. Die Bestimmung kann nur als ein Ausfluß und eine Anerkennung des allgemeinen Prinzips der Unverletzlichkeit des Privateigentums in vollem Umfange angesehen werden.

So ist es also völkerrechtlich nicht gestattet, daß die Reichsregierung die Forderung feindlicher Staatsangehöriger konfisziert. Die Konfiskation ist allgemein untersagt; es ist gleichgültig, zu welchem Zweck sie geschieht. Die Reichsregierung hat dieses Bedenken nicht verkannt. Sie glaubt aber, daß ein andrer Weg, um den Zweck zu erreichen, vielleicht gangbar sei. Sie hält es für nicht ausgeschlossen, daß alle feindlichen Guthaben bei uns, wie auch sonstiges feindliches Vermögen im Inlande, als eine Art Pfand für die deutschen Guthaben in Feindesland angesehen werden könnten. Das Vermögen, die Guthaben des feindlichen Auslandes sollten dann für die Gesamtheit jener deutschen Ansprüche haften, und hätten also zugunsten der Gesamtheit mit Beschlag belegt zu gelten. (2. Nachtrag der Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen in Anlaß des Krieges, März 1915.)

Dieses Verfahren würde in gleicher Weise wie die einfache Konfiskation mit dem Völkerrecht in Widerspruch stehen. Es enthielte ebenfalls einen Eingriff in Privatrechte, indem dadurch den feindlichen Gläubigern ihre Forderungen an Inländer, wenngleich auf einem Umwege, entzogen würden.

Wenn in völkerrechtswidriger Weise von der deutschen Regierung über Guthaben feindlicher Ausländer an Inländer verfügt würde, so könnte leicht die Folge sein, daß die deutschen Schuldner durch einen Prozeß im Auslande gezwungen würden, ihren Gläubigern, ungeachtet der im Inlande erfolgten Einziehung der Schuld, nochmals zu zahlen. Nach den erwähnten Urteilen ist es so gut wie sicher, daß in England und den Vereinigten Staaten eine solche Verurteilung erfolgen würde. Auch ist es unwahrscheinlich, daß die Gerichte andrer fremder Staaten einen abweichenden Standpunkt einnehmen würden. Eine Verurteilung eines deutschen Schuldners im Auslande setzt allerdings voraus, daß für die Klage daselbst ein Gerichtsstand besteht. Es ist aber wohl allgemein die Möglichkeit gegeben, einen Ausländer dort, wo sich Vermögensstücke von ihm

Digitized by Google

befinden, zu belangen und die Vollstreckung des Urteils in dieses Vermögen zu erwirken. Außerdem genügt in vielen Staaten, z. B. in England, der zeitweilige Aufenthalt eines Ausländers, um ihn dort zu verklagen. Auf Grund dieses Gerichtsstandes konnte in dem obenerwähnten Falle der Däne in England, wohin er sich zu vorübergehendem Besuche begeben hatte, belangt werden. Ist ein Gerichtsstand durch den Wohnsitz oder Aufenthalt begründet, so kann auch in andern Staaten eine Vollstreckung des Urteils erwirkt werden, wie z. B. aus einem englischen Urteile in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Zwangsvollstreckung in das dort befindliche Vermögen eines Schuldners gewährt wird. In gleicher Weise werden in England die Urteile aller ausländischen Gerichte vollstreckt, wenn ein Gerichtsstand des Wohnsitzes oder Aufenthalts für das erkennende Gericht begründet war. Italien vollstreckt alle ausländischen Urteile ohne Nachprüfung.

Danach könnte, falls deutsche Kaufleute mit weitverzweigten ausländischen Geschäften genötigt würden, ihre Schulden an feindliche Ausländer in irgendeiner Weise zur Befriedigung von Forderungen von Inländern an andre feindliche Ausländer einzuzahlen, leicht der Fall eintreten, daß sie eine Klage vor einem ausländischen Gericht nicht abwarteten, sondern daß sie zur Vermeidung von Weitläufigkeiten und Kosten, sowie zur ungeschmälerten Aufrechterhaltung ihres auswärtigen Kredits, freiwillig ihre Schulden noch einmal an die ausländischen Gläubiger zu zahlen sich veranlaßt sähen.

Verbrechensprophylaxe

Von

Dr. Alfred Freiherrn v. Overbeck,

ord. Professor der Rechte an der Universität Freiburg (Schweiz)

Der alte, unter andern von Beccaria ausgesprochene, oft wiederholte Satz, daß es besser sei, Verbrechen zu verhüten als sie zu bestrafen, enthält, wenn er einwandfrei formuliert und richtig verstanden wird, zweifellos einen bedeutsamen und brauchbaren Wahrheitskern. Daß möglichst viele Verbrechen verhütet werden sollten, damit möglichst wenige bestraft werden müssen, wird niemand bezweifeln. Nun begegnet man aber häufig der fehlsamen Auffassung, als ob mit jenem Satze eine rein präventive, auf die Erreichung von Nützlichkeitszwecken ausschließlich gerichtete Funktion der Strafe gerechtfertigt werden könnte. Man stellt dann zwei Strafbegriffe: Vergeltungsstrafe einerseits und Sicherungsstrafe anderseits einander gegenüber und bringt gleichzeitig zum Ausdruck, daß man der Sicherungsstrafe den Vorzug geben will. Mit andern Worten, man will im Grunde nicht die außerhalb der Strafe liegende, so überaus wichtige und unendlich mannigfaltige Verbrechensverhütung mit der Strafe, sondern man

Digitized by Google

will die Sicherungsstrafe mit der Vergeltungsstrafe zugunsten der ersteren vergleichen. Indem man sagt, es sei besser, Verbrechen zu verhüten, als sie zu bestrafen, meint man dann in Wahrheit, es sei besser, mit der Bestrafung zu verhüten als zu vergelten. Dabei läuft der logisch wie praktisch verhängnisvolle Fehler unter, daß in beiden Gliedern der Formel der Ausdruck „Verbrechen" verschiedenes bezeichnet. Das einmal begangene Verbrechen kann ja nicht mehr verhütet werden; künftigen Rechtsverletzungen gegenüber kommt aber zunächst — solange sie nicht begangen sind — Vergeltung überhaupt nicht, sondern nur Verhütung in Frage. Diese verhältnismäßig leicht aufzudeckenden Widersprüche sind teilweise Schuld daran, daß man von einem völligen Bankrott der älteren Strafrechtspflege gesprochen hat, weil die Strafen nicht imstande gewesen seien, die Begehung von Verbrechen zu verhindern — ein Satz, der überdies ohne weiteres voraussetzt, daß die Verbrechensverhütung den primären Zweck der Strafe bilde. Es sieht dann so aus, als stünden wir vor der Wahl, entweder nur Vergeltung zu üben oder nur die Verbrechensverhütung zu erstreben; als schlösse das eine das andre aus. Weil nun niemand bestreiten kann, daß Staat und Gesellschaft die ernste Verantwortung dafür tragen, daß die Kriminalität nach Möglichkeit eingedämmt wird, so glaubt man, damit der Vergeltungsstrafe das Todesurteil gesprochen und die Sicherungsstrafe ein für allemal gerettet zu haben. In Wahrheit existiert aber eine solche Alternative zwischen Vergeltung begangener und Verhütung künftiger Verbrechen überhaupt nicht. Beide Funktionen stehen vielmehr vollkommen gleichberechtigt nebeneinander, wie auch die klassische Strafrechtsschule anerkennt und wie neuerdings von verschiedenen Kriminalisten — ich nenne nur Beling, Birkmeyer, Nagler — eingehend und scharfsinnig nachgewiesen worden ist. Es ist gar keine Rede davon, daß nur Vergeltung oder nur Verbrechensverhütung angestrebt werden könnte. Ja, jede dieser Funktionen wird sich um so konsequenter, freier und kraftvoller entfalten können, je mehr sie das Gebiet der andern Funktion respektiert.

Vergeltung aber wird von alters her durch die Strafe für den begangenen Rechtsbruch geübt. Wenn wir die Idee der tief in der menschlichen Natur verankerten, tiefen ethischen und psychologischen Bedürfnissen entsprechenden Vergeltung überhaupt anerkennen, so ist es unbestrittenermaßen die Strafe, die dieser Idee zu dienen hat. Die Vergeltung macht aber auch das Wesen und den Hauptzweck der Strafe aus, derart, daß daneben andre Zwecke nur sekundär Berücksichtigung finden sollen. Anderseits ist freilich die Erstrebung solcher sekundären Zwecke im Rahmen der gerechten Vergeltung durchaus möglich und billigenswert. Ja, die zur Vergeltung verhängte Strafe wird schon von selbst, implizite, solchen Zwecken, z. B. der Besserung und Erziehung, teilweise gerecht, wie hinsichtlich der jugendlichen Verbrecher der hervorragende Pädagoge Friedrich Wilhelm Förster mehrfach betont hat. Daß auch vom Standpunkt der Vergeltungsidee das Gefängnis nicht dazu da ist, um die Verbrecher schlechter zu machen, daß vielmehr im Rahmen der strafweisen Freiheitsentziehung nach Kräften auch auf die Besserung hingearbeitet werden muß, sollte keiner Hervor-

Digitized by Google

hebung mehr bedürfen. Nur dürfen die sekundären Zwecke der Strafe den Hauptzweck nicht überwuchern. Die dem Verschulden entsprechende Strafe darf nicht etwa deshalb ganz oder teilweise ausfallen, weil ein Bedürfnis der Prophylaxe nicht gegeben ist. Sonst bliebe auch der schwerste Verbrecher straflos, sofern nach Lage des Falles neue Verbrechen von ihm nicht zu gewärtigen wären. Und auch zuungunsten des Täters darf die Vergeltung keine Einbuße erleiden. Die Befürchtung des Rückfalls rechtfertigt nicht eine über das dem Verschulden entsprechende Maß weit hinausgehende Strafe. So mancher Delinquent, dessen Verschulden ein geringfügiges ist, verfiele sonst mit Rücksicht auf seine Gefährlichkeit, d. h. auf die Wahrscheinlichkeit neuer Verbrechensbegehung, lang andauernder strafweiser Freiheitsentziehung. Das für jedes Verschulden die ihm entsprechende Strafgröße fordernde Vergeltungsbedürfnis würde auch dadurch aufs schwerste verletzt.

Es ist nun aber ohne weiteres zuzugeben, daß die Gesellschaft gegenüber künftiger Gefährdung in vielen Fällen ein Maß des Schutzes fordert und braucht, das über das gerechter Vergeltung Entsprechende weit hinausgreift. Der Gemeingefährliche insbesondere, von dem immer aufs neue antisoziale Störungen zu besorgen sind, muß unschädlich gemacht werden, mag auch sein Verschulden eine lang andauernde Strafe in keiner Weise rechtfertigen. So tritt neben das Vergeltungsbedürfnis ein von diesem völlig unabhängiges Bedürfnis nach energischer Verbrechensprophylaxe. Diese Prophylaxe ist, soweit sie durch die gerechte Strafe nicht implizite miterreicht wird, zu erstreben durch von der Strafe völlig zu scheidende Maßregeln. Neben dem Strafensystem ist so für die Gesetzgebung der Zukunft ein System von sichernden Maßnahmen zu postulieren. Diesen Gedanken, der in dem geltenden Rechte nur unvollkommen zum Ausdruck kommt, hat der Vorentwurf zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch in bahnbrechender Weise verwirklicht. Der deutsche und der österreichische Vorentwurf sind ihm teilweise gefolgt. Die sichernde Maßnahme ist von der Strafe völlig getrennt zu halten, ganz andern Voraussetzungen zu unterwerfen, inhaltlich und der Bemessung nach anders zu gestalten und mit andern Wirkungen auszustatten. Der maßgebende Gesichtspunkt ist hier nicht der einer gerechten Vergeltung, sondern es handelt sich um die Erstrebung ganz bestimmter, in der Zukunft liegender Zwecke. Es ist dringend zu wünschen, daß diese Zusammenhänge und Differenzierungen Gemeingut immer weiterer Kreise werden möchten. Hier wäre ein fruchtbares Feld für erziehliche Beeinflussung der Volksanschauung. Aber während man sonst den Beruf des Gesetzgebers zur Volkserziehung nur zu gern betont und dem Volke nicht selten einen Verzicht auf tief eingewurzelte Vorstellungen von Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit anzuerziehen vorschlägt, hält man eine „Erziehung" zur Unterscheidung zwischen Strafen und sichernden Maßnahmen bisweilen für aussichtslos. Dabei ist doch diese Unterscheidung, soweit es sich um den Gegensatz zwischen Bestrafung Zurechnungsfähiger und Verwahrung Geisteskranker handelt, schon heute jedem geläufig! Daß freilich bezüglich des Verhältnisses mancher Maßnahmen —

Digitized by Google

insbesondere der geforderten sichernden Einschließung Gemeingefährlicher — zur Strafe eine Verwechslungsgefahr sich einstellen könnte, ist nicht zu bestreiten. Aber sollte dieser Gefahr nicht durch Aufklärung gesteuert werden können? Sollte ihr nicht durch wirklich konsequente Durchführung des Dualismus zwischen Strafen und sichernden Maßnahmen zu begegnen sein?

Das Sicherungsbedürfnis tritt namentlich auch hinsichtlich derjenigen verbrecherischen Elemente auf, von denen immer wieder Rückfälle zu befürchten sind und die daher, wie man zu sagen pflegt, nicht immer aufs neue nach der Strafverbüßung „auf die Gesellschaft losgelassen werden dürfen". Das Problem, was mit diesen Elementen zu geschehen habe, beschäftigt seit langem die Literatur und hat namentlich auch in der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung interessante und wertvolle Erörterungen gezeitigt.[1]) Die strafgesetzgeberischen Arbeiten und Vorarbeiten in den verschiedenen Ländern haben zu mannigfachen Lösungsversuchen geführt. Der Vorentwurf zu einem schweizerischen Strafgesetzbuch kennt die sichernde Maßnahme einer Verwahrung von Gewohnheitsverbrechern, die unter gewissen Voraussetzungen an Stelle der Strafe eintreten kann. Das Bedenkliche dieser Regelung liegt darin, daß das letzte Verbrechen, das den Gewohnheitsverbrecher vor den Strafrichter gebracht hat, überhaupt nicht bestraft wird, daß vielmehr gegebenenfalls lediglich die sichernde Maßnahme in Anwendung kommt. Einer solchen Bestimmung gegenüber erhebt die oben angedeutete Verwechslungsgefahr ihr Haupt. Weil man nicht wird glauben können, daß der vielfach Rückfällige ohne Strafe davonkommt, so wird man sich daran gewöhnen, in der „Verwahrung" eben doch eine Strafe zu sehen — freilich eine das Maß des Verdienten nicht selten übersteigende Strafe. In den umgekehrten Fehler verfiel der Vorentwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch vom September 1909, indem er in den im wesentlichen entsprechenden Fällen nur Strafe und keine Sicherungsnachhaft vorsah. Hier treffen alle Bedenken zu, die gegen eine dem Verschulden nicht mehr entsprechende, also ungerechte Strafe geltend zu machen sind. Anderseits würde die auf eine bestimmte Dauer festgesetzte Strafe nicht selten hinter dem Sicherungsbedürfnis zurückbleiben. Die mit der Revision des Vorentwurfs betraute Strafrechtskommission hat sich denn auch — gleich dem österreichischen Vorentwurf und dem „Gegenentwurf" der Professoren Kahl, v. Lilienthal, v. Liszt und Goldschmidt — für eine Verbindung von Strafe und Sicherungsverwahrung entschieden. Der sühnenden Strafe folgt die rein sichernde Internierung nach.

Dem Unterschiede zwischen Strafe und sichernder Maßnahme entspricht es, daß die Frage nach der mehr oder weniger genauen Fixierung der Dauer der Freiheitsentziehung bei beiden Eingriffen ganz verschieden zu lösen ist. Bekanntlich ist in neuerer Zeit vielfach die sog. „unbestimmte Verurteilung" emp-

[1]) Auf dem Kopenhagener Kongresse der genannten Vereinigung blieben die Meinungen geteilt über die Frage, ob eine Strafe mit nachfolgender sichernder Maßnahme oder lediglich die sichernde Maßnahme am Platze sei. („Mitteilungen", XX, S. 340.)

Digitized by Google

fohlen worden, d. h. der Richter hätte sich in seinem Strafurteil einer genauen Festsetzung des Strafmaßes zu enthalten. Die Dauer, die nur etwa durch ein Minimum und ein Maximum zu begrenzen wäre, würde sich nach dem Verhalten des Sträflings während der Strafzeit richten. Wir sehen hier ab von einer näheren Kritik dieser von den neueren Entwürfen mit Recht abgelehnten Einrichtung, die sich mit einer echten Strafe schon deshalb nicht in Einklang bringen läßt, weil sie, einseitig auf die oft problematische Besserung des Täters in der Strafanstalt zugeschnitten, die Schwere des Rechtsbruchs nicht berücksichtigt. Eine ganz andre Beurteilung aber verdient der Gedanke einer Freiheitsentziehung auf unbestimmte Zeit, wenn er nicht auf die Strafe, sondern auf die sichernde Maßnahme angewandt wird. Hier wäre es in der Tat sinnlos, die Dauer von vornherein fest zu bestimmen. Sie muß sich vielmehr nach dem Zweck der betreffenden Maßnahme orientieren, muß endigen, sobald der Zweck erreicht ist. Die Zwecke sind bei den einzelnen Maßnahmen verschieden: Sicherung der Gesellschaft bei der Verwahrung von Gemeingefährlichen, Heilung des Trinkers bei Unterbringung im Trinkerasyl, Erziehung zur Arbeit bei Arbeitsanstalten für Liederliche und Arbeitsscheue, günstiger pädagogischer Erfolg bei Erziehungsmaßregeln für Jugendliche, Heilerfolg bzw. Sicherungserfolg bei Internierung Geisteskranker und vermindert Zurechnungsfähiger usw.

Neben dem Interesse an der Erreichung dieser Zwecke ist aber bis zu einem gewissen Grade auch das Freiheitsinteresse des zu Internierenden zu würdigen. Es ergibt sich die Notwendigkeit gewisser Kautelen, die insbesondere auch bei der Regelung der Verwahrung Gemeingefährlicher hervortritt. Die Voraussetzungen einer solchen Maßnahme müssen genau umschrieben werden. Die Tatsache mehrfacher Vorbestrafung reicht für sich allein noch nicht aus, um einen so tiefgehenden Eingriff in die persönliche Freiheit zu rechtfertigen. Der „Etat dangereux" ist vielmehr auch nach andern Kriterien zu bewerten. Zum mindesten muß der Nachweis erbracht sein, daß im Einzelfall das begangene Verbrechen in Verbindung mit den Vorbestrafungen die Gemeingefährlichkeit dokumentiert. Damit ist die schonende Berücksichtigung solcher Fälle gesichert, in denen dem formalen Kriterium des Rückfalls eine symptomatische Bedeutung für die Frage der Gemeingefährlichkeit nicht zukommt.[1]) Die Beurteilung der Gefährlichkeitsfrage nach dem formalen Merkmal des Rückfalls in Verbindung mit subjektiver Bewertung der Einzelpersönlichkeit wurde denn auch von der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung nach interessanten Verhandlungen gebilligt.[2]) Die Vorentwürfe in der Schweiz, Deutschland und Oesterreich verwenden ebenfalls den doppelten Gesichtspunkt. Die Beschlüsse der deutschen

[1]) Die Internationale Kriminalistische Vereinigung wünscht den Ausschluß der sichernden Maßregel bei politischen Verbrechern. (Kongreß zu Kopenhagen, August 1913; „Mitteilungen", XX, S. 539.)

[2]) „Mitteilungen", XX, S. 539. (Kongreß zu Kopenhagen.) Vgl. auch die interessanten Verhandlungen des internationalen Kongresses zu Brüssel 1910 („Mitteilungen", XVII, S. 185 ff., 403 ff.).

Digitized by Google

Strafrechtskommission schlagen vor, die sichernde Verwahrung nach der Strafe im wesentlichen an folgende Voraussetzungen zu knüpfen:[1]) mindestens fünf vorgängige, ganz oder teilweise verbüßte Freiheitsstrafen wegen Verbrechen oder vorsätzlicher Vergehen, darunter eine mit Zuchthaus, Verbüßung der letzten Vorstrafe vor nicht länger als fünf Jahren und Begehung eines neuen Verbrechens oder vorsätzlichen Vergehens, das den Täter in Verbindung mit seinen Vorstrafen als gewerbs- oder gewohnheitsmäßigen, für die Rechtssicherheit gefährlichen Verbrecher erscheinen läßt. Als Vorsichtsmaßregeln sind bei längerer Verwahrung besondere gerichtliche Entscheidungen über die Fortdauer vorgesehen. Auch die Möglichkeit der Entlassung des Verwahrten auf Widerruf, die ähnlich gestaltet ist wie die vorläufige Entlassung von Strafgefangenen, ist geeignet, einer übermäßigen Anwendung der Maßregel zu steuern.

So läßt sich hoffen, daß der zweckmäßige und besonnene Ausbau einer bewußten Verbrechensprophylaxe neben der Strafrechtspflege in weiteren Kreisen Anklang und Verständnis finden, und daß die Praxis der Zukunft der Aufgabe gewachsen sein wird, die neuen und wertvollen Waffen im Kampfe gegen die Kriminalität zum Segen der Gesellschaft zu führen.

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 63—66. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Die Frage, ob Indien, die reichste und wichtigste der englischen Kolonien, die Gelegenheit, die der Weltkrieg bietet, benutzen werde, um sich vom englischen Joch zu befreien, wird in der Schrift „Indien im Weltkriege", der ersten Flugschrift, die in deutscher Sprache über indische Verhältnisse erscheint, von Dr. Hermann v. Staden, einem genauen Kenner Indiens, in der Weise behandelt, daß zunächst die in Betracht kommenden Verhältnisse und Faktoren, Land und Klima, die Bewohner, das Wesen und die Wirkungen der Kaste, Hungersnöte, Landplage, Verarmung in knapper Form geschildert werden, um zum Schluß zu zeigen, wie alles gleichsam dahin drängt, in den Indern ein bisher gar nicht oder sehr schwach vorhandenes Nationalbewußtsein wachzurufen und damit eine Hauptbedingung für den Ausbruch eines Aufstandes zu schaffen. — „Die Ziele unserer Weltpolitik" erörtert in Heft 64 der bekannte Geograph Alfred Hettner. Die Hauptsätze, die er in dem vorliegenden Schriftchen aufstellt, das sich durch klare Formulierung der Fragen und durch weiten Blick aufs vorteilhafteste auszeichnet, lassen sich dahin zusammenfassen: Deutschland muß Weltpolitik treiben, nicht um die Weltherrschaft zu erringen, aber um Weltmacht zu werden; es muß für die Politik der offenen Tür eintreten, aber auch eigene Kolonien besitzen; es muß freie Ausbildung des Weltverkehrs durchsetzen — Sätze, die mit ebensoviel Besonnenheit wie Großzügigkeit begründet werden. — Ueber „Flugwesen und Flugzeugindustrie der kriegführenden Staaten" gibt Roland Eisenlohr (im 65. Heft) eine gut orientierende Uebersicht. Der Verfasser zeigt, daß unsere immer mehr hervortretende Ueberlegenheit im Luftkrieg nicht ein Geschenk des Zufalls, sondern die Frucht unermüdlicher, wohlorganisierter Arbeit ist, die schon vor dem Krieg am Werk war und wertvolle Erfolge erzielt hat. Zugleich unterrichtet

[1]) Vgl. Lucas, „Deutsche Juristen-Zeitung" 1911, S. 1519 f., Ebermayer, „Deutsche Juristen-Zeitung", 1913, S. 612, ders., Entwurf eines deutschen StrGB., Berlin 1914, S. 26 f.

Digitized by Google

uns der Verfasser aber auch über die Anstrengungen, die unsere Feinde machten und machen, den Vorsprung, den früher besonders die Franzosen vor uns hatten, beizubehalten, und dann, nachdem wir ihn eingeholt, zurückzugewinnen. — „Frankreichs finanzielle Oligarchie und der Krieg" ist das Thema, das Dr. M. Uebelhör im 66. Heft der Flugschriftenreihe behandelt. Die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten und Gruppen dieser Oligarchie ist ebenso lebensvoll und treffend, wie der Nachweis völlig gelungen erscheint, daß der drohende Zusammenbruch, vor dem die französische Plutokratie stand, ein Hauptgrund für die Politiker der Republik war, den Krieg und damit die Weltkatastrophe, aus der Frankreichs Großmachtstellung unheilbar erschüttert hervorgehen wird, zu beschleunigen.

Im Auto an die Front. Kriegserlebnisse von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

Wer ein Buch von Fendrich gelesen hat, wird jedes folgende, das seinen Namen trägt, mit freudiger Erwartung in die Hand nehmen und sich in dieser Erwartung nie getäuscht sehen. So bedarf es für diejenigen, die — von seinen Sportsbüchern und von dem Roman „Emil Himmelheber" in diesem Zusammenhang abgesehen — die Schrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie" oder „Gegen Frankreich und Albion" kennen, keiner Empfehlung für dies Bändchen Kriegserlebnisse. Denen aber, die bisher nichts von Fendrich wußten, sei gesagt, daß dieser echt deutsch fühlende und denkende Sozialdemokrat hier einen Beitrag zur Kriegsliteratur geleistet hat, der durch sein spezifisches Gewicht, durch den Reichtum an warmer Empfindung, scharfen Beobachtungen und klugen Gedanken vieles andre aufwiegt, was um den Krieg herumgeschrieben worden ist. Fendrich sieht und schildert den Krieg — soweit eben, wie er immer wieder bescheiden betont, ein Zivilist bei solcher Fahrt den Krieg sehen kann — in seiner ganzen Furchtbarkeit und gewaltigen Größe; er sieht und schildert aber ebenso lebendig und mitreißend das Ungeheure, das unsre Führer und Soldaten draußen tun, und das Herzgewinnende und Ueberwältigende, was diese Führer und Soldaten menschlich sind. Ergreifender Ernst und mild aufleuchtender Humor spielen oft ineinander und vertragen sich gut, weil jener so fern ist von unwahrhaftiger Sentimentalität, wie dieser von der kitschigen, übel angebrachten Scherzhaftigkeit, deren Produkte so oft die Etikette „Schützengrabenhumor" decken muß. — Einzelnes aus dem Inhalt als besonders gelungen und empfehlenswert hervorzuheben, fällt bei der gleichmäßigen Trefflichkeit der einzelnen Abschnitte schwer; vielleicht dürfen aber die Kapitel „Land und Leute" und „Kaiser und Kanzler" wegen des Inhalts besonders genannt werden, das erstere, um gewisse Optimisten vor unausbleiblichen Enttäuschungen über den belgischen Volkscharakter zu warnen, das zweite wegen der frischen und fesselnden Charakteristik der beiden Männer, die an den entscheidenden Stellen im Reich stehen. —y—

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G. Lieferung 1 bis 4. Preis jeder Lieferung M. 2.—.

Unter den aus Anlaß des Krieges erscheinenden Werken nimmt der Große Bilderatlas eine eigenartige Stellung ein. Auf einen begleitenden Text, auf ausführliche Erläuterungen wird verzichtet, das Bild — der Titel des Werkes sagt es ja schon — ist die Hauptsache. Das Werk soll eine Ergänzung aller Bücher über den Krieg bilden, ob sie gegenwärtig oder später erscheinen. Hierfür ist es unerläßlich, daß vor allem nur Authentisches und dann, daß viel gebracht wird, denn später wird vielleicht manches eine Bedeutung erlangen, die ihm heute noch nicht beigemessen wird. Beide Vorbedingungen sind in den vorliegenden Lieferungen in vollem Umfange erfüllt. Man sieht auf großen schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die Vorbereitungen für die Krankenpflege, ins Feld ziehende Krieger, die Bildnisse der Heerführer, die ersten Kämpfe in Frankreich, der Vormarsch der deutschen Heere in Nordwestfrankreich, ferner Karten, Dokumente usw., kurz, eine Fülle von sehr wertvollem Material, dessen sorgfältige und emsige Zusammentragung uns Bewunderung abnötigen muß. Wir machen auf das Werk ganz besonders aufmerksam, das nicht nur sehr schön ausgestattet ist, sondern auch zu einem im Verhältnis zu dem reichen Inhalt sehr niedrigen Preise geboten wird. H. —

Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. Von Jakob Baron v. Uexküll. Herausgegeben und eingeleitet von Felix Groß. Gr. Oktav. 298 Seiten. Verlag von F. Bruckmann, München. Geh. M. 5.—, in Halbperg. geb. M. 6.50.

Das Uexküllsche Buch wird jeder, welche Stellung er auch den biologischen und philosophischen Problemen gegenüber annehmen mag, mit Genuß und Gewinn lesen. Es ist zunächst von ungewöhnlicher Klarheit und Verständlichkeit, dazu von künstlerischem Empfinden durchdrungen, das an einzelnen Stellen, wo es sich in der Schaffung schöner Bilder ausleben durfte, besonders anziehend zutage tritt. Die Schilderung eines Aquariums und

Digitized by Google

seiner Bewohner ist z. B. prächtig gelungen. Dazu freut man sich darüber, wie hoch der Verfasser den Wert der Natur für den Menschen einschätzt, wie sehr er den Großstädter, dem dieser Wert noch nicht aufgegangen ist, bemitleidet, und wie er dem Volke „Respekt vor der Natur" beibringen möchte.

Der Kern des Buches liegt in der Zurückweisung der darwinistisch-mechanistischen Auffassung des Lebens und in der Darlegung der Gründe, welche für die gesonderte Stellung der Organismen in der Natur sprechen. Das Wesentliche an einem Organismus ist für den Verfasser, daß alle seine Teile entsprechend einem Plane derart angeordnet sind, daß sie gemeinsam ein einheitlich funktionierendes Ganzes bilden. Diese Definition ist in der Tat von allen vitalistischen (d. h. die Eigengesetzlichkeit des Lebens betonenden) die beste; aber auch in ihr liegt das Moment enthalten, das den Naturforscher immer veranlassen wird, einer vitalistischen die mechanistische Auffassung des Lebens vorzuziehen, weil letztere nur mit untersuchbaren Ursachen rechnet, während nach jener die Bildung eines Organismus auch von Ursachen geleitet wird, die von der Zukunft her wirken, also, wie alles Zukünftige, nicht untersuchbar sind. Auch ein Plan ist etwas, das schon in der Zukunft feststeht. Ob nach den heute bekannten Tatsachen freilich eine mechanistische Erklärung der Lebewelt restlos befriedigend sein kann, ist eine andre Frage, und mit Recht weist der Verfasser auf die großen Entdeckungen der Vererbungsgesetze von Mendel hin, die ganz neue, noch zu erschließende Ausblicke bieten. Vor allem aber wird man v. Uexküll in der Betonung des von ihm selbst gefundenen und entwickelten Unterschiedes zwischen „Merkwelt" und „Umwelt" beistimmen. Es geht aus seinen Darlegungen klar hervor, daß jeder Organismus aus der Welt, die ihn umgibt, nur einen Teil wahrnimmt, und daß darin auch die einzelnen Menschen sich verschieden verhalten. Daher dürfe man nicht von einer „Tierseele" reden, von dieser könnten wir nie etwas erfahren, sondern nur von einer „Tierwelt", d. h. dem Teil der Welt, welchen das Tier vermittels seiner Sinnesorgane wahrzunehmen vermag. Hier liegt in der Tat ein ungemein fruchtbares Prinzip und damit die Bedeutung des Buches. Nur die Polemik gegen den Darwinismus hätte weniger scharf sein können; Sätze, wie „vom Darwinismus ist kein Stein auf dem andern geblieben", „der Darwinismus hat die Biologie fünfzig Jahre lang aufgehalten" gehen zu weit. Ja, da Darwin der erste war, der nachwies, daß man das Tier nur in seiner Umgebung, seinen Lebensbedingungen verstehen könne, an die alle seine Organe Anpassungen seien, so wäre ohne ihn auch das vorliegende Buch nicht möglich gewesen, da es auf jenem von Darwin gelegten Fundament seinen neuen aussichtsreichen Bau aufgeführt hat. K. Guenther.

Der Feldzug 1815. Von Rudolf Friederich. (Die Befreiungskriege 1813 bis 1815, Bd. IV.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 5.—.

Mit diesem gewichtigen Bande von rund 400 Seiten ist ein Werk zum Abschluß gekommen, das man als die Darstellung der eisernen Zeit der Befreiungskriege ansprechen darf, nicht bloß, weil es den besten Kenner dieser Geschichtsperiode zum Verfasser hat, sondern auch, weil es in jeder Beziehung, in Darstellungsweise, Ausstattung und Preis, für die weitesten Kreise der Gebildeten bestimmt und, wie gerühmt werden darf, auch geeignet ist. Generalmajor Rudolf v. Friederich hat es verstanden, eine so sympathische Verbindung von wissenschaftlicher und kritischer Gründlichkeit und gutem Geschmack zu erzielen, daß man sein monumentales Werk ebensogut studieren kann wie genießen; man merkt es wohl heraus, wie viele Mühe langer Jahre in der prächtigen Leistung steckt, aber was man bei der Lektüre schaffend an der Arbeit sieht, das ist ein trefflicher, formsicherer, seinen Stoff souverän beherrschender, alles Nebensächliche abschleifender und dafür in klassischer Anschaulichkeit und Klarheit die Hauptsachen heraushebender Künstler. Der vierte Band des Werkes, der mit 15 Bildnissen nach zeitgenössischen Originalen und 8 durch große Uebersichtlichkeit ausgezeichneten mehrfarbigen Steindruckkarten ausgestattet ist, behandelt den Feldzug von 1815 in sieben, ihrer Gliederung nach der Sache selbst entwachsenen Kapiteln und schließt mit einem dankenswert reichhaltigen, ins einzelne gehenden Register über das ganze Werk.

Dr. Hans Zimmer.

Bismarck und wir. Von Paul Rohrbach. Preis geh. M. 1.—. München, Verlag von F. Bruckmann A.-G.

Das Buch ist keine Bismarckbiographie im gewöhnlichen Sinne, sondern stellt vielmehr einen Versuch dar, beim Geiste Bismarcks Klarheit zu holen für das Begreifen der ungeheuren Gegenwart, in der wir stehen. Der Verfasser vergleicht die Aufgaben, die Bismarck zu bewältigen hatte, mit denjenigen, vor die wir gestellt sind. Er gestaltet ein Bild der Persönlichkeit Bismarcks nach ihrer geistigen Art in der Weise, daß er die innern Grundlagen, die treibenden Kräfte und die Elemente seelischer Stärke, die in ihm wirksam waren, uns vor Augen führt und die entscheidenden Vergleichspunkte der Epoche Bismarcks und unsre Tage herausstellt, und versucht es dann, für alle die großen Fragen, in denen die Zukunft des deutschen Volkes nach dem Kriege beschlossen liegt, eine Antwort im Sinne Bismarcks zu geben. H. K.

Digitized by Google

Der Luftkrieg 1914—1915. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit vielen Bildern. Preis geh. M. 2.50, geb. M. 3.—. Leipzig, Verlag von Hesse & Becker.

Was die Luftkreuzer und Flugzeuge in diesem Kriege geleistet haben, davon kann der Fernerstehende nur eine annähernde Vorstellung haben. Das vorliegende Buch, in dem auf Grundlage authentischen Materials hierüber sehr wertvolle Mitteilungen gemacht werden, dürfte deshalb allgemein willkommen sein. Es gibt auch manchen Aufschluß über den Bau, die Taktik und die Art der Verwendung von Luftkreuzern und Flugzeugen und enthält eine große Zahl von sehr schönen Abbildungen. H.

Chronik des Deutschen Krieges, nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Bd. 1 und 2. Mit Bildnissen und Karten. Preis jedes Bandes geb. M. 2.80. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.

Die Chronik zeichnet sich dadurch besonders aus, daß sie völlig objektiv ist, alles Wichtige bringt und ein vollständiges geklärtes Bild der Ereignisse bietet. Hervorzuheben ist, daß auf Ausführlichkeit großes Gewicht gelegt ist und daß vieles mitgeteilt wird, was auch in größeren Zeitungen nicht zu lesen war. Die Ausstattung ist tadellos, wie es sich für ein Werk gehört, das einen dauernden Platz in jeder deutschen Hausbibliothek verdient.

A. S.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Alten, Georg v., Handbuch für Heer und Flotte. Lieferung 82, 83, 84. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. à M. 2.—.

Althoff, Friedrich, Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Heft 14. Jahrgang 9. Leipzig, B. G. Teubner. à M. 1.—.

Gierke, Wilhelm Edward, Friedrich Lienhard und wir. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Günther, Hanns, Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs vor dem Kriege. Mit 25 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen und einer Uebersichtskarte. Stuttgart 1915, Franckhsche Verlagshandlung („Kosmos"-Verlag). Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Hoff, Oberstleutnant v., Jugendwehr und Zukunftsheer. Oldenburg, Gerhard Stalling. 60 Pf.

Jacobsfötter, Ludwig, Unser Kriegserlebnis in seiner geistesgeschichtlichen Bedeutung. Leipzig, Veit & Comp. Geh. M. 1.50.

Knecht, Dr. August, Der Völkerkrieg als Prediger des Vertrauens. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 50 Pf.

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Heft 10: D. Karl Klingemann, Glaube und Vaterlandsliebe. Heft 11: Dr. Hans Wehberg, Die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen an Deutschlands Gegner. Heft 12: Klara Sander, Die Mode im Spiegel des Krieges. Essen, G. D. Baedeker. à 50 Pf.

Meyer, Eduard, England. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. M. 1.80.

Pauls, Eilhard Erich, Der Hüter Israels. Leipzig und Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). M. 2.—.

Philippi, Georg, Gottgewollte Abhängigkeiten! Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Rosen, Erwin, Der große Krieg. III. Teil. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Schelling, F. W. J., Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. Gedanken über Malerei. Leipzig, Philipp Reclam jun. 20 Pf.

Weule, Karl Dr., Vom Kerbstock zum Alphabet. Urformen der Schrift. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von Paul Lindner. Stuttgart Franckhsche Verlagshandlung. Preis geh. M. 1.—, geb. M. 1.80.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Vierzigster Jahrgang — Dezember 1915 — Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

HARVARD COLLEGE LIBRARY
DEC 28 1915

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Dr. **Wilhelm Fraknói**, Titularbischof von Arbe: Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags 241

Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor? 252

John L. Stoddard (Meran): Amerikas Stellung zum Weltkriege 255

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Der Bukarester Frieden 276

Kurd v. Schlözer: Jugendbriefe 283

Karl v. Stengel: Die Zukunft des Völkerrechts 292

Verdeutschung. Von einem preußischen General 303

Friedrich Bock: Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt 305

A. v. Kirchenheim: Politisches Gleichgewicht. Fünfter völkerrechtlicher Brief . 308

Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.: Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen 313

M. v. Köller: Cujus culpa? Eine psychologische Studie 321

Im Königreich Westfalen 326

Dr. **Carl Niessen** (Köln), Kriegsfreiwilliger Unteroffizier der Feldartillerie: Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes 338

Otto Kaus: Flüchtlingsneurosen 344

Literarische Berichte 352

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 355

Stuttgart — Deutsche Verlags-Anstalt — Leipzig

1915

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den beiden Kriegsjahren mehr als 15 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Unsere Krieger im Felde

begrüßen freudig jeden Unterhaltungsstoff, der ihnen geboten wird, und sind namentlich dankbar für eine Lektüre, die ihnen über die Kriegsereignisse ausführlich und von sachkundiger Seite berichtet. Eine solche bieten die

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier

Erscheinen in zwanglosen Heften zum Preise von je 25 Pf.

Neue Hefte:

11. Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli u. vom 13./14. Juli 1915. Mit vier Karten.

12. Die Schlacht von La Bassée u. Arras im Mai 1915 (Lorettoschlacht). Mit vier Karten.

„Die Darstellung ist durchweg anziehend und wird auch denjenigen fesseln, dem der allgemeine Verlauf aus den mannigfachen in zeitlicher Ordnung gegebenen Übersichten genau bekannt ist. Denn er erfährt hier eine Fülle belangreicher und packender Einzelheiten . . . Die dankenswerte Sammlung sei bestens empfohlen."
(Literarisches Zentralblatt, Leipzig.)

Jedes Heft kann als Feldpostbrief (Porto 10 Pfg.) verschickt werden. Ein Verzeichnis der früher erschienenen Hefte ist kostenlos von jeder Buchhandlung zu erhalten; auf Wunsch auch direkt durch die

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zur Entstehungsgeschichte des Dreibundvertrags

Von

Dr. Wilhelm Fraknói, Titularbischof von Arbe

I.

Die Ausgestaltung der zwei Staatengruppen, deren Rivalitäten und Konflikte zum Weltkriege geführt haben, fand den Ausgangspunkt in jenem Bündnisse, welches zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland am 7. Oktober 1879 zustande kam. Bismarck und Andrássy mit ihrem klaren Blicke und unbefangenen Urteile, mit ihrer erhabenen Auffassung und ehrlichen Absicht haben darin ein Meisterwerk der modernen Diplomatie geschaffen.

Sie waren von der Gemeinsamkeit der Interessen ihrer Staaten und von der Identität dieser Interessen mit jenen des europäischen Friedens vollkommen überzeugt. Die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa war der leitende Gedanke ihres Geistes, nicht leere Phrase auf ihren Lippen.

Mit Ausschluß jeder offensiven und aggressiven Tendenz schritten sie an die Errichtung eines Defensivbündnisses; nicht einmal gegenüber jedem Angriffe wollten sie sich Hilfe zusichern. Sie haben ihre Teilnahme an einem Kriege, der einerseits zwischen Deutschland und Frankreich, anderseits zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien entstehen könnte, ausgeschlossen, damit ein solcher Krieg keine europäischen Dimensionen annehme.

Für ihre eignen Staaten und den europäischen Frieden erblickten sie die größte Gefahr in Rußland. Demgemäß beschränkten sich die beiden Staaten auf die Uebernahme der Verpflichtung, daß, wenn Rußland den einen angreifen oder aber einer angreifenden Macht Hilfe leisten sollte, sie einander mit ihrer ganzen Kraft unterstützen; gegenüber einem jeden andern Angriff aber boten sie einander nur die Vorteile der wohlwollenden Neutralität. Der Vertrag gab auch der Hoffnung Ausdruck, daß eben dieses Bündnis Rußland von einem offensiven Auftreten zurückhalten werde, und stellte fest, daß, sobald die Gefahr eines solchen offensiven Auftretens bestehen würde, dem Kaiser von Rußland die sonst geheimzuhaltenden Bestimmungen des Vertrages mitzuteilen sein werden.[1])

[1]) Die Vorgeschichte und das Zustandekommen dieses Bündnisses behandelt Eduard v. Wertheimer im neunten Abschnitte des dritten Bandes seines Werkes „Leben und Zeitalter des Grafen Julius Andrássy".

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Nach Abschluß des Bündnisses waren kaum anderthalb Jahre vergangen, als sich eine dritte Großmacht, Italien, zum Anschlusse an dasselbe meldete.

Die Blätter der Weltgeschichte haben kaum eine zweite so plötzliche Wendung der öffentlichen Meinung und der Politik der Völker verzeichnet wie jene, deren Schauplatz Italien im Frühjahre 1881 war. Die italienische Nation war durch die engsten Bande der Rassenverwandtschaft und der Dankbarkeit an die französische Nation gebunden, welche sich rühmen konnte, mit Blutopfern und mit diplomatischen Anstrengungen die Einheit Italiens begründet zu haben,[1]) und als deren sicherster Wächter betrachtet wurde.

Rasseverschiedenheit und düstere Erinnerungen schieden die italienische Nation von Oesterreich, welches als das größte Hindernis erschien, insofern es galt, ihre Einheit vollkommen zu machen und deren Beständigkeit zu sichern. Indem sich nun Oesterreich-Ungarn durch die Okkupation Bosniens und der Herzegowina den nach dem Ostufer der Adria gerichteten Bestrebungen in den Weg stellte, ferner sich mit dem Feinde Frankreichs verbündete, indem endlich der Herrscher auf Habsburgs Throne den Wiener Besuch des Königs von Italien (1873) in Rom zu erwidern sich weigerte, war die feindliche Gesinnung des italienischen Volkes fortwährend genährt worden.

Als aber am 12. Mai 1882 Frankreich — unter Irreführung der italienischen Diplomatie — mit dem Sultan von Tunis einen Vertrag geschlossen hatte, der Tunis unter französische Oberherrschaft brachte und auf die Weise Italien seiner Ziele an den Ufern des Mittelmeeres beraubte, wie auch dessen Handelsinteressen bedrohte, da rief dieses Ereignis in Italien allgemeine Entrüstung hervor. Die Presse verlangte sozusagen einstimmig den Bruch mit Frankreich und Rache für die erlittene Beleidigung.

Gleichzeitig mit der franzosenfeindlichen Stimmung hat die Bewegung eingesetzt, welche die Bedingungen für die Befestigung der europäischen Machtstellung und für den Erfolg der Mittelmeerpläne Italiens in dem Anschlusse an Oesterreich-Ungarn und Deutschland suchte.

Es ist in hohem Grade auffallend, daß der Inspirator dieser Bewegung, sozusagen der Vater des Dreibundes, jener Staatsmann ist, welcher denselben nach dreiunddreißig Jahren zu Grabe führte.

Sonnino, schon damals der Führer einer an Zahl geringen, jedoch aus hervorragenden und mutigen Politikern bestehenden Partei (Centro parlamentare), gab bereits siebzehn Tage nach dem Bardovertrage sein neues Programm kund (am 29. Mai 1881).

Er steckte der italienischen Politik zwei Ziele: erstens die Freundschaft Englands und zweitens ein enges Bündnis mit Oesterreich und Deutschland. Er schrieb: „Keinerlei Interessengegensatz trennt uns von Deutschland, viele gemeinsame Interessen verbinden uns; in erster Linie die Erhaltung des Friedens und

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Vgl. dazu den Aufsatz von Archivrat Dr. Lulvès im Juni-Heft dieses Jahrgangs der „Deutschen Revue".

Digitized by Google

die Zügelung der Machtgier Frankreichs. Sobald wir die Ursachen des uns gegenüber in Oesterreich bestehenden Mißtrauens entfernt haben, stößt das Zustandekommen des deutschen Bündnisses auf keinerlei Schwierigkeiten, daher muß unsre Diplomatie sogar den am wenigsten begründeten Verdacht tilgen, als ob unsre Politik nachteilig für jene Macht werden könnte, um deren Freundschaft wir uns bewerben. Die Frage der Irredenta müssen wir ausschalten."

Weiter führt er aus, daß Triest für Oesterreich-Ungarn und Deutschland unentbehrlich sei, dagegen dessen gemischte Bevölkerung die vom Standpunkte der italienischen Nationalität erhobenen Ansprüche nicht rechtfertige; ferner sei dessen Besitz für den Schutz des Landes wertlos. „Einer andern Beurteilung unterliegt das Trentinogebiet. Jedoch erscheinen auch die Interessen, welche hier in Betracht kommen, unbedeutend gegenüber jenen, welche mit der aufrichtigen Freundschaft mit Oesterreich im Zusammenhange stehen ... Diese Freundschaft bedeutet für Italien die Freiheit der Verfügung über seine Kräfte, das Gewicht unsrer Stimme im europäischen Konzert. Wenn wir in Europa mitzählen wollen, beginnen wir uns als ernste Leute zu benehmen. Geben wir die kindische Politik (politica infantile) auf, welche uns dafür, daß wir Oesterreich gegenüber unangenehm sein können, zur Impotenz verdammt. Die Freundschaft Oesterreichs ist eine unabweisliche Vorbedingung unsrer fruchtbaren politischen Arbeit. Die Isolierung ist mit Vernichtung gleichbedeutend." [1])

Auch andre parlamentarische Parteien und die Mehrheit der italienischen Preßorgane schlossen sich dieser Auffassung an. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung sah sich auch das Ministerium Depretis-Mancini, welches in jenen Tagen die Regierung übernommen hatte, alsbald genötigt, seine auswärtige Politik in der Richtung der Annäherung an die Zentralmächte zu orientieren.

Es konnte erwarten, sowohl in Berlin als in Wien einer zuvorkommenden Aufnahme teilhaftig zu werden. Für die beiden verbündeten Mächte versprach der Anschluß Italiens den Vorteil, daß im Falle eines Krieges mit Rußland Oesterreich-Ungarn es möglich wurde, da es vom Süden her sich gesichert fühlte, seine ganze Armee im Norden zu verwenden. Trotzdem war das Mißtrauen an beiden Höfen groß, indem man annahm, Italien werde sich dem französischen Einflusse nicht entwinden können und auch in der innern Politik eine mehr und mehr radikale Richtung einschlagen, die selbst den Bestand der Monarchie gefährden könne. Die erste Sondierung von seiten Italiens wurde kühl aufgenommen. Bismarck erklärte, „daß er Sympathie für Italien empfinde", wies aber die italienische Regierung in höflicher Form an Oesterreich. „Er müsse," sagte er, „den Anschein vermeiden, als ob er einen Druck auf seinen Verbündeten ausüben möchte." [2])

---

[1]) Dieses wichtige Dokument veröffentlicht Luigi Chiala, „La triplice e la duplice alleanza" (Turin 1898). Diesem Werke entnehmen wir die Details der Verhandlungen Italiens mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1881—1892.

[2]) Bei der Erörterung der Verhandlungen der Jahre 1881 und 1882 übersieht Chiala diese interessanten Details; später, bei der Erörterung der Verhandlungen des Jahres 1887,

Digitized by Google

In Wien gab der Minister des Aeußern, Baron Haymerle, in seiner Konversation mit dem italienischen Botschafter am 12. September 1881 der Ueberzeugung Ausdruck, daß das Zustandekommen eines innigen Verhältnisses zwischen den beiden Staaten in hohem Maße erwünscht sei, bezeichnete es aber als zweckmäßig, die bezüglichen Schritte zu vertagen, damit diese — wie er sich ausdrückte — nicht so erscheinen, als ob die Spitze sich gegen Frankreich richten würde.

Der Botschafter erhielt den Eindruck, daß man in Wien „den Eintritt Italiens in ihre Gesellschaft nicht für sehr dringend ansehe".

Obgleich der italienische Diplomat seiner Regierung Geduld und ein reserviertes Betragen empfahl, machte diese, um den sich immer lauter äußernden Wunsch der italienischen öffentlichen Meinung zu befriedigen, dem König Humbert den Vorschlag, dem österreichisch-ungarischen Herrscher einen Besuch abzustatten. Der König erklärte sich dazu bereit, und nachdem die Mitteilung seiner Absicht aus Wien in der zuvorkommendsten Weise beantwortet wurde, reiste er mit seiner Gemahlin in Begleitung des Ministerpräsidenten und des Ministers des Aeußern am 26. Oktober nach Wien, woselbst er sich vier Tage aufhielt. Der Hof, die Bevölkerung der kaiserlichen Residenzstadt und die Presse feierten den Gast auf das wärmste.

Aber die Regierung vermied es, den italienischen Ministern zu politischen Verhandlungen Gelegenheit zu bieten, und wenige Tage nach ihrer Abreise ereignete sich unerwartet von ungarischer Seite ein Zwischenfall, welcher auch die Erwartung, daß Verhandlungen bald ermöglicht werden könnten, als unbegründet erscheinen ließ. Ungarische Zeitungen berichteten am 6. November, daß in der Sitzung des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten der ungarischen Delegation, der Sektionschef im Ministerium des Aeußern, Benjamin v. Kallay, auf eine an ihn gerichtete Anfrage die Antwort erteilt habe, daß „zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien trotz der irredentistischen Bewegungen ein freundliches Verhältnis bestehe, welches durch den aus eigner Initiative erfolgten Besuch des Königs von Italien in Wien befestigt wurde, daß jedoch gelegentlich dieser Begegnung konkrete politische Fragen nicht verhandelt wurden", worauf Graf Julius Andrássy erklärt hätte, daß infolge des zwischen der Monarchie und Deutschland bestehenden Bündnisses „die irredentistischen Bewegungen keinen Anlaß mehr zu Besorgnissen bieten können und daß diese lediglich für Italien gefährlich sein können".

Der kühle und unfreundliche Ton, welcher dem Berichte gemäß in den beiden Reden zum Ausdrucke gelangte, rief in der Wiener Presse einen lebhaften Tadel hervor, welcher sich noch verschärfte, als andre Berichterstatter Herrn v. Kallay die Erklärung in den Mund legten, die äußeren und inneren Verhältnisse Italiens hätten den König zur Annäherung bewogen, und Oesterreich-Ungarn habe keinen Grund, von Italien etwas zu erbitten, noch es zu fürchten.

---

teilt er einen Bericht des italienischen Botschafters in Berlin mit, in welchem dieser den italienischen Minister des Aeußern an obige Erklärung Bismarcks erinnert (S. 474).

Digitized by Google

Diese Veröffentlichungen erregten in Italien peinliches Aufsehen. Der italienische Botschafter in Wien aber verlangte seine Entlassung, da — wie er sich ausdrückte — er sich nicht mehr solchen Ueberraschungen aussetzen wolle, welche sich mit seinem Charakter nicht vertrügen.

Hierauf haben in der Sitzung der ungarischen Delegation am 8. November sowohl Kallay als Andrássy die lückenhaften und irrigen Berichte richtiggestellt. Die österreichisch-ungarische Regierung machte auch in Rom Mitteilungen, die eine vollkommen beruhigende Wirkung hervorriefen und die Ansicht begründeten, daß in Wien ein Wechsel in der Stimmung eingetreten sei.

Graf Robilant, der die Reise des Königs nach Wien nicht befürwortet hatte, meldete nun am 14. November: „Ich komme in Versuchung, einen theologischen Ausdruck zu benützen und zu sagen, daß der Vorfall in der ungarischen Delegation eine „glückliche Sünde" (felix culpa) gewesen sei; denn ohne diesen hätte man in Wien den Wert unsrer Freundschaft nicht erkannt und hätten wir nicht eine Erklärung erhalten, wie wir sie klarer nicht wünschen konnten. Verlassen wir demnach den Weg nicht, den wir zielbewußt betraten. Selbstverständlich müssen wir auch den Ausbau unsrer Wehrmacht zu Ende führen, damit man unsre Freundschaft höher einschätzt."

Minister Mancini konnte demnach in der Sitzung der italienischen Kammer am 7. Dezember seinen Bericht über den Besuch in Wien und die darauffolgenden Vorfälle mit den Worten schließen: „Diese Ereignisse werden für beide Staaten und die Interessen des Friedens nützliche Folgen nach sich ziehen."

Wieder war es Sonnino, der die in dem Besuche des Königs zum Ausdruck gelangende neue Richtung am wärmsten begrüßte und die Regierung ermutigte, nicht auf halbem Wege stehenzubleiben, sondern „sich um das Zustandekommen eines ernsten und positiven Bündnisses zu bemühen", zu dessen Erreichung das sicherste Mittel sei, die Idee des französischen Bündnisses endgültig fallen zu lassen.

Um dies zu verhindern, machte zwar Gambetta namens der französischen Regierung große Anstrengungen, aber die italienische Regierung ließ sich durch seine Lockungen von ihrem Wege nicht ablenken.

Ende Dezember wies sie den Berliner Botschafter Grafen de Launay und den Wiener Botschafter de Robilant an, die Verhandlungen zu beginnen. Die ersten „Eröffnungen" beider wurden auf das kälteste aufgenommen, da sowohl die deutsche als auch die österreichisch-ungarische Regierung von den Versuchen Gambettas Kenntnis hatte.

Graf de Launay meldete am 18. Januar 1882: „Ich glaube nicht, daß man, sei es hier, sei es in Wien, sich derzeit mit uns einlassen wird. Sie wollen uns auf die Probe stellen und sich davon überzeugen, ob wir an unserm Entschlusse festhalten."

Robilant setzte den Minister des Aeußern Mancini in Kenntnis, daß die österreichisch-ungarische Regierung zwar „ein freundliches, vielleicht sogar auch herzliches Verhältnis mit Italien, aber gar nichts weiter wünsche".

Digitized by Google

Diese Lage hat sich auch nach dem Ende Januar erfolgten Sturze Gambettas nicht geändert.

Am 12. März übermittelte endlich Graf de Launay hocherfreut eine Erklärung Bismarcks nach Rom, obgleich diese so lautete, als ob ein strenger Lehrer sie an seinen sich bessernden Schüler gerichtet hätte: „Fürst Bismarck sagte, daß er mit unsrer Haltung vollkommen zufrieden sei." (Le prince se dit tout satisfait de notre attitude.)

Jedoch auch hinsichtlich der Aufrichtigkeit und des Wertes dieses Lobes hätten seine weiteren Mitteilungen gewisse Zweifel erwecken sollen. „Der geeignete Moment ist noch nicht eingetreten," erklärte ihm Bismarck, „um ein Bündnis im wirklichen Sinne des Wortes zu schließen. Wenigstens für Deutschland noch nicht. Ich würde es aber sehr gerne sehen, wenn eine Vereinbarung zwischen Oesterreich und Italien zustande käme."

Die italienische Regierung war auch hierdurch befriedigt. Graf Robilant wurde ermächtigt, seine Verhandlungen bezüglich des zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien zu schaffenden Bündnisses fortzusetzen. Ihr schwebten zwei Ziele vor:

a) die territoriale Integrität und Einheit Italiens dadurch zu sichern, daß die österreichisch-ungarische Monarchie zu deren Schutz eine Verpflichtung übernimmt, da — wie der Ministerpräsident später sagte — er die Versuche zur Wiederherstellung der Weltmacht des Heiligen Stuhles zwar nicht für wahrscheinlich, aber jedenfalls für möglich halte;[1])

b) Unterstützung für die Expansionsbestrebungen am Mittelmeer und an der Adria zu sichern.

Auf dieser Basis waren, im Sinne der von Rom erteilten Weisungen, die Vorschläge des Grafen Robilant formuliert. Graf Kálnoky aber wies diese entschieden zurück. Er wünschte nicht ein Bündnis im strengen Sinne des Wortes, sondern nur einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, welcher Oesterreich-Ungarn vor einem italienischen Angriff zu schützen gehabt hätte. Demgemäß hätten die beiden Staaten sich nur verpflichtet: a) daß sie miteinander Frieden und Freundschaft aufrechterhalten, b) daß keiner der beiden Staaten einem Bündnis beitrete, welches für den andern nachteilig wäre, c) daß, wenn der eine Staat angegriffen werde, der andre ihm gegenüber eine wohlwollende Neutralität zu beobachten habe.[2])

Es gelang dem Grafen Robilant, Kálnoky von diesem Standpunkte Ende März abzubringen und zu bewegen, sich in die Diskussion der Bedingungen eines Bündnisses einzulassen.

Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Nicht nur, weil ein wiederholter Austausch von Mitteilungen zwischen Wien und Rom notwendig war, sondern auch deshalb, weil an den Verhandlungen Bismarck ebenfalls teilnahm.

---

[1]) In seiner Rede vom 8. Mai 1885 über die Verhandlungen des Jahres 1882.

[2]) Dies pflegt der Inhalt der Neutralitätsverträge zu sein. Die Punkte a) und b) sind in dem ersteren Artikel des endgültig geschlossenen Vertrages enthalten.

Digitized by Google

Große Schwierigkeiten mußten überwunden werden. Die erste betraf die gegenseitige Gewährleistung der territorialen Integrität. Kálnoky war dem abgeneigt, weil er dadurch Rom als Hauptstadt von Italien anerkannt hätte, wozu er mit Rücksicht auf den Heiligen Stuhl und die Gefühle der Katholiken der Monarchie nicht geneigt war. Da er aber mit der Tatsache der gegenseitigen Gewährleistung gleichzeitig das von Italienern bewohnte Gebiet der Monarchie gegenüber irredentistischen Ansprüchen schützen konnte, gab er nach.[1])

Die zweite Schwierigkeit ergab sich hinsichtlich der Frage der gegenseitigen Unterstützung der auf Gebietszuwachs gerichteten italienischen Bestrebungen. Daß Italien an den Ufern des Mittelmeeres Boden gewann, war für Oesterreich-Ungarn gleichgültig. Jedoch konnte dieses sich nicht der Möglichkeit aussetzen, wegen der Förderung solcher italienischer Bestrebungen in einen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden. Hiervon wollte auch Bismarck nichts wissen. Die italienische Regierung mußte sich darein fügen, daß in den Vertrag keine Bestimmung aufgenommen werde, welche sich auf die Mittelmeergebiete beziehen konnte.[2])

Um die italienische Regierung einigermaßen zu befriedigen, wurde in den Vertrag ein Satz aufgenommen, wonach die Verbündeten „einander innerhalb der Schranken ihrer eignen Interessen gegenseitig Unterstützung" versprachen.

Graf Kálnoky wollte aber nicht zugeben, daß diese Unterstützung durch die italienische Regierung so interpretiert werden könne, als ob sie sich auf die Balkaninteressen Italiens beziehen würde. Die Klarstellung dieser Angelegenheit konnte nicht umgangen werden. Da aber auch Italien nicht geneigt war, dem zuzustimmen, daß Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan neue Eroberungen mache, einigten sich die Vertreter der beiden Staaten, daß sie die Aufrechterhaltung des Statusquo zum Ziele ihrer Orientpolitik machen und diese ihre Vereinbarung in einem Artikel des Vertrages aufnehmen wollten.[3])

Es ergab sich ferner die Notwendigkeit noch eines dritten Kompromisses.

Graf Kálnoky erwartete von der italienischen Regierung die Uebernahme der Verpflichtung, daß sie auf dem Gebiete der inneren Politik in einer mit den konservativen und monarchischen Interessen übereinstimmenden Richtung wirken werde. Die italienische Regierung hat jedoch die Erfüllung dieses Wunsches entschieden verweigert und war nur bereit, zur Beruhigung der Wiener und Berliner Regierungen in den Vertrag einen Satz einzuschalten, wonach die Verbündeten sich verpflichteten, über die politischen und wirtschaftlichen Fragen „allgemeiner Natur", welche auftauchen könnten, einen Gedankenaustausch zu pflegen.

[1]) Daß ein solcher Gewährleistungsartikel im Bündnis vorkommt, wissen wir aus der Rede des Ministers des Aeußern Goluchowski in der Delegation vom 7. Mai 1902, in welcher er betonte, daß der Dreibund „für jeden der Teilnehmer in der Sicherung des eignen Besitzstandes kulminiert".

[2]) Fürst Bülow sagte in seiner Rede vom 8. Januar 1902: „Die Mittelmeerfrage liegt überhaupt nicht auf dem Dreibundgebiete."

[3]) Ueber diesen Artikel gebe ich in einer weiteren Abhandlung bei Analyse des VII. Artikels des Bundesvertrags Aufschluß.

Digitized by Google

Bei Formulierung der Bündnisverträge ist es die schwerste Aufgabe, die Fälle festzustellen, in denen die Bundesgenossen sich gegenseitig mit Waffenmacht beizustehen verpflichtet sind. In dieser Verhandlung kam das Einverständnis leicht zustande. Italien wünschte selbstverständlich, daß diese Verpflichtung auf das engste begrenzt werde. Deutschland und Oesterreich-Ungarn machten dagegen keine Einwendung, indem sie gar nicht darauf rechneten, daß ihnen Italien im Falle eines Krieges mit bewaffneter Macht Hilfe leisten werde. Dies hat Bismarck bei einer Gelegenheit in seiner gewohnten charakteristischen Weise offen ausgesprochen: „Es genüge ihm, daß ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben sich die Stellung gegen Westen, d. h. gegen Frankreich, und nicht gegen Osten, d. h. gegen Oesterreich nehme".[1]) Es wurde festgestellt, daß der Casus foederis nur dann eintrete, wenn einer der Verbündeten durch zwei oder mehrere Großmächte angegriffen würde. Sogar die wohlwollende Neutralität versprachen sie sich nur für den Fall, wenn der eine Staat, durch eine Großmacht in seiner Sicherheit bedroht, zu einem aggressiven Auftreten gezwungen wird.[2])

Die Dauer des Vertrages wurde auf fünf Jahre festgesetzt und die Geheimhaltung versprochen.

Mit diesen Ergebnissen waren die italienischen Botschafter in Berlin und Wien vollkommen zufriedengestellt. Sie rühmten sich in ihren Berichten dessen, daß das Minimum, hinter welches sich Graf Kálnoky anfänglich verschanzte, beträchtlich überschritten worden und daß man von dem ersten Plane im Dezember bis zum Mai „mit Riesenschritten" vorwärts gekommen sei.

Der wichtigste Erfolg war aber der, daß im Laufe der Verhandlungen Bismarck zu dem Entschlusse kam, zwischen Deutschland und Italien einen identischen Vertrag zu schließen, aus dem nur der Artikel über den Balkan weggelassen werden sollte, da der Reichskanzler die Balkanangelegenheiten als außerhalb der deutschen Interessensphäre stehend betrachtete.

So wurden die beiden gesonderten Verträge am 20. Mai 1882 einerseits durch Graf Kálnoky und Graf Robilant, anderseits durch Prinz Reuß und Graf Robilant ausgefertigt.[3])

Da man nicht nur die Bedingungen des Bündnisses, sondern auch die Tatsache des Zustandekommens desselben geheimhalten wollte, sprachen die führenden Staatsmänner der Regierungen der drei Mächte in ihren den Parlamenten vorgelegten Berichten nur vorsichtig mit verhüllten Worten hiervon.

Bismarck deutete am 12. Juni 1882 an, daß das Deutsche Reich sich mit den großen Monarchien vereinigt habe, welche „mit uns gemeinsame Interessen schützen und die Aufrechterhaltung des Friedens ebenso wie wir selbst wünschen".

[1]) Fürst v. Bülow: Deutsche Politik (Berlin 1914), S. 31.

[2]) In den Artikeln III und IV.

[3]) Diese Tatsache wurde von Dr. Heinrich Friedjung, auf Grund von Mitteilungen des deutschen Staatssekretärs Kiderlen-Wächter, festgestellt. „Der Inhalt des Dreibundes." In der Zeitschrift „Der Greif", 1913, Oktoberheft.

Digitized by Google

Der italienische Ministerpräsident sagte am 8. Oktober, „daß das Verhältnis Italiens zu sämtlichen Großmächten ein gutes und freundliches sei, jedoch bestehe eine innigere Eintracht mit den Zentralmächten, die an der Aufrechterhaltung des Friedens, der Verträge und des europäischen Statusquo in erster Linie interessiert sind."

Schließlich teilt Kálnoky in den Delegationen am 31. Oktober, von dem Wiener Besuch des Königs von Italien sprechend, mit, daß denselben zwei Motive bestimmten: die freundschaftliche Gesinnung für das österreichisch-ungarische Herrscherhaus und Italiens Absicht, sich der konservativen und friedlichen Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie anzuschließen; nicht nur seien beide Zwecke erreicht, sondern es wurde nach dem Besuch des Königspaares der Faden weitergesponnen, und das Verhältnis zwischen den beiden Staaten gestalte sich nun auf das freundschaftlichste.

Ueber die Ziele und Bedeutung des Dreibundes folgten im Laufe des Jahres nun zahllose Erklärungen in den Parlamenten der verbündeten Staaten. Als die charakteristischste erscheint die des Deutschen Reichskanzlers Fürsten von Bülow:

„Der Dreibund" (so sprach er im Deutschen Reichstage am 8. Mai 1902) „ist nicht eine Erwerbsgesellschaft, sondern er ist eine Versicherungsgesellschaft. Er ist nicht offensiv, sondern er ist defensiv; er ist nicht aggressiv, sondern er ist in hohem Grade friedlich. Er beruht nicht auf einer künstlichen Kombination, er stellt die Versöhnung dar zwischen den nationalen Errungenschaften, die aus den Kämpfen der sechziger und siebziger Jahre hervorgegangen sind, und den Prinzipien der Stabilität, die nach Beendigung der Napoleonischen Kriegsstürme auf der Basis der Wiener Verträge Europa während eines halben Jahrhunderts den Frieden gesichert haben. Der Dreibund verbindet die Vergangenheit mit der Gegenwart und sichert die Zukunft."

II.

Die deutsche sowie die österreichisch-ungarische Regierung, die im Dreibunde nur die Garantien des Friedens suchten, blieben befriedigt. Im Kreise der italienischen Regierung hingegen, wo man auch andre Vorteile erwartet hatte, überwog bald das Gefühl der Enttäuschung, als im Monat September 1884 die drei Kaiser in Skiernievice zusammenkamen und hinsichtlich mehrerer europäischer Fragen zu geheimen Vereinbarungen gelangten. In Rom beurteilte man die Uebergehung Italiens als eine Demütigung, und man befürchtete, daß Oesterreich-Ungarn auf dem Balkan eines weiteren Gebietszuwachses teilhaftig werden, Italien aber bei der Teilung leer ausgehen würde.

Graf Robilant, der anfangs 1885 die Leitung der italienischen auswärtigen Politik übernahm, teilte der österreichisch-ungarischen Regierung sofort mit, daß er das freundschaftliche Verhältnis pflegen werde, jedoch entschlossen sei, die Interessen Italiens zu wahren, falls Neugestaltungen eintreten sollten. Im Sommer des nächsten Jahres aber, als der italienische Botschafter in Berlin

Digitized by Google

ihn aufmerksam machte, daß man wegen der Verlängerung des am 20. Mai des nächsten Jahres ablaufenden Dreibundes rechtzeitig Vorbereitungen treffen müsse, antwortete er ihm in folgender Weise: „Italien ist dieses sterilen Bündnisses (alliance inféconde) wahrlich müde, und ich werde mich nicht beeilen, dessen Verlängerung zu vollziehen, weil ich weiß, daß es für uns unfruchtbar (improductif) bleiben wird. Deshalb ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich das Bündnis nicht erneuern werde."

Da aber das gewalttätige Auftreten Rußlands auf dem Balkan das Bündnis der drei Kaiser unhaltbar machte, gestaltete sich die politische Lage für Italien derart günstig, daß von Berlin und Wien aus Schritte zu einer Erneuerung des Dreibundes unternommen wurden. Robilant erklärte nun entschieden, daß er der unveränderten Verlängerung des Bündnisses nicht zustimmen könne und Ergänzungen zu dem Behufe verlangen müsse, damit die Interessen Italiens sowohl am Balkan wie am Mittelländischen Meere sichergestellt würden.

Als Rußland seine Gewalttätigkeiten damit gekrönt hatte, daß es den Fürsten von Bulgarien, Alexander von Battenberg, durch russische Söldlinge gefangennehmen ließ, ihn zur Abdankung zwang und einem russischen General die Regierung übertrug, erging Ende Oktober von Bismarck und Kálnoky an Robilant die Aufforderung, er möge inbetreff der neuen Artikel, die in den Bundesvertrag aufgenommen werden sollten, Vorschläge machen.

Als diese in Berlin eintrafen, erklärte der Reichskanzler auch diesmal, daß Deutschland in bezug auf die Interessen Italiens am Mittelmeer und am Balkan keine Verpflichtungen übernehmen könne, aber die italienischen Wünsche zugunsten seiner Expansion am Balkan in Wien zu unterstützen bereit sei.

Kálnoky gegenüber trat nun Robilant nicht mit schroffen Forderungen auf; im Gegenteil machte er ein verführerisches Anerbieten.

Er schlug vor, ihre beiden Staaten mögen „das künftige Schicksal der Türkei und ihres Gebietes regeln",[1]) in der Weise, daß, wenn die Aufrechterhaltung des Statusquo ermöglicht würde, sie die türkischen Gebiete, die zu ihrer Interessensphäre gehören, selbst besetzen würden; sie sollten nicht gezwungen sein, eine gemeinsame Aktion zu diesem Zwecke zu unternehmen; ein jeder der beiden Staaten könnte selbständig vorgehen, nur müßten sie ein vorhergehendes Uebereinkommen treffen, um für die zu erlangenden Vorteile sich gegenseitig Kompensationen zu bieten.

Sie sollten demnach den Standpunkt der Aufrechterhaltung des Statusquo mit dem des Gleichgewichtes am Balkan vertauschen.

Graf Kálnoky hatte sich von den Pfaden, auf die der vom Geiste kühner Initiative erfüllte Graf Andrássy die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns geführt hatte, weit entfernt. Er war von der Ueberzeugung geleitet, daß das

[1]) Diesen Ausdruck benützt die offizielle Darstellung des k. und k. Ministeriums des Aeußern in der „Vorgeschichte des Krieges mit Italien", S. 7.

Digitized by Google

Streben nach territorialer Ausdehnung im Osten und Süden mit den inneren Kraftverhältnissen der Monarchie nicht im Einklang stehe.[1])

Er zögerte demnach, auf die italienischen Vorschläge einzugehen. Bismarck hingegen drängte zur Befriedigung der Wünsche Italiens und zum Abschlusse der Verhandlungen.

Graf de Launay berichtete aus Berlin am 1. Dezember nach Rom: „Ich bin berechtigt, zu glauben, daß der Reichskanzler unserm Vertragsentwurfe das höchste Wohlwollen entgegenbringen und, soweit es möglich ist, guten Einfluß in Wien ausüben wird... Ich hoffe, daß, wenn wir auch nicht alles erhalten, was wir fordern, wir uns eine günstigere Position sichern werden als die im Vertrage vom Jahre 1882, die das damals Erreichbare darstellt, aber ohne die notwendigen Ergänzungen unsern seitdem bedeutend verbesserten Verhältnissen nicht entsprechen könnte."

Auch Ende Dezember meldete er, daß Graf Kálnoky zwar noch immer Schwierigkeiten bereite, jedoch bürge des Reichskanzlers und des Grafen Herbert Bismarck Wohlwollen für ein befriedigendes Resultat.

Die in Italien eingetretene Ministerkrise, die auch Robilants Demission zur Folge hatte, beschleunigte den Verlauf der Verhandlungen. Graf Kálnoky gab nach, und der neue Artikel wurde in einer beide Teile befriedigenden Weise formuliert. Deutschland blieb aus dessen Verfügungen ausgeschaltet, und der Text erhielt die Form einer nur Oesterreich-Ungarn und Italien bindenden besonderen Vereinbarung.[2])

Die andern Bestimmungen des Jahres 1882 wurden in den neuen Bundesvertrag übernommen, der nun in einem gemeinsamen Dokumente, für die Dauer von fünf Jahren, von den Vertretern der drei Mächte am 20. Februar 1887 in Berlin unterzeichnet wurde.[3])

Die Bedeutung dieses Aktes charakterisiert folgender Ausspruch eines französischen Exministers: „Wenn ich am Ruder gewesen wäre, hätte ich keinen Versuch gescheut, um die Unterfertigung dieses Vertrages zu verhindern. Ich betrachte dieses Ereignis als den härtesten der Schläge, die uns während der letzten achtzehn Jahre getroffen haben."[4])

---

[1]) Vgl. H. Friedjung: Graf Kálnoky, Biographisches Jahrbuch, III. Band, Berlin 1900.
[2]) Die Analyse dieses Artikels folgt im nächsten Hefte.
[3]) Friedjungs Mitteilungen im Greif l. c.
[4]) Chiala, S. 487.

Digitized by Google

Steht das Ende des Weltkrieges nahe bevor?

König Ferdinand von Bulgarien sagte in seiner Kundgebung an sein Volk: „Der europäische Krieg nähert sich seinem Ende." Die Wendung regt zu obiger Fragestellung an.

Für deren Beantwortung ist die Vorfrage maßgebend: Wie ist der gegenwärtige Krieg entstanden und wie ist sein jetziger Stand?

Daß der Krieg durch englische Einkreisungspolitik entstand, weiß ein jeder. Englands Kriegsziel ist in groben Zügen: Eindämmung Deutschlands (von Zermalmung ist schon lange keine Rede mehr) in Europa, auf dem Meere, außerhalb Europas. Frankreichs Kriegsziel ist Verwirklichung seines Vergeltungsgedankens (revanche). Also Wiedergewinnung der alten deutschen Reichslande, einschließlich des durch den Wiener Kongreß Erhaltenen, wenn möglich Erreichung der Rheingrenze.

Rußlands Kriegsziele sind Konstantinopel mit Dardanellen, Beseitigung deutschen und österreichischen Einflusses auf dem Balkan, Galizien, viel Geld.

Italien will die sog. „unerlösten" Gebietsteile der Donaumonarchie, Albaniens Küste, Teile der kleinasiatischen Küste haben.

Wie sind die Aussichten zur Verwirklichung dieser Ziele? Um mit Italien zu beginnen, so hat dieses bis jetzt in etwa halbjährigem Kriege nur Niederlagen erlitten. Es ist wenig Aussicht auf Befreiung der Unerlösten, die man übrigens bekanntlich ohne Krieg als Belohnung für nicht gebrochene Neutralität hätte haben können. Italiener haben im Kampfe mit Nichtitalienern noch immer Prügel bekommen. Nur wenn sie untereinander rauften, mußte einer Sieger sein. Gegen Italiens Festsetzung an der albanischen Küste dürften sich die Balkanstaaten, vielleicht mit Ausnahme des Schwiegervaters in Cettinje, wehren. Zur Festsetzung an der kleinasiatischen Küste aber dürften es die Türken nicht kommen lassen, wenn nicht der Vierbund unterliegt, und dazu ist — wie man weiter sehen wird — wenig Aussicht vorhanden.

Das Kriegsziel Rußlands — der Ausgang aus dem Schwarzen Meer — ist natürlich nur mit völliger Niederlage des Vierbundes zu verwirklichen. Auch dann ist die Sache noch recht fraglich, denn so gewiß dem Zarenreiche von den Ententebrüdern Konstantinopel und die Dardanellen versprochen sind, so gewiß würde im Falle des Sieges aus den Inseln, welche dem Hellespont westlich vorgelagert sind, England nie wieder fortgehen. Damit wäre der Besitz der Dardanellen, der freie Ausgang aus denselben eine fragliche Sache.

Ein andres russisches Kriegsziel ist Beseitigung des deutsch-österreichischen Einflusses auf dem Balkan. Von diesem Ziele ist Rußland nun freilich ferner denn je. Die Türkei ist den Mittelmächten in die Arme getrieben, Bulgarien

Digitized by Google

ist den Mittelstaaten augenblicklich militärisch wenigstens beigetreten, und ob Rumänien nebst Griechenland nach den allerneuesten, mit der Rücksicht des Vierverbandes auf kleine Staaten gemachten Erfahrungen Lust haben werden, Rußland noch weiter großen Einfluß auf dem Balkan zuzubilligen, erscheint recht zweifelhaft. Von Montenegro und Serbien ist es wohl unnötig, noch zu reden. Daß ferner Galizien nach den Erfahrungen des Jahres 1914/15 die Angliederung an den Kosakenstaat wünschen sollte, ist wohl sehr fraglich. Im übrigen ist nach dem Lauf der Dinge auch dieses Kriegsziel ferner denn je. Die Gewinnung vieler Milliarden mag dem anleihebedürftigen russischen Reiche ein lohnendes Kriegsziel sein, daß es erreichbar sein sollte, glaubt wohl aber in Rußland selbst niemand.

Völlig „reingefallen" ist Frankreich. Man darf wohl annehmen, daß dieses Land zufrieden sein wird, wenn es gelingt, den teuren Alliierten aus den Küstengebieten am Kanal wieder abzuschieben. — Aussicht auf Erreichung des Kriegszieles besteht jedenfalls nicht. England ist mit seinem freundschaftlichen Aushungerungsversuch reingefallen. Militärisch hat es zu Lande nichts erreicht. Unsern Handel hat es völlig lahmgelegt. In unsern Kolonien hat es uns schwer geschädigt, wobei Japan geholfen hat. Seine Flotte ist im großen und ganzen dank ihrer klugen Entsagung unversehrt. Kein Zweifel, England hat von unsern Feinden am wenigsten gelitten.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich anscheinend, daß — von England abgesehen — unsre Gegner wohl Anlaß hätten, Friedensgedanken zu hegen. Sie sind militärisch unterlegen, wir stehen in ihrem Lande bzw. sie nicht im unsrigen, denn der Streifen Galizien und von Elsaß ist nicht der Rede wert. Und doch sind wir dem Ende des Weltkrieges fern!

Das liegt in folgendem: Das deutsche Volk und auch das unsrer Verbündeten will für die großen Opfer, die es an Gut und Blut gebracht hat, auch eine große Entschädigung haben. Eine solche wird aber augenblicklich noch schwer zu haben sein. So zweifellos es ist, daß man unter den heutigen Verhältnissen und sehr zum Unterschiede von den Zeiten Karls XII. und Napoleons I. gewiß noch sehr tief in Rußland eindringen könnte, liegt die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens in dem gegebenen Kriege an mehreren Fronten. Rußland mit seinen tiefen Räumen kann einen Krieg unendlich lange fortsetzen. Zur Beendigung kann, wie im Mandschurischen Kriege, nur eine Revolution zwingen. Solange diese nicht eintritt, ist auch ein Kriegsende nicht abzusehen. Ein solches ist doppelt schwer zu erkennen, da die Interessen unsers treuen, tapferen und wirksamen Bundesgenossen, der Türkei, gewahrt werden müssen.

Um Englands Macht im Orient zu vernichten, zog 1798 Napoleon I. zur Besitznahme Aegyptens aus. Ueber dieses Land führt auch heute noch der Weg nach London. In dieser Richtung gehen Deutschlands und der Türkei Interessen eng zusammen. Denn letztere würde sich gewiß gern ihre alte Provinz bzw. ihren Tributärstaat wieder nehmen. Deutschland aber würde Englands

Digitized by Google

Seeherrschaft nur durch die Besitzveränderung am Suezkanal brechen können. Dieses Unternehmen ist aber ein solches von langer Dauer. Zwar die Besitzergreifung Serbiens ist der erste Schritt auf diesem Wege. Die Verbindung Konstantinopel—Sinaihalbinsel ist aber, ungeachtet der neuen Zweigbahn von der Hedschasbahn, die von Samaria (heute Sebastije) nach der Halbinsel Sinai führt, eine nach modernen Begriffen recht schwierige. Und doch ist sie zur Niederwerfung Englands durchaus nötig. Gerade damit ist aber das Ende des Weltkrieges ein sehr fernes. Gerade England, einschließlich des Königshauses, hat sich seit Eduards VII. Zeiten als solcher Todfeind Deutschlands auch in diesem Kriege erwiesen, daß eine Abrechnung mit ihm unvermeidlich ist. Erfolgt eine solche nicht endgültig in diesem Kriege, dann schleppt sich die Sache weiter und führt in einiger Zeit zu neuem kriegerischem Konflikt. Deshalb ist es so grundfalsch, vor Erreichung erheblicher Schwächung Englands vom Frieden zu reden.

Frankreich und Italien mit ihren Landforderungen werden sich ohne deren Befriedigung begnügen müssen. Sie werden aber immerhin so lange mitmachen, wie England das wünscht, d. h. also bis auf den letzten Franzosen, Italiener und — Russen.

Eine russische Revolution, Englands Niederlage in Aegypten würden auch die Franzosen und Italiener zur Friedfertigkeit nötigen. Bis dahin aber vergeht noch viel Zeit!

Wir können den Krieg noch aushalten und können, gestützt auf die glänzenden Erfolge unsers Heeres und unsrer Unterseeboote, im Verein mit unsern Bundesgenossen weiterkämpfen, bis wir, zwar nicht — wie unsre Feinde uns fälschlich nachsagen — die Weltherrschaft, aber unsern Platz an der Sonne errungen haben werden. Daß auch auf gegnerischer Seite an kein nahes Ende des großen Ringens gedacht wird, geht aus der Wochenübersicht des Londoner „Observer" vom 17. Oktober hervor. Dort heißt es: „Jetzt oder niemals! Das muß unsre Losung bleiben. Wenn wir auch sicher sein dürfen, in dem jetzigen Kampfe nicht unterzugehen, so werden wir doch — falls wir diesmal nicht ganze Arbeit tun, bald in einem neuen Krieg um unser Leben zu ringen haben." Auf Deutschland angewendet — ganz meine Meinung! Es geht diesmal ums Ganze!

v. G.

Digitized by Google

Amerikas Stellung zum Weltkriege[1]

Von

John L. Stoddard (Meran)

Der Schreiber dieses Artikels ist ein Amerikaner echt englischer Abstammung, der sein Vaterland liebt, aber tief die Haltung beklagt, die seine jetzige Regierung und die Mehrzahl seines Volkes angenommen hat. Seit lange im deutschösterreichischen Tirol wohnend und Deutschland genau kennend, hat er vom Beginn des Krieges an an seine Landsleute in den Vereinigten Staaten viele offene Briefe gerichtet und Flugschriften verfaßt, die dort weite Verbreitung gefunden und ihm viele öffentliche und private Antworten aus allen Parteien seines Vaterlandes gebracht haben. Sowohl auf diese Erwiderungen als auch auf seine eigne Kenntnis Amerikas, die er sich in den langen Jahrzehnten vor seinem Aufenthalte in Europa aneignete, gründet er die Urteile dieses Artikels, der sich hauptsächlich mit der Frage beschäftigt:

Welches ist die Auffassung und das Verhalten der ausschlaggebenden Mehrzahl der Amerikaner angesichts dieses Weltkrieges?

Ich muß nachdrücklich die „ausschlaggebende Mehrzahl" hervorheben, denn hinsichtlich des Krieges sind die Einwohner der Vereinigten Staaten in zwei Lager geteilt, die sich numerisch mehr das Gleichgewicht halten, als man gewöhnlich annimmt. Da jedoch die größere dieser Parteien viele führende Regierungsbeamte, die meisten amerikanischen Plutokraten und im wesentlichen die ganze Presse in ihren Reihen aufweist, haben wir vornehmlich mit diesem vorherrschenden Element zu rechnen, wenn wir in der jetzigen Krisis von Amerika sprechen. Abgesehen von einem verhältnismäßig kleinen Teil von Deutschamerikanern, der wegen Geldgewinns Kriegsmaterial fabriziert oder wegen politischen Vorteils den Präsidenten in seiner auswärtigen Politik unterstützt, kann als sicher angenommen werden, daß fast alle Amerikaner deutscher oder österreichischer oder ungarischer Abstammung — deren Zahl beläuft sich ungefähr auf 20 Millionen — auf der Seite der mitteleuropäischen Reiche stehen, ebenso wie ein sehr großer Prozentsatz der von Irländern oder Skandinaviern abstammenden Amerikaner, die sich zusammen auch wieder auf 20 Millionen

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. Der Aufsatz des Herrn Stoddard, den wir hier veröffentlichen, ist ein wertvolles Zeugnis für die Stimmung, mit der auch echt amerikanisch gesinnte Amerikaner ohne „Bindestrich" den deutschfeindlichen Strömungen in der Bevölkerung und der amtlichen Politik ihres Vaterlandes gegenüberstehen. Wegen des dokumentarischen Wertes dieser Ausführungen hielten wir uns nicht für befugt, die eine oder andre Stelle zu mildern, die vielleicht schroffer klingt, als wir in Deutschland sie zurzeit formuliert hätten. Die starke Vaterlandsliebe und warme Menschlichkeit, die den Grundton des Stoddardschen Aufsatzes bilden, rechtfertigen für das Gefühl auch jene Härten.

Digitized by Google

belaufen. Allerdings entspringt die irische Sympathie mehr dem Hasse gegen England als dem Wohlwollen für Deutschland, aber jedenfalls führt sie die Auswanderer aus Erin auf die Seite der Zentralmächte. Hierzu kommen noch viele Tausende Amerikaner, die ebenso wie der Verfasser dieses Artikels, obgleich englischer Herkunft, Deutschland und Oesterreich-Ungarn lieben und ihre Sache verteidigen. Alle diese bilden zusammen zwar eine große Partei der Bevölkerung, sind aber doch eine Minderzahl; und ihre Gegner von meistens britischer Herkunft sind unglücklicherweise nicht nur zahlreicher, sondern viel mächtiger.

„Vergessen Sie nicht," sagte neulich ein vornehmer Amerikaner zu mir, „daß es Millionen amerikanischer Bürger gibt, die den Krieg so wie Sie beurteilen, aber sie sind machtlos, die Handlungen zu verhindern, über die Sie klagen." Bei dieser anglophilen Majorität in Amerika herrscht die Auffassung vor, daß Deutschland rücksichtslos die Weltherrschaft an sich reißen wolle, und daß sein Kaiser gern ein zweiter Napoleon sei, der die bisherigen Friedensjahre alle dazu benutzt habe, endlich diesen Weltkrieg zu entfachen. Außerdem erheben sie ein mächtiges Geschrei gegen den deutschen „Militarismus" und nennen ihn eine der ganzen Welt drohende Gefahr, indem sie die Tatsache außer acht lassen, daß Rußland und Frankreich größere Summen für ihren Militarismus ausgeben als Deutschland für den seinigen. Auch wollen sie die viel größere Gefahr des britischen Navalismus nicht sehen, welcher jetzt die neutralen Staaten so schwer bedrückt. Anscheinend machen sie sich auch nicht klar, daß dieser Navalismus sich frei über die ganze Welt bewegen kann, während der deutsche Militarismus wenigstens auf den Kontinent beschränkt ist. Besser unterrichtete Amerikaner, die in Deutschland gelebt haben, erheben sich vergeblich gegen die Unrichtigkeit und Unsinnigkeit solcher Behauptungen. Kein Beweismittel scheint die Ansichten derjenigen zu ändern, die im Anfang die englische Ueberlieferung der Kriegsursachen annahmen, die in Hunderten von Zeitungen ausposaunt wurde, als die öffentliche Meinung noch „wax to receive, and marble to retain" war. Noch überraschender wirkt die Tatsache, daß diese grotesk irrigen Auffassungen sich in Amerika nicht auf die ungebildeten Klassen beschränken. Wenn man drüben einen Droschkenkutscher auf der Straße, einen Kaufmann im Laden oder gar einen Universitätsprofessor nach seiner Meinung über Deutschland und dessen Kaiser befragte, würden die Antworten sachlich übereinstimmen und den obengenannten Gefühlen der Majorität in den meisten Fällen entsprechen. Kurz, die große Menge der Amerikaner sieht Deutschland nur durch englische Brillen.

Natürlich findet die Meinung dieser anglophilen Majorität ihren Ausdruck in ihrem Verhalten. Welches ist nun dieses Verhalten? Ehre, dem Ehre gebührt! Fangen wir mit dem Präsidenten an! Beim Ausbruche des Krieges erließ der Präsident einen bewundernswerten Aufruf an das amerikanische Volk, in welchem er sagte: „Jeder, der Amerika wahrhaft liebt, wird im wahren Sinne der Neutralität sprechen und handeln, d. h. im Geiste der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Freundschaft gegen alle Beteiligten. Die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten müssen in Wort und Tat in diesen Tagen schwerer Prüfung für die Menschen neutral sein. Unparteiisch in Gesinnung und Tat müssen wir denjenigen unsrer Gefühle und unsrer Handlungen einen Zaum anlegen, die als eine Bevorzugung einer der ringenden Parteien ausgelegt werden könnten. Ich gebe hier — dessen bin ich gewiß — dem ernsten Wunsche und Bestreben jedes wohldenkenden Amerikaners Ausdruck, daß unser großes Vaterland sich in dieser Zeit besonderer Schicksalsprüfung als ein Volk bewähren soll, das geschickt, selbständig, redlich und selbstlos nur das tut, was dem Weltfrieden wahrhaft dienlich ist."

In dem Lichte von Amerikas Handlungsweise nach der Veröffentlichung dieses Aufrufs scheinen diese Worte reiner Hohn. Zusammengehalten mit des Präsidenten Anordnung eines allgemeinen Bettages für den Frieden scheinen sie eine Gotteslästerung. Außerhalb der Grenzen Amerikas möchte es schwerhalten, selbst in den Ländern der Entente irgend jemand zu finden, der wirklich glaubt, daß Präsident Wilson „den Geist der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Freundschaft für alle Beteiligten" an den Tag gelegt habe. Im Gegenteil ist Amerika unter seiner Führung alles andere als neutral gewesen und hat weder seinen Gefühlen noch seinen Taten irgendwelchen Zaum angelegt. Was aber die Worte „selbstlos und dem Weltfrieden dienlich" betrifft, würde es, wenn sie sich auf diese Weltkatastrophe beziehen sollen, wohl große Schwierigkeit haben, irgendeinen für sein Verhalten weniger kennzeichnenden Ausdruck zu finden. Natürlich steht im grellsten Widerspruche mit des Präsidenten Aeußerung die von Amerika ausschließlich für die Verbündeten bestimmte Verfertigung und Verschiffung der ungeheuren Mengen von Munition und Kriegsmaterial. Uns die Behauptung zumuten, daß dieser einseitige Bluthandel sich mit Neutralität und Weltfrieden vertrage, heißt unsre Urteilskraft herabsetzen. Die Behauptung ist ein hohler, ruchloser Vorwand. Wenn der Präsident es wollte oder wagte, hätte er längst die Sperre auf diese Verlängerung des europäischen Gemetzels legen können. Frühere Präsidenten der Republik hatten die Verschiffung von Waffen an kriegführende Mächte verboten. Er selbst sperrte vor kurzem den Kriegsmaterialversand an Mexiko. Als er im Jahre 1913 sich weigerte, an Mexiko Munition zu liefern, sagte er: „Ich halte es für meine Pflicht, diese mir durch das Gesetz vom 14. März 1912 übertragene Machtvollkommenheit dahin auszuüben, daß keine Seite der jetzt in Mexiko Kämpfenden irgendwelche Unterstützung von dieser Seite der Grenze erhalte. Ich werde die beste Neutralitätspraxis befolgen, indem ich die Ausfuhr von Waffen und Kriegsmunition irgendwelcher Art aus Amerika nach irgendeinem Teile der Republik Mexiko verbiete." So sprach Herr Wilson damals. So handelte Herr Wilson damals. Trotzdem behauptet er jetzt, daß eine Sperre auf Kriegsmunition für die Verbündeten gesetzwidrig sein und einen Bruch der Neutralität bedeuten würde! Mit andern Worten, was er für Mexiko tat, weigert er sich für Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu tun. Diese Inkonsequenz artet in Eigensinn aus, wenn er herausfordernd betont, daß, selbst wenn der Kongreß ein Gesetz

Digitized by Google

gegen die Ausfuhr von Kriegsmaterial einbrächte, er dagegen ein Veto einlegen würde. Millionen Menschen haben nach Kenntnisnahme dieser widerspruchsvollen Aeußerungen sich gefragt: Heuchelt der Mann oder ist er verrückt? Keins von beiden. Er ist ein Schulmeister, aus dem vorübergehend ein Herrscher geworden ist. Der Regel nach werden Schulmeister leicht diktatorisch, besonders wenn sie zu Machtstellung gelangen. Selbst wenn sie schon längst den Pädagogen an den Nagel gehängt haben, bleibt ihnen eine Spur lehrhafter Bestimmtheit. Das sieht man an Herrn Wilsons etwas herablassenden und ex cathedra geschriebenen Noten an Deutschland. In der Ueberzeugung, daß seine Gründe rein moralischem Boden entspringen, und daß er verpflichtet ist, seine Ideen um jeden Preis durchzusetzen, wird ein solcher Doktrinär leicht störrisch. Dasselbe trat zutage bei einem andern Zuge seiner Mexikopolitik, als er aus tief moralischen Gründen sich weigerte, Señor Huerta als den tatsächlichen Präsidenten dieses Landes anzuerkennen, obgleich alle europäischen Völker ihn anerkannt hatten, da er der kräftigste unter den in die Wahl kommenden Männern war. Diesen Standpunkt zu verlassen, weigerte er sich beständig, sogar als es sich zeigte, daß er auf diese Weise seine Unterstützung zwei gewissenlosen Guerillahäuptlingen gab, von denen der eine, der berühmte Villa, tausendmal grausamer und brutaler war als Huerta selbst.

Aber Herr Wilson hat seine Parteilichkeit nicht allein in der Duldung der Kriegsmateriallieferung an die Verbündeten gezeigt.

1. Er hat den Vierverbandsmächten unbeschränkte Benutzung mehrerer Kabel zwischen den Vereinigten Staaten und Europa gewährt; hingegen hat er den einzigen telegraphischen Verkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland verhindert und unter die Zensur der Regierung gestellt — die drahtlose Station von Sayville.

In einem Briefe an den amerikanischen Staatssekretär schreibt Herr Dr. Dumba, der ehemalige österreichisch-ungarische Botschafter in den Vereinigten Staaten, zu seiner Verteidigung u. a. folgendes: „Da der österreichisch-ungarische Botschafter seit vielen Monaten sich in der unerhörten Lage befindet, mit seiner Regierung nicht außeramtliche Nachrichten austauschen zu können, während unsre Feinde die Kabel unbehindert für ihre geheimen Amtsdepeschen ohne Zensur benutzen dürfen, habe ich jetzt erst durch die Gnade Ihres Ministeriums mit meiner Regierung durch die Deutsche Botschaft, aber auch nur so weit verkehren dürfen, um Urlaub zu dem Zwecke zu erbitten, persönlich meine Lage darlegen zu können oder ein aufhebendes Urteil über die in Euer Exzellenz Schreiben enthaltenen Anklagen zu erreichen, und warte noch auf die Antwort. Ich habe nicht einmal meiner Regierung melden können, daß ich es leugne, mich irgendwie gegen die Gesetze des Landes, bei dem ich akkreditiert bin, und dessen Gastfreundschaft ich genossen, aber nie mißbraucht habe, vergangen zu haben. Diese Nachricht wurde von Ihrem Zensor zurückgewiesen, wie ich unten erklären werde. Auf unerklärliche Weise wurde diese private Nachricht der Presse übergeben und veröffentlicht . . .

Digitized by Google

„Was den Vorwurf gegen mich betrifft, daß ich einen Brief durch den Amerikaner Archibald schickte, so muß ich die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz wiederholt auf die traurigen Zustände lenken, unter denen die Vertreter der Länder, die mit den Alliierten im Kriege sind, infolge der Handlungsweise ihrer Regierung sich hier befinden. Wir haben keine Gelegenheit, die Kabel zu benutzen, die unsern Gegnern völlig frei und ohne Zensur zur Verfügung stehen. Unsre einzige Verbindung mit unsrer Regierung muß durch offene, unchiffrierte, drahtlose Depeschen geschehen, die einer so rigorosen Zensur unterworfen werden, daß z. B. mein eignes Telegramm an mein Auswärtiges Amt, worin ich eine Anfrage auf die von Eurer Exzellenz gestellte Bitte um meine Abberufung beantworten wollte, mir von dem amerikanischen Zensor zurückgestellt wurde mit dem Bemerken, es sei eine Verletzung der Neutralität meine Regierung wissen zu lassen, welcher Art die Papiere wären, die die englische Regierung bei Archibald beschlagnahmt hätte, dies, obwohl die Schriftstücke selbst in allen Zeitungen in Amerika veröffentlicht werden durften."

2. Mr. Wilson ermahnte die Amerikaner, das im Kriegszustand befindliche Mexiko zu verlassen und ihm fernzubleiben, aber er warnte sie nicht, auf britischen, mit Munition für Deutschlands Feinde beladenen Schiffen zu reisen, obgleich ihre Anwesenheit zu Verwicklungen führen konnte, die Amerika in den Krieg hätten stürzen können.

Deutschland hat das Recht, alle Schiffe, die seine Feinde mit Kriegsmaterial versorgen, zu vernichten. Das wußte Herr Wilson. Er wußte auch, daß das amerikanische Gesetz und die Gebräuche der zivilisierten Völker die Verschiffung von Zündstoffen auf Passagierdampfern verbieten. Wenn er wollte, konnte er wohl die Amerikaner vor der Einschiffung auf solchen Dampfern warnen. Das hätte jeder Möglichkeit von Mißhelligkeiten mit Deutschland den Boden entzogen. Wenn es unumgänglich notwendig für Amerikaner wäre, auf solchen Schiffen zu reisen, könnten wir vielleicht sein Verfahren entschuldigen. Aber diese Notwendigkeit liegt nicht vor. Eine Menge neutraler Schiffe laden keine Munition, und auf diesen wären die Amerikaner durchaus ungefährdet. Reichen dieselben für den Reiseverkehr nicht aus, so ist überdies Deutschland einverstanden damit, daß vier feindliche Dampfer den Amerikanern unter der Voraussicht zur Verfügung gestellt werden, daß sie kein Kriegsmaterial befördern. Was konnte man gegen diesen Vorschlag einwenden? Was wäre gerechter und nützlicher, um jene Schwierigkeit zu beheben? Dennoch verwarf ihn Herrn Wilsons Eigensinn, und er machte Deutschland dem Wesen nach ungefähr folgende Erklärung: „Die Amerikaner sollen, wenn sie Lust haben, auf Munitionstransportschiffen reisen. Gleichviel, ob andre Dampfer ohne Kriegsmaterialladung zur Verfügung stehen, gehen unsre Bürger lieber an Bord von Schiffen, deren Ladung Tod und Verstümmelung für Hunderttausende eurer Söhne bedeutet, aber ihre Anwesenheit soll gerade diese Schiffe vor feindlichem Angriff sicherstellen." Nach diesem Grundsatze würde ein halbes Dutzend gemieteter Amerikaner genügen, um die sichere

Digitized by Google

Ankunft von Kriegsmaterial zu garantieren, das ausreichen würde, ein deutsches Armeekorps zu vernichten!

3. Ferner wird ein ehrenhafter Verteidiger der deutschen Sache, wie Herr Dr. Dernburg, beschimpft und aus Amerika verjagt, während Herr Roosevelt das Land durchreist und offen die Pflicht und Notwendigkeit, den Krieg zu erklären, predigt und den Haß gegen die Deutschamerikaner schürt, indem er sie als Verräter bezeichnet. Zu beiden Fällen schweigt die Regierung.

4. Ebensowenig erinnert der Präsident das Volk an seine Aufforderung zur Neutralität, wenn er sieht, wie viele friedliche Industriebetriebe des Landes aus lauter Gewinngier in Waffen- und Schrapnellfabriken umgewandelt werden in einem Umfange, wie die Geschichte es noch nie gesehen hat.

5. Vor einem Jahre gab der Präsident zu verstehen, daß eine Geldanleihe für eine kriegführende Nation bei der Regierung der Vereinigten Staaten nicht gebilligt werden würde. Damals wurde die Anleihe nicht gemacht. Aber jetzt leiht man mehr als eine halbe Milliarde Dollar! Selbstverständlich macht die Regierung diese Anleihe nicht selbst, aber sie erhebt keinen Einspruch dagegen, und es sind die Wall-Street-Finanzmänner, welche im Einvernehmen mit dem Schatzsekretär — der Herrn Wilsons Schwiegersohn ist — auf diese Weise vorläufig das Kriegsmaterial bezahlen, das die Verbündeten nicht in Gold bezahlen können.

6. Auch ist es schwierig, den ursprünglichen Aufruf des Präsidenten zur Neutralität mit der Aushebung von Amerikanern für das britische Heer in Einklang zu bringen, die in verschiedenen Teilen Amerikas erfolgt ist, sogar ohne die geringste Verschleierung; und ebensowenig stimmen jene Worte zu der von Sekretär Lansing erklärten Weigerung, den Bau einer Anzahl schneller Seemotorboote zum Schutze gegen die deutschen Tauchboote zu verhindern. Allerdings werden diese Boote nicht fertig abgeliefert, sondern die einzelnen Bestandteile nach Kanada geschickt, um später in Frankreich oder England zusammengesetzt zu werden. Sie fertig einschiffen wäre Neutralitätsbruch!

7. Herr Wilson, als vollziehende Staatsgewalt der Republik, läßt es sich gefallen, daß England sich amerikanischer Schiffe und Ladungen bemächtigt und sogar amerikanische Bürger anhält und zurückhält. Die Depesche der „Associated Press", von London den 14. Oktober 1914 datiert, sagt: „Großbritannien hat sich das Recht angemaßt, amerikanische Reisende, deren Namen oder äußere Erscheinung dem prüfenden Beamten den Eindruck teutonischer Rasse machen, festzuhalten. „Amerikanische Pässe nutzen nichts." Solche amerikanische Bürger wurden tatsächlich in Konzentrationslagern in England untergebracht.

8. Wenn irgend etwas von der Haager Konferenz für unverletzlich erklärt worden war, so war es die Privatpost von einem neutralen Lande zum andern. Aber England hat trotz diesem Abkommen wiederholt Post auf dem Wege von neutralen Ländern Europas nach Amerika und umgekehrt direkt von den holländischen und skandinavischen Dampfern zur Durchsicht an sich genommen und manchmal auch vernichtet. Abgesehen von dem grausamen seelischen Leiden und

Digitized by Google

bangen Warten, das hierdurch Tausenden unschuldiger Nichtkämpfer auferlegt wird, schadet dieses Verfahren bedeutend dem Handel solcher Länder. Die amerikanische Gesellschaft für Handel und Gewerbe in Berlin hat neulich von Bankein- und -ausfuhrhäusern in den Vereinigten Staaten Mitteilung erhalten des Inhalts, daß nur ungefähr die Hälfte der an neutrale europäische Länder gerichteten Post ihr Ziel erreicht. Und dennoch erträgt Amerika demütig eine so skandalöse Behandlung ... von Großbritannien!

9. Selbst der amerikanischen Flagge wird von dem Beherrscher der Meere die notwendige Achtung nicht erwiesen! Sie ist von amerikanischen Schiffen, die man zur Durchsuchung angehalten hat, heruntergeholt und auf englischen Schiffen gehißt worden zum Schutze gegen deutsche Tauchboote! Dennoch hat die amerikanische Regierung weder ein ernstes Wort geredet noch etwas Ernstes unternommen! Der neuliche Mißbrauch der Sterne und Streifen durch das britische Kriegsschiff „Baralong", um sich einem deutschen Tauchboote genügend zu nähern, es zu zerstören und kaltblütig die schiffbrüchige Mannschaft hinzumorden, ist eine abscheuliche Verletzung der „Humanität", welche Herr Wilson so oft anruft, und ein Schimpf für das Land, dessen Flagge dazu helfen mußte, die gemeine Handlung zu vollziehen. Wenn sich die Einzelheiten dieses Verbrechens bestätigen, wird es sehr belehrend sein, zu erfahren, was für Schritte die amerikanische Regierung tun wird, um ihre Entrüstung — denn es ist unglaublich, daß sie über eine solche Tat nicht entrüstet sein sollte — der britischen Regierung auszudrücken.

10. Man sagt uns, daß die Amerikaner nicht fremde Schiffe ankaufen dürfen, um ihre so notwendige Handelsmarine auszubauen, weil es leider Gottes England nicht gefällt! Tatsächlich warnte im vorigen Jahre der Senator Lodge seine Landsleute feierlichst davor, die amerikanische Flagge auf angekauften deutschen Schiffen zu hissen, sonst könnten Deutschlands Feinde dadurch gereizt werden!

11. Wenn Herr Wilson dies ungerügt geschehen läßt, warum besteht er nicht wenigstens darauf, daß neutrale Schiffe die Erlaubnis haben, ihre Ladung nach neutralen Häfen unbelästigt zu führen, wie es die Londoner Erklärung von 1909 bestimmt? Ueber zweitausend Schiffe mit Amerika gehörender Ladung sind von England schon zurückgehalten und Lebensmittel im Werte von 15 Millionen Dollar sind von ihm aufgehalten worden. Sogar die Baumwolle hat es als Bannware erklärt, und es hat seinen eignen Preis für solche Beträge, die es selbst zu kaufen wünscht, gemacht. Dennoch hat der Präsident kein Ultimatum gestellt wegen Freigabe der zurückbehaltenen Schiffsladungen oder um Englands Widerruf seiner Entscheidung über die Baumwolle herbeizuführen, obgleich diese beiden Handlungen für Millionen Amerikaner ungeheuren Schaden bedeuten. Die Kaufleute aus den Südstaaten und ihre Vertreter im Kongreß erheben Protest gegen solche Zustände, aber bisher haben Herrn Wilsons sanfte Worte nichts erzielt. Fast keine Zeitung, die „Washington Post" und die Mr. Hearst gehörigen Blätter ausgenommen, hat es gewagt, in dieser Hinsicht den echt amerikanischen Geist hervorzukehren.

Digitized by Google

12. Ein noch schlimmeres Schauspiel der Unterwürfigkeit der Amerikaner gegen England — wenn das überhaupt noch möglich ist — bietet die Tatsache, daß amerikanische Fabrikanten Wolle und Gummi im Rohzustande nur unter der Bedingung kaufen dürfen, daß sie ihre sämtlichen Woll- und Gummierzeugnisse durch eine britische Agentur verkaufen! Das ist gleichbedeutend damit, daß sie selbst an neutrale Länder ohne Erlaubnis der Briten ihre Waren nicht verkaufen dürfen. „Unsre Gummifabrikanten," sagte neulich ein Mitglied des amerikanischen Klubs für Gummifabrikation, „waren hilflos. Großbritannien hatte die Macht, seine Bedingungen durch Ausschluß des Kolonialgummis durchzusetzen. Uns blieb bloß die Wahl, uns zu fügen oder das Geschäft zu verlieren. Diese Bedingungen sind ungesetzlich und demütigend." Eigentlich herrschen im Kupfer- und Zinnhandel dieselben Bedingungen. Auch den Fleischhändlern wird es von dem anmaßenden Meerbeherrscher nicht gestattet, selbst an Neutrale ihre Waren zu verkaufen außer mit britischer Einwilligung. Bescheidene Einsprüche gegen diese gewaltsame Behandlung der Neutralen haben bis jetzt nicht mehr Erfolg gehabt als der Wind, der über den Schornsteinen eines Dreadnought pfeift. Die einzige Möglichkeit, mit England auszukommen, ist, ihm mit eigner Münze heimzuzahlen. Ein starker und wahrhaft amerikanisch empfindender Präsident hätte gedroht, auf unsre Einschiffungen von Munition und Lebensmitteln die Sperre zu verhängen, wenn diese schmachvollen Bedingungen nicht geändert würden. Herr Wilson dagegen hat sich dafür entschuldigt, daß er bei der britischen Regierung nicht mit mehr Energie durch die Erklärung protestiert hat, daß man sich über die „Lusitania"- und „Arabic"-Vorfälle zuerst mit Deutschland auseinandersetzen solle. Aber was haben diese mit der Behandlung des amerikanischen Handels zu schaffen?

Man wird doch vielleicht sagen, daß Herr Wilson eine kräftige Note an London hierüber noch schicken wird.[1]) Aber das sagt man schon lange. Unwillkürlich denkt man dabei an die Inschrift, die Reisende in Italien manchmal auf den Barbiergeschäften lesen konnten: „Domani si fa la barba gratis" (morgen wird umsonst rasiert). Wenn ein Kunde jemals dem italienischen Figaro bemerkte, daß das Morgen von gestern schon da sei, sagte man ihm, daß die Inschrift wieder für morgen gelte. Und selbst wenn die versprochene, in noch so starken Ausdrücken abgefaßte Note geschickt wird, bleibt noch die Frage bestehen: Warum wurde sie nicht längst abgesandt? Mit absoluter Sicherheit läßt sich behaupten, daß das Volk in Amerika Krieg mit niemand wünscht, trotz allen törichten und bösartigen Reden des abgetanen Demagogen Roosevelt. Das weiß Herr Wilson ganz wohl; darum hütet er sich, in seinen Noten gegen England und gegen Deutschland zu kriegslustig aufzutreten. Die Anerkennung

[1]) Die Note ist unterdes wirklich abgesandt worden. Sie ist in ziemlich energischer Sprache gehalten, doch besteht kein Zweifel darüber, daß Herr Wilson selbst ihr nur akademischen Wert beimißt und erst nach Beendigung des Krieges, d. h. wenn England dadurch nicht mehr in seiner Handlungsfreiheit beeinträchtigt wird, ernsthafter auf Erfüllung der von ihm aufgestellten Forderungen bestehen will. Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

wenigstens zollen ihm die Amerikaner; aber der Urteilsspruch der Geschichte wird doch der sein, daß er die Wagschale der Neutralität nicht im Gleichgewicht gehalten hat. Trotz all seiner Starrköpfigkeit ist er nicht stark genug gewesen, nach seinem ursprünglichen Programm der Neutralität zu leben. Der ihm von der englandfreundlichen Presse, den Plutokraten und den Briten auferlegte Zwang war unwiderstehlich, weil die Denk- und Handlungsweise, in die man ihn drängte, seiner eignen Neigung zusagte. Seine Pflicht war, alle Kriegführenden gleichmäßig zu behandeln. Das hat er nicht getan. Spätere Geschichtschreiber werden seine Verwaltung als eine dem amerikanischen Geiste nicht gerecht werdende und eine der demütigendsten in der Geschichte Amerikas brandmarken. Vielleicht trägt auch der Umstand, daß Herrn Wilsons Mutter eine Engländerin war, sein Teil bei zu seiner Vorliebe für England; denn wahrlich, er scheint wie besessen von der Furcht, daß er die britische Regierung auch nur durch die unbedeutendste Kleinigkeit beleidigen könnte. So z. B. wurde am 4. Juli 1915, dem Jahrestage der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, in Guilford, Nordkarolina, ein Reiterstandbild General Nathaniel Greenes enthüllt, der gegen die britischen Heere vor 135 Jahren gekämpft hatte. General Greene war nach Washington der tüchtigste Befehlshaber im Revolutionskriege. Es würde also bei der Einweihung eines Denkmals für einen so tapferen Nationalhelden fast unerläßlich scheinen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten daran teilnimmt. Herr Wilson lehnte jedoch ab zu erscheinen, da seine Anwesenheit von den Briten als ein Neutralitätsbruch empfunden werden könnte! Bei einer solchen Entschuldigung aus dem Munde des Hauptes des großen Freistaates im Jahre des Herrn 1915 müssen sich ja die Unterzeichner der Unabhängigkeitsakte im Grabe umdrehen! Können wir uns dann wundern, wenn das „New York Evening Journal“ vom 25. August 1915 fragt: „Sind wir ein unabhängiges Land oder eine englische Kolonie? Haben wir einen Präsidenten, der britischer Untertan oder amerikanischer Bürger ist? Sind wir nach all diesem noch sicher, daß unser Land ein Land der Tapfern und Freien ist? Wenn dem so ist, dann ist jetzt die Stunde, unsre Tapferkeit und unsre Unabhängigkeit zu beweisen. England hat unsern Baumwollhandel unterbunden; so wollen wir unsre Waffenausfuhr einstellen. Laßt uns unsrer Vorfahren würdig sein, die für die Freiheit kämpften und sie erfochten.“

Man könnte die Frage stellen: Warum den Präsidenten für alle diese Anzeichen der Parteilichkeit verantwortlich machen, warum nicht seine Minister? Weil die Minister der amerikanischen Regierung nicht die Verantwortung tragen, die auf den Ministern europäischer Mächte ruht. Sie sind nur Räte und Gehilfen des Präsidenten, die er persönlich ohne Rücksichtnahme auf das Volk ernennt. Einen Wechsel der Verwaltung und die Ernennung eines neuen Ministeriums als Resultat einer verurteilenden Abstimmung im Senat oder im Unterhause kennt man in den Vereinigten Staaten nicht. Die Erwählung neuer Kongreßmitglieder kann während derselben Präsidentschaft einen Wechsel in der Politik herbeiführen, aber ein definitiver Wechsel tritt erst bei der Wahl eines

Digitized by Google

neuen Präsidenten ein, dessen Zeit vier Jahre läuft. Der Präsident allein ist tatsächlich verantwortlich und besitzt in mancher Beziehung während seiner Regierungsperiode mehr Macht als der Deutsche Kaiser. Zudem sind Herrn Wilsons Minister meist unbedeutende, bisher in den Regierungsgeschäften unerfahrene Leute Auch der jetzige Staatssekretär war vor seinem Eintritt ins Kabinett ein ziemlich unbekannter Rechtsanwalt. Im Zusammenhang hiermit möchte ich erwähnen, daß zwei Mitglieder von Herrn Wilsons Kabinett von englischer Geburt sind. Herr Lane, der Sekretär des Innern, ist in Kanada geboren, und Herr W. R. Wilson im Arbeitsministerium ist ein Schotte von Geburt. Die Tatsache, daß diese beiden Männer natürlich sehr englandfreundlich sind, veranlaßte die amerikanische Unabhängigkeitsliga vor kurzem, ihre Entlassung auf die Tagesordnung zu setzen.

Sollte man mich fragen, wie ich als Amerikaner mein Land so kritisieren kann, würde ich antworten: „Gerade weil ich Amerikaner bin im alten, unabhängigen Sinne des Wortes und das Recht für mich beanspruche, frei die Regierung zu tadeln, wenn sie nach meiner Ansicht auf falscher Fährte sich befindet. Seinem Lande, aber nicht einer besonderen Verwaltung, schuldet man Gehorsam.“ Ich halte es tatsächlich für die Pflicht echter Amerikaner, diejenigen zu verurteilen, die aus Schwäche die Lebensinteressen und die Ehre ihres Vaterlandes Großbritannien, dem alten Feinde ihrer Vorfahren und ihrem heutigen Gebieter, opfern. Es fehlt auch nicht an andern, die in den Vereinigten Staaten ebenso denken und sprechen. Herr Oskar B. Colquitt, der Gouverneur des Staates Texas z. B., hat furchtlos folgende Worte gesprochen: „Die Präsidentschaft Wilsons ist der größte Mißerfolg in der Geschichte der Präsidenten. Das Geschäft des Südens ist niedergeworfen, sein Kredit ist geschädigt, und Tausende seiner Bewohner nagen am Hungertuche. Die auswärtige Politik der Präsidentschaft ist töricht gewesen. Sie hat England gestattet, uns Bedingungen betreffs der Baumwollverschiffung zu diktieren, welche die englischen Spinner in den Stand gesetzt haben, die amerikanischen Baumwollzüchter so vollständig auszurauben, als ob dieses Land ein englischer Vasallenstaat wäre. Wenn ich Präsident gewesen wäre, hätte ich England klargemacht, daß unser Baumwollhandel ins Ausland und andre, nicht Bannware bildende Ladungen mit oder ohne Englands Zustimmung weiter betrieben werden, und wenn nötig, hätte ich amerikanische Panzerschiffe an Englands Küste geschickt, um meine Forderung durchzusetzen.“ Wie erfrischend doch eine solche Sprache klingt im Gegensatz zu dem, was in Wirklichkeit gegenüber Englands anmaßendem Vorgehen gesagt und hingenommen worden ist!

Wie der Herr, so der Knecht. Auch in einer Republik folgen natürlich große Teile der Bevölkerung dem Beispiel der Regierung, besonders wenn der Präsident nach englischer Mode ein Mäntelchen von Moral und Religion seinen Aufrufen und Reden umhängt, welche die sog. „frommen“ Zeitungen und Monatschriften Millionen dafür empfänglicher, aber oberflächlicher Leser wiederholen. Daraus erklärt es sich, daß wir eine große Menge Amerikaner in ihren Worten und Taten äußerst unneutral finden. Leider sind sogar in den höchsten und

Digitized by Google

geistig entwickeltsten Kreisen manche verletzend feindlich gegen Deutschland gesinnt. Es ist glücklicherweise wahr, daß viele Universitätsprofessoren wie die Doktoren Shepherd, Burgeß, Sloane, Wheeler, Münsterberg, Henderson und Hall edle Verteidiger der teutonischen Sache sind. Anderseits jedoch ist Chas. W. Elliot, der ehemalige Präsident der Harvarduniversität, der noch vor wenigen Jahren deutscher Kultur und dem Deutschen Kaiser lautes Lob spendete, nunmehr einer der erbittertsten Feinde und ein nicht zu entschuldigender Verleumder Deutschlands. Zwei Harvardprofessoren setzten vor kurzem eine Prämie für den Verfasser eines Deutschland verunglimpfenden Gedichtes aus. Wieder ein andrer meidet eine Gaststube, weil sie von Deutschen und Deutschfreunden aufgesucht wird, und noch ein andrer hielt es für einen riesigen Spaß, als eine Schnur mit Würsten anspielungsweise an den Rücken des Standbildes des Löwen von Braunschweig in Cambridge gehängt wurde. Betreffs des Unterganges der „Arabic" schrieb Albert Hart, auch Professor an der Harvarduniversität, in einem Artikel, der betitelt war: „Warum es reiner Mord war?" folgende Worte: „Der Untergang der amerikanischen Bürger auf der „Arabic" war geradeso gut Mord, wie wenn das deutsche Tauchboot bis auf Schußweite sich Neuyork genähert hätte, um in die Fifth Avenue eine Bombe zu werfen, die zwei Leute tötete. Das ist nicht Krieg, das ist Mord. Etwas muß geschehen. Niemand kann einen Raufbold hindern, auf der Straße zu schießen; aber man braucht nicht ein Mitglied desselben Klubs zu sein wie der Raufbold oder mit ihm am selben Tisch zu essen." Wenn dies das Empfinden von vielen der Gebildeten der anglophilen Mehrzahl ist, was können wir von denen erwarten, die mutmaßlich weniger gebildet sind?

So hat die von der englischen Presse und ihren Agenten in Amerika betriebene Verbreitung von Verleumdung und Haß viele Zeitungen, Varietétheater und Kinematographenvorstellungen dazu verleitet, in niedrigster Weise das deutsche Eiserne Kreuz lächerlich zu machen und zu beschimpfen. Das Ergebnis davon ist gewesen, daß einige unsagbar gemeine Feinde Deutschlands sich dazu erniedrigt haben, Nachahmungen dieses edlen Sinnbildes des Heldenmutes den Hunden um den Hals zu hängen!

Ein mir sehr teurer und von mir bewunderter Freund ist auf einem Schlachtfelde in Polen gefallen. Auf seiner Brust hing, als ich ihn das letztemal sah, das Zeichen der Anerkennung, das er hochschätzte — das Eiserne Kreuz. Es bedeckte die Stelle, an der ihm im Oktober ein Schuß in die Lunge gedrungen war. Kaum war die Wunde geheilt, eilte er wieder an die Front. Seiner tiefbetrübten Witwe und seinen ihn anbetenden Kindern wird nichts so kostbar sein wie jenes Eiserne Kreuz, das er durch hervorragende Tapferkeit sich verdient hat, das ihm der Kaiser verliehen hatte und das er trug, als ihn in den stürmenden Reihen vor Prasnisz der Tod nach Walhalla abberief. Wenn seine heldenhafte Witwe — und sie wird es in den deutschen Zeitungen finden — von jener brutalen Beschimpfung des Symbols jener Liebe liest, die ihren Gatten in einen edlen Tod schickte, und wenn sie den entsetzten Blick auf mich

Digitized by Google

richtet und mich ungläubig fragt: „Ist das wahr?“, was muß ich empfinden, wenn ich „ja“ antworte? Wenn ich meine Stimme beherrschen kann, möchte ich ihr dies sagen: „Liebe Frau, nicht alle meine Landsleute sind so hoffnungslos unedle Seelen. Es gibt Tausende, die einen so schamlosen Frevel verachten, selbst wenn ihnen der Mut fehlt, sich dagegen aufzulehnen. Ich hoffe, daß von der Menge, die an den Auslagefenstern vorbeigeht, wo das sog. „Eiserne Kreuz“ als eine Verspottung dargestellt und zum Verkaufe angeboten wird, viele es verschmähen werden, solche Läden fürderhin zu irgendwelchem Einkauf zu besuchen, und mit abgewandtem Blick weggehen. Es mag sich wohl auch mancher finden, den nichts dazu bewegen kann, jemals einen Mann zu grüßen, der dieses Sinnbild deutscher Tapferkeit zum Spott einem Hunde umgehängt hatte. Seien Sie überzeugt, daß hier alle Amerikaner dieses gehässige Gebaren verabscheuen, und ach, wir müssen, was Ihnen erspart ist, uns dessen schämen. Sie haben den Trost, daß solche Beschimpfungen Sie weder treffen noch den leisesten Schatten auf das reine Ideal werfen können, für das Ihr Mann stritt und starb. Ein Trost ist auch uns geblieben, der, daß jene Schänder des Eisernen Kreuzes es noch mehr hätten entwürdigen können: sie hätten es sich selbst umhängen können.“

So steht es in Amerika. Hoch und niedrig, Nord und Süd, Ost und West durchzieht die Spaltung, welche Brüder entzweit, Väter den Kindern entfremdet, Lehrer und Schüler, Freund und Freund voneinander reißt. Wie lange wird nach Beendigung dieses Krieges dieser Zwiespalt dauern? Wird er nimmer enden? Wer kann das sagen?

Wir kommen jetzt zu der Frage: Welche Ursachen haben diesen Zustand herbeigeführt? Es unterliegt keinem Zweifel, daß die allererste schreckliche Ursache in dem vergiftenden Einflusse der Presse zu suchen ist. Einige der Hauptzeitungen in den Vereinigten Staaten werden zweifellos entweder von Großbritannien oder seinen Agenten — dem Wallstreet Money Trust — unterhalten. In mehreren Fällen sind britische Schriftsteller in den Redaktionen angestellt. Diese Zeitungen schlagen in hohem Maße den Ton für die Zeitungen der Provinzen an. In dem ganzen riesigen Gebiet der Vereinigten Staaten kennt der Verfasser nicht ein einziges einflußreiches Tageblatt in englischer Sprache, das die Sache Deutschlands vertritt. Nicht eins! Einige zwar lassen Briefe und Artikel gelegentlich zu, die Deutschland in günstigem Lichte zeigen; aber ihre Leitartikel sind fast ausnahmslos antideutsch. Einige deutschgedruckte Blätter sind sehr geschickt verfaßt, aber sie werden nur von Deutschen und Deutschamerikanern gelesen. Das „Fatherland“ in Neuyork ist ein furchtloses, prächtiges Blatt, welches die Sache der Zentralmächte unendlich gefördert hat, aber es erscheint nur einmal wöchentlich. Man muß sich immer wieder klarmachen, daß in Amerika außer den Leuten teutonischer Herkunft und einigen gebildeten Bürgern in Wirklichkeit niemand Deutsch lesen kann. Beim Ausbruch des Krieges war ja die amerikanische Presse in einer schwierigen Lage. Einerseits verlangte das amerikanische Publikum eifrig Nachrichten; anderseits war es England allein, das Depeschen lieferte!

Digitized by Google

Seitens Englands war es ein Meisterstreich, daß es das deutsche Kabel durchschnitt. Frei zu tun, was er wollte, gab der englische Zensor den Zeitungen der Vereinigten Staaten nur, was er für Amerika für gut und wissenswert hielt. Hunderte von Kabeltelegrammen, die amerikanische Kriegsberichterstatter ihren Zeitungen in Amerika schickten, wurden auf ihrem Wege durch England unterdrückt, gefälscht oder wenigstens verstümmelt. Einer dieser Berichterstatter, Oberst Emerson, bezeugt, daß von den 78 Kabeltelegrammen, die er schickte und bezahlte, nur 4 zuhanden seiner Zeitung kamen, und diese waren so verändert, daß sie ein falsches Bild gaben! So geschah es, daß die wunderlichsten und schimpflichsten Erfindungen gewissenlos in Neuyork veröffentlicht und von da aus in die Ferne verbreitet wurden, und das leichtgläubige, urteilsunfähige Publikum verschluckte sie, wie die Kinder süßes Zuckerwerk. Die wenigen deutschgedruckten Zeitungen erhoben gegen diese Ungerechtigkeit Einspruch und druckten alle Tatsachen, die sie von den aus Europa kommenden Reisenden erfahren konnten. Aber wie wäre es möglich gewesen, diesen Niagaraschwall von Lügen und Verleumdungen einzudämmen oder zurückzutreiben mittels deutschgeschriebener Berichte, die fast kein Amerikaner lesen konnte? Selbst beim besten Willen mußten die Millionen Bürger ihre Neugier mit dieser schädlichen Mischung von Wahrheit, Halbwahrheit und Unwahrheit stillen, welche die europäischen Agenten der Verbündeten ihnen schickten. Wenn man diese damals veröffentlichten „Neuigkeiten" mit den später festgestellten Tatsachen vergleicht, kann man wirklich mit den damals falsch berichteten Lesern Mitleid haben. Es war ein literarischer Betrug in großem Maßstabe. Es war ein vergifteter Brunnen, dessen Wasser ein ganzes Volk rasend machte; denn leider bestehen noch heute die so eingetränkten bitteren Vorurteile trotz allen Bemühungen, sie abzuwaschen, fort. Die öffentliche Meinung war eine Zeitlang so verbittert, daß eine fettgedruckte Ueberschrift in einer Zeitung, die einen Sieg der Deutschen verkündete, den Absatz der Zeitung am folgenden Tage um einige hundert Exemplare verringerte. Bei einer Massenversammlung der „Friedensfreunde", die am 24. Juni 1915 in Neuyork abgehalten wurde und allein von den Bürgern von Neuyork City Hunderttausende zählte, wurde der folgende Beschluß gefaßt: „Diese Versammlung klagt besonders die verräterische Tätigkeit jenes großen Teiles der Zeitungspresse öffentlich an, welche in dem letzten halben Jahre ihr Aeußerstes daransetzte, die Nation an den Abgrund des Krieges zu zerren. Daß eine von Finanzinteressen beherrschte Presse monatelang einen Feldzug öffentlichen Betruges fortsetzen könnte, der ein friedliebendes Volk durch in Umlauf gesetzte boshafte Gerüchte, durch die Ermutigung von Hetzagenten, durch systematische und beharrliche Erfindung, Verdrehung und Unterdrückung, durch absichtliche, fortgesetzte und nie eingestandene Fälschung zum Krieg aufreizen soll, wäre ganz unglaublich, wenn nicht das amerikanische Publikum jetzt diese Erfahrung doch gemacht hätte."

Wir können den Abschnitt über die amerikanische Presse nicht besser als mit diesen Worten schließen.

Digitized by Google

Noch einen Grund für die englandfreundliche Stimmung in Amerika finden wir in der fast kindlichen Anhänglichkeit, die viele Amerikaner englischer Herkunft für ihr sog. „Mutterland" hegen. Jedermann wird die feinen Verwandtschaftsfäden begreifen, die durch gemeinsame Sprache und Literatur geschaffen werden, besonders wenn noch eine durch Jahrhunderte sich ziehende gemeinsame Geschichte dazukommt, selbst wenn sie schon in die Ferne gerückt ist. An die ruhmreichen Taten jener gemeinsamen Geschichte erinnern sich die Amerikaner gern; leider vergessen sie absichtlich die schmachvollen. Warum erinnern sie sich z. B. nicht daran, daß in vielen Fällen ihre Vorfahren aus England nach Amerika auswanderten, nur um der britischen Verfolgung zu entgehen? Warum vergessen sie z. B., daß es Englands Gewaltherrschaft war, die ihre Väter veranlaßte, in den Jahren 1776 und 1812 gegen das Mutterland in den Krieg zu ziehen? Während dieser Kriege verwüstete England Nordamerikas Küsten, brannte die Hauptstadt Washington nieder und verwendete Tausende wilder Rothäute, um Kolonisten ihres eignen Geblüts zu skalpieren und zu morden! An diese Tatsachen sind die amerikanischen Anglophilen in diesem Kriege immer wieder erinnert worden, und ihre Aufmerksamkeit ist auch auf die unwandelbare Freundschaft und die hervorragenden Dienste gelenkt worden, welche die Deutschen seit den Tagen Friedrichs des Großen den Vereinigten Staaten erwiesen haben. Aber sie ziehen dieselben nicht in Betracht. Sie sind wie Ephraim „eins mit ihren Götzen".

Besonders in den Oststaaten der Republik findet sich aber noch ein andrer Grund für das, was man die amerikanische Anglomanie nennen kann: der Snobbismus. Die ganze Welt weiß, daß der Snobbismus ein vorherrschend englischer Charakterzug ist. Als solcher wird er von den Englandschwärmern in Amerika nachgeahmt, denen man nachsagt, daß sie den Saum ihrer Beinkleider aufschlagen, wenn es in London regnet. Die Bastardabart dieses Zuges fällt in Amerika unangenehmer auf als die ursprüngliche Art. Einige entartete Amerikaner, deren revolutionäre Väter sie für ihre Liebedienerei gegen England zur Tür hinausgeworfen hätten, gefallen sich, auf die Deutschen und besonders die Deutschamerikaner, als ihnen gesellschaftlich untergeordnet, herabzublicken. Diese Gruppe Männer an der atlantischen Küste können wir jedoch übergehen. Es sind meistens träge Sprößlinge reicher Väter — verwöhnt, oberflächlich, eingebildet. In dem großen Kampfe um das Dasein hat sie das Schicksal zum endlichen Untergange verurteilt, ebenso wie den englischen „Nut". Männer eines kräftigeren Typus werden an ihre Stelle treten.

Wenn ich andre, minder wichtige Ursachen, für deren Betrachtung es an Raum mangelt, übergehe, so muß ich eine sehr wichtige doch noch beleuchten: die Unwissenheit. Damit meine ich nicht Unbelesenheit und noch weniger den Mangel eines hohen Grades von Volksintelligenz. Die Zahl der Amerikaner, die nicht lesen und schreiben können, ist sehr klein. Nichtsdestoweniger besteht in den Reihen des amerikanischen Volkes eine klägliche Unkenntnis des wahren Charakters, der Ideen, der Denkweise im allgemeinen und der erziehlichen, politischen und ökonomischen Zustände, die bei den europäischen Zentralmächten

Digitized by Google

vorherrschen. Diese Unkenntnis ist hauptsächlich der schon erwähnten Unfähigkeit zuzuschreiben, die Bücher, Zeitungen und Revuen zu lesen, die in Deutschland und Oesterreich-Ungarn verlegt werden, und deren Kenntnis jetzt eine heilsame Wirkung auf das Publikum der Vereinigten Staaten ausüben würde. Diese Sprachschranke führt zahllose Mißverständnisse herbei. Wie oft habe ich z. B. als Vorwurf den Titel des deutschen Liedes: „Deutschland, Deutschland über alles" anführen hören! Die Amerikaner nehmen an, daß diese Worte den Wunsch nach Allherrschaft ausdrücken, während sie wirklich nur eine glühende Liebe für Deutschland zum Ausdruck bringen und nur behaupten, daß nichts in der Welt dem Deutschen so kostbar ist wie sein Vaterland. Ein Sprichwort sagt: „Wen du hassest, den kennst du nicht." Das ist häufig der Fall. Wenn die Amerikaner, die Europa besuchen, Deutschland, Oesterreich und Ungarn so genau kännten wie England, Frankreich und die Schweiz, würde sich ihre Sympathie in andrer Richtung kundtun. Tausende von ihnen werden bestätigen, daß, je besser man die teutonischen Länder kennt, man sie desto mehr liebt; und nirgends gibt es glühendere Bewunderer dieser Völker als unter den jetzt hier weilenden Amerikanern, die deshalb alles tun, um den Kranken, Verwundeten und armen Familien zu helfen, deren Väter, Brüder und Söhne für das Vaterland gefallen sind. Aber in Amerika mit der deutsches Wesen immer herunterssetzenden Presse, die in England fabrizierte Meinungen, Beweise und Lügen in Umlauf setzt, ist es jetzt kein Wunder, daß ein Stimmungswechsel sich langsam und schwierig vollzieht. In vielen Fällen wünscht man gar nicht die Wahrheit zu erfahren. Z. B. hat der Verfasser den klarsten Beweis dafür, daß eines der bedenklichsten Blätter Neuyorks, welches einen Berichterstatter in Deutschland hält, ihn ermahnt, „nichts für Deutschland Sprechendes" zu schicken. Kann Dummheit, Vorurteil und Unredlichkeit weiter gehen? Diese Unkenntnis Deutschlands, vereint mit dem Bestreben der feindlichen Presse, daraus Vorteil zu ziehen, hat den unglaublichsten Ansichten in Amerika Raum und Herrschaft gegeben. So fürchten nicht wenige Amerikaner nach dem, was sie aus englischen Quellen lesen und hören, daß, wenn Deutschland siegt, es über Kanada herfallen und die Union angreifen wird! Falls dies von meinen Lesern nicht ernst genommen wird, mag eine Stelle aus dem „San Francisco Argonaut", der in der ersten Woche des August 1915 erschien, folgen: „Wenn wir die Lüttich und Brüssel auferlegten Forderungen und die nicht allzu unbestimmt gegebenen Winke erwägen über das, was man von Paris gefordert hätte, wenn der Siegeslauf bis dahin sich erstreckt hätte, dann taumelt man vor Schrecken bei dem Gedanken, was für eine Forderung man an Amerika stellen könnte." Aber diese Aeußerung ist noch mild im Vergleiche mit der folgenden aus dem „New York Bookman": „Von Anfang des Krieges an hat Deutschland unsre Neutralität beeinträchtigt und unsre Rechte mißachtet. (!) Wenn die „blonde Bestie" die Alte Welt verschlänge, hätte nicht ihr Wanst noch Platz für die Neue?"

Bis jetzt haben wir die Stellung und den Einfluß des amerikanischen Präsidenten, des Volks und der Presse betrachtet. Es bleibt noch ein andrer Faktor, vielleicht der wichtigste für unser Thema, die Plutokraten.

Digitized by Google

Die Plutokraten sind die wahren Beherrscher Amerikas, eine Oligarchie von Multimillionären, deren Einkommen die Einkünfte eines Königs übersteigt. Volkstümlichkeit und Verzeihung erkaufen sie oft mit Freigebigkeit, die von einem moralischen Hof umleuchtet ist. Bei ihnen allen kommen Stunden, wo sie ein paar Millionen Dollars mehr oder weniger nicht ansehen, vorausgesetzt, daß sie durch ihre Schenkung ihren Ruf festigen und von jenen, welche Empfänger ihrer Gaben zu sein hoffen, Unterwürfigkeit genießen. Das Volk der großen Republik meint, frei zu sein. In Wirklichkeit wird es bis zu einem unglaublichen Grade dauernd von dem Kapitalistenring gegängelt, betrogen und beherrscht. Die Volkswahlen werden von diesem mit goldenen Fangarmen versehenen Seepolypen beeinflußt. In großem Maße handhabt er die Gesetzgebungen, um ein Gesetz durchzubringen oder zurückzuweisen. Ihm gehört großenteils die Presse, die von ihm geleitet wird, und seine Erlasse oder Intrigen entscheiden über das Geschick des Volkes.

Das mächtigste Mitglied dieses Kapitalistenrings ist Herr Pierpont Morgan, der auch der anerkannte amerikanische Munitionsagent für die Verbündeten ist. Seine Berufung auf diesen Posten wurde im britischen Parlament öffentlich mitgeteilt. Er und der britische Botschafter, Herr Cecil Spring-Rice, sind jetzt die Leiter von Amerikas Finanzen und Staatskunst. Die Amerikaner sehen im Weißen Hause, in Herrn Wilson die vollziehende Staatsgewalt; aber die Macht, die ihn treibt, wenn nicht beherrscht, ist die morganisierte Wall Street. Wohl zu merken ist, daß viele dieser Plutokraten mit ihren Geldmitteln an dem Ertrage der Munitionsfabriken beteiligt sind und aus diesem Grunde die Verbündeten begünstigen, die von ihnen kaufen. Sie haben ungeheure Summen auf den Sieg Englands gewettet, und darum heißt England retten ihre Kapitalsanlage retten. Sie wollen Großbritannien nicht unterliegen lassen ohne den Versuch, dem Zusammenbruche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln vorzubeugen. Es ist umsonst, unsere Augen dieser Tatsache zu verschließen. Gegen Ende des Krieges wird sich über diesen Punkt ein bitterer Streit zwischen dem friedlichgesinnten amerikanischen Volke und dieser Gruppe schamloser Kapitalisten und ihrer Anhänger entspinnen. Ich für meine Person glaube, daß sich das Volk weder durch Schmeichelworte noch durch Zwang wird verleiten lassen, sich in die britischen Angelegenheiten zu mischen, wie unglücklich auch das Schicksal des Inselreiches ausfalle. Denn ich wiederhole, sogar die anglophile Mehrheit, mit wenig Ausnahmen, will keinen Krieg, und das Volk als solches verabscheut ihn. Man muß allerdings zugeben, daß Amerika heute ein furchtbares Schauspiel bietet. Angestachelt durch den Kapitalistenring sind fast alle großen Industriebetriebe in den Vereinigten Staaten in Schrapnell- und andre Kriegsmaterialfabriken umgewandelt worden. Es ist erstaunlich und betrübend, die Liste all dieser umgewandelten Betriebe zu lesen. Außer den sonstigen Munitionsfabriken sind jetzt mit diesem Mordwaffenhandel beschäftigt Brauereien, Wagenfabrikgesellschaften, Elektrizitätsgesellschaften, Steinschneide-, Kannen-, Schreibmaschinen-, Automobil- und Lokomotivfabriken. Alle haben sich gierig auf dieses

Digitized by Google

neue Betriebsfeld gestürzt, wie Menschen nach dem Orte strömen, wo Gold gefunden worden ist, oder wie Geier sich auf einem leichenbesäten Schlachtfeld einstellen. Wohin dieser so einträglich begonnene Anlauf führen wird, kann niemand sagen. Solch ein ungeheurer, in Kriegserzeugnissen angelegter Kapitalsbetrag wird eine beständige Bedrohung des Friedens für Amerika und die Welt sein und zwar nur wegen des Geldes, das man in Kriegszeiten gewinnen kann. In nur zwei Monaten beliefen sich die Kriegsbestellungen auf 786 Millionen Dollar, und der ganze jetzt durch solche Bestellungen erreichte Betrag wird auf 2250 Millionen Dollar geschätzt! Diese noch nie dagewesenen Summen machen jeden Vergleich mit früheren Kriegen unmöglich. England kann jetzt täglich 400000 Granaten schaffen, Frankreich 200000, und die Vereinigten Staaten 1 Million — oder 700 jede Minute! So ist es nun heute Amerikas nicht zu beneidender Vorzug, die Hauptquelle der Menschenschlächterei auf unsrem Planeten zu sein. Da kein Grund der Selbstverteidigung diese schreckliche Arbeit berechtigt, und da sie nur wegen des darin angelegten Geldes geleistet wird, so wird das Blut von Tausenden Deutschen über die Seelen dieser todverbreitenden Händler kommen, deren Munition vielfach wilde, aus Afrika und Asien herbeigebrachte Söldner in den Stand setzt, die Söhne der germanischen Rasse zu töten, aus der ein großer Teil des amerikanischen Volkes hervorgegangen ist. Wieviel Wahres an der oft aufgestellten Behauptung ist, daß diese Fabrikanten mit gleicher Bereitwilligkeit Waffen und Munition an die mitteleuropäischen Mächte verkaufen würden, wenn sie es könnten, geht aus dem folgenden Auszug aus der „New York Sun“ vom 18. August 1915 hervor: „Die rumänische Regierung wünscht Kriegsmaterial in Amerika zu kaufen, aber sie kann ihre Kontrakte nicht abschließen, ehe sie nicht erklärt, auf welcher Seite sie kämpfen will. Wenn sie sich für Deutschland erklärt, werden ihre Bestellungen von den Gesellschaften nicht ausgeführt werden, die für die Verbündeten arbeiten. Wenn sie sich hingegen für die Verbündeten erklärt, können ihre Bestellungen ohne Schwierigkeit ausgeführt werden. Die großen Fabriken, welche von Frankreich Bestellungen erhalten haben, müssen sich durch Kontrakt verpflichten, nichts an Deutschland oder seine Verbündeten zu verkaufen.“ Wohl erheben sich viele Stimmen gegen dieses kolossal organisierte Mordhandwerk. Bittgesuche mit Tausenden von Unterschriften werden dem Präsidenten zugeschickt, Versammlungen veranstaltet, Anklagereden gehalten und Umzüge mit dieses Treiben verurteilenden Anschlagzetteln durchziehen die Straßen. Aber die Fabriken arbeiten Tag und Nacht weiter, neue werden gebaut, alte erweitert; die Kapitalisten ziehen mehr und mehr Banken und hervorragende Männer in ihr bluttriefendes Netz; die Prediger des Evangeliums in den vornehmen Kirchen sehen kein Unrecht darin (unter ihnen sind viele eingewanderte Engländer); und der Präsident ... will heiraten!

Hat irgendeiner von den gierigen Lieferanten dieser Todeswerkzeuge je ein mit Tausenden von Toten und Verwundeten bedecktes Schlachtfeld gesehen oder ein Feldlazarett hinter der Feuerlinie besucht? Ist es möglich, daß sie sich

Digitized by Google

vorstellen können, was sie tun? In einer Beschreibung eines kleinen Teiles der Schützengräben während der letzten englischen und französischen Offensive schrieb Dr. Max Osborn in der „Vossischen Zeitung“:

„Drei Tage und drei Nächte ging es ohne Pause. Ununterbrochen ein Spritzen und Streuen der schwersten Kaliber. Der Tag des Weltuntergangs schien angebrochen ... Der Lärm ist so ungeheuerlich, daß man kaum sein eignes Wort versteht. Eine Unterhaltung, eine Verständigung mit dem Nachbar nur hier und da einmal möglich. Und alles, was ringsherum in den Boden saust, Tod und Unheil verbreitend, ist — amerikanisches Munitionsmaterial! Mit Erbitterung erzählen die Leute davon. Ein Geschoß wie das andre — Yankeegranaten! Nicht nur Frankreich kämpft hier gegen deutsche Soldaten; es ist ihnen, als wenn mit dem nahen Feinde sich noch ein Volk von fernen Profitmenschen jenseits der Meere verbündet hätte. So ist in Wahrheit die Stimmung von Hunderttausenden deutscher Krieger. Das muß offen ausgesprochen werden.“

Richtig sagt auch das „New York Fatherland“: „Von zehntausend deutschen Witwen, von zehntausend deutschen Waisen, von zehntausend deutschen Gräbern könnte man behaupten: In Amerika gemacht!“

Es wäre aber ungerecht gegen Amerika, wenn wir nicht auch die Fabrikherren erwähnten, die allen Verlockungen, Bestellungen auf Kriegsmaterial anzunehmen, widerstanden haben. So lehnte die Empire Art Metal Co. von Neuyork Bestellungen im Werte von 1 Million Dollar ab. Die Excelsior Tool Co. von St. Louis wies Anerbietungen von 600 000, die Aldrich Manufacturing Co. von Buffalo eine Bestellung Messinggranaten von 5 Millionen Dollar Wert ab. Auch Henry Ford, der größte Kraftwagenverfertiger in Amerika, hat sich geweigert, zu der Hinmordung seiner Mitmenschen beizutragen. Die Worte des Präsidenten der Excelsior Co. können als der Ausdruck der Stimmung der übrigen genommen werden. Er sagte: „Wir brauchen nicht eure Munitionsbestellungen. Wir brauchen Arbeit, aber sind nicht so habgierig, Menschenblut in Dollars umsetzen zu wollen. Ich kann nicht verstehen, wie ein Christ erklären kann, seinem religiösen Glauben nachzuleben, wenn er solche Kriegskontrakte abschließt.“ Diese Auffassung wollen wir dankbar anerkennen, obwohl sie nur spärlich in Amerika vertreten ist. Nebenbei wollen wir auch erwähnen, daß Herr Rockefeller, der reichste Mann in Amerika, rundweg aus moralischen Gründen abgelehnt hat, den Verbündeten trotz ihres wiederholten Ersuchens Geld vorzuschießen. Die schlimmste Seite dieser Wall-Street-Verschwörung ist die Tatsache, daß die Millionäre ihren größten Gewinn nicht aus dem Erlös der verkauften Munitionen machen, sondern durch Manipulationen mit „War Stocks“.

Die Aktien aller Fabriken, welche diesen Todeshandel treiben, gehen in Sprüngen in die Höhe, denn das erregte Publikum liest von Bestellungen, die in die Millionen gehen und träumt von nie dagewesenen Dividenden. Die Aktien der Westinghouse Manufacturing Co. z. B. sind von 64 auf 115

Digitized by Google

gestiegen. Die von der Bethlehem Steel Co., an deren Spitze der unersättliche Schwab steht, sind von 29½ auf 500 gegangen! Das verlockt natürlich eine Menge Leute mit mäßigen Einkünften, Aktien von diesen Unternehmungen zu kaufen; so werden auch sie im stillen wirkliche Parteigänger der Verbündeten und hoffen auf die Besiegung der Mittelmächte. Wenn im Dezember der Kongreß zusammentritt, werden harte Reden von den Kongreßmitgliedern geführt werden, welche für sich selbst oder für ihre Wähler diesen Export der todbringenden Werkzeuge verdammen.

Aus dem folgenden Briefe kann man ersehen, wie einige Volksvertreter darüber denken:

Washington, den 5. April 1915.

„Die amerikanische „Truth Society“:

New York City.

Neun Zehntel meiner Wähler von dem zweiten Wahlbezirk Wisconsins sind gänzlich gegen die Ausfuhr von Waffen und Munition an eine der kriegführenden Parteien, und sie haben meine vollkommene und tätige Sympathie für ihr Empfinden in diesem Punkte gehabt und werden sie auch weiter haben. Es ist der höchste Grad von Heuchelei, das Volk zum Gebet aufzurufen und gleichzeitig die Tore zum Außenhandel mit in Amerika gefertigten Waffen und Munition offen zu halten, die in fremden Ländern Menschen töten sollen. Es ist schändlich und unerklärlich und wird den nächsten Generationen ein vollkommen unentwirrbares Rätsel bleiben. Ihr sehr ergebener

A. E. Burke.“

Dennoch habe ich leider wenig Hoffnung, daß jetzt noch irgendeine Abhilfe gegen diesen schändlichen Handel möglich sei. Der Kapitalistenring hat schon so viele Körperschaften, Banken und einzelne Privatleute in sein System gezogen, daß er unüberwindlich scheint. Es ist tief zu beklagen, daß Amerika sich nicht vergegenwärtigt, mit welcher Verachtung sein Charakter und sein Verhalten nicht nur von den neutralen Staaten beurteilt wird, sondern sogar von der Macht, deren Beschimpfungen es so knechtisch erträgt. So sagte neulich Sir Edward Grey von Amerika, daß es Geld genug durch den Verkauf von Kriegsartikeln gemacht hätte, um die Verluste auszugleichen, die ihm durch Englands Unterdrückung seines Handels mit den neutralen Staaten erwachsen seien! Wenn die Briten selbst ein Krämervolk genannt werden, was sind dann die Amerikaner, wenn ihnen der englische Premierminister eine so verächtliche Antwort an den Kopf schleudert? Und trotzdem lassen Präsident Wilson und die englandfreundliche Mehrheit drüben sich's gefallen! Unterdessen packen die Plutokraten das Land fester. Denn unglücklicherweise haben sich die Arme des Seepolypen weit über die Grenzen der Fabriken erstreckt, und die Wall-Street-Millionäre haben Amerika gezwungen, den Verbündeten über eine halbe Milliarde Dollars zu leihen. Ja wohl, gezwungen, denn das Land als ganzes, besonders im Süden und im Westen, war dagegen. Wie gewöhnlich wurden Protestversammlungen abgehalten; alle deutschen Zeitungen klagten darüber; Hunderte von

Digitized by Google

Banken verweigerten es, sich daran zu beteiligen, und Tausende von Einzahlern drohten, ihre Gelder aus allen Banken herauszunehmen, die die Anleihe unterzeichnen würden. Menschenmengen versammelten sich vor dem Morgan-Geschäftshaus, bedrohten den Trust unter Vorwürfen und trugen Zettel mit der Inschrift herum: „Wall-Street's Schmach". Und der Erfolg? Die Anleihe wurde gemacht! Herr Morgan hatte im stillen die Vertreter vieler Sparkassen, Versicherungsgesellschaften, Trustverbindungen und andrer Geldinstitute in sein Haus berufen und schlug ihren Widerstand, wenn nicht ihre Bedenken mit dem Befehle nieder, die Anleihe zu zeichnen. Nur wenige wagten sich zu widersetzen. Daß sie der Leute Geld auf zweifelhafte Sicherheit verliehen, um Deutschland und Oesterreich-Ungarn niederzuwerfen, damit das gute Geschäft mit den Verbündeten fortgehen könne, und daß diese Handlungsweise ungesetzlich und unneutral war, das wog nicht schwer bei ihnen. Die Amerikaner spotten über den deutschen Militarismus, sind aber gegen ihre eigne, herrschsüchtige, erbarmungslose Plutokratie blind. Hier und da hört man in Amerika die zynische Bemerkung: „Wenn England uns nicht auszahlen kann, nehmen wir Kanada als Faustpfand." Hat der Kapitalistenring wirklich auch nur die entfernteste Absicht, unsre „Lady of the Snows" (Kanada) mit Beschlag zu belegen? Uebrigens scheint die Aussicht, daß England bei Kriegsschluß seine Schulden nicht wird bezahlen können, sehr wahrscheinlich. Seine Staatsschuld wächst jetzt schneller als jemals in seiner früheren Geschichte. Wenn der Krieg nur noch einige Monate länger dauert, wird diese Schuld zu gefährlicher Höhe anschwellen. Der Goldbestand in der Bank von England, der zu Friedenszeiten 40 Prozent des Vermögens der Nation betrug, ist jetzt zu 15 Prozent zusammengeschmolzen. In Anbetracht dieser Verhältnisse ziehen viele Amerikaner jetzt ihr Geld aus den Banken und verlangen Gold. Sie wissen, daß die Verbündeten nicht in gelber Münze für ihre Kriegsankäufe zahlen können, und daß der englisch verwaltete Kapitalistenring jetzt das Geld der Leute nimmt, um sicher zu sein, daß die riesenhaften Munitionsfabriken jedenfalls das Gold bekommen. Gleichzeitig sammeln sich französische, russische und britische Pfandpapiere zweifelhaften Wertes bei den amerikanischen Banken an.

Werden sie dereinst entwertet werden? Und wenn das einträfe, was könnte Amerika tun? Die amerikanischen Verschwörer, die Wall-Street-Plutokraten, beginnen schon zu bangen.

Vor kurzem hat man ein starkes Stahlnetz über die Glaskuppel der Neuyorker Börse gespannt. Das Publikum hat keinen Zugang zu den Galerien im Innern, und bewaffnete Wachen hüten die Eingänge ebenso wie die Türen vieler Privatbanken. Wer weiß, ob nicht die Nemesis Amerika für seine Blutschuld mit Gewalttätigkeiten heimsuchen wird? Wenn das geduldige amerikanische Volk jemals entdeckt, daß es betrogen worden und an Großbritannien mit Leib und Seele verkauft worden ist, wird sich wahrscheinlich die erste Wirkung des rauhen Erwachens in Wall Street bemerkbar machen. Da stehen Laternenpfähle, und es würde nicht schwer halten, die Männer schon jetzt mit Namen zu nennen, die sie zieren würden.

Digitized by Google

Aber in jener furchtbaren Stunde kann Amerika außer der Panik und der sozialen Revolution noch ein andrer Schlag treffen. Die Japaner würden jedenfalls seine gefährdete Lage sofort im Westen bedrohen, und England, Japans Verbündeter, würde jubeln, seinen größten Gläubiger und Handelsnebenbuhler niedergeworfen zu sehen. Auch könnte England gewiß eine Entschuldigung ausfindig machen, um mit Japan vereint Amerikas Wohlstand und Macht zu erdrücken. Das würde ganz im Einklang mit dem stehen, was England immer getan hat. Die Seemächte Spanien, Holland und Frankreich wurden alle der Reihe nach von seiner Flotte vernichtet. Fügte es doch auch in dem Bürgerkriege 1861 bis 1865 der Marine der Vereinigten Staaten den denkbar größten Schaden zu. Deutschland, das es sich längst zum Opfer ausersehen hatte, hat sich als unbesiegbar erwiesen; aber wie steht es mit Amerika? Dieses steht als nächstes Opfer auf der Liste, und wenn Amerika Deutschland um Hilfe anrufen sollte, was berechtigt es bei seiner jetzigen Behandlung der Teutonen zu dem Glauben, daß man seinem Rufe folgen wird?

*

Was ist nun schließlich angesichts des anglophilen Präsidenten, der anglophilen Volksmajorität und der anglophilen Plutokraten Amerikas zu tun? Nur eins: Man lasse Deutschland und Oesterreich-Ungarn auf ihrem Wege weiter handeln. Mögen sie die mehr oder minder wilden sie bedrohenden Feinde zurücktreiben und für immer den Ring der neidischen oder rachsüchtigen Feinde zersprengen, die ihren Untergang verräterisch beschworen hatten. Das werden sie erreichen, denn jetzt hat die Stunde der Teutonen an Gottes Zeitenuhr geschlagen.

Dieses Jahrhundert wird als die Frucht der germanischen Siege die allen Völkern gesicherte Freiheit der Meere, die Wiedergeburt des Türkischen Reiches, die Niederwerfung der angemaßten englischen Weltherrschaft und die Vertreibung der russischen, halbasiatischen Horden aus den polnischen Provinzen ernten, so daß Westeuropa nie wieder ein Untersinken in dem Sumpfe des Slawismus zu fürchten hat.

Von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen und dem allen Völkern wiedergegebenen Suezkanal werden deutsche Waffen und deutsche Kunst das Herz Europas und Kleinasiens erstarken und gesunden machen.

Amerika wird dies schließlich alles hinnehmen und möglicherweise bewundern, wie zornig auch seine Anglophilen anfangs das Schwinden der britischen Macht und die Veränderungen auf der Karte Europas betrachten werden, welche zur Sicherung der Zentralmächte gegen neue heimtückische Angriffe erforderlich sind. Einst wird kommen der Tag, da die Vereinigten Staaten ihre Unneutralität und ihren Bluthandel in diesem furchtbaren Kriege bitter bereuen werden; denn Deutschland und Oesterreich-Ungarn können nicht vergessen, daß im allerwirksamsten und entsetzlichsten Sinne es Amerika gewesen ist, das aus niederer Goldgier Tausende ihrer Söhne zu Krüppeln oder Leichen machte. Hierdurch hat es sich in Zentraleuropa ein reiches Erbteil Haß und in der weiten Welt

Digitized by Google

eine Ernte von Verachtung geschaffen, für welche seine Kinder schwer werden büßen müssen. Gott gebe, daß es in kommenden Zeiten teilweise Sühne leiste! Aber die unvergleichliche, kostbare Vergangenheit, die Amerika solche herrliche, vortreffliche Gelegenheit bot, eine edle, uneigennützige Rolle zu spielen, kann nie zurückgerufen werden. Ueber diesem Kapitel seiner Geschichte sollten Schillers Worte geschrieben stehen:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Der Bukarester Frieden

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Die Balkanhalbinsel bietet heute ein neues, noch nicht dagewesenes Bild. Auf ihrem blutgetränkten Boden stehen österreichisch-ungarische und deutsche Heere vereint mit der tapfern bulgarischen Armee, im Begriffe, das von Rußland gegen sie aufgerichtete Bollwerk niederzureißen, und bereit, den heranrückenden englischen und französischen Hilfstruppen die Spitze zu bieten.

Nicht zum ersten Male stehen sich Serbien und Bulgarien mit den Waffen in der Hand gegenüber. Die Rivalität zwischen ihnen beginnt mit dem Augenblicke, als das junge Fürstentum durch den Staatsstreich von Philippopel die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien ausspricht. Serbien will eine solche Vergrößerung des Nachbarstaates nicht dulden, es kommt zum Kriege, die bulgarische Armee siegt bei Sivnicza und Pirot, und Serbien wird nur durch das Eingreifen Oesterreich-Ungarns vor dem Zusammenbruche gerettet. Die nächste Zeit verläuft friedlich, ja es zeigen sich Anläufe zu einem engeren Zusammenschlusse, wobei der schlaue Pasitsch, selbst ein halber Bulgare, die tragende Kraft ist. Mit der zunehmenden Ohnmacht der Türkei, in ihren vorwiegend von Christen bewohnten Gebieten Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, steigen die Begehrlichkeiten der Nachbarstaaten. In den neunziger Jahren sind die mazedonischen Wilajete der Schauplatz wilder Kämpfe von Banden, die sich nicht bloß gegen die mohammedanische Bevölkerung kehren, sondern sich auch gegenseitig zerfleischen. Ein gewaltsamer Wettkampf auf kirchlichem Gebiete, wo sich Patriarchisten und Exarchisten die Seelen abzujagen suchen, sowie im Schulwesen entbrennt. Jeder will sich für den Augenblick des Zerfalles der Türkei seinen Anteil an der Erbschaft sichern. Die von Oesterreich-Ungarn und Rußland eingeleitete Reformaktion bringt zwar eine Besserung der Zustände mit sich, vor allem auf dem Gebiete der öffentlichen Sicherheit. So sinkt beispielsweise die Zahl der Morde im Sandschak Uesküb im Jahre 1905 von 440 auf 219. Anderseits bot den Bulgaren, Serben und Griechen die Bestimmung des Art. 3

Digitized by Google

des Mürzsteger Programmes, wonach bei einer neuen administrativen Einteilung des Landes mehr Rücksicht auf die Wohnsitze der verschiedenen Nationalitäten genommen werden sollte, nur einen neuen Antrieb zur Erhöhung ihrer propagandistischen Tätigkeit. Die türkische Julirevolution vom Jahre 1908, in deren Verfolg die Verfassung wieder ins Leben gerufen und die vollkommene Gleichstellung der Christen mit den Mohammedanern ausgesprochen wurde, brachte die nationalistische Bewegung für einige Zeit zu einem verhältnismäßigen Stillstande. Aber sie sollte bald in andrer Form wieder auftreten.

Die Balkanstaaten nahmen das Schicksal ihrer Stammesgenossen in der Türkei selbst in die Hand. Nach dem unglücklichen Ausgange des Tripolitanischen Feldzuges befand sich die Türkei im Zustande schwerer Erschütterung. Die Armee war in der Reorganisation begriffen, die Staatskassen waren leer. Der Augenblick war zum Handeln günstig. Schon zu Anfang des Jahres 1912 begannen, vermutlich auf Anregung oder wenigstens mit Billigung des russischen Gesandten in Belgrad, Herrn v. Hartwig, Verhandlungen über den Abschluß von Schutz- und Trutzbündnissen unter den vier christlichen Balkanstaaten. Am 29. Februar wurde in Sofia ein Freundschafts- und Bundesvertrag samt einer geheimen Konvention und am 19. Juni in Varna eine Militärkonvention zwischen Serbien und Bulgarien unterzeichnet. Art. 1 des sehr verklausulierten Geheimvertrages definiert den Bündnisfall folgendermaßen: „Wenn in der Türkei innere Unruhen ausbrechen sollten, welche geeignet wären, die nationalen oder staatlichen Interessen der vertragschließenden Teile oder eines von ihnen zu gefährden, sowie in dem Falle, als innere oder äußere Schwierigkeiten in der Türkei die Aufrechterhaltung des Statusquo auf der Balkanhalbinsel in Frage stellen sollten usw."; man sieht, der Casus foederis, der zugleich der Casus belli sein sollte, war ziemlich elastisch gefaßt und zunächst nur gegen die Türkei gerichtet. Immerhin wollten sich die Verbündeten gegen Ueberraschungen sichern, und der Bündnisfall wurde deshalb auf einen Angriff Rumäniens gegen Bulgarien oder Serbien, sowie Oesterreich-Ungarns gegen Serbien ausgedehnt, desgleichen sollte er eintreten, wenn Oesterreich-Ungarn den Sandschak von Novibazar besetzen würde. Der Art. 2 des Bündnisvertrages enthält die wichtige Bestimmung, daß alle aus einer gemeinsamen Aktion sich ergebenden territorialen Erwerbungen ein Kondominium der verbündeten Staaten bilden sollten. Um den erfahrungsgemäßen Gefahren eines gemeinsamen Eigentumes vorzubeugen, war man so vorsichtig, sich über die Verteilung der eroberten Gebiete schon jetzt zu einigen. Bulgarien sollte das Gebiet östlich vom Rhodopegebirge und der Struma, Serbien das Land nördlich und westlich von der Schar-Planina erhalten, was aber die Gebiete, die zwischen Schar-Planina, Rhodope, dem Aegäischen Meere und dem Ochrida liegen, anbelangt, würde, wenn die beiden Teile zur Ueberzeugung gelangen, daß ihre Organisation als besondere autonome Provinz unmöglich sei, in letzter Linie der Zar als oberster Schiedsrichter über ihre Zuweisung entscheiden. Es ist dies der sog. strittige Teil von Mazedonien. Die erwarteten inneren und äußeren Schwierigkeiten stellten sich rechtzeitig ein. Der Krieg mit

Digitized by Google

Italien dauert an und will für die Türkei keine günstige Wendung nehmen, in Albanien wütet ein Aufstand, im Innern hat die Regierung mit der Offiziersliga zu tun, und im April wird bereits das Auftauchen serbischer Banden in Mazedonien gemeldet, während bulgarische Komitadschis zur Bestrafung der zum Patriarchismus übergetretenen mazedonischen Bauern ausziehen. Am 3. Oktober überreichen die Gesandten der vier Mächte in Konstantinopel eine Note, worin die Türkei aufgefordert wird, Altserbien, Mazedonien, Albanien und Kreta innerhalb drei Tagen Autonomie zu gewähren, und am 8. Oktober überreicht Montenegro als erster die Kriegserklärung, ihm folgen alsbald die andern Verbündeten. Binnen wenigen Wochen ist die Türkei auf der ganzen Linie unterlegen, und am 13. November steht die bulgarische Armee an der Tschataldschalinie. In ihrer Bedrängnis ruft die Türkei die Hilfe der Mächte an. Am 16. Dezember tritt in London eine Konferenz von Vertretern der Kriegführenden zusammen, und an ihrer Seite tagt, gewissermaßen als Regulator, die sog. Botschafterreunion. Es kommt zu keiner Einigung über die Friedensbedingungen. Am 16. Januar werden die Konferenzen suspendiert, am 3. Februar beginnt der Krieg von neuem. Skutari und Janina fallen, und am 28. März ziehen die Bulgaren in Adrianopel ein. Der Fall dieser türkischen Festung bildete einen Wendepunkt in der Entwicklung. Serbien und Griechenland haben ein gleiches Interesse daran, zu verhindern, daß Bulgarien zu groß werde, und auch Rußland kann nicht wünschen, daß es seinen Siegesmarsch fortsetze. Schon bald nach dem Falle Adrianopels tritt die serbische Regierung mit Kompensationsforderungen an Bulgarien heran, erfährt aber eine Zurückweisung. Darauf schließt es mit Griechenland eine gegen Bulgarien gerichtete Militärkonvention, wohl dieselbe, von der in der letzten Zeit so oft die Rede war, und versichert sich der Neutralität Rumäniens. Nun kann es mit mehr Nachdruck seine Ansprüche geltend machen. Am 25. Mai überreicht der serbische Gesandte Spalajkovitsch in Sofia eine Note, in der eine Revision des im Bündnisvertrag aufgestellten Teilungsplanes verlangt wird, und zwar unter Berufung darauf, daß die bulgarischen Eroberungen sich über die vorgeschriebene Linie hinaus ausgedehnt hätten, daß Serbien für das ihm von der Londoner Konferenz aberkannte Albanien einen Ersatz beanspruchen könne, endlich, daß es über seine vertragsmäßigen Verpflichtungen hinaus Bulgarien militärische Hilfe geleistet habe. In der Skupschtina gibt Pasitsch am 28. Mai ein ausführliches Exposé der Lage. Bulgarien verhält sich ablehnend. Inzwischen zieht sich über seinem Haupte eine neue Gewitterwolke zusammen. Bereits am 29. Oktober 1912 hatte der rumänische Ministerpräsident dem bulgarischen Gesandten erklärt, falls auf dem Balkan territoriale Veränderungen sich ergeben sollten, werde Rumänien ein Wort mitzusprechen haben. In einer Unterredung zwischen dem Präsidenten der bulgarischen Sobranje, Daneff, der sich zu den Friedenskonferenzen nach London begibt, und Majorescu wird zum erstenmal, und zwar von Daneff selbst, das Thema einer Grenzberichtigung angeschlagen. Und von da an ziehen sich die Verhandlungen über diesen Gegenstand schier endlos hin, während der ganzen Zeit hält Ruß-

Digitized by Google

land seine schützende Hand über Bulgarien. Sasonow äußert sich am 15. Januar dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber dahin, daß das Bestehen Rumäniens auf der Abtretung von Silistria zu schweren Verwicklungen führen könnte, und der österreichisch-ungarische Botschafter meint, Rußland und Oesterreich-Ungarn müßten militärisch einschreiten, wenn Rumänien das beanspruchte Gebiet besetzen wollte, während die Bulgaren in Tschadaltscha beschäftigt sind. Im gleichen Sinne äußert sich Benckendorff dem rumänischen Gesandten in London gegenüber, und Sasonow sagt zum Gesandten Rumäniens in Petersburg, er könne nicht begreifen, wie ein christlicher Staat einen andern, der mit der Türkei im Streite ist, angreifen könne. Am 18. Februar wiederholt Sasonow seine Drohung, unter Berufung auf die wachsende Erregung der öffentlichen Meinung in Rußland. Allein Rumänien bleibt bei seinem Verlangen. Da die Großmächte den Grundsatz der Aufrechterhaltung des Statusquo aufgäben und Bulgarien Gebietserweiterungen anstrebe, könne auch Rumänien nicht länger an seiner Neutralität festhalten und müsse Kompensationen fordern. Es kommt zur Mediation der Mächte. Am 9. Mai wird von den Botschaftern der Großmächte in St. Petersburg ein Protokoll unterzeichnet, das Silistria den Rumänen zuspricht. Inzwischen hat sich der Konflikt zwischen Serbien und Bulgarien zugespitzt, und die rumänische Regierung erklärt, wenn ein neuer Balkankrieg ausbreche, werde sie sich nicht mehr mit den Zugeständnissen des Petersburger Protokolls begnügen, sondern mobilisieren. Am 11. Juli besetzt Rumänien Silistria und stellt folgende Friedensbedingungen: die Grenzlinie Turtukaie, Dobritsch-Baltschik und Verbleiben der rumänischen Armee in Bulgarien bis zum Friedensschluß. Majorescu erklärt den fremden Vertretern, Rumänien könne das bulgarische Streben nach der Hegemonie auf dem Balkan nicht ruhig hinnehmen. Während dieser Verhandlungen zeigt sich das Ministerium Daneff intransigent und verschließt sich den wohlmeinenden Ratschlägen der befreundeten Mächte. Es versäumt, sich durch rechtzeitige Verständigung mit der Türkei und Rumänien den Rücken zu decken, all dies im Vertrauen auf die Hilfe Rußlands, das ihm durch eine Konvention vom Jahre 1902 die Integrität seines Besitzes verbürgt und seine Ansprüche auf Mazedonien unterstützt hatte. Darauf bezieht sich eine Anspielung in dem Telegramm König Ferdinands an den Zaren vom 11. Juni 1913, wo es heißt: „Bulgarien hat nicht bloß Rechte auf Mazedonien, es hat auch unausweichliche Pflichten gegen die dortige Bevölkerung, die stets bulgarisch gewesen ist und es um jeden Preis bleiben will. Eure Majestät werden sich daran erinnern, daß diese Pflichten durch Jahre von Rußland selbst anerkannt worden sind." Alle Versuche einer Vermittlung blieben vergebens. Umsonst wendet sich der Zar unmittelbar an die Könige von Serbien und Bulgarien, umsonst fordert er sie auf, ihre Ministerpräsidenten nach Petersburg zu senden. Schließlich erklärt er am 15. Juli, eine weitere Vermittlung ablehnen zu wollen, und überläßt es den Balkanstaaten, wegen Abschluß eines Waffenstillstandes unmittelbar miteinander in Verbindung zu treten. Am 11. Juni schon hatte Sasonow sich zu Bidezko dahin geäußert, daß die russischen und die

Digitized by Google

rumänischen Interessen nicht zum erstenmal identisch seien, und meint, die beiden Staaten sollten auf den Frieden hinarbeiten, „um dem Skandal ein Ende zu machen".

Tatsächlich nimmt nun Rumänien die Sache in die Hand. Auf seine Einladung versammeln sich die Vertreter der Balkanstaaten zu Friedensverhandlungen in Bukarest, und in wenigen Tagen (1. bis 10. August) ist eine vollkommene Verständigung erzielt. Schon früher hatten sich Rumänien, Serbien und Griechenland in dem Gedanken geeinigt, sich den Einflüssen der Großmächte soviel als möglich zu entziehen. Man wäre um jene Zeit in Wien nicht abgeneigt gewesen, den Bulgaren zu Hilfe zu kommen. Ein großserbisches Reich an seinen Grenzen mußte ja Oesterreich durchaus unerwünscht sein, während es mit Bulgarien von allem Anfang an freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Allein ohne Unterstützung von seiten ihrer Verbündeten hätte sich die Monarchie in den Streit nicht einmischen können, und so gab man sich schließlich mit dem in der albanischen Frage Erzielten zufrieden.

Der Bukarester Frieden besiegelte die vollständige Niederwerfung Bulgariens. Es verlor nicht nur den größten Teil des im Kriege Erworbenen, sondern mußte auch ein Stück seines alten Besitzes an Rumänien abtreten, nachdem es kurz vorher Adrianopel an die Türken verloren hatte. Oesterreich-Ungarn und Rußland reservierten sich das Recht der Revision des Vertrages, überdies hatte sich Sir Edward Grey bereits am 21. Juli in der Botschafterkonferenz dahin ausgesprochen, daß die zu treffenden Vereinbarungen der Prüfung und Genehmigung der Mächte zu unterziehen sein würden, wogegen von keiner Seite Einwendung erhoben wurde. Allein zu guter Letzt sprachen sich Frankreich und Italien gegen eine Revision aus, und auch die übrigen Mächte nahmen die geschaffenen Tatsachen ohne Einwendung hin. Niemand hatte Lust, den Streit nochmals aufzurollen, man hatte die Sache gründlich satt.

In Wien freilich gab man sich über die Dauerhaftigkeit des Werkes keiner Täuschung hin. Bereits am 12. August schrieb Graf Berchtold an den Botschafter in St. Petersburg: „Die Bestimmungen des Bukarester Vertrages sind kaum geeignet, eine längere Periode des Friedens zu gewährleisten. Bulgarien, dessen Grenzen über das Maß dessen eingeschränkt wurden, was das Königreich mit Rücksicht auf seine Erfolge im Kriege gegen die Türkei und auf Grund der Stammverwandtschaft mit der in den ehemals türkischen Gebieten lebenden Bevölkerung beanspruchen durfte, wird sich auf die Dauer mit dem Ergebnisse des Friedensschlusses nicht zufriedengeben."

So kam es auch, nur sollte die Anregung zu einer Revision des Bukarester Friedens und der durch ihn geschaffenen Grenzen nicht von Bulgarien ausgehen, sondern von Rußland, und mit Unterstützung gerade jener Mächte, die ein Jahr vorher gegen eine Revision des Vertrages Stellung genommen hatten. Der erste in den Bundesverträgen aufgestellte Teilungsplan war durch den Bukarester Frieden zum Nachteile Bulgariens über den Haufen geworfen worden. Nun sollten seine Bestimmungen zugunsten Bulgariens zurückrevidiert, sollte das Un-

Digitized by Google

recht, das man dem Lande angetan hatte, wieder gutgemacht werden. Aber nicht umsonst. Bulgarien sollte der Türkei den Krieg erklären, und wohl erst dann, wenn er gut ausginge, seinen Lohn erhalten. Bereits im März 1914 bringt der „Golos Moskwi" einen Artikel, in dem Bulgarien nahegelegt wird, sich einem neuen Balkanbunde anzuschließen, wofür es Gebietsentschädigungen in Mazedonien erhielte. Die Verbündeten würden sich an den rumänischen und serbischen Provinzen Oesterreichs schadlos halten. (!) Man fürchtete wohl in Petersburg, Oesterreich-Ungarn könnte doch noch zu den Waffen greifen, um Bulgarien zu helfen. Die damaligen Lockungen scheinen in Sofia kein Gehör gefunden zu haben. Viel entschiedener wurde die Aktion nach Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges angefaßt. Ueber die Peripetien dieser Verhandlungen gibt eine von der russischen Regierung am 12. Oktober d. J. veröffentlichte Denkschrift interessante Aufschlüsse. Eingangs heißt es darin, Rußlands Balkanpolitik sei in erster Reihe darauf gerichtet gewesen, einen Balkanblock gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu schaffen. Das sei nur möglich durch Versöhnung Bulgariens mit Serbien. Im Juli 1914 habe die russische Regierung Bulgarien mitgeteilt, daß der Anschluß an Rußland für Bulgarien vorteilhaft wäre. Serbien würde zu gewissen Opfern veranlaßt werden. Bereits am 21. August habe Rußland an Serbien in diesem Sinne eine Note gerichtet, worin erklärt wurde, daß die russische Regierung Bulgarien für den Angriff auf die Türkei serbische Gebietsteile in Aussicht gestellt habe. Die Kriegserklärung der Türkei an Rußland erfolgte bekanntlich erst im November 1914, nach dem Zwischenfall im Schwarzen Meer. Rußland dachte also daran, die Türkei schon in tiefstem Frieden zu überfallen und anderseits Oesterreich-Ungarn und Deutschland zu verhindern, ihr zu Hilfe zu kommen. Man sieht, es ist dieselbe Konzeption wie die des Bündnisses von 1912. Hören wir, was die russische Denkschrift über die weiteren Schicksale des Unternehmens erzählt: Serbien habe dem russischen Vorschlag sofort zugestimmt, jedoch gleichzeitig Entschädigungen aus österreichisch-ungarischen Gebieten verlangt. Nach Beginn des Krieges mit der Türkei seien Bulgarien „greifbare" Vorschläge gemacht worden, es habe aber nur die Einhaltung seiner Neutralität zugesagt. Nach dem Abzug der österreichisch-ungarischen Truppen (Dezember 1914) seien die Serben widerspenstig geworden, neue Vorschläge der Alliierten im Januar 1915 hätten infolge der Hartnäckigkeit der Serben keinen Erfolg gehabt. Nun vergehen einige Monate, ohne daß der Faden wieder aufgenommen wird. Inzwischen hatten ja Frankreich und England den Versuch unternommen, die Dardanellen mit ihren Flotten zu forcieren. Erst nachdem er so kläglich gescheitert war, kam man auf den Gedanken zurück, den Balkanbund zu Hilfe zu rufen, um der Türkei vom Lande aus zu Leibe zu rücken. Am 29. Mai werden Bulgarien weitestgehende Zugeständnisse gemacht für den Fall, daß es der Türkei den Krieg erklären wolle: Thrazien bis an die Linie Enos-Midia (ein Gebiet, das der Türkei aber erst abgewonnen werden mußte), ein Teil von Mazedonien mit Egri-Palanka, Soppot, der Ochridalinie und Monastir, nach dem Kriegsende

Digitized by Google

durch die Verbandsmächte garantiert, jedoch unter der Bedingung, daß Bulgarien diese Gebiete nicht vor dem Friedensschluß besetze, dafür solle es aber finanzielle Hilfe erhalten. Ueber die Antwort Bulgariens gibt ein Bericht aus Sofia näheren Aufschluß. Danach hätte sich unter den russischen Anerbietungen auch die befunden, in Bukarest wegen Herausgabe der Dobrudscha zu intervenieren. Die bulgarische Regierung wollte aber laut ihrer Antwortnote vom 4. August vorher Aufschluß darüber erhalten, welche Entschädigungen Serbien und Griechenland zugedacht seien, ob die Konzession an Bulgarien von diesen Entschädigungen abhänge, wie das Abkommen mit Rumänien gedacht sei. Bulgarien, hieß es schließlich, sei von dem letzten Kriege so erschöpft, daß es über Umfang und Wesen der angebotenen Zugeständnisse vorerst unterrichtet sein müsse. Am 4. August erhielt die bulgarische Regierung, der russischen Denkschrift zufolge, die gewünschten Auskünfte, Serbien werde keinen Gebietszuwachs erhalten, solange Bulgarien nicht die ihm zugesagten Gebiete in Besitz genommen habe. Rußland verlangte nun die genaue Angabe, wann Bulgarien gegen die Türkei vorgehen werde. Es sollte angeblich dem Vierverbande 200 000 Mann zur Verfügung stellen und ihm seine Häfen im Schwarzen Meere sowie die Reeden von Lagos und Dedeagatsch zur Landung französischer und englischer Truppen überlassen, mit denen vereint die bulgarischen Streitkräfte dann gegen Konstantinopel ziehen sollen. Man hatte also wohl schon damals wenig Vertrauen zu der Aktion in Gallipoli. Am 14. September wiederholen die Verbündeten ihre Anerbietungen und verlangen sofortigen Abschluß einer Militärkonvention, andernfalls würden sie die gemachten Zusagen als hinfällig ansehen. Gleichzeitig erbot sich der Vierverband, ein Umstand, der in der russischen Denkschrift übergangen wird, die abzutretenden Gebiete durch französische und englische Truppen besetzen zu lassen, falls Bulgarien es wünschen sollte. Die bulgarische Regierung blieb die Antwort schuldig. So begaben sich denn die Vertreter Rußlands, Frankreichs und Englands ein letztes Mal ins bulgarische Ministerium und verlangten unter Androhung ihrer Abberufung, daß Bulgarien binnen vierundzwanzig Stunden seine Beziehung zu den Zentralmächten abbreche. Der englische Vertreter brachte diese Drohung für den Fall vor, daß die Mobilisierung Bulgariens zu Feindseligkeiten auf dem Balkan führen sollte. Der italienische Gesandte hatte keine Instruktionen erhalten. Gleichzeitig notifizierte der Vierverband in Athen die Ausschiffung französischer und englischer Truppen in Saloniki. Während all dieser Verhandlungen hatte Serbien nur geringes Entgegenkommen gezeigt. Es erklärte sich wohl bereit, gewisse Opfer zu bringen, aber keineswegs in dem von Bulgarien verlangten Maße und nur insoweit, als sie nicht eine Gefährdung der Existenzbedingungen in Serbien bedeuten. Ferner wollte die serbische Regierung die zugestandenen Gebiete Bulgarien erst dann abtreten, wenn die Bürgschaften für entsprechende Kompensationen in Bosnien und Albanien geboten sein würden. Endlich verlangte es die Beibehaltung der Grenznachbarschaft mit Griechenland. Was dieses betrifft, war es trotz der Bedrängung seines Auslandshandels durch England, trotz der Besetzung der großen

Digitized by Google

ägäischen Inseln, solange Venizelos am Ruder war, bereit, die von der Entente geforderten Zugeständnisse an Bulgarien zu machen, für die es in Kleinasien, später gar durch Zypern, entschädigt werden sollte. Es hatte sich überdies während der ganzen Zeit dem Vierverbande gefällig gezeigt, indem es anstandslos Kriegsmaterial nach Serbien und Rußland führen ließ. Nicht minder wohlwollend war das Verhalten Rumäniens. Erst vor kurzem, am 14. Oktober, sagte Sir Edward Grey: „Wir standen die ganze Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Rumänien, das einen Balkanbund begünstigte." Fast mit denselben Worten hatte sich zwei Tage vorher Viviani geäußert. Angesichts des Vormarsches der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen haben aber Griechenland wie Rumänien ihre Haltung dahin definiert, daß sie ihre Neutralität nur dann aufgeben würden, wenn ihre eignen Interessen in Frage kommen, und in Bukarest wurde hinzugefügt, Rumänien fühle keinerlei Verpflichtung, den Bukarester Frieden auch gegen die Großmächte zu verteidigen.

So endet dieser diplomatische Feldzug mit einer Niederlage des Vierverbandes auf der ganzen Linie, und Asquith hatte recht, als er unlängst von Enttäuschungen und Mißerfolgen sprach. Am Schlusse seiner Rede schiebt er diese Schuld an den Mißerfolgen auf die Animosität unter den Balkanstaaten, eine unglückliche und noch nicht erledigte Erbschaft der beiden Balkankriege und des Bukarester Friedens.

Wie ganz anders gestalten sich die Dinge, als der Vierverband sie sich gedacht hatte! Bulgarien, statt im Kriege mit der Türkei, mit ihr verbündet, die Barriere, die Rußland auf dem Balkan gegen die Zentralmächte errichten wollte, niedergerissen, und Serbien bald nur mehr ein geographischer Begriff. Zwei Könige aber, wie Lord Curzon im Oberhause sagte, haben die Erwartungen Englands enttäuscht und seien ihren Versprechungen untreu geworden. Auf den Trümmern des Bukarester Friedens und des Teilungsplanes, wie ihn der Vierverband beabsichtigt hatte, erhebt sich eine neue Gruppierung, die hoffentlich von größerer Dauer sein wird.

Jugendbriefe[1]

Von

Kurd v. Schlözer

27. April 1847.

Guter Bruder. Die „Unruhen", die hier vor acht Tagen ausbrachen, haben recht verschiedenartige Eindrücke hervorgerufen.

Als in aller Morgenfrühe einige robuste Besucherinnen des Gemüsemarktes am Oranienburger Tor, entrüstet über die Wucherpreise der Höker, zum Faustrecht griffen, indem sie mit ihren handfesten Regenschirmen einige der Schuldigen

[1] Anmerkung der Redaktion. Es wird unsern Lesern willkommen sein, neue Briefe des ausgezeichneten Diplomaten und feinsinnigen Historikers Kurd v. Schlözer kennen

Digitized by Google

verprügelten und die Gemüsekörbe umstürzten, so daß Franz Drakes kostbare Erzeugnisse über das Pflaster kollerten, da ahnten diese Damen noch gar nicht, daß sie einen hochpolitischen Akt begingen. Manche Politiker, die Louis Blanc studiert haben, sahen in diesen volkstümlichen „Bewegungen" „l'avant-scène d'une catastrophe".

Auf den Landtag und die Regierung hat der Vorgang solchen Eindruck gemacht, daß sich beide damit beschäftigten, dem volkswirtschaftlichen Uebel durch kräftige Maßregeln zu steuern. Gestern schon brachte die „Preußische Staatszeitung" die Kabinettsorder, die für einige Monate die Ausfuhr von Kartoffeln verbietet. Die Reden von Beckerath und Hansemann erhoben sich über das Niveau einer volkswirtschaftlichen Maßregel. Die Freimütigkeit der aus diesem Anlaß an den König gerichteten Adresse soll ihn in großes Erstaunen versetzt haben, eine Entgegnung, in ähnlichen Ausdrücken abgefaßt, wie die Thronrede, wurde nur auf dringendste Vorstellungen des Prinzen von Preußen vom König zurückgenommen. Wie es scheint, sind infolge dieses Gedankenaustausches die Minister beauftragt, die Antwort zu redigieren. Die Opposition ist aber dadurch nicht zufriedengestellt. Sie hat zur Wahrung ihrer Rechte vor wenigen Tagen dem Landtagsmarschall eine Art Promemoria übergeben.

Es ist höchst ergötzlich, in dieser merkwürdigen Zeit den Berichten der französischen Blätter über die Kartoffelunruhen zu folgen. „Le commencement d'une nouvelle ère." — „La propagation de nos idées libérales en Allemagne pour lesquelles la France a versé son sang en 1789 et en 1830", das sind die Stichworte, mit denen jetzt alle Redakteure in Paris um sich werfen. Nur können sie nicht begreifen, daß sich eine furchtbare, durch die entsetzlichste Hungersnot hervorgerufene Revolution bei uns so ruhig, ohne Guillotine und Massenhinrichtungen abwickelt.

*

Berlin, 14. Mai 1847.

Der Landtag wird immer interessanter. Die Profile der Parteien zeichnen sich mit jeder Sitzung schärfer ab. In der Zweiten Kammer steht Vincke an der Spitze der Opposition, in der Ersten Fürst Lichnowsky. Dieser ist eine eigentümlich fesselnde Erscheinung. Früher eifriger Verteidiger der karlistischen Sache in Spanien, dann Freund von Liszt, mit dem er jahrelang in der Welt herumreiste, später und noch jetzt Cicisbeo der Herzogin von Sagan-Talleyrand, sitzt dieser junge Draufgänger unter all den alten „Pairs" und sagt ihnen die fürchterlichsten Wahrheiten. Ist auch im Notfall erbötig, mit ihnen auf Pistolen loszugehen. So hat er neulich bei Bodelschwingh auf einem Diner zwei abwesende Herren mit „Esel" und „Schafskopf" tituliert, und als der Gastherr

---

zu lernen, dessen „Römische Briefe" und „Mexikanische Briefe" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) zur klassischen deutschen Briefliteratur gezählt werden dürfen. Die vorliegenden Briefe sind Proben aus einem Band „Jugendbriefe", dessen schon früher geplante Herausgabe durch Karl v. Schlözer, der auch die beiden ersten Bände besorgt hat, bis nach dem Krieg hinausgeschoben worden ist.

Digitized by Google

ihn bittet, dergleichen einzustellen, erwidert: Er ermächtige ihn, dieses den Herren selbst zu überbringen. Sein Charakter ähnelt dem von Mirabeau, dessen historische Pockennarben im Gesicht bei Lichnowsky allerdings durch Säbelschmarren ersetzt werden.

John Bull ist höchlichst erstaunt über die „Prussian Diet" und fängt an, uns jetzt als Menschen zu betrachten: „Very good speeches indeed — no philosophical cant at all."

*

Berlin, 22. Mai 1847.

La balle est lancée! Vor vierzehn Tagen hat Schleinitz seine Ernennung zum Gesandten in Konstantinopel erhalten. Ich habe mich augenblicklich mit ihm in Verbindung gesetzt. Vorgestern besuchte ich ihn. Er ist unverheiratet, vierzig Jahre alt, sehr liebenswürdig, denkt aber mit einiger Aengstlichkeit an den Aufenthalt in dem ihm völlig unbekannten Land, so daß er wegen meiner Mitreise bereits die nötigen Schritte bei Canitz getan hat.

*

Donnerstag, 20. Oktober 1847.

Mit den schönsten Erinnerungen an die Germanistenversammlung, vor deren großartigen Eindrücken selbst die Julitage und der diesjährige Landtag in den Hintergrund treten, bin ich gestern abend wieder in die Behrenstraße eingezogen. Ihre breiten Dächer blickten mich diesmal etwas nichtssagend an, als ob ihnen der nationale Aufschwung, der sich im Schutz der alten Giebel und Marientürme unsrer Travestadt soeben entfaltet hatte, ziemlich unverständlich geblieben sei. Mir kommt es immer vor, als ob jedem, der nicht an jenen großen Tagen teilnahm, etwas fehlen müsse. Höhern Orts betrachtet man freilich, wie ich authentisch höre, die Versammlung mit ganz andern Augen — schon deshalb, weil der Prinz von Preußen sich aufs lebhafteste dafür interessiert. Aus diesem Grunde haben auch die Kommissionen in gewissen Kreisen wenig Anklang gefunden.

In den nächsten Tagen geht nun meine Epistel an Seine Majestät ab, wobei mir hoffentlich Humboldt, der seine Reise nach Paris bis zur Ankunft des Königs verschoben hat, nützlich sein wird.

*

11. Dezember 1847.

Vorigen Sonntag war ich beim alten Ritter, der ganz verjüngt von seiner italienischen Reise zurückgekehrt ist, voll der schönsten Erinnerungen an den grandiosen venezianischen Gelehrtenkongreß, aber auch voll der köstlichsten Geschichten von der Unwissenheit der italienischen Gelehrten. Ueber ihren Marco Polo mußte er ihnen erst die rechten Lichter aufstecken. In Wien hat er die Böden aller Archive und Museen durchstöbert, dabei eine völlig unbekannte Weltkarte von Albrecht Dürer entdeckt, und sie sogleich mit Unterstützung von Metternich abdrucken lassen.

*

Digitized by Google

Berlin, 14. Januar 1848.

Gleich nach meiner Rückkehr begab ich mich zu Patow, dem großen Mann, und fand das verständnisvollste Entgegenkommen; ich überreichte ihm einige meiner Sprößlinge, z. B. Les premiers habitants de la Russie. Da ich bereits mehrere Exemplare davon ins Ministerium gesandt habe, wird dieses Schriftchen dort nachgerade wohl gelesen sein. Er bewunderte mein „Französisch", was er selbst leider nur oberflächlich verstünde, versprach mir, mit Canitz zu reden und empfahl mir, am nächsten Montag zu ihm zu gehen.

Tu ich. „General v. Schäffer sind da, und Exzellenz lassen ersuchen, einmal des Abends zwischen 6 und 8 Uhr zu kommen."

Nun ging ich am Mittwoch morgen hin. Es war gerade mein Geburtstag. Das schien mir ein gutes Omen. Ich lasse mich melden und werde ins Empfangszimmer geführt. Nach wenigen Minuten erscheint im schwarzen Sammetschlafrock die baumhohe Exzellenz mit einer zerschossenen Nase und zwei schielenden Augen, entschuldigt sich wegen des ersteren, setzt mir freundschaftlichst auseinander, daß er mich früher nicht habe empfangen können; wir nehmen Platz, und nun entspann sich folgendes Gespräch:

Er: „Ich habe Ihr Gesuch erhalten, es muß erst durch manche Hände gehen. Ich möchte nun keine Schwierigkeiten machen, gebe Ihnen aber zu bedenken, daß die diplomatische Laufbahn nicht zu den unterhaltendsten gehört. Sie sind an Ihre interessanten Studien gewöhnt; wir dagegen haben meistens sehr ennuyante Geschäfte." (Canitz selbst hat sehr viel Sinn für Kunst und Wissenschaft).

Ich: „Ich habe von jeher mehr Sinn für das praktische als für das rein wissenschaftliche Treiben gehabt."

Er: „Im rein praktischen Leben findet man aber selten große Befriedigung."

Ich: „Es gibt doch wohl keinen Beruf, in dem man sich in so lebhaftem Verkehr mit der Wissenschaft, z. B. mit der Geschichte, erhalten kann, wie gerade in der Diplomatie."

Er: „Ja, ruckweise. Es kommt ein interessanter Tag vor, dann folgen vier langweilige Wochen." (Jetzt zog er plötzlich ein andres Register auf.) „Ich sehe, Sie haben sich mit dem Arabischen beschäftigt; können Sie auch das vulgär Türkische?"

Ich: „Nein, ich glaube aber, es leicht zu erlernen."

Er: „Es ist mit unsrer Gesandtschaft in Konstantinopel eine eigne Sache" — und nun erzählte er mir die ganze Geschichte von der Schleinitzschen Sendung, daß dieser nicht hingegangen sei, und schloß mit den Worten: „Dort scheint mir der beste Anfang für Ihre Laufbahn zu sein."

Ich fiel bei diesen Worten sehr angenehm aus den Wolken. Hatte ich doch in meinem Gesuch um Zulassung zum juristischen Examen gebeten! Und das (Gott sei's geklagt!) bildet ja nun einmal mit seinen Scheuklappen von Pandekten den Anfang einer preußischen diplomatischen Karriere. Und nun sagt mir der Minister, er habe mein Gesuch erhalten, gibt mir aber zugleich eine Antwort,

Digitized by Google

mit der er mir doch anzudeuten scheint, daß, wenn ich eintreten würde, von jenem Banausenexamen für mich nicht die Rede sein könne.

Jetzt erhoben wir uns beide, sagten uns einige Abschiedsschnödigkeiten, und beim Hinausgehen rief er mir noch, in Erinnerung an meinen früheren vergeblichen Besuch nach: „Glauben Sie nicht, daß ich inakzessibel bin; es hat sich damals unglücklich getroffen."

Das war mein Besuch beim preußischen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten am Morgen meines Geburtstages! Als ich zu Hause kam, fand ich auf meinem Schreibtisch ein Geschenk von Gröning: „Goethes Faust". Die ersten Worte, die ich aufschlage, sind:

Faust: Die Wette biete ich.

Mephistopheles:· Topp!

*

Berlin, 25. März 1848.

Bis auf den Grafen Arnim, dem man ungerechterweise noch immer die Itzstein-Heckersche Sache vorwirft, genießt das Ministerium und die jetzige Umgebung des Königs allgemeines Vertrauen. Wo das Herrscherpaar sich zeigt, ist es von Jubel umringt. Was wird nun das Ausland, was zunächst das übrige Deutschland zu diesen Ereignissen sagen? Wird Preußen wirklich die Hegemonie unsres Vaterlandes übernehmen können? Nach den Ansichten des Herrn v. Gagern (den ich neulich nicht nennen konnte, aber wohl jetzt, da er uns am selben Abend, wo ich bei ihm war, versicherte, daß er keine geheime Mission habe, sondern alle diplomatischen Konferenzen auf dem Markt abhalten könne) wird das ganze südliche Deutschland sich gern unter Preußen stellen. Bayern hat noch einstweilen gezögert, doch wird es auch hierin den vaterländischen Interessen förderlich sein. Oesterreichs Hauptmacht ist zu wenig deutsch, um Preußen den Vorrang streitig machen zu können. Der Norden von Deutschland endlich sieht doch schon lange in Preußen seinen Herrn. Wie ich soeben höre, soll der König dem Herzog von Augustenburg preußische Truppen (15 000 Mann) zur Verfügung gestellt haben: Dann ist auch Schleswig-Holstein ganz und gar unser. Und Polen? Mieroslawsky ist frei, alle Polen, die sich hier befinden, haben die deutsche Kokarde neben der polnischen aufgesteckt, in Russisch-Polen gärt es an allen Orten, der Erzbischof von Gnesen ist hier gewesen mit einer sehr wichtigen geheimen Mission — kurz, jetzt, wo alles möglich ist, wo ganz Europa aus seinen Angeln gehoben wird, mag man den Gerüchten, welche hier allgemein verbreitet sind, wohl Glauben schenken, daß die Polen dem König von Preußen die konstitutionelle Krone ihres Landes angeboten haben! Andre behaupten, Prinz Waldemar solle König vom gesamten Polen werden. So kreuzen sich jetzt die verschiedensten Gerüchte.

*

Berlin, 23. April 1848.

Während der letzten Wochen lebte man hier in fortgesetzter Unruhe. Emissäre und Wühler aller Art regten das untere Volk auf, man war immer eines neuen

Digitized by Google

Kampfes gewärtig. Dazu kamen die niederschlagenden Gerüchte aus den Provinzen, die teils von reaktionären Gefühlen geleitet, allen Maßregeln des Königs ihre Anerkennung versagten, teils noch weiter gehen wollten und allgemeine Anarchie für Preußen herbeisehnten, um dann desto schärfer eingreifen zu können. Durch den Landtag, der gestern und heute beraten hat, sind aber plötzlich alle Stimmen beschwichtigt. Das neue Wahlgesetz ist fertig, und binnen wenigen Wochen tritt hier eine Assemblée constituante zusammen, die über die Verfassung und das fernere Heil Preußens beraten wird. Ich beziehe nach wie vor meine Wachen. Vor wenigen Tagen hatten wir das Palais des Prinzen von Preußen zu besetzen, kampierten in den Salons der Prinzessin Louise und wünschen nichts sehnlicher als uns noch weiter zu betätigen. Von Zeit zu Zeit kommt Ernst Curtius herauf, um bei uns Mut zu sammeln und sich gegen die Emigrantenstimmung zu waffnen, die ihn in Potsdam umgibt.

Gestern verbreitete sich in Berlin das Gerücht aus angeblich guter Quelle, der Zar wolle Polen herausgeben, Leuchtenberg zum König machen und sich an die Spitze des Panslawismus stellen. Dann fällt Böhmen ab, und das Slawentum ist ein stärkerer Feind für Deutschland als je zuvor. Wenige Stunden darauf langte hier ein Senator aus Hamburg an mit der Nachricht, es lägen siebenundvierzig englische Linienschiffe am Ausfluß der Elbe, England würde Dänemark zu Hilfe kommen, wenn Preußen dem russischen Reich Holstein überließe.

*

Berlin, 21. Oktober 1849.

Die kürzlich abgeschlossene Union Preußens mit Oesterreich kann, wenn ersteres sich nicht wieder unterkriegen läßt, sehr erfreulich werden. Oesterreich wird sich nun doch dazu entschließen müssen, denn in Ungarn ist die Sache noch keineswegs beendigt. An den Südgrenzen sollen sich, wie ich zuverlässig höre, neue gewaltige Insurgentenmassen sammeln.

Bunsen hat gestern geschrieben, daß in den englischen Kriegshäfen eine Tätigkeit herrscht, wie er sie noch nie erlebt habe. Die Zukunft wird also wieder etwas unklar. Das Prophezeien habe ich schon längst aufgegeben, aber bei allem Vertrauen zu einer höheren Macht sehe ich doch keiner freudigen Zukunft für Deutschland entgegen. Die Welt bedarf zuweilen einiger Reinigungsprozesse, und ein Weltbrand wie der vom Jahre 1848 erlischt nicht so schnell. Mittlerweile aber geht es hier in der preußischen Hauptstadt wieder recht heiter zu. Illuminationen, Zweckessen, diplomatische Diners, italienisches Theater, Revuen — was braucht der Berliner mehr! Man ist wieder in ein so materielles Leben geraten, daß der Minister des Auswärtigen die launige Idee hatte, bei einem offiziellen Bankett am 15. Oktober an die Spitze der Menus, die neben den Couverts lagen, einen majestätischen preußischen Adler zu setzen, dessen Haupt statt der Krone eine große Ananas schmückte, und der mit der einen ausgestreckten Kralle ein Champagnerglas, mit der andern eine Gänseleberpastete hielt. Mit solchen Sachen beschäftigt sich der Mann, der im Jahre 1849 die auswärtigen

Digitized by Google

Angelegenheiten zu besorgen hat. An boshaften Bemerkungen darüber läßt die vornehme Welt es natürlich nicht fehlen. Ueber die Vertretung Preußens bei der neuen provisorischen Regierung in Frankfurt verlautet noch nichts Gewisses. Radowitz ist nach Erfurt zurückgekehrt, wie es heißt, mit dem festen Versprechen, jenen Posten anzunehmen.

*

Berlin, 30. Mai 1850.

Unsre nächsten vaterländischen Geschicke werden nun in Warschau beraten, wohin sich von hier außer dem Prinz von Preußen auch der allmächtige Meyendorff[1]) begeben hat. Kisseleff[2]) preßt im Boudoir der Lieven jeden Abend den Präsidenten Napoleon immer enger an seine Brust. 145000 Mann liegen in Paris, und Changarnier wünscht, daß die Gegenpartei losschlage; die wird sich aber hüten, denn im Monat Juni kommen die neuen Rekruten in die Armee, und ob die sich so unbedingt den Befehlen Changarniers fügen werden, ist noch zweifelhaft.

*

Berlin, 18. Juni 1850.

Politik wird hier augenblicklich nicht getrieben, ebensowenig wie in Frankfurt, wo die Vertreter der Unionsfürsten sich am Rhein amüsieren. Desto mehr ist wohl an der Weichsel ausgebrütet, und wie Sebastiani 1831 auf die heftigen Interpellationen der Linken nach der Einnahme der Polenhauptstadt ganz kalt erwiderte: „L'ordre règne à Varsovie," so kann Nikolaus uns jetzt dasselbe furchtbare Wort mit demselben Hohne entgegenwerfen. Dazu starke Protestgesetze, Verbot der Expedition der hiesigen Nationalzeitung durch die königlichen Posten und andre scherzhafte Geschichten mehr.

*

Berlin, 31. Juli 1850.

Die Teilnahme für Holstein ist hier allgemein. Wie es heißt, beabsichtigen die Dänen nun bald die Eider zu überschreiten. Die Werbungen von Unteroffizieren haben hier, wie in andern deutschen Städten, guten Fortgang, und die Fürstin von Waldeck hat gezeigt, daß, wenn die Männer aufhören zu handeln, die Frauen auftreten müssen.

*

Berlin, 19. September 1851.

Gestern vor drei Jahren tobte der Aufstand in Frankfurt, wurden Lichnowsky und Auerswald ermordet. Und heute kann Deutschland einen besonders dicken Strich im Kalender machen, denn heute soll Metternich seinen Einzug in Wien halten. Er hat bereits erklärt: „Je ne remonterai pas sur la scène; il ne me convient pas d'être dans les coulisses. Simple spectateur désormais, je me placerai aux premières loges; de là je jugerai les acteurs et je ne refuserai pas mes conseils à ceux qui me les demanderont."

*

[1]) Russischer Gesandter in Berlin.

[2]) Russischer Geschäftsträger in Paris.

Digitized by Google

Berlin, 2. Dezember 1851.

Das erste Kapitel meiner „Hansa“[1]) ist nun stark in Angriff genommen. Es beginnt mit einer kurzen Geschichte des Großfürstentums Litauen vom Jahre 1230 bis 1386. Am 14. Februar 1386 tritt Jagello zum Christentum über; Litauen wird mit Polen vereinigt; dadurch entsteht im Osten des preußischen Ritterstaates eine gefährliche Großmacht, die bald eine drohende Stellung zum Orden annimmt. Die alten Kämpfe zwischen den Deutschen und Litauen erhalten jetzt neue Wichtigkeit. Bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des fünfzehnten ist die Macht des Ordens noch im Steigen. Da kommt es im Jahre 1410 zu der großen Schlacht bei Tannenberg, wo die Ordensritter von den Litauern und Polen aufs Haupt geschlagen werden. Ein für den Orden schimpflicher Friede, der die reichsten Ordensbesitzungen unter polnische Hoheit bringt, ist die Folge. Von da ab sinkt die Macht des Ritterstaates. Es gewinnt den Anschein, als ob der Nordosten Deutschlands in seinem ganzen Entwicklungsgange gehemmt und hier der Grund zu einer polnisch-litauischen Herrschaft gelegt sei.

In diesem kritischen Moment tritt plötzlich ein Ereignis von höchster Bedeutung ein: Am 18. April 1415 (fünf Jahre nach dem Tage von Tannenberg) wird der Burggraf Friedrich von Hohenzollern vom Kaiser mit der Mark Brandenburg belehnt: Der kräftige, deutsche Fürstenstamm der Hohenzollern verlegt seinen Herrschersitz aus dem Herzen Deutschlands in die Nähe der baltischen Gestade, um hier in kurzer Zeit feste Wurzeln zu schlagen und nach dem allmählichen Verfall der Ordensmacht als Beschützer deutschen Lebens und deutscher Staatsentwicklung auftreten zu können.

Dies sind die Grundlinien des ersten Kapitels. Möchte es mir bald gelingen, die richtige Form für diese Gedanken zu finden.

*

Berlin, 7. Mai 1854.

Hier herrscht jetzt Graf Dohna. Bunsen und Bonin sind entlassen. Bismarck-Schönhausen ist aus Frankfurt unterwegs, um möglichenfalls das Auswärtige zu übernehmen. Manteuffel bleibt dann Ministerpräsident, denn daß er ganz austritt, glaube ich jetzt — trotz aller Redereien — nicht. Wohl aber wird er einige Demütigungen erfahren.

Die Räumung der Kleinen Walachei durch die russischen Truppen ist aus rein strategischen Gründen erfolgt. Schon 1828 spielte dieselbe Guzla. Paskevitsch ist bekannt dafür, daß er zu konzentrieren liebt.

An Kronstadt denken Engländer und Franzosen in diesem Jahre nicht mehr. Um die kleine Festung Sweaborg[2]) zu nehmen, müssen — wie der alte Napier

---

[1]) Verfall und Untergang der Hansa und des Deutschen Ordens in den Ostseeländern. Von Kurd v. Schlözer. Berlin 1853.

[2]) 9. bis 11. August 1855 von der französischen und englischen Flotte vergeblich bombardiert.

Digitized by Google

nach London geschrieben hat — zehn Linienschiffe geopfert werden, worauf er die sehr naive Antwort erhielt, er solle damit warten, bis das französische Geschwader beisammen sei.

Die Franzosen werden nächstens bei Athen Truppen landen. In Gallipoli treffen sie Vorkehrungen für einen jahrelangen Aufenthalt. Nach Konstantinopel wollen sie ungern, weil ihnen dann der Rückzug versperrt werden könnte. In den alten Dardanellenforts sind sie sicherer.

*

Berlin, 11. Mai 1855.

Inzwischen sind große Dinge vorgegangen. Aber so bunt es auch aussieht, einmal wird der Krimfeldzug mit einem Frieden enden müssen. Rasch kann er nicht kommen, aber der Grund ist gelegt, und alle Mächte werden überglücklich sein, eine schickliche Form zur Vereinbarung zu finden. Daran wird auch der Ministerwechsel in Paris nichts ändern.

Währenddessen gestalten sich die Dinge in Frankreich immer eigentümlicher. Louis hatte als richtiger Abenteurer den letzten Trumpf ausgespielt — einen Krieg. Aber dieser kostet furchtbar viel Geld und Blut, und die Erfolge gehen der sanguinischen Armee, der Louis schließlich seine Krone verdankt, noch immer nicht rasch genug. Dadurch ist dort eine gefährliche Stimmung aufgekommen. „Le mécontentement de l'armée grandit à mesure qu'elle acquiert la conviction qu'elle a été l'instrument non pas seulement d'une féminité, mais d'une folie." (Aus einem Privatschreiben aus Paris.) Nun muß Louis trotz allem durchhalten. Zurückziehen kann er die Truppen nicht ohne weiteres, einen neuen Krieg etwa mit Preußen kann er auch nicht anfangen, denn er hat dazu nur 100 000 Mann zur Disposition; außerdem wäre eine solche Invasion in Deutschland doch zu eigentümlich — jetzt, wo bei der Pariser Weltausstellung Tausende von Deutschen seine Gäste sind. Genug, Louis hat allen Grund, nachzudenken, davon bin ich jetzt ebenso überzeugt, wie ich nach dem 2. Dezember — trotz aller Gegendemonstrationen — annahm, daß sein Stern im Aufsteigen begriffen sei. Die Kaiserin Eugenie hat neulich zu einer Person ihrer Umgebung geäußert: „Qu'est-ce que je deviendrai quand ceci sera détruit," und Louis selbst soll eigentümliche Andeutungen gemacht haben, als ob er bei nächster Gelegenheit einmal des Nachts mit seiner gefüllten Schatulle durchbrennen würde — vielleicht unter dem Vorwand, seine braven Truppen in der Krim besuchen zu müssen. Doch damit hat es noch gute Wege. Vorläufig sitzt er noch auf dem Stuhl, aber der Stuhl wackelt, wenn auch ein gewandter Balanceur sich gewiß manches Jahr halten wird, bis er mitsamt seinem Thron zusammenbricht. Besonders wütend ist er jetzt wieder auf Oesterreich. Er hat alles Vertrauen zu Buol und dem jungen Franz Joseph verloren, und auf der andern Seite weiß er doch recht gut, daß er den Krieg ohne Oesterreichs Mithilfe nicht fortführen kann.

Es war ein eignes Gefühl, als ich diesertags Gelegenheit fand, die im vorigen Frühjahr so viel besprochene, von Louis verfaßte „Révision de la carte d'Europe" zu lesen, die jetzt nur im Manuskript existiert. Was hatte

Digitized by Google

der Mann damals alles vor mit Finnland, Polen, Livland, dem Kaukasus, der Donau, der Krim! Und wie lächerlich haben sich die Alliierten gemacht! Ich verdenke es ihnen nicht, wenn sie jetzt wütender denn je auf Preußen sind, das ihnen bei der Ausführung ihrer „hochherzigen, Europa beglückenden" Pläne so hinderlich gewesen ist. Was würde Louis darum geben, wenn er dies alles nicht unternommen hätte! „On peut toutefois affirmer qu'il regrette de s'être engagé dans cette affaire de Crimée; c'est déjà beaucoup qu'il éprouve ce sentiment!" So denkt man in Paris.

Die Zukunft des Völkerrechts

Von

Karl v. Stengel

I.

Mit dem Ausdruck „Völkerrecht" bezeichnet man die Gesamtheit der Rechtsgrundsätze und Vorschriften, welche die friedlichen wie kriegerischen Beziehungen der in staatlichen Gemeinwesen organisierten Völker regeln. Diese Staaten bilden die sog. völkerrechtliche Gemeinschaft.

Jede Rechtsgemeinschaft setzt eine gewisse Gemeinsamkeit der Kultur und der sich aus ihr ergebenden ethischen Anschauungen unter den die Gemeinschaft bildenden Personen und Gemeinwesen voraus, da nur auf dieser Grundlage eine die Mitglieder der Gemeinschaft bindende Rechtsordnung entstehen kann. Außerdem ist notwendig, daß die Personen und Gemeinwesen, die eine Rechtsgemeinschaft bilden sollen, sich gegenseitig als Rechtssubjekte anerkennen und daher bereit sind, miteinander in Verkehr zu treten.

Im Altertum fehlte es für die Entstehung und Ausbildung des Völkerrechts in der Hauptsache an diesen Voraussetzungen. Namentlich waren die Griechen und Römer nicht geneigt, andre Völker als sich gleichwertig und gleichberechtigt zu betrachten. Daher finden sich im Altertum nur schwache Ansätze zu einer Völkerrechtsbildung. Im wesentlichen waren nur gewisse Grundsätze über den Abschluß von Staatsverträgen, über die Stellung der Gesandten und über einzelne Milderungen in der Kriegführung anerkannt, die von den Griechen und Römern auch den „Barbaren" gegenüber beobachtet wurden, mit welchem Namen die Griechen und Römer alle andern Völker bezeichneten.

Auch im Mittelalter waren die Verhältnisse der Ausbildung des Völkerrechts insofern nicht günstig, als die Anschauung bestand, daß die sämtlichen christlichen Staaten ein einheitliches theokratisches Weltreich bildeten mit Kaiser und Papst an der Spitze, da diese Idee an und für sich den Bestand einer Anzahl voneinander unabhängiger und gleichberechtigter Staaten ausschloß. Freilich konnte diese Idee aus verschiedenen in der Natur der Sache liegenden Gründen und außerdem auch deshalb nicht verwirklicht werden, weil sich gegen

Digitized by Google

das Ende des Mittelalters die großen Nationalstaaten, England, Frankreich, Spanien usw., bildeten, die die Unterordnung unter Kaiser und Papst bestritten und ihre Unabhängigkeit gegen jede höhere Gewalt geltend machten und daher Anerkennung als souveräne, unter keiner höheren Gewalt stehende Gemeinwesen beanspruchten, eine Entwicklung, die die Voraussetzung der heute geltenden Völkerrechtsordnung schuf. Immerhin hatte die erwähnte mittelalterliche Idee die Wirkung, daß sich die christlichen Staaten zunächst als eine geschlossene Gemeinschaft gegenüber den nichtchristlichen Staaten betrachteten, denen sie die volle Anerkennung und Gleichberechtigung versagten.

Nachdem die Reformation die Idee eines christlichen Weltreichs mit dem Papste als Spitze und Oberhaupt endgültig beseitigt hatte, trat mit dem westfälischen Friedensvertrag von 1648 die Entwicklung und Ausbildung des modernen Völkerrechts ein, das durch Hugo Grotius auch seine theoretische Begründung fand.

Anfänglich umfaßte die völkerrechtliche Gemeinschaft nur die auf europäisch-christlicher Kultur beruhenden Staaten, nämlich die christlichen Staaten in Europa und die aus ehemaligen Kolonien europäischer Staaten in Amerika entstandenen staatlichen Gemeinwesen, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko, Chile, Peru, Brasilien usw.

An diese den Kern der völkerrechtlichen Gemeinschaft bildenden Staatengruppe hat sich im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine ganze Anzahl nichtchristlicher Staaten angeschlossen.

Zuerst wurde durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856 die Türkei mit ihren Vasallenstaaten „in das europäische Konzert aufgenommen", später folgten andre nichtchristliche Staaten, wie Persien, China, Japan, Siam usw.

Die Aufnahme dieser Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft erfolgte deshalb, weil sich die Beziehungen derselben mit den christlichen Staaten fortwährend vermehrten und die nichtchristlichen Staaten sich den Vorschriften der von den christlichen Staaten ausgebildeten Völkerrechtsordnung unterwarfen, in diplomatischen Verkehr mit den christlichen Staaten traten, mit denselben völkerrechtliche Verträge schlossen usw.

Infolge dieser Entwicklung hat sich das Völkerrecht, das zunächst nur für die christlichen Staaten in Europa galt und daher als „europäisches Völkerrecht" bezeichnet wurde, auf immer mehr Staaten erstreckt und findet gegenwärtig in allen Weltteilen Anwendung.

Zu bemerken ist dabei, daß die Aufnahme der aus ehemaligen, vom Mutterlande abgefallenen Kolonien in Amerika entstandenen Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft stillschweigend erfolgte, während die Türkei ausdrücklich aufgenommen wurde, weil es sich hier um einen Staat handelte, dessen Kultur und Rechtseinrichtungen auf ganz andrer Grundlage beruhen wie die der christlichen Staaten.

Nachdem aber einmal die Aufnahme der Türkei erfolgt war, unterlag die stillschweigende Aufnahme andrer nichtchristlicher Staaten in die völkerrechtliche Gemeinschaft keinem Bedenken, da durch die Aufnahme der Türkei anerkannt war, daß es für den Eintritt in die völkerrechtliche Gemeinschaft genügt, wenn der

Digitized by Google

betreffende Staat die für den internationalen Verkehr der christlichen Staaten geltende Rechtsordnung auch für sich bindend betrachtet, gleichgültig, auf welchen Grundlagen im übrigen seine Zivilisation beruht.

Durch die Ausdehnung der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf die amerikanischen Staaten einerseits und nichtchristliche Staaten anderseits sind die Grundsätze des Völkerrechts, wie sie sich unter den christlichen Staaten in Europa ausgebildet haben, zunächst nicht berührt worden, da auch die nichtchristlichen Staaten, wenn sie als Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft anerkannt sein wollten, sich der für diese Gemeinschaft geltenden Rechtsordnung unterwerfen mußten. Es war dies um so leichter möglich, weil das Völkerrecht nicht in dem Maße wie z. B. das Privatrecht und namentlich das Strafrecht von den in einem Volke herrschenden religiösen Vorstellungen und den darauf beruhenden ethischen Anschauungen abhängig ist.

Eine andre Frage ist freilich, ob nicht im Laufe der Zeit der Einfluß sowohl der amerikanischen wie der mongolischen Staaten Anschauungen zur Geltung bringen wird, die von den bisher in der völkerrechtlichen Gemeinschaft herrschenden und anerkannten Grundsätzen abweichen, zumal bereits jetzt die Union in der Monroedoktrin Ansprüche erhebt, die sich schwerlich mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung vereinigen lassen.[1])

II.

Wie im Laufe des vorigen Jahrhunderts der Umfang der völkerrechtlichen Gemeinschaft erheblich zugenommen hat, wurden auch die Beziehungen der Mitglieder dieser Gemeinschaft viel zahlreicher und zum Teil auch andersartiger als in früheren Zeiten. Sie gestalteten sich insofern andersartiger, als in früheren Jahrhunderten die kriegerischen Beziehungen unter den Staaten an Zahl und Bedeutung überwogen. Das verflossene Jahrhundert und auch dieses Jahrhundert haben zwar auch noch zahlreiche und blutige Kriege gesehen, daneben nahmen aber die friedlichen Beziehungen an Zahl und Bedeutung immer mehr zu. Dies machte sich namentlich auf dem Gebiete des wirtschaftlichen Lebens geltend, wie die zahlreichen Handels-, Zoll- und Konsularverträge, namentlich aber die von einer großen Anzahl von Staaten, ja selbst von der ganzen völkerrechtlichen Gemeinschaft eingegangenen Vereinbarungen, wie der Weltpostverein, der Telegraphenverein und andre hierhergehörige Vereinbarungen, sog. Unionen, beweisen. Im Zusammenhang damit hat sich mehr und mehr ein Gefühl der Solidarität bei den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft und die Ueberzeugung geltend gemacht, daß gewisse Angelegenheiten nicht zum einseitigen Vorteile einzelner Staaten erledigt werden dürfen, sondern im allgemeinen Interesse von der Gesamtheit der Gemeinschaft oder doch von einer erheblichen Anzahl ihrer Mitglieder geregelt werden müssen. Auf dieser Anschauung beruhen z. B. die Bestimmungen der die Verhältnisse von Zentralafrika regelnden Kongo-

[1]) Vgl. Ullmann, Völkerrecht (1908), S. 464.

Digitized by Google

akte vom 26. Februar 1875 und der Brüsseler Generalakte vom 1. Juli 1890, die eine energische Bekämpfung des afrikanischen Sklavenhandels bezweckt, dessen Beseitigung bereits auf dem Wiener Kongreß von 1814/15 als erstrebenswertes Ziel bezeichnet worden war.

Im Zusammenhange damit sind auch die Verhandlungen und Beschlüsse der beiden Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 zu erwähnen.

Der Umstand, daß im vorigen Jahrhundert die friedlichen Beziehungen unter den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft sich so sehr vermehrten, hat nämlich dazu beigetragen, daß die pazifistische Bewegung, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Amerika entstand und sich von da aus auch in Europa verbreitete, erheblich zunahm.

Das Ziel der Friedensbewegung ist die Beseitigung des Krieges und die Herstellung eines dauernden Friedenszustandes unter allen zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten. Zu diesem Zwecke sollen sich zunächst alle Staaten in einem Weltschiedsvertrage verpflichten, etwaige unter ihnen entstehende Streitigkeiten nicht im Wege kriegerischer Selbsthilfe zum Austrage zu bringen, sondern im schiedsgerichtlichen Verfahren von einem ständigen Schiedsgerichtshofe erledigen zu lassen.

Der Abschluß eines solchen Weltschiedsvertrags soll nur die Vorstufe sein zu einer Föderation sämtlicher Staaten, die zu einem Weltstaatenbund oder Weltbundesstaat, in welchem die Selbsthilfe unter dessen Mitgliedern schon verfassungsmäßig ausgeschlossen wäre, vereinigt werden sollen.

Könnte das Ziel der Friedensbewegung erreicht werden, so würde dadurch die gegenwärtig geltende Völkerrechtsordnung eine völlige Aenderung erfahren. Die völkerrechtliche Gemeinschaft beruht nämlich auf dem Grundsatz, daß ihre Mitglieder souveräne, keiner höheren Gewalt unterworfene staatliche Gemeinwesen sind. Würde aber die völkerrechtliche Gemeinschaft in eine Weltföderation umgewandelt, so wären deren Mitglieder einer Bundesgewalt untergeordnet und daher in ihrer Souveränität mehr oder weniger beschränkt. Es gäbe kein Völkerrecht mehr, sondern nur ein Weltbundesrecht, das den Mitgliedern der „Weltföderation" das Maß ihrer Bewegungsfreiheit vorschreiben würde.

Die Einberufung der ersten Friedenskonferenz im Jahre 1899 durch die russische Regierung erfolgte insofern im Sinne der Friedensbewegung, als im Konferenzprogramm eine Vereinbarung über den Stillstand der Rüstungen und die Regelung des schiedsgerichtlichen Verfahrens aufgeführt waren. Die Ergebnisse der Konferenz entsprachen jedoch keineswegs den hochgespannten Erwartungen der Friedensfreunde, weil eine Vereinbarung über eine Beschränkung der Rüstungen nicht zustande kam und die Konferenz nur eine Regelung des fakultativen Schiedsverfahrens vornahm, dagegen der Antrag auf Einführung des obligatorischen Schiedsverfahrens und Bestellung eines ständigen Schiedsgerichtshofs von der Konferenz abgelehnt wurde. Im übrigen kodifizierte die Konferenz das Landkriegsrecht und stellte verschiedene, Milderungen des Kriegsrechts betreffende, Vereinbarungen fest.

Digitized by Google

Auch die zweite Friedenskonferenz vom Jahre 1907 hielt in ihrer Mehrheit an dem Grundsatze der fakultativen Schiedssprechung fest. Es konnte infolgedessen über den Entwurf eines auf dem Grundsatze der obligatorischen Schiedssprechung beruhenden Weltschiedsvertrags keine Einigung erzielt werden, wenn auch die Konferenz auffallenderweise eine Resolution annahm, in der sie sich für eine grundsätzliche Anerkennung der obligatorischen Schiedssprechung erklärte.

Außerdem kam auf der zweiten Friedenskonferenz eine Anzahl auf das Landkriegsrecht wie das Seekriegsrecht bezüglicher Beschlüsse zustande, während sich die an die zweite Friedenskonferenz anschließende Londoner Seerechtskonferenz vom Jahre 1908/09 mit der Regelung verschiedener Gegenstände des Seekriegsrechts beschäftigte.

Es soll nicht verkannt werden, daß die beiden Friedenskonferenzen und die Londoner Seerechtskonferenz sowohl mit Rücksicht auf die große Zahl der Teilnehmer an den Konferenzen wie im Hinblick auf die erörterten Gegenstände bedeutsam waren. Es handelte sich bei diesen Konferenzen wie bei der Kongokonferenz und Antisklavereikonferenz nämlich um die Verhandlung und Beschlußfassung über Gegenstände, die nicht bloß einzelne Staaten berühren sondern die ganze völkerrechtliche Gemeinschaft angehen und daher nur auf Konferenzen, an denen möglichst viele Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft beteiligt sind, geregelt werden können.

Die auf diesen Konferenzen festgestellten Vereinbarungen erscheinen ferner als bemerkenswerte Versuche der Kodifikation einzelner Materien des Völkerrechts, nämlich des Land- und Seekriegsrechts, und der für die Beilegung internationaler Streitigkeiten auf gütlichem Wege, namentlich durch schiedsgerichtliche Entscheidung, festzusetzenden Vorschriften.

Man mag übrigens die Ergebnisse der beiden Friedenskonferenzen so günstig beurteilen wie man will, jedenfalls haben sie, wie die Erfahrung gezeigt hat, den Krieg nicht beseitigt und den „ewigen Frieden" noch nicht gebracht.

Wenn man die auf beiden Friedenskonferenzen so häufig gebrauchten Redensarten von Friedensliebe, Brüderlichkeit, Gerechtigkeitssinn, Solidaritätsgefühl unter den Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft usw. hörte, hätte man freilich meinen können, die Aera des ewigen Friedens sei bereits angebrochen, die von den friedfertigsten Gefühlen beseelten Regierungen würden sich beeilen, die von den Pazifisten angestrebte Weltföderation zu bilden, eine allgemeine Abrüstung vorzunehmen und, um mit den Stiftern der Heiligen Allianz vom Jahre 1815 zu sprechen, „in ihren gegenseitigen Beziehungen keine andre Richtschnur zu beobachten als die Vorschriften der christlichen Religion und die Grundsätze der Gerechtigkeit, der brüderlichen Liebe und des Friedens". In Wirklichkeit lag aber die Sache freilich anders.

Sieht man ganz ab von dem tiefgehenden Gegensatze zwischen den arischen und mongolischen Völkern und der Verschiedenheit der politischen und wirtschaftlichen Interessen zwischen Europa und Amerika, so war auch bei den europäischen Staaten von Brüderlichkeit und Solidaritätsgefühl nichts zu spüren.

Digitized by Google

Bereits im Jahre 1907 war der teuflische Plan eines Ueberfalls von Deutschland von den Mächten des Dreiverbandes unter Mitwirkung Belgiens genau festgestellt. Trotzdem haben die Delegierten dieser Staaten noch auf der Friedenskonferenz vom Jahre 1907 in Phrasen der Brüderlichkeit und Friedensliebe geradezu geschwelgt, eine Tatsache, die recht schlagend beweist, mit welcher Heuchelei und Unwahrhaftigkeit auf den beiden Friedenskonferenzen verfahren wurde.

Wer die Summe von Gemeinheit, Haß und Niedertracht gesehen hat, die unsre Feinde während dieses Krieges und auch vor demselben gegen uns entwickelt haben, dem müssen die Phrasen der Friedensfreunde von Völkerverbrüderung usw. als der blutigste Hohn erscheinen. Trotzdem gab es leider in Deutschland leichtgläubige Schwärmer, die in völliger Verkennung der Verhältnisse an eine Aussöhnung mit Frankreich und eine Verständigung mit England glaubten und dafür arbeiteten.

III.

Wohl in jedem Kriege sind Verletzungen der Grundsätze und Vorschriften des Kriegsrechts vorgekommen, das als einer der wichtigsten Teile der Völkerrechtsordnung betrachtet werden muß. Niemals ist aber das Völkerrecht fortgesetzt in so schamloser Weise verletzt und mit Füßen getreten worden, wie es während dieses Krieges von unsern Feinden geschehen ist. Namentlich verfuhr England nach dem Grundsatze „Macht geht vor Recht" nicht bloß gegen uns, sondern auch gegen die Neutralen,[1]) darunter auch die angeblich so mächtige Union, die sich in der Meinung, England besitze noch die frühere Weltmachtstellung, von dessen Regierung die unglaublichsten Bedrückungen und Rechtsverletzungen gefallen ließen.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß man von einem Zusammenbruche des Völkerrechts gesprochen hat. Davon kann aber nicht die Rede sein.[2])

Wie überhaupt durch alle Rechtsverletzungen weder das Strafrecht noch das Privatrecht beseitigt wird, so kann auch durch alle Völkerrechtsbrüche im gegenwärtigen Kriege weder das Völkerrecht aufgehoben noch die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgelöst werden.

Es kann sich nur darum handeln, wie in Zukunft das Völkerrecht wieder gefestigt werden soll und wie sich dessen weitere Entwicklung vollziehen wird.

[1]) England handelte dabei ganz im Sinne George Cannings, der in bezug auf den britischen Neutralitätsbruch gegenüber Dänemark im Jahre 1807 sagte: „Nie ist von irgendeinem andern Volke etwas getan worden, was entschiedener allem Uebereinkommen des sog. Völkerrechts zuwidergelaufen wäre. Wir erachteten es für ratsam und notwendig und förderlich, und wir hatten die Macht, es zu tun, daher taten wir es. Schämen wir uns dessen? Nein, sicherlich nicht, wir sind stolz darauf! — Von der Heiligkeit des Völkerrechts zu reden ist für Leute unsers Landes nichts als Heuchelei und Unwissenheit." „Deutschland und der Weltkrieg", S. 376.

[2]) Vgl. Dr. Ernst Müller-Meiningen, „Der Weltkrieg 1914/15 und der Zusammenbruch des Völkerrechts." 3. Aufl. 1915. S. 579 ff. — Zitelmann, „Der Krieg und das Völkerrecht" in „Deutschland und der Weltkrieg". S. 644 bis 676.

Digitized by Google

In dieser Beziehung dürfte so viel feststehen, daß diese Entwicklung nicht im Sinne der pazifistischen Ideen und Ziele vor sich gehen wird. Vor allem hat der gegenwärtige Krieg mit hinreichender Deutlichkeit gezeigt, daß die zwischen verschiedenen Mitgliedern der völkerrechtlichen Gemeinschaft bestehenden tiefgehenden Gegensätze nicht durch gütliche Mittel, wie schiedsgerichtliche Entscheidungen, ausgeglichen werden können, sondern mit Waffengewalt zum Austrage gebracht werden müssen.

Daher darf man nicht glauben, daß dieser Krieg der letzte sein wird und daß nach dessen Beendigung die Periode des ewigen Friedens eintreten werde. Die bestehenden Gegensätze unter den Gegnern im gegenwärtigen Weltkriege werden nach dem Kriege nicht verschwinden, sondern in verstärktem Maße fortbestehen und noch Anlaß zu manchen kriegerischen Zusammenstößen geben.

Noch weniger kann an die Vereinigung aller zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten in eine Weltföderation gedacht werden, da es sich bei dieser Idee um eine Utopie handelt, die niemals verwirklicht werden kann.

Die Bildung eines Staatenbundes wie eines Bundesstaates setzt voraus, daß die betreffenden Staaten durch nationale Zusammengehörigkeit, geographische Lage, politische und wirtschaftliche Interessen aufeinander angewiesen sind, so daß das Bundesverhältnis nur die rechtliche Form für die bereits tatsächlich bestehende Gemeinschaft erscheint. In der Regel bot und bietet auch die Schaffung eines Bundesstaats aus verschiedenen zu derselben Nation gehörigen Staaten nur einen Ersatz dafür, daß es nicht gelang, dieselben zu einem Einheitsstaat zu vereinigen bzw. in einem solchen zusammenzuhalten. Das bundesstaatlich organisierte Deutsche Reich einerseits und der italienische Einheitsstaat anderseits bieten in dieser Hinsicht recht treffende Beispiele. Wo nicht ausschließlich oder doch vorwiegend nationale Gründe für die Bildung eines Bundesstaates maßgebend waren, werden, wie die schweizerische Eidgenossenschaft zeigt, die betreffenden Staaten durch jahrhundertelange geschichtliche Entwicklung, geographische Lage und besondere internationale Verhältnisse zusammengehalten.

Die sämtlichen christlichen Staaten von Europa beruhen nun allerdings bekanntlich auf gewissen gemeinsamen Grundlagen. Abgesehen davon, daß die Bevölkerung der meisten dieser Staaten der arischen Rasse angehört und in größerem oder geringerem Grade sogar aus germanischen Elementen gebildet oder wenigstens von denselben durchsetzt ist, so fällt vor allem ins Gewicht, daß die Rechtsordnung und die gesamte Kultur der europäischen Staaten auf der Grundlage des Christentums beruhen. Diese gemeinsame Grundlage bewirkte, daß im Mittelalter diese Staaten als ein einheitlicher Organismus, als eine Universalmonarchie mit Kaiser und Papst an der Spitze betrachtet wurden. Wie bereits angedeutet, konnte aber auch diese Idee niemals vollständig verwirklicht werden, und schließlich ist sie ganz verschwunden.

Wie die Idee der christlichen Universalmonarchie im Mittelalter nicht verwirklicht werden konnte, so hatte auch das Weltreich, das Alexander der Große zu schaffen unternahm, keinen Bestand; es fiel ebenso das römische Weltreich

Digitized by Google

wieder auseinander, weil das Selbständigkeitsgefühl der in solchen Weltreichen äußerlich verbundenen Völker der Zusammenfassung widerstrebte.

Noch weniger möglich ist natürlich eine staatliche Organisation sämtlicher zur völkerrechtlichen Gemeinschaft gehörigen Staaten, da die Verschiedenheit der Rassen und Völker, die auf diese Weise einheitlich verbunden werden sollen, viel zu groß ist, ganz abgesehen davon, daß es ganz ausgeschlossen erscheint, ein solches Weltreich oder eine solche Weltföderation zu regieren und zu verwalten.

Nur nebenbei mag darauf hingewiesen werden, daß, wie die Bildung der verschiedenen Nationalstaaten und Bundesstaaten sich nicht ohne langwierige und blutige Kämpfe vollzogen hat, voraussichtlich jeder Versuch, eine Weltföderation zu schaffen, zu schweren kriegerischen Verwicklungen führen würde.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß selbst die Vereinigung mehrerer Staaten zu einem Staatenbunde oder Bundesstaate noch keineswegs die Garantie gibt, daß es unter den Mitgliedern nicht zur Selbsthilfe, d. h. zum Kriege kommt. Wie sich jede Bundesexekution wegen Verletzung der Bundespflichten in einen Krieg unter den Bundesgliedern verwandeln kann, so sind bei keinem Bunde Sezessionsbestrebungen ausgeschlossen, die, wenn sie eine gewisse Stärke erlangt haben, mit Notwendigkeit zum Kriege führen, wie der Sonderbundskrieg in der Schweiz vom Jahre 1847, der nordamerikanische Sezessionskrieg in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und der Deutsche Krieg vom Jahre 1866 schlagend beweisen. Daß die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit kriegerischer Konflikte bei einer Weltföderation viel größer sein wird als bei den erwähnten Föderationen, wird sich wohl nicht bestreiten lassen.

Die Ueberzeugung, daß der Plan, alle Mitglieder der völkerrechtlichen Gemeinschaft in eine Weltföderation zu vereinigen, eine Utopie ist, hat verschiedene Anhänger dieser Idee zu dem Vorschlage veranlaßt, die geplante Föderation zunächst auf Europa, etwa mit Ausschluß von Rußland und England, zu beschränken.

Aber auch dieser Plan der „Vereinigten Staaten von Europa" erweist sich als nicht durchführbar. Schon wiederholt ist von ernsthaften Politikern vorgeschlagen worden, einen mitteleuropäischen Zollverein aus den europäischen Staaten ohne Rußland und ohne England, die ebenso wie Nordamerika sich selbst genügende wirtschaftliche Einheiten zu bilden vermögen, zu errichten. Dieser Plan hat insofern seine Berechtigung, als auf diese Weise die mitteleuropäischen Staaten in die Lage gesetzt würden, der übermächtigen wirtschaftlichen Konkurrenz, die ihnen von England, Rußland und Amerika droht, zu begegnen. Bisher ist es aber noch nicht gelungen, einen solchen mitteleuropäischen Zollbund zu gründen, da die politischen und wirtschaftlichen Gegensätze unter den in Betracht kommenden Staaten zu groß waren, und namentlich die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nicht beseitigt werden konnte.

Wenn es nicht einmal gelungen ist, eine engere zollpolitische Einigung der mitteleuropäischen Staaten zu bewirken, obwohl deren Vorteile auf der Hand lagen, um wieviel weniger kann daran gedacht werden, eine auch noch andre

Digitized by Google

Zwecke verfolgende Föderation der europäischen Staaten zu schaffen. Am allerwenigsten ist nach diesem Kriege an die Verwirklichung derartiger Pläne zu denken, da bei den an demselben beteiligten Staaten Gegensätze zutage getreten sind, die in absehbarer Zeit nicht verschwinden werden.

Da an eine Organisation der völkerrechtlichen Gemeinschaft auf föderativer Grundlage nicht zu denken ist, so muß an den bisherigen Grundlagen des Völkerrechts, wonach die völkerrechtliche Gemeinschaft eine Gesellschaft souveräner gleichberechtigter Staaten ist, festgehalten werden.

Diese Grundlagen entsprechen auch vollständig den Bedürfnissen der völkerrechtlichen Gemeinschaft.

Von den Pazifisten wird allerdings behauptet, daß der gegenwärtige Zustand der völkerrechtlichen Gemeinschaft ein „anarchischer" sei und daß sich aus diesem anarchischen Zustande eine Reihe von Nachteilen, namentlich die fortwährende Gefahr kriegerischer Zusammenstöße, ergebe.

Daß auch die Umbildung der völkerrechtlichen Gemeinschaft in eine Weltföderation die Gefahr kriegerischer Zusammenstöße unter den Mitgliedern derselben nicht beseitigen würde, ist bereits hervorgehoben worden. Aber auch ganz abgesehen davon, ist die Behauptung, daß der gegenwärtige Zustand der völkerrechtlichen Gemeinschaft ein anarchischer sei, unrichtig und tendenziös. Die völkerrechtliche Gemeinschaft ist schon deshalb nicht anarchisch, weil sie durch die Völkerrechtsordnung, der alle ihre Mitglieder untergeben sind, zusammengehalten wird. Sie besitzt ferner zwar keine ständigen Organe, aber sie ist in der Lage, sich in Kongressen und Konferenzen jederzeit Organe zu schaffen, durch die sie gemeinsame Angelegenheiten erledigen kann. Sie hat auch schon durch eine große Anzahl von Vereinbarungen wichtige gemeinsame Angelegenheiten geregelt und sogar eine Anzahl internationaler Behörden, wie z. B. das Bureau des Weltpostvereins und ähnliche Einrichtungen geschaffen.

Die völkerrechtliche Gemeinschaft besitzt daher bereits eine Organisation, wie sie einer Gesellschaft entspricht, die sich aus souveränen Gemeinwesen zusammensetzt, während die Bestrebungen, eine Weltföderation in größerem oder kleinerem Umfange zu schaffen, im Widerspruch mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung stehen würde, weil eine föderative Organisation die Unterordnung der Staaten unter eine Zentralgewalt, also eine Minderung ihrer Souveränität zur Folge haben würde. Nicht darum handelt es sich, eine neue Organisation für die völkerrechtliche Gemeinschaft zu schaffen, sondern darum, daß unter Festhaltung der Grundlagen der Völkerrechtsordnung ihre Grundsätze und Vorschriften in der Praxis auch von allen Seiten beobachtet werden.

An der Fortdauer der völkerrechtlichen Gemeinschaft und dem Fortbestande der Völkerrechtsordnung nach dem Kriege kann aber schon deshalb nicht gezweifelt werden, weil die zivilisierten Staaten schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht für sich allein bestehen können, sondern aufeinander angewiesen sind, wenn es auch nicht leicht sein wird, die durch den Krieg abgebrochenen friedlichen Beziehungen unter den Teilnehmern am Weltkriege wieder neu anzuknüpfen, und

Digitized by Google

es eine völlige Verkennung der Verhältnisse ist, wenn eine Aera des Freihandels erwartet und von der Durchführung des Freihandelssystems der ewige Friede erhofft wird.

Neben dem Grundsatze der Souveränität der Staaten ist die wichtigste Grundlage der völkerrechtlichen Gemeinschaft die Gleichberechtigung ihrer Mitglieder. Selbstverständlich macht sich, wie in jeder Gemeinschaft, auch in der völkerrechtlichen Gemeinschaft die Verschiedenheit der Größe und Bedeutung der einzelnen Staaten geltend. Ein Kleinstaat hat nicht den Einfluß und das Gewicht wie eine Großmacht.

Wiederholt haben daher die Großmächte allein irgendeine gemeinsame Angelegenheit geordnet, während die übrigen Staaten sich stillschweigend dieser Regelung angeschlossen haben.[1]) Dagegen würde es im Widerspruche mit den Grundlagen der Völkerrechtsordnung stehen, wenn ein Staat den Anspruch erheben würde, allein in der völkerrechtlichen Gemeinschaft in der einen oder andern Richtung ausschlaggebend zu sein und allen andern Staaten seinen Willen aufzuzwingen.

Diesen Anspruch hat aber England schon seit mehr als einem Jahrhundert erhoben und auch in weitem Umfange zur Geltung zu bringen gewußt. Gestützt auf einen riesigen Kolonialbesitz in allen Weltteilen und im Besitze einer gewaltigen, allen andern Seemächten überlegenen Flotte, hat es eine Art Weltmachtstellung eingenommen und überall seine Interessen in der gewalttätigsten Weise zur Geltung gebracht, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch die Rechte andrer Staaten oder die Interessen der völkerrechtlichen Gemeinschaft geschädigt werden.

Die Uebergriffe, die sich England schon im achtzehnten Jahrhundert während seiner Seekriege neutralen Staaten gegenüber zuschulden kommen ließ, haben dazu geführt, daß sich seinerzeit verschiedene Staaten, darunter Rußland und Nordamerika, zu den unter dem Namen der „bewaffneten Neutralität" bekannten Vereinigungen vom Jahre 1780 und 1800 zusammenschlossen,[2]) um diesen Uebergriffen entgegenzutreten, während sich in diesem Kriege die neutralen Staaten in geradezu verächtlicher Weise von England knebeln ließen, ohne mehr zu tun, als zu protestieren. Soll eine gesunde Weiterentwicklung des Völkerrechts in der Zukunft eintreten, so ist vor allem notwendig, daß allen Weltherrschaftsgelüsten, mögen sie von englischer, russischer oder amerikanischer Seite ausgehen, entschieden entgegengetreten wird.

Zu diesem Zwecke genügt es freilich nicht, daß an die Grundsätze erinnert wird, auf denen die völkerrechtliche Gemeinschaft und die Völkerrechtsordnung

[1]) Der überwiegende Einfluß, den die Großmächte und Weltmächte in der völkerrechtlichen Gemeinschaft einnehmen, ist lediglich eine Tatsache und beruht nicht auf Rechtssatz. In einer Weltföderation würde dagegen die Vormachtstellung der mächtigsten Staaten auf der Verfassung beruhen und daher den übrigen Staaten sich doppelt fühlbar machen und könnte leicht dazu benutzt werden, sie in ihrer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit in der erheblichsten Weise zu beschränken.

[2]) Vgl. Holtzendorff, Handbuch des Völkerrechts, 4. Bd., S. 158, 609, 621, 741.

Digitized by Google

beruhen, oder neue Vereinbarungen im Sinne dieser Grundsätze, etwa über die Freiheit des Meeres, getroffen werden. Die Völkerrechtsverletzungen in diesem Kriege haben deutlich gezeigt, mit welcher Gleichgültigkeit Grundsätze beiseite geschoben werden, die man für unverbrüchlich hielt, und wie leicht man sich über internationale Abmachungen hinwegzusetzen geneigt ist.

Hinter jedem Rechtssatz und jeder Rechtspflicht muß der Zwang stehen. Dieser Zwang ist in erster Linie psychischer Zwang, d. h. die Ueberzeugung, daß man die Rechtsvorschrift beobachten und die betreffende Pflicht erfüllen müsse. Dieser Zwang, der zur Beobachtung der Rechtsvorschrift und zur Erfüllung der Rechtspflicht veranlaßt, genügt in der Regel. Ist dies nicht der Fall, so muß physischer Zwang eintreten, der innerhalb des Staates von der Staatsgewalt geübt wird.

Da es in der völkerrechtlichen Gemeinschaft so wenig eine vollziehende wie eine gesetzgebende Gewalt gibt, so kann, sofern der psychische Zwang nicht ausreicht, die Aufrechthaltung der Rechtsordnung und die Erfüllung der sich aus ihren Vorschriften oder aus internationalen Rechtsgeschäften ergebenden Pflichten nur im Wege der Selbsthilfe, Retorsion und Repressalien, und schließlich Krieg erzwungen werden.

Es ist nicht notwendig, daß immer Zwang wirklich geübt wird; in den meisten Fällen wird es genügen, wenn nur derjenige, der geneigt wäre, das Recht zu verletzen, befürchten muß, daß gegen ihn Gewalt angewendet wird.

Immer muß aber auch im Völkerrecht hinter dem Recht die Macht stehen, wenn auf die Verwirklichung des Rechts gerechnet werden soll.

Dies kann in der Weise geschehen, daß den Weltherrschaftsansprüchen eines mächtigen Staates alle übrigen Staaten mit aller Entschiedenheit entgegentreten.

Siegt Deutschland in diesem gewaltigen Ringen über seine Feinde, so wird es mächtiger und gewaltiger dastehen wie je. Deutschland wird aber seine Machtstellung nicht dazu benutzen, um nach englischem Vorbilde eine Art Weltherrschaft anzustreben, wohl aber wird das deutsche Volk bestrebt sein, zu verhindern, daß das von andrer Seite geschieht. Sicherlich wird dabei Deutschland auch die Unterstützung aller derjenigen Staaten finden, denen die Uebergriffe, die sich England gerade während des Weltkrieges namentlich auch gegen die Neutralen erlaubt hat, zum Bewußtsein gebracht hat, welche Gefahr für die Aufrechthaltung der Völkerrechtsordnung gegeben ist, wenn ein einzelner Staat sein Uebergewicht über andre Staaten in der Weise mißbraucht, wie es England bisher getan hat.

Hoffentlich gelingt es auch, die Weltmachtstellung Englands so zu erschüttern, daß es gar nicht mehr in der Lage ist, seine Ansprüche auf Vormachtstellung in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Sind in der angegebenen Weise die Grundlagen des Völkerrechts und der völkerrechtlichen Gemeinschaft wieder gefestigt, so wird sich trotz der Störung, die das Völkerrecht durch den Krieg erlitten hat, dasselbe um so eher sich in gesunder Weise weiterentwickeln können, weil die utopistischen Pläne der Pazifisten

Digitized by Google

wohl auf absehbare Zeit beseitigt sind, während jeder Versuch, solche Utopien zu verwirklichen, nur Verwirrungen und Verwicklungen in der völkerrechtlichen Gemeinschaft hervorrufen würde.

Wie sich bei der staatlichen Gesetzgebung stets gerächt hat, wenn dieselbe auf die gegebenen Verhältnisse, namentlich die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze, nicht gebührend Rücksicht nahm, so wäre dies auch der Fall, wenn versucht würde, eine Entwicklung des Völkerrechts anzubahnen, die die gegenwärtigen Grundlagen des Völkerrechts verlassen und die vorhandenen internationalen Gegensätze nicht beachten würde.

Verdeutschung

Von einem preußischen General

Eine erfreuliche Begleiterscheinung des gegenwärtigen Weltkrieges gegen unser deutsches Vaterland ist bei uns in Deutschland die, daß weite Kreise, in denen die Ausländerei Mode war, anfangen, sich auf sich selbst zu besinnen. Man sei doch ehrlich! Gerade in der sog. guten Gesellschaft schätzte man unbesehen den Ausländer hoch ein und war sehr stolz, etwa geladenen Gästen einen Franzosen, Engländer, Amerikaner oder dergleichen „vorsetzen" zu können. Es soll in manchen Fällen in bezug auf die Eigenschaften dieser Fremden ebensolche Enttäuschungen gegeben haben wie bei Heiraten unsrer jungen Herren mit der fast sprichwörtlich gewordenen „reichen Amerikanerin". Nicht ganz selten sollen Damen und Herren aus dem Auslande, welche mit großer Sicherheit aufzutreten wußten und die sehr umworben wurden, als Personen sich entpuppt haben, denen man bei genauerer Kenntnis ihres Vorlebens, ihres Standes usw. lieber ferngeblieben wäre. Hand in Hand mit diesen Bemühungen um die Personen Nichtdeutscher ging der Kultus ihrer Sprache. Ich meine damit natürlich nicht das aus vielen Ursachen gerechtfertigte Bestreben, sich fremde Sprachen anzueignen, sondern die Versuche, in oft wenig einwandfreiem Englisch, Französisch oder Italienisch mit den Angehörigen fremder Länder zu radebrechen — auch dann, wenn diese ganz leidlich und jedenfalls besser sich in deutscher Sprache auszudrücken vermochten, als jene Deutschen in der fremden. Auch unter sich bedienten sich diese braven „Teutschen" der fremden Sprache gern. Das geschah aus Uebungsgründen, der Geheimhaltung vor anderen (auch vor Dienstboten) wegen, aber auch aus Eitelkeit, weil man sicher war, damit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, für einen Ausländer gehalten zu werden usw. Das hat gegenwärtig nachgelassen, schon deshalb, weil es gelegentlich zu unwillkommenen Zwiegesprächen mit weniger Fremdentollen oder mit der Polizei führen kann. Es ist ja auch gar zu wenig taktvoll, wenn man bei Kriegszeiten sich im eignen Lande öffentlich der Sprache des Feindes bedient. Aber nicht nur in zusammenhängender Rede gebrauchte man gern die fremde

Digitized by Google

Sprache, auch das deutsche Gespräch würzte man gern mit fremden, leicht deutsch zurechtgestutzten Worten. Ich will nicht von dem hohen Militär reden, der tadelnd vom „éparpillierten" (d. h. verzettelten) Angriff sprach — ein jeder wird sich erinnern, von eskamotierten Gegenständen, von evidenten Erfolgen, von depraviertem Geschmack, von ärztlicher Konsultation, von falscher Instruktion, von attrappierten Verbrechern, von last, not least und for ever u. dgl. in deutsch geführtem Gespräch reden gehört zu haben, obgleich unsre Sprache die geeigneten Worte oder Bezeichnungen zur Verfügung stellt. Solche unbegründete Benutzung von Fremdworten sieht man täglich in Läden, findet sie in Zeitungsanzeigen — auch heute noch. So brachte die „B. Z. am Mittag" in ihrem Anzeigenteil noch am 29. September 1915 ein Angebot von „gut erhaltenem Coupé", die Frage nach „einer Französin für Konversation", ein „Varietéprogramm" u. dgl. Ein andres Blatt überschrieb am 2. Oktober 1915 eine Drahtmeldung: „Ungentlemanlike Intrigen". Wäre es denkbar, daß ein Zeitungsblatt im uns feindlichen Auslande heute so etwas in deutschen Worten brächte?

Es gibt vertrauensselige Menschen, welche erwarten, daß der gegenwärtige Krieg dauernd Wandel schaffen werde. Mir erscheint es recht zweifelhaft, ob der Deutsche in seinem durch Jahrhunderte geschichtlich entwickelten Nachahmungstriebe sich der Anwendung von Fremdwörtern künftig in den Fällen enthalten wird, in denen deutsche Bezeichnungen das gleiche ebensogut ausdrücken.

Gewiß soll man auch in dieser Richtung nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Mir scheint der Wahlspruch des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins richtig zu sein: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann." Gegen die Anwendung von Worten, welche aus toten Sprachen stammen, ist deshalb im allgemeinen nichts einzuwenden, weil ja die gesamten lebenden Sprachen aus toten sich ableiten. Was würde aus der Arznei- und Wundheilkunde, aus der theologischen, der Rechtswissenschaft werden, wenn man deren aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen stammende Ausdrücke verdeutschen wollte! Da muß man sehr vorsichtig sein, sonst erhält man leicht zwar deutsche, aber nicht zutreffende Ausdrücke. Oft würde man zu umständlichen, satzartigen Umschreibungen kommen.

In der Richtung eines Ersatzes fremdsprachiger Worte (aus lebenden Sprachen) durch deutsche ist von unsern Behörden seit Jahren viel geschehen. Die Reichspost unter Exzellenz Stephan fing wohl vor vierzig Jahren an. Eilbote für per express, einschreiben für rekommandiert, frei für franko oder frankiert usw. wurden eingeführt. Im Gebiete der Eisenbahnverwaltung wurde z. B. aus dem Perron der Bahnsteig, aus dem Coupé der Abteil, aus dem Billett der Fahrschein usw. Im Bereiche der Heeresverwaltung wurde aus dem Militärbudget der Heereshaushalt, aus der Armee und dem Militär das Heer, aus dem Bureau das Geschäftszimmer, aus Kantonnement die Ortsunterkunft, aus der Avantgarde die Vorhut, aus der Arrièregarde die Nachhut, aus der Sektion die Gruppe, aus der Ordre de bataille die Kriegsgliederung usw. Neben diesen eingetretenen Verdeutschungen bleiben aber gerade im Gebiete der Heeres-

Digitized by Google

verwaltung eine Anzahl Bezeichnungen bestehen, die der französischen Sprache entnommen sind. Zwar für Infanterie könnte man Fußtruppe, für Kavallerie Reiterei, für Eskadron Schwadron, für Vizefeldwebel Unterfeldwebel, für Reglement Vorschrift sagen. Aber Artillerie, Pioniere, Korps, Division, Brigade, Regiment, Bataillon, Kompagnie, Batterie, General, Major, Leutnant, Sergeant, Unteroffizier, Soldat wird man bestehen lassen müssen und können, weil sie zum Teil aus der toten lateinischen Sprache (z. B. Major als Steigerung von magnus = groß) stammen und deshalb, weil diese Bezeichnungen seit Jahrhunderten deutsches Bürgerrecht in geschichtlicher Entwicklung gewonnen haben. Aehnlich steht es mit gewissen aus dem Englischen entnommenen Ausdrücken bei der Flotte. Die Uebersetzung dieser Bezeichnungen aus „Verdeutschungswut" würde langatmig, umständlich, nicht treffend werden und dem an die alte Bezeichnung gewöhnten Volksempfinden nicht entsprechen. Auch der Allgemeine Deutsche Sprachverein schlägt keine „Verdeutschung" für solche Bezeichnungen vor.

Ein neuer Brief von Ernst Moritz Arndt

Veröffentlicht von

Friedrich Bock

Die Erlanger Universitätsbibliothek besitzt unter ihren Handschriften auch Stücke aus dem Nachlaß von Ludwig Döderlein, der in Erlangen von 1819 bis 1863 Professor für klassische Philologie und Gymnasialrektor war. Außer Briefen bedeutender Fachgenossen wie Böckh, K. F. Hermann, Creuzer u. a. besteht die Sammlung[1]) hauptsächlich aus dienstlichen und geschäftlichen Aufzeichnungen und Korrespondenzen, die von Döderlein selbst zu Aktenbündeln vereinigt und fein säuberlich überschrieben sind. In einem solchen Akt, der das Lesebuch für Lateinschulen und Gymnasien betrifft, das Döderlein herausgab, fand ich das Konzept zu einem Brief an Ernst Moritz Arndt und dazu die eigenhändig geschriebene Antwort des Dichters.

Die beiden Briefe sind es aus verschiedenen Gründen wert, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie mögen zunächst für sich selber sprechen.

[Erlangen,] 28. Mai 1842.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich habe von unserem Ministerium den Auftrag erhalten, eine deutsche Mustersammlung für die bayerischen Gymnasien anzufertigen, und habe den Plan dazu bereits vorgelegt. Darin durfte natürlich Arndts „Was ist des

[1]) Leider enthält sie längst nicht alles, was von der liebenswürdigen Persönlichkeit Döderleins auf uns gekommen sein müßte, z. B. vermisse ich Briefe von Friedrich Thiersch. Für den Nachweis andrer Teile seines Nachlasses wäre ich sehr dankbar.

Digitized by Google

Deutschen Vaterland" nicht fehlen. Ich gab es in der kräftigen Urform, welche auch die neueste Ausgabe anerkennt:

Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund.

Sie wissen vielleicht selbst nicht, daß es in viele Mustersammlungen mit der zahmen Emendation:

Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund

übergegangen ist. Das Ministerium entscheidet sich für diese Emendation, ohne Zweifel glaubend, daß es eine von Ihnen ausgegangene Variante sei. Ich aber bin zu skrupulös, um in eine Aenderung eines Gedichtes ohne Wissen und Willen des Dichters zu willigen.

Dieser Skrupel nun gibt mir die angenehme Veranlassung, Sie anzusprechen und mir zugleich unter diesem Titel ein Autographum für meinen Hausschatz zu erwerben. Ich bitte Sie nämlich um eine eigenhändige Entscheidung.

Ob ich in die Aufnahme besagter Aenderung willigen oder ob ich auf der ursprünglichen Fassung bestehen und im Weigerungsfalle lieber auf die Aufnahme des ganzen Gedichtes verzichten will ...[1])

[Ludwig Döderlein.]

Bonn, den 2. Juni 1842.

Ich begreife, mein verehrter Freund, daß in friedlichen Zeiten und bei friedlichen Gefühlen die Leute und also auch Ihr Ministerium das wo jeder Franzmann nicht angemessen finden. Jedes menschliche Ding und Wort hat seine Zeit und nach dieser Zeit seinen Ort. Am wenigsten dürfte dies wohl, wann die übermütigen Wälschen die Waffen nicht rühren, in Schulen gesungen werden; aber das Wort wal, walsch und wälsch (als überhaupt alles verderbliche und verächtliche Fremde in unsrer Sprache bezeichnend) können wir ohne Anstoß, mein' ich, auch im Frieden klingen und singen. Jener Einspringer (ein wahrer hohler Gemeinplatz), den Sie anführen, wo jeder Frevler usw. ist ohne mein Helfen und Rathen, ich weiß nicht von wem, für das Zugefährlichdünkende entstanden. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen passend scheint, dafür folgende zwei Verse zu setzen:

„Wo walsch und falsch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzensüberschwang."

Und nun denn hiervon genug. Die Grüße an jene Freunde, deren Sie erwähnen, werde ich in Ihrem Namen abgeben. Sie sind alle in leidlichem Wohlseyn; nur der Pempelforter Georg J.[2]) geht sehr hinab; er war einige Wochen in Siegberg und gestern Abend bei mir. Ad vocem Hinabgehen,

[1]) Hier bricht Döderleins Konzept ab.

[2]) Pempelfort ist ein Stadtteil von Düsseldorf. Georg J. ist mir unbekannt.

Digitized by Google

da Sie mich so zart anstoßen,[1]) muß ich Ihrer Freundlichkeit melden, daß ich mich seit ein paar Jahren auch gewaltig hinabsinkend fühle. Kein Wunder — ich pilgere im zweiten großen hippokratischen Stufenjahre, im 73., und habe ja der Püffe und Knüffe zu seiner Zeit genug empfangen. Zeitungen können wohl zuweilen Lärm von einem machen und Könige, wann solcher Lärm laut wird, den Staub des Vergessens von einem zu blasen scheinen,[2]) aber jung machen das können sie nicht.

Gott mit Ihnen. Grüßen Sie meinen dicken Kastner[3]) und den Nürnberger Port.[4]) In alter Treue

Ihr E. M. Arndt.

Arndt hatte im Jahre vorher erst zwei neue Strophen dem Gedicht angefügt (vgl. Werke, herausgegeben von Rösch und Meisner, Bd. 4, 1894, S. 250), das schon fast dreißig Jahre alt war (es war 1813 zuerst in den Deutschen Wehrliedern für das Kgl. Preußische Freikorps, I. Sammlung, und im gleichen Jahre nochmals in Arndts Liedern für Teutsche erschienen). Damals hatte er natürlich an eine Aenderung im Sinne der Schulbücher noch nicht gedacht. Um so freundlicher erscheint uns das verständnisvolle Eingehen des dreiundsiebzigjährigen Dichters auf die — vermeintlichen — Anforderungen der neuen, andern Zeit. Ob aber die neue Dichtung auch glücklicher ist als die alte? Döderlein jedenfalls hatte nicht diesen Eindruck. Denn kurz nach Empfang des Briefes von Arndt teilt er dem Ministerium die Antwort des Dichters mit und fährt dann fort:

„... Ich gestehe nun, daß meinem Gefühl auch diese Aenderung nicht zusagt, jedenfalls würde sie aber mehr Recht zur Aufnahme ansprechen können als jene vom Dichter ausdrücklich verworfene Aenderung." Verwerfe aber das Ministerium die Umdichtung Arndts und das Original, so müsse eben das ganze Gedicht wegbleiben. Dann schlägt Döderlein noch vor, die Sache dem König (Ludwig I.) von Bayern, der ja selbst dichtete, „zu Allerhöchst unmittelbarer Entscheidung vorzulegen, da eine zugleich dichterische und politisch-pädagogische Frage nur in einem königlichen Dichter einen würdigen und kompetenten Richter finden kann. Denn durch die erhabene Stellung, welche Seine Majestät der König auch in den idealen wie in den realen Sphären des Lebens einnimmt ..., hört eine Frage dieser Art auf, eine seiner Kenntnisnahme unwürdige Kleinigkeit zu sein."

Diese Berufung auf den König war ein recht geschickter Zug Döderleins, der sich sagen mußte, daß Ludwig I., in seinem Selbstgefühl als Dichter ge-

[1]) Bezieht sich offenbar auf eine in D.s Konzept nicht enthaltene Stelle.

[2]) König Friedrich Wilhelm IV. hatte Arndt zwei Jahre vorher, 1840, rehabilitiert, nachdem er 1826 in den Ruhestand versetzt worden war.

[3]) K. W. G. Kastner, 1783—1857, seit 1830 Professor der Chemie in Erlangen, war 1818—1820 mit Arndt in Bonn zusammen gewesen.

[4]) Nicht zu ermitteln. Lesung zweifelhaft.

Digitized by Google

schmeichelt, der ursprünglichen Lesart zum Sieg verhelfen würde. Aber das Ministerium scheint die Sache gar nicht an den König weitergegeben zu haben; anderthalb Jahre später schreibt Döderlein, er habe noch immer keine Antwort auf diesen Teil seines damaligen Schreibens. Und dabei ist es offenbar geblieben; in dem betreffenden Band, der 1847 endlich nach vielen Schwierigkeiten das Licht der Welt erblickte, fehlt das Gedicht überhaupt.

So kommt es, daß die Variante, die der Dichter selbst vorgeschlagen hat, nie gedruckt worden ist. Wir wundern uns vielleicht, daß Arndt die Bedenklichkeit des bayerischen Ministeriums teilen konnte; jedenfalls ist aber dieser kleine Briefwechsel ein hübscher Beitrag zur Charakteristik seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und zugleich ein interessantes Dokument aus einer Zeit und einem Kulturkreis, wo man z. B. auch Bürgers „Leonore" als unsittlich verwarf und wo „Der Kaiser und der Abt" aus dem Lesebuch gestrichen wurde, um das konfessionelle Zartgefühl nicht zu verletzen.

Politisches Gleichgewicht

Fünfter völkerrechtlicher Brief

Von

A. v. Kirchenheim

Schon meine beiden ersten Briefe zeigten, daß das Völkerrecht keineswegs durch diesen Krieg beseitigt ist, daß aber den Völkerrechtlern nichts übrig bleiben wird, als eine ganze Reihe von Begriffen und Ausdrücken einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen. Es gibt Schlagworte, die nicht leicht auszumerzen sind und die wiederkehren werden — und es ist vielleicht gut, beizeiten eines der berückendsten unter die Lupe zu nehmen: das ist das „politische Gleichgewicht", das wenigstens in dem Sinne, in dem es vor allen englische Staatsmänner ge- und mißbraucht haben, in die Rumpelkammer völkerrechtlicher Begriffe wird geworfen werden müssen.

Das Wort Gleichgewicht, equilibrium, balance of power ist seit über dreihundert Jahren bei Staatsmännern und Gelehrten im Gebrauch, es ist oft zu einem Prinzip erhoben, man hat große Artikel in Staatswörterbüchern (z. B. in Rotteck und Welcker) und völkerrechtliche und geschichtliche Abhandlungen darüber geschrieben,[1]) und doch ... und doch ... in allen diesen Schriften hat man vieles vergessen und ist oft einseitig gewesen. Man hat, wie dies auch in andern Fällen

[1]) Man wird hinreichende Nachweise finden bei Holtzendorff, „Handbuch des Völkerrechts", I, S. 67; II, S. 14. Bluntschli, § 98 ff. Heffter-Geffcken (1888), S. 13, und besonders in Riviers Lehrbuch, 2. Aufl., S. 19. Nys, „Revue de droit international", Bd. XXV, S. 94 ff.

Digitized by Google

vorkommt, übersehen, daß das Bild des Gleichgewichts aus der Naturwissenschaft stammt und daß mechanisch-physikalische Begriffe sich nicht ohne weiteres auf das geistige und politische Leben übertragen lassen. Sodann ist man sich nicht immer klar gewesen, daß dreierlei zum Gleichgewicht gehört: die Wage, das, was gewogen wird, und der Arm, der die Wage hält.

Ich möchte über die Geschichte des Worts nicht viel sagen, da die älteren Leser sich vielleicht erinnern, daß — allerdings ist's lange her — schon mal in der „Deutschen Revue" darüber geschrieben wurde, und die Jüngeren können das nachlesen.[1]) Es ist eine ziemlich genaue Geschichte dieses Kunstausdrucks in Anlehnung an Heffter u. a. Schon Bacon sprach davon, und in einer Meldung des venezianischen Gesandten Gussini in London vom 16. Mai 1634 über ein Gespräch mit einem der Vorgänger Greys (Coke) ist der Ausdruck equilibrio und bilancia nachgewiesen, allerdings ist anzunehmen, daß das Gespräch englisch geführt wurde. Sehr bald zeigt sich, daß das Wort „Gleichgewicht" zum ständigen Gebrauchsstück britischer Staatsmänner wird, wie „Humanität" und „Freiheit". Der große Satiriker Swift, der am Spleen gestorben, hat mit dem Scharfblick des Narren geschildert, wie John Bull das Gleichgewicht und den Frieden unter den Staaten zu erhalten sucht, indem er Swain Northy (Karl XII.) durch Aderlaß entkräftet, wie Peter Bär (Rußland) überfüttert wird und sich dann weigert, Arznei zu nehmen usw.

Aus dem Gebiet der Literatur kommen Wort und Begriff in die Erörterungen der Politiker und schließlich in die Urkunden des Völkerrechts, die Verträge. Ganz amtlich taucht das Wort, soweit internationale Verträge in Betracht kommen, zum erstenmal in dem Vertrag zwischen Spanien, Frankreich und England vom 13. Juli 1713 auf (Utrecht) — sachlich kommen freilich die Worte der großen Allianz (England, Holland, Deutscher Kaiser) auf dasselbe hinaus (7. September 1707) —: wenn England sich da verbündet, weil Spanien und Frankreich die Freiheit Europas unterdrücken, so klingt das fast wie die Sprache im August 1914. Man darf sagen, daß nunmehr die Geschichte Europas von dem Gedanken des Gleichgewichts beherrscht ist, es ist der leitende Gedanke aller Kriege und Verträge und Verhandlungen des folgenden Jahrhunderts. Zuerst wird das Uebergewicht Frankreichs beseitigt und seine Verbindungen mit Spanien unmöglich gemacht — und dieselben Verträge, die dies bestimmen, sichern den Engländern den Sklavenhandel, die Schleifung Dünkirchens und den Besitz Gibraltars! So ist die Geschichte des Gleichgewichts die Geschichte der werdenden Weltmacht Englands: es ist gleichbedeutend mit Englands Uebergewicht. In das alte System aber treten drei neue Großmächte: Rußland, die Vereinigten Staaten Nordamerikas und der Staat der Hohenzollern, Preußen, dem es zufiel, das Phantom des Gleichgewichts zu zerstören. Wie für den tiefer Blickenden der Niedergang Frankreichs sich bis zum 18. Oktober 1685 zurückverfolgen läßt, so liegen die ersten Wurzelfasern des gegenwärtigen Kampfes mit England in

[1]) „Deutsche Revue", September 1887.

Digitized by Google

dem Vertrag Preußens mit Amerika 1785, der die Freiheit der Meere vorbereitet, ja vielleicht in der Treulosigkeit Albions 1761. Gegen Englands Uebergewicht zur See richten sich zuerst die Verbindungen Rußlands mit den nordischen Staaten, sodann Napoleon — und wiederum wird dann gegen seine hauptsächlich England unbequemen Welteroberungspläne die Gleichgewichtsidee angerufen und im ersten Pariser Frieden zum Ausdruck gebracht. Aber was ist eine „juste répartition des forces", von der da die Rede ist? Es stellt sich bald heraus, daß darüber die Ansichten sehr verschieden sind — aus der sog. Pentarchie werden zwei Gruppen, die Westmächte Frankreich und England und die Ostmächte Rußland, Oesterreich, Preußen, und das europäische Gleichgewicht wurde im Grunde durch die eifersüchtige gegenseitige Ueberwachung dieser Mächtegruppen aufrechterhalten: um seinetwillen erfolgt die Schaffung des „neutralen" Belgien und andres mehr. Seit dem Krimkrieg und 1856 vollzieht sich eine Wandlung, die Türkei wird unter die führenden Mächte aufgenommen, und statt von Gleichgewicht hören wir jetzt die Phrase vom „Europäischen Konzert", ein Bild, das insofern zutreffender scheint, als es die Verschiedenheit der Mitspieler und die Harmonie des Ganzen besser zum Ausdruck bringt, auch in einem Konzert irgendwer die erste Geige spielen muß — die englische Diplomatensprache ist dem Ausdruck nicht hold und erklärt ihn für unübersetzbar. Durch das Aufkommen neuer Staaten, durch die teilweise Verwirklichung des Nationalitätsprinzips, durch den Zusammenschluß der zersplitterten deutschen Einzelstaaten zu dem mächtigen preußisch-deutschen Reich, durch die großartige Verbindung dieses mit der Habsburger Monarchie — staatsrechtlich getrennt, völkerrechtlich geeint! —, durch die handelspolitische Einigung Mitteleuropas, schließlich durch die Veränderungen auf der Balkanhalbinsel hat sich eine vollkommene Wandlung vollzogen — und nun begann England die bekannte Einkreisungspolitik, indem es dem Zweibund seiner größten Gegner, des asiatischen Nebenbuhlers und des französischen Erbfeinds beitrat!

Das sind Andeutungen: man sieht daraus, eine Geschichte des Gleichgewichts ist eine europäische Staatengeschichte. Hat nun die Lehre irgendeinen Wert? Man hat Definitionen versucht, wie Gentz[1]) „diejenige Verfassung nebeneinander bestehender Staaten, vermöge deren keiner unter ihnen die Unabhängigkeit oder die wesentlichen Rechte eines andern ohne wirksamen Widerstand von irgendeiner Seite beschädigen kann". Ganz schön, aber Worte! Das Beste ist noch in einer Instruktion für die französischen Bevollmächtigten zum Wiener Kongreß enthalten: „C'est une combinaison des droits, des intérêts et des puissances entre elles, par laquelle l'Europe cherche à obtenir: 1. qu'aucune puissance seule, ni aucune réunion de puissances ne puisse parvenir à dominer l'Europe; 2. que l'état de possession et les droits reconnus d'une puissance ne puissent être atteints au gré d'une puissance ou d'une réunion de puissances;

[1]) Gentz, „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts." 1806. (Ausgewählte Schriften. Bd. IV. 1838.)

Digitized by Google

3. que pour maintenir l'ordre de choses établi, on ne soit pas dans la nécessité d'un état de guerre imminente ou réelle, mais que la combinaison dont il s'agit, assure le repos et la paix de l'Europe en diminuant les chances de succès pour celui qui voudrait la troubler." Hier ist im wesentlichen gesagt, was Staatsmänner und Presse unter Gleichgewicht verstehen. Erwägt — und ergänzt — man aber die obigen Andeutungen, so bleibt kein Zweifel, daß der Grundsatz so recht eigentlich englisch ist. Er bedeutet — wie Marcks treffend kennzeichnet[1]) — ein Gleichgewicht zwischen den Festlandsstaaten derart, daß England die Gruppe, der es selber beitritt, zur stärkeren macht; England ist an dieser Wage das Zünglein; das Gleichgewicht ist Englands Uebergewicht. „Von seiner Insel aus hält es den Kontinent in der Schwebe und bleibt der Entscheider über alles; es lähmt den Stärksten, der ihm selber unbequem werden kann, durch die andern, die es organisiert und führt. Es wird zum Bundesgenossen der Gegner seines Gegners ... es ordnet Europa nach seinem Nutzen unter der Flagge des Nutzens und Gleichgewichts der andern!" So ging es mit den Franzosen gegen die Niederländer, dann mit diesen und andern vereint gegen Frankreich. Seit einem Menschenalter liebäugelt es wieder mit diesem: man erinnere sich, wie Napoleon III. die Luxemburger Frage heraufbeschwor, weil der Sieg von Sadowa das Gleichgewicht „gestört" hatte, man erinnere sich, wie England 1870 im deutschen Hauptquartier gegen die Beschießung von Paris intrigierte, weil es Deutschlands Emporkommen mit scheelen Augen ansah, usw. — und nun lese man die Artikel englischer und französischer Blätter von 1909, die das Uebergewicht Oesterreichs und Deutschlands als störend beklagen und — merkwürdigerweise sind es dieselben Leitartikel — Italien ermahnen, seine Rüstungen zu vervollständigen — um des Gleichgewichts willen! Schließlich ist in der italienischen Kammer auch vom Gleichgewicht im Mittelmeer die Rede.

Man sieht, die Lehre vom Gleichgewicht hat Jahrhunderte hindurch uns dem „ewigen Frieden" nicht näher gebracht, ist vielmehr mißbraucht worden, um ewig Krieg hervorzurufen. Darum fort mit diesem Kunstausdruck, der ein Spinngewebe für den wahren Schutz der Staatenrechte und ein Panzer für den salbungsvollen britischen Staatsmann ist, der mit dieser Phrase die Kleinen nasführt. Man möchte die ganze Lehre vergleichen mit der von der „Gleichheit" der Menschen, die die Utopisten aller Zeiten preisen. Gewiß gibt es eine Gleichheit vor Gesetz und Gericht, eine Rechtsgleichheit, aber es ist ein bekannter Fehler, daß diese mit persönlicher Gleichheit verwechselt wird. Genau so im Völkerleben. Das meiste, was in den Paragraphen der Völkerrechtsbücher über „Gleichheit" der Staaten gesagt wird, ist sehr schön und richtig. In ihrer Eigenschaft als Subjekte des Völkerrechts sind die Staaten gleich, sie haben alle gleiche, durch die völkerrechtliche Entwicklung ausgebildete Rechte — aber in ihrer tatsächlichen Macht, in ihrer politischen Bedeutung sind sie ungleich, das kann niemand

[1]) Marcks in „Deutschland und der Weltkrieg", S. 300.

Digitized by Google

leugnen. Unabhängigkeit und Rechtsgleichheit sind die eine Seite der völkerrechtlichen Entwicklung, auf der andern stehen die wirtschaftliche und kulturelle Verschiedenheit und Abhängigkeit.

Auch über die hier behandelte Frage ist schon vorzeiten in so köstlicher Weise geschrieben worden, daß ich wenigstens darauf verweisen möchte:[1]) nur weniges kann ich aus dem Buch des königlich großbritannischen Bergrats v. Justi mitteilen, das den Titel führt: „Die Chimäre des Gleichgewichts der Handlung und Schiffahrt" usw., 1759, und in einer uns seltsam anmutenden Sprache die allertreffendsten Wahrheiten enthält:

„Das Lehrgebäude von dem Gleichgewicht in Europa ist schon an sich selbst eine große Chimäre, allein dieses System hat doch wenigstens noch einen Schein: und man muß verschiedene dicke Nebel und Wolken zerteilen, wenn man es in seiner natürlichen Gestalt als eine Chimäre erblicken will. Das Gleichgewicht der Kommerzien und der Seemacht aber ist eine so elende Chimäre, daß sie alles Scheins beraubt ist: und ein mittelmäßiger Verstand erblickt sofort alle monströsen und widersprechenden Teile, woraus dieses Ungeheuer zusammengesetzt ist." Und nun folgt der Beweis, daß der Gedanke, daß alle Bürger eines Staates an Vermögen gleich sein sollen, bei weitem nicht so chimärisch ist, als der der Gleichheit der Staaten, deren natürliche Grundlagen doch so verschieden. — Ganz vorzüglich aber, was Justi über die tieferen Gründe unsers Schlagworts sagt: „Unseliger Neid! Was für Unglück hast du nicht schon in der Welt angerichtet? Du bist es, der in der Geschichte des menschlichen Geschlechts so viel schwarze Flecken macht ... in der Chimäre des Gleichgewichts von Europa habe ich deutlich gezeigt, daß dieses Lehrgebäude der Ungerechtigkeit bloß von dem Neide ausgeheckt worden ist, den andre Staaten gegen ein blühendes, wohlbeherrschtes und mächtiges Reich fassen ... dann zeigt er, wie der Neid in der Befürchtung, in seiner scheußlichen Gestalt erkannt zu werden, allerlei schöne Farben und Verkleidungen erfindet, um seine Häßlichkeit zu verbergen ... darum muß man ihm die Larve abreißen, daß man ihn aus dem Schlupfwinkel der Scheingerechtigkeit hervorzieht ..." Und am Schluß kommen Lehren, die man ganz abdrucken müßte, so passen sie für heute: ein Volk wegen seiner Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit angreifen, das sind ebenso niederträchtige und verfluchungswürdige Grundsätze als die Spitzbuben hegen usw. Diese Worte eines Halbengländers können sich die Engländer von heute hinter die Ohren schreiben; vielleicht lesen sie auch noch weiter, wo der Verfasser zeigt, wie unklug es ist, um handelspolitischer Schwächung willen einen Krieg zu führen, der auch das eigne Wirtschaftsleben schädigt!

[1]) J. H. G. v. Justi, „Die Chimäre des Gleichgewichts" usw. (Titel von 15 Zeilen). Altona, Iversen, 1759. Von demselben Verfasser: „Die Chimäre des Gleichgewichts in Europa aus den richtigen Gründen der Staatskunst erwiesen und nach den neuesten Weltbegebenheiten behandelt." 2 Teile. Ebenda. 1758. Justi hat sehr viel geschrieben, u. a. auch einen kleinen Aufsatz über einen Nordostseekanal durch Schleswig. („Gesammelte Schriften", Bd. II, S. 29.)

Digitized by Google

Genug für heute. Ich denke, es ist klar, daß die Gleichgewichtslehre zu denen gehört, die durch den Krieg überwunden sind, und daß sie so, wie sie war, in das Antiquitätenkabinett des juristischen Begriffsmuseums verwiesen werden muß und nur mit neuem Inhalt erfüllt wieder aufleben kann. Es gibt höhere Ideen als die des Gleichgewichts: sie ist gewissermaßen, wie der Gedanke der „égalité" formal, ja negativ, erwachsen aus „dem Neid der Besitzlosen", beliebt bei den kleinen Schmarotzerstaaten. Nicht das Gleichgewicht, nein, das Uebergewicht eines Staates sichert den Frieden und fördert die Kultur. Freilich wird der Staat, der in diesem Sinne führende Weltmacht wäre, nicht alttestamentliche oder imperialistische Gedanken von auserwähltem Volk, Alleinherrschaft u. dgl. haben dürfen, sondern (wie es in dem im ersten Brief erwähnten Wildenbruchschen Gedicht heißt) der wunderbare Spiegel sein müssen, aus dem das Weltenantlitz tiefsinnig widerscheint, und so die Völker zu gemeinsamer Arbeit vereinigen, zu dem, was ich „internationale Verwaltung" genannt habe. Es ist für mich eine der betrübendsten Erscheinungen des letzten Jahres, daß man Deutschland diese vermittelnde Fähigkeit mit einem Male nicht zuerkennt: wie viele Hunderte saßen zu Füßen deutscher Professoren, wie viele Tausende fanden in deutschen Heilstätten Genesung, bewunderten deutsche Technik und schätzten uns aufrichtig — und alle, über den ganzen Erdball verstreut, schweigen!

Hoffen wir, daß die Zeit kommt, da neue Erkenntnis Bahn findet: wie einst „Gleichgewicht" Uebergewicht Englands zur Förderung seiner Interessen bedeutete, so soll Deutschlands und seiner Verbündeten Uebergewicht ein wahres Gleichgewicht — soweit es nach dem Gesagten überhaupt möglich — darstellen und der Gesamtkultur der Staatenwelt dienen. Deutsches Wesen und Hohenzollerneigenart — so schreibt ein Wiener Blatt zur heutigen Fünfhundertjahrfeier der Hohenzollern in Brandenburg — stimmen überein in der Ablehnung märchenhaften Imperialismus. „Nicht in klirrenden Waffen will das deutsche Volk die Welt durchschreiten, sondern in den Waffen des Geistes: mit ihnen will es nicht erobern, sondern befreien, nicht ausbeuten, sondern befruchten."

21. Oktober 1915.

Eine Charakteristik unsrer Gegner und die sich ergebenden Folgerungen

Von

Wilhelm v. Wannisch, Feldmarschalleutnant a. D.

Die „große Armee", welche Napoleon 1812 nach Rußland geführt hat, ist nur ein Bruchteil der Heeresmassen, welche jetzt im Felde stehen, und nur ein kleiner Teil jener Heere der Ententemächte, die gegen die beiden Zentralmächte aufgeboten sind und deren größtes Kontingent, die russische Armee, nach Jahresfrist, überall besiegt, weitgestreckte Gebiete von der Ostsee bis an die ost-

Digitized by Google

galizische Grenze den verfolgenden Heeren der Zentralmächte preisgeben mußte, während sie bisher nur noch einen ganz schmalen Streifen Ostgaliziens mit schwerer Mühe behaupten kann. Am französischen Kriegsschauplatz ist die zweite Offensive der Engländer und Franzosen zusammengebrochen, und das Heer des treubrüchigen Italien hat seine Versuche, unsre Stellungen zu forcieren, mit schweren Verlusten bezahlt, ohne nach fünf Monaten irgendeinen Erfolg zu erzielen. Der Plan der mächtigsten Koalition, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat, ist damit vereitelt. Die erhoffte Niederwerfung der Zentralmächte erweist sich nicht nur als unmöglich, sondern es erhöht sich die Wahrscheinlichkeit immer mehr, daß deren Stellung in der Folge nicht nur nicht erschüttert, sondern voraussichtlich sehr gekräftigt, ja ausschlaggebend in Europa werden wird.

Nach den Erfahrungen, welche das Verhalten unsrer Gegner vor und während des Krieges an die Hand gibt, muß dies nun auch das Ziel des uns aufgezwungenen Krieges werden, wenn wir in Zukunft Ruhe und Friede genießen wollen!

Diese Erfahrungen gründen sich auf gegnerische Maßregeln und Handlungen, welche mit den Humanitätsbegriffen und der Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts vielfach unvereinbar sind. Das zeigt schon die Vorgeschichte des Krieges, welche, wie aus den amtlichen Publikationen über die Verhandlungen der Kabinette hervorgeht, die zum Kriege treibenden Machinationen unsrer Gegner in volles Licht setzt. Der Gang dieser Verhandlungen und deren sonstige Begleiterscheinungen im öffentlichen Leben der betreffenden Staaten liefern unwiderlegliche Beweise, daß es nicht Verfügungen oder Ansprüche der beiden Zentralmächte waren, welche momentan eine Beunruhigung oder Schädigung andrer Staaten veranlassen konnten, sondern es kam klar zutage, daß einerseits die natürliche, zunehmende Entwicklung und Machtentfaltung des Deutschen Reiches die steigende Beunruhigung und Eifersucht in England hervorrief, anderseits die Existenz und die durch ihre Lage bedingte Haltung Oesterreich-Ungarns es war, welche der Ausführung sog. panslawischer, in Wirklichkeit aber großrussischer Pläne hindernd im Wege stand und naturnotwendig auch in Zukunft so bleiben müßte.

Dem durch die merkantile, hauptsächlich maritime deutsche Machtentfaltung beunruhigten England, dem durch die deutschen Siege vom Jahre 1870/71 in seinem Prestige verletzten und durch den Verlust des Elsaß geschädigten Frankreich und dem nach Ausbreitung seiner Macht am Balkan und Beherrschung der Meerengen lüsternen Rußland handelt es sich demnach nicht um die Beseitigung einer gelegentlichen Störung des europäischen Konzertes, sondern darum, durch Niederringung der Zentralmächte nicht nur ihre partikularen Ziele zu erreichen, sondern hauptsächlich auch ihre Machtstellung in Europa bleibend auf Kosten derselben zu erweitern. Bereitwillige Helfershelfer fanden sich in Belgien, Serbien und Montenegro, zuletzt auch nach langem Feilschen in dem treubrüchigen Italien.

Bezeichnend für die moralische Qualität dieses Bundes ist es, daß er durch den Doppelmord in Serajewo seine Weihe erhielt und seine Aktion eröffnen

Digitized by Google

konnte, indem er für das die Mörderhände bewaffnende Serbien an Rußlands Seite ins Feld zog.

Diese feige Mordtat, welche als düsteres Vorspiel den Weltkrieg entfacht, bzw. die von langer Hand betriebenen Vernichtungspläne, und zwar früher, als es den beteiligten Regierungen erwünscht war, enthüllt hatte, hat sich im Verhalten der betreffenden Mächte schon bei Beginn des Krieges widergespiegelt.

Engländer, Franzosen und Belgier haben gleich von allem Anfang an sich nicht nur gegen Kriegsgefangene aller unter zivilisierten Völkern üblichen Regeln entschlagen, sie haben auch gegen die Zivilbevölkerung, insbesondere gegen die in ihren Gebieten bei Kriegsausbruch befindlichen Angehörigen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands, welche nicht mehr rechtzeitig über die Grenzen kommen konnten, die ärgsten Brutalitäten, mitunter geradezu barbarische Grausamkeiten verübt. Wenn solche Akte auch nicht von den Regierungen, sondern nur von untergeordneten Organen oder auch von Privatpersonen verübt wurden, so waren es doch natürliche Folgen der Hetzreden und -schriften, welche auch von leitenden Kreisen und Persönlichkeiten seit einer Reihe von Jahren mit Wissen und Begünstigung von maßgebender Seite in der Oeffentlichkeit gehalten und verbreitet wurden. Wie sehr auch die Regierungen dieser Staaten, und nun auch jene Italiens, für diese Barbarismen verantwortlich zu machen sind, zeigt die unwürdige, schikanöse, zum Teile auch rohe Behandlung der Internierten sowohl in den Militär- als Zivilgefangenenlagern dieser Staaten, welche, wie konstatiert, in bekannt ungesunden Gegenden und auch auf afrikanischem Boden angelegt wurden.

Diese Gewalttaten sind um so empörender, weil sie, wie in England und Frankreich, von Staaten verübt werden, welche sich in bezug auf Bildung und Volkserziehung über alle andern erhaben betrachten, welche die Welt glauben machen wollen, daß sie nur zur Befreiung unterdrückter Völker die schweren Lasten des Krieges auf sich genommen haben!

Die Schuld der englischen Regierung steigert sich überdies noch besonders dadurch, daß sie gleich von allem Anfang an die Aushungerung der ganzen gegnerischen Bevölkerung als Hauptkriegsmittel in skrupellosester Form in Anwendung brachte, wenn es ihr auch keineswegs gelingt, diese völkerrechtswidrige Maßregel mit vollem Erfolge zu praktizieren.

Die beiden Seemächte scheuen sich auch nicht, die offenen bulgarischen Seehäfen zu bombardieren, den Seehandel der neutralen Staaten, besonders der kleineren, rücksichtslos zu beeinträchtigen und dieselben mit allen Mitteln der List und Gewalt, wie jetzt Griechenland, zum Bündnisse zu zwingen.

Nicht genug, daß sich diese Mächte alle möglichen Verletzungen der Kriegsgebräuche, wie sie bisher unter zivilisierten Völkern üblich waren, zuschulden kommen lassen — sie erfrechen sich auch, ohne Unterlaß ähnliche Verfehlungen gegen Zivilisation und Sitte in ihrer feilen Presse Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, deren Bevölkerung und Armee zur Last zu legen.

Digitized by Google

Diese Lügen werden auch aufrechterhalten und weiterverbreitet, trotzdem durch ausländische unparteiische Kommissionen, besonders was die Behandlung der Gefangenen in den betreffenden Lagern, ihre Unterkunft und Verpflegung anbelangt, wiederholt deren tadelloser Befund konstatiert und öffentlich verlautbart wurde.

Der Lügenapparat unsrer Gegner arbeitet aber auch auf andern Gebieten in unglaublicher Weise, indem er z. B. in betreff der innerpolitischen Zustände unsrer Gebiete, in bezug auf Ernährung, Gesundheitszustand usw., in die Welt posaunt, daß große Unzufriedenheit, Revolten an der Tagesordnung seien, große Hungersnot und Epidemien herrschen und die Bevölkerung nicht müde werde, den Frieden zu fordern.

Daß die Kriegsbulletins dieser Staaten in bezug auf Falschmeldungen nichts zu wünschen übrig lassen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Es dürfte in dieser Beziehung dem jüngsten Genossen der Ententegesellschaft die Palme gebühren, was ja übrigens nach der Art, wie sich dieser verflossene Bundesgenosse allmählich zum Gegner, wie soll man sagen: herunter oder hinauf lizitiert hat, nicht zu wundern ist. „Es war ja Italiens Mitgliedschaft im Dreibund eine kontinuierliche große Lüge!"

Es hat sich unter den Schutz des starken deutsch-österreichischen Bündnisses gestellt, um vor den Anfeindungen Frankreichs gesichert zu sein, hat dann als Mitglied des Dreibundes seine bis dahin sehr leidenden Finanzen in Ordnung bringen und sich in den letzten Dezennien wirtschaftlich außerordentlich kräftigen und Kolonialpolitik betreiben können.

Zum Dank dafür hat dieser „Bundesgenosse" die Extratour von Algeciras aufgeführt, und trotzdem ließ man es zu, daß Italien zur Annexion von Tripolis schritt, der Türkei den Krieg erklärte, sich der wichtigen Inseln im Aegäischen Meere bemächtigte, und nur ein Veto Oesterreich-Ungarns hat Italien gehindert, sich auch an der albanischen Küste festzusetzen.

Die perfide Rolle Italiens im Fürstentum Albanien ist noch in allgemeiner Erinnerung. So wie die italienische Regierung alles mögliche tat, um die Situation des Prinzen von Wied zu erschweren und dessen Autorität zu untergraben, war sie zugleich eifrigst an der Arbeit, um den Einfluß Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches zu schwächen und möglichst zu beseitigen. Dieselbe Oesterreich-Ungarn feindselige Politik verfolgte Italien schon von jeher in Montenegro und war unentwegt bestrebt, seinen Einfluß und seine merkantilen Interessen daselbst auf Kosten Oesterreichs rücksichtslos zu erweitern.

Weit empfindlicher als dieser Antagonismus auf dem Felde der auswärtigen Politik und der Handelsinteressen war für Oesterreich-Ungarn die Rückwirkung des Bundesverhältnisses mit Italien in bezug auf die Gestaltung der Lage in unsern Kronländern mit italienischer Bevölkerung. Nicht nur, daß dieses Bundesverhältnis nicht dazu beitrug, eine Annäherung der konnationalen Einwohnerschaft an unsern Staat, dessen Glied sie bildet, zu fördern, wurde von der sog. Intelligenz kein Mittel unversucht gelassen, den Gegensatz zwischen dem italienischen

Digitized by Google

Volkstum und Oesterreich zu verschärfen, während der österreichischen Regierung in Südtirol, im Küstenlande und in Dalmatien durch das Bundesverhältnis mit Italien überall Rücksichten und Hemmungen erwuchsen, wo es erforderlich gewesen wäre, die staatlichen Interessen und die staatliche Autorität zu wahren. Die italienischen Regierungen aber trugen wahrlich niemals dazu bei, unsre Situation zu erleichtern.

Unter solchen Umständen wurde die italienische Kriegserklärung und damit die Abschüttelung dieses lästigen, unnatürlichen Bundes als eine Wohltat, ja in vollstem Sinne des Wortes als eine Erlösung aus einer höchst unerquicklichen inneren Situation mit ungeteiltem Jubel begrüßt, da das öffentliche Leben in den Landgebieten mit Italienisch sprechender Bevölkerung durch die unaufhörlichen Reibungen vergiftet und die Staatsgewalt mit Rücksicht auf den lästigen Bundesgenossen nur zu oft in der Wahrung der staatlichen Autorität und bürgerlichen Ordnung gehemmt war; Mißstände, welche auch von der Gesamtbevölkerung längst schon als demütigender Druck empfunden wurden. Die Verstimmung in allen patriotischen Kreisen steigerte sich zusehends, als die Gerüchte über die von Italien geforderten Landabtretungen immer bestimmtere Form gewannen.

Italien hatte sich in seinen Forderungen nicht etwa auf die Gebiete mit gänzlich oder überwiegend Italienisch sprechender Bewohnerschaft beschränkt, sondern es hat dieselben auch viel weiter auf größere deutsche Gegenden Tirols sowie auf slawische Bezirke des Küstenlandes und Dalmatiens ausgedehnt. Darum waren und sind die italienischen Deklamationen über die Befreiung unerlöster Landschaften ebensolche Heucheleien, wie die französischen und englischen Fanfaronaden über die Befreiung Belgiens von der deutschen Gefahr und jene der russischen Agitatoren von der Errettung slawischer Kronländer von der österreichischen und deutschen Herrschaft. Jedermann, der einige Geschichtskenntnis hat, weiß, wie England und Frankreich sich in den Besitz ihrer überseeischen Gebiete gesetzt, mit welchen Mitteln sie daselbst ihre Herrschaft befestigt haben und sie auch dermalen noch zu wahren suchen. Man weiß auch, wie Frankreich seinerzeit in den Besitz von Elsaß-Lothringen, wie England zur Herrschaft in Aegypten gelangt ist.

Eine noch unverschämtere Heuchelei ist es, wenn diese beiden Staaten sich den beiden Zentralmächten gegenüber als die Vertreter der höheren Kultur und Zivilisation gebärden, welche ideale Güter sie gegen den deutschen und österreichischen Barbarismus schützen müssen. Ihre höhere Kultur und Zivilisation hat aber Frankreich und England nicht abgehalten, bei der Internierung der deutschen und österreichisch-ungarischen Zivilbevölkerung, welche bei Kriegsausbruch nicht rechtzeitig flüchten konnte oder zum Teil auch daran gehindert war, dieselbe in brutalster Weise und mit ausgesuchten Schikanen zu behandeln, sie in ungesunden, unreinen Lokalitäten zusammenzusperren, nachdem man ihnen ihre Barschaft und Habseligkeiten abgenommen hat, ihnen verdorbene oder ungenießbar zubereitete Nahrungsmittel zu verabreichen, sie zum Teil überdies noch in überseeische Gefangenenlager mit bekannt ungesundem Klima zu deportieren.

Digitized by Google

Diese barbarische Behandlung wurde anfänglich auch teilweise auf die Kriegsgefangenen ausgedehnt. Erst die Drohung mit Repressalien und die Anrufung der amerikanischen Intervention konnte bewirken, daß diese beiden Mächte sich auf ihre usurpierte Rolle als Träger der höheren Kultur und Zivilisation und Wahrung der völkerrechtlichen Gebräuche besinnen mußten.

Ihr würdiger italienischer Freund und Kriegskamerad eifert den beiden Westmächten nach, ja überbietet sie noch wenn möglich. Es kommen aus den von den Italienern in Südtirol und im Küstenlande vor unsern Stellungen besetzten Gebieten sehr zahlreiche und authentische Klagen über ausgesuchte Willkürakte und Grausamkeiten gegen die dortige Bevölkerung, sowie von Mißhandlung Kriegsgefangener.

Enttäuscht, daß die Bewohnerschaft der von unsrer Armee bei Kriegsbeginn geräumten Gegenden die italienischen Truppen und Behörden nicht, wie diese es von den „Erlösten" erwartet hatten, mit offenen Armen empfing, sich im Gegenteil mehr zurückhaltend benahm, wird sie in unglaublicher Weise verfolgt und drangsaliert!

Es wurde bisher nur von den Westmächten und Italien gesprochen, da diese sich als die Vorkämpfer der höheren Kultur und Zivilisation proklamieren und behaupten, daß sie die Welt von dem durch die Zentralmächte, insbesondere durch das Deutsche Reich, repräsentierten Militarismus befreien wollen.

Unter der, wenn auch usurpierten, Fahne der höheren Kultur und Zivilisation kann Rußland nach seiner ganzen Natur und Geschichte selbstverständlich nicht marschieren. Ebensowenig kann Rußland, diese ausgesprochene Militärmacht, gegen den Militarismus in die Schranken treten, mindestens nicht auch nur mit einem schwachen Scheine des Rechtes.

Dagegen wirft das Reich des russischen Zaren sich schon seit Jahren um so ungestümer zum Protektor und Befreier des Slawentums von der Herrschaft des Germanismus auf, durch welchen seitens Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches die Existenz und Entwicklung der Slawen bedroht sein soll. Zu dem Behufe wurde in Osteuropa durch russische Agenten, durch die Presse und sonstige Mittel mit Hochdruck für den Panslawismus gearbeitet; zugleich hat Rußland besonders seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch schon früher, unter dem heuchlerischen Titel eines Befreiers der Balkanvölker von der Türkenherrschaft seine Macht und sein Ansehen in immer bedrohlicherer Form erweitert.

In Wahrheit war der Panslawismus sowie die Befreiung der Balkanvölker nur die Maske, unter deren Schutze und mit deren Hilfe dem „Panrussentum" in Osteuropa die Wege geebnet werden sollten. Die in Rußland allmächtig gewordene großrussische Partei hat denn auch den Moment schon gekommen geglaubt, diese Maske insoweit lüften zu können, daß sie die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen offen als Kriegsziel verkündete, und der englische Krämerneid gegen das Deutsche Reich und dessen ungeahnte Handels- und Verkehrsentwicklung hat es dahin gebracht, daß die Westmächte, alle ihre

Digitized by Google

früheren politischen Traditionen über Bord werfend, sich zur Erreichung dieses Zieles in russischen Dienst stellen — allerdings mit dem stillen Vorsatze Englands, durch den Besitz der Dardanellen Rußland doch den Ausgang ins Mittelmeer zuzuriegeln. Frankreich würde durch irgendeinen Brocken, z. B. Palästina, befriedigt werden.

Ein siegreiches Rußland aber würde dann mit den europäischen Slawen in seiner Weise fertig werden und dieselben zum Russentum bekehren, denn dieses und seine unduldsame starre Orthodoxie verträgt keine selbständige Entwicklung, weder in staatlicher noch nationaler oder religiöser Richtung im Bereiche seiner Macht. Das haben die von Rußland verschlungenen Länder, Polen, die Ostseeprovinzen und die Ukraine, zuletzt nun Finnland, an ihrem eignen Leibe erfahren, und nicht besser behandelt es die selbständigen Balkanstaaten. Beweis dessen sein Verhalten während und nach dem letzten Balkankriege gegen Bulgarien und die drohende Sprache des letzten russischen Ultimatums, in dem dieser Staat wie eine russische Satrapie verdonnert wird. Da kommt erneut die ganze moskowitische Wildheit zutage und erbringt wieder einen handgreiflichen Beweis, welche Gefahr dem Frieden und der europäischen Kultur drohen, insolange Rußlands Macht ungebrochen fortlebt.[1])

Der moskowitische Despotismus steht dem westlichen Kulturleben ausgesprochen feindlich gegenüber, weil dessen Orthodoxie gegen die andern Konfessionen keine Duldung kennt und deren Angehörige und Kircheneinrichtungen prinzipiell unnachgiebig verfolgt. Die starre Orthodoxie Rußlands ist aber auch eine wesentliche Ursache, daß dessen durchaus nicht bildungsunfähige Bevölkerung in ihren breiten unteren Schichten auf einem sehr tiefen Bildungsniveau stehen blieb, daß dieses aber auch in den höheren Schichten sehr häufig in Akten ungezügelter Roheit und Grausamkeit zum Ausbruche kommt. Daher die Raublust und Beutegier, die Freude an Mord und Brandstiftungen seiner Soldateska, die nur zu häufig auch von den Offizieren und Kommandanten sogar angefacht wird; daher auch die Zerstörungswut, unter welcher die von den Russen besetzten deutschen und österreichischen Gebiete zu leiden hatten, und die schweren Unbilden, welche die aus ihren Wohnstätten verschleppten Einwohner zu ertragen haben. Besondere Akte von Grausamkeit, wie das Vorschieben von Flüchtlingen und Gefangenen vor die russische Feuerlinie, sind doch nur vereinzelte Erscheinungen

[1]) Der Verfasser ist bis vor dem letzten Balkankriege dafür eingetreten, eine Beseitigung der Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland sowie die Lösung des Balkanproblems in beiderseitigem Einverständnisse anzustreben. Derselbe hat diese Idee in der „Deutschen Revue" in den Aufsätzen: „Oesterreich-Ungarn und die Ziele der russischen Politik in Europa und Asien" (September-Heft 1910), dann „Die Stellung Oesterreich-Ungarns und Rußlands zu den Balkanfragen" (Februar-Heft 1911), endlich „Ueber das Kriegsgespenst in Europa" (Juni-Heft 1912) ausgeführt. — Es war eine große Täuschung! und der Verlauf der Ereignisse hat bewiesen, daß nicht nur nationalrussische Unterströmungen, sondern die ganze russische Politik auf die „ungeteilte" Herrschaft am Balkan, aber auch auf die völlige Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns gerichtet ist und daran auch festhalten wird, solange ihre Machtmittel es gestatten.

Digitized by Google

besonders verwilderter Elemente, welche der Allgemeinheit nicht zur Last gelegt werden sollen; solche und ähnliche barbarische Verfügungen sollen übrigens auch bei den „hochgebildeten" Verbündeten der Russen vorgekommen sein.

Die den Russen, aber auch ihren Verbündeten des Westens zur Last fallenden Brutalitäten, eingeleitet durch die von England inaugurierten Aushungerungsmaßregeln, fortgesetzt durch die unter den härtesten Begleiterscheinungen zuerst von den beiden Westmächten praktizierten Internierungen und die früher besprochenen und noch mancherlei andere Abscheulichkeiten, welche die seinerzeit von einem englischen Minister mit größter Entrüstung an den Pranger gestellten Bulgarian atrocities der Türkei zum Teil weit überbieten und allen bisherigen Kriegsgebräuchen Hohn sprechen, sind ebensoviele unwiderlegliche Beweise, daß das Empfinden weiter Kreise, und zwar gerade der sog. gebildeten Klassen, von derartigem Hasse gegen die Mittelmächte, jene Frankreichs und Englands insbesondere gegen das Deutsche Reich, jene Rußlands und Italiens vornehmlich gegen Oesterreich-Ungarn durch alle möglichen Mittel der Agitation, ganz hervorragend durch ihre Presse, erfüllt wurden, daß sie sich im Falle des Sieges nicht mit einer Schwächung ihrer Gegner begnügen, sondern auf deren vollständige Unschädlichmachung hinarbeiten, ihnen die schwersten Friedensbedingungen auferlegen und auch nach dem Kriege dieselben mit ihrem Hasse verfolgen, sowie alles daransetzen würden, eine Erholung und Kräftigung der Zentralmächte zu verhindern oder doch möglichst zu erschweren.

Darum muß es als ein unumstößliches Gebot für die Zentralmächte gelten, nicht nur mit allen Mitteln den schließlichen Sieg anzustreben, sondern denselben auch derart zu steigern und auszunutzen, daß der zu erzwingende Friede unter solchen Bedingungen zustande komme, welche unsern Gegnern in absehbar langer Zeit nicht mehr die Möglichkeit geben, denselben wieder zu brechen! Die Friedensziele müssen den Riesenopfern entsprechen, damit wir nicht nur die Wunden dieses größten Krieges heilen, sondern unsre Kräfte auch ungestört weiterentwickeln können.

Es soll nicht möglich werden, daß ein nicht gänzlich niedergerungenes und gänzlich geschwächtes Rußland nach vielleicht kurzer Erholungspause seine Herrschaftspläne im Osten mit dem Ziele Byzanz und die Meerengen wieder aufnimmt und unter der wieder entrollten Fahne des Panslawismus Helfer findet, welche dem hinter diesem Schilde lauernden Moskowitertum bereitwillig wieder auf den Leim gehen. Auch die Revanchebegier eines nur gedemütigten, aber nicht gehörig geschwächten Frankreich sowie der Ruf Italiens nach „Erlösung" unterdrückter Brüder und Herstellung der Herrschaft über die Adria würde alsbald wieder aufleben. Dieses Trifolium würde so wie heute von neuem als ein ausgezeichnetes Werkzeug dienen, um die wackelig gewordene Seeherrschaft Englands in womöglich noch unleidlicherer Form aufzurichten, wie sie dermal nicht nur die Gegner, sondern in gewissem Grade noch empfindlicher die Neutralen erdulden müssen. Darum ergibt sich als letztes Ziel des Krieges „der Niederbruch der englischen Seeherrschaft".

Digitized by Google

Die große Nervosität, welche die kühne Offensive Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches mit der Forcierung der Save und Donau und Eroberung von Belgrad in London verursacht, zeigt, daß man die England drohende Gefahr dort richtig einschätzt. Und doch war es gerade der sträfliche Uebermut der Entente und insbesondere Englands, welcher die Türkei brüskiert und sie förmlich in den Krieg getrieben hat; damit hat sie aber ihren Gegnern, den Zentralmächten, selbst den Weg eröffnet, auf welchem sie England am empfindlichsten treffen können, nämlich am Suezkanal und in Aegypten, wohin sie doch nur mit Hilfe der Türkei zu gelangen vermögen! Auf diesem Wege wird man auch England zu einem Frieden zwingen können, welcher den europäischen Kontinent vor dessen weiteren Uebergriffen für immer sichert!

Cujus culpa?

Eine psychologische Studie

Von

M. v. Köller

Man wird keinen falschen Standpunkt innehaben, wenn man äußere Ergebnisse aus psychologischen Vorgängen herleitet und erklärt. Die Geschichte spricht nur von Tatsachen und überläßt der Psychologie die Ermittlung der seelischen Vorgänge, welche berufen sind, maßgebend in die Ereignisse der Welt einzugreifen.

Es gibt nur eine Urkunde, in welcher der Historiker zugleich der Psychologe ist, die Bibel, daher die Sympathie, welche ihr die „Einfalt" entgegenbringt, die Einfalt, welche, aus sich selbst heraus, der Psychologie keine Worte zu leihen vermag und doch wie jeder Mensch fühlt, daß die Seele die Wurzel des Lebens ist. In Mose 1, 26 und 27 und im Ev. Johannes 3, 16 finden sich Geschichte und psychologische Vorgänge klar nebeneinander. Das ist Ein Beispiel, dem sich Hunderte von andern anreihen, wenn man der Bibel folgt.

Der Historiograph unsrer Tage wird auch den Psychologen hören müssen, wenn er Antwort geben will auf die Frage „Cujus culpa?"

Wessen Schuld ist dieser Weltkrieg, dieser „männermordende" Paroxysmus, der die Welt erfaßt hat, in dem sie, wie sie bisher war, in den Tod stürmt, einem „Völkerragnarök" ähnlich, bei dem keiner fehlen will, das Alte begrabend zum Leben des Neuen. Der Historiograph sowohl als der Psychologe in der Bibel wird in der Geschichte des Volkes Israel auch eine Parallele finden können mit unsrer Zeit; einen Präzedenzfall in der Urgeschichte der Menschheit.

Unter dem Druck der sie umgebenden Verhältnisse in Aegypten sind die Israeliten in äußerer Arbeit, in innerer Energie erstarkt. Ueber den materiellen Ansprüchen und Sorgen haben sie nicht aufgehört, ihren Seelen die Lebens-

Digitized by Google

bedingungen, die in der Religion wurzeln, zu erhalten. Sie blieben fest im Vertrauen auf Jahwes „Jehovah" — ihr Gott und Herr, der zu seiner Zeit die Bande der Aegypter zerreißen würde, welche ihre Kraft hemmten und ihre Fähigkeit einengten in die Masse der eignen Politik. Als das Volk der Juden den Aegyptern zu mächtig wurde, beschlossen sie, dasselbe in härtester Fron zu vernichten. (2. Mose 1, 8—14.) Wer die Weltkarte betrachtet mit dem kleinen Stück Land, das Deutschland heißt, und sieht daneben die Welt, wie sie sich ausbreitet und sich zusammengetan hat, um dies kleine Deutschland niederzuringen, wer sollte da nicht, wie Mose, als er zum Kampf gegen Pharao berufen wurde, sagen: „Unmöglich" — „wer kann wider Aegypten"? (2. Mose 3, 11.)

Und doch, der Tag des Auszuges der Israeliter aus Aegypten kam (2. Mose 12, 51), wie der Durchzug durch das Land der Ammoniter (4. Mose 21, 21), an den die Vorgänge in Belgien, im August 1914, genau erinnern. Es kam das Wort „der Herr wird für euch streiten" und das „kleinste unter allen Völkern" (5. Mose 7, 6 und 7) zog von Sieg zu Sieg, bis es nach Josua 21, 44 „Ruhe fand von Allen umher". „Alle Israels Feinde — sechs Völker — (5. Mose 20, 17) gab Er in ihre Hände".

Das ist Geschichte und Seelenkunde, wie unsre Zeit beides erlebt und braucht. Die Zeiten sind andre geworden seit Moses' Tagen, aber Moses, Gott und die Menschenseele sind dieselben geblieben. Die Urveranlassung zu den Kriegen auf Erden liegt in Gottes Ordnung und in der Seele des Menschen, die keine Ruhe findet und keine Ruhe hält in der Atmosphäre des Materialismus. Das große „Cujus culpa" unsrer Tage muß darum der Psychologe neben dem Historiker beantworten, und der Ausspruch des alten Hebräerkönigs Salomo (in seinen Sprüchen Kap. 28, 2): „Um des Landes Sünde willen werden viel Aenderungen der Fürstentümer, aber um der Leute willen, die verständig und vernünftig sind, bleiben sie lang", weist gewiß auf keine falsche Schlußfolgerung.

Die Weltgeschichte, auch die Geschichte der Fürstentümer ist das Weltgericht, in dem der Psychologe unschwer das Gottesgericht erkennen wird, welches das Urteil spricht in der Geschichte der Kriege. Die Ereignisse auf dem Weltkriegsschauplatz unsrer Tage bestätigen die Tatsachen, welche sich, wider allen Augenschein, wider alle sichtbare Macht, von Sieg zu Sieg führend, behaupten.

Die Historiker berichten, daß die Kriege der Germanen mit den Völkerwanderungen begonnen haben, dem Anlaß zu den „Aenderungen der Fürstentümer".

Im Jahre 113 v. Chr. bewegte sich die erste derselben, von Norden kommend, dem Süden zu. Die Zimbern und Teutonen, durch die Sturmfluten der Ostsee ihrer Wohnungen beraubt, zogen aus, um in Gallien neue Heimstätten zu suchen. Die Römer sahen in der germanischen Invasion eine feindliche Absicht und zogen den nordischen Heeren kriegsbereit entgegen. In der Schlacht von Noreja (113) wurde von den Germanen der erste vollständige Sieg über die Römer erfochten. Der Kampf begann zwischen den beiden Völkern, die sich Jahrhunderte hindurch um die Weltherrschaft gestritten haben.

Digitized by Google

Als im Jahre 362 n. Chr. der Kaiser Julian Apostata gestorben und der Verfall des alten römischen Reiches Tatsache geworden war, stürmte im Jahre 372 die zweite Völkerwanderung durch die Lande. Den Anstoß dazu gaben die Hunnen, ein mongolisches Reitervolk. Sie überschritten die Wolga, besiegten die Ost- und Westgoten und veranlaßten eine Dislokation sämtlicher Volksstämme zwischen der Wolga, Donau, Rhein und Rhone bis hinunter nach Spanien, Italien und dem Peloponnes bis hinauf nach Britannien und der Bretagne. Ein Reich wird nach dem andern gegründet und zerstört, bis schließlich in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (Châlons sur Marne) der Hunnenkönig Attila von den Römern und ihren Hilfstruppen besiegt und über den Rhein zurückgetrieben wird. Mit König Attilas Tode (453) zerfällt das Hunnenreich.

Der Untergang der mächtigsten wie der kleinsten Völker auf Erden spricht von der Psychologie in der Weltgeschichte. Es würde die Zeit der Gegenwart nicht ausreichen, derselben nachzugehen. In jeder einzelnen Völkerkatastrophe aber bekundet sich ein Gottesgericht.

So wurde die Eroberung des Reiches Israel 722 v. Chr., bei welcher 27 000 Einwohner nach Assyrien und Medien fortgeführt wurden, empfunden; ebenso wie die Zerstörung Jerusalems, 136 Jahre später, also 586 v. Chr. durch Nabukudonossor (Nebukadnezar), die die babylonische Gefangenschaft für die Juden zur Folge hatte. Ein Gottesgericht bedeutete der Untergang des alten verweichlichten römischen Reiches, das im Materialismus schon lange untergegangen war, ehe Odoaker (476) und Chlodwig von Franken (486) das morsche Staatsgebäude zerbrachen.

Der Untergang der heidnischen Sachsen im Jahre 804, der trotzigsten Feinde des Christentums, erscheint als das Gottesgericht über das Heidentum in deutschen Landen. Auf freiem Felde, bei Verden a. d. Aller, ließ Karl der Große 4500 gefangene Sachsen enthaupten, trotzdem ihn im Jahre 782 eben dieselben Heiden am Suntal glänzend besiegt hatten. Der Begründer (771) des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wußte noch nichts von der Sentimentalität in der Humanität, in deren Komplikationen sich unsre neuere und neueste Geschichte verwickelt hatte, und von welcher der Reichskanzler v. Bethmann in der ersten Reichstagssitzung vom August d. J. sagte: „Wir haben sie verlernt."

Das Reich Karls des Großen zerfiel unter Karl V. und fand das letzte Ende seines mehr als tausendjährigen Bestehens im Juli 1806, als der letzte Kaiser, Franz II., die Kaiserkrone des alten deutschen Kaiserreiches niederlegte und sich fortan Kaiser Franz I. von Oesterreich nannte.

In dem über tausendjährigen alten Deutschen Reich hat das Gottesgericht der Kriege nicht aufgehört, wie das Uebel, das sie heraufbeschwört, weiter bestand. Es ist ein Ringen auf Erden zwischen Recht und Unrecht, und in der politischen Atmosphäre ist dieses Ringens letzte Konsequenz der Krieg.

Die Geschichte wird die Norm nicht aufstellen können, daß „Siegen" der Sieg des Rechtes, „Unterliegen" das Unterliegen des Unrechtes sei, soweng wie ein Volk oder ein Mensch ganz frei von Schuld sein kann; Recht und

Digitized by Google

Unrecht ist überall nebeneinander, sei es in politischer oder in psychologischer Hinsicht — aber die Gesamtschicksale der Völker werden durch die Kriege entschieden. Gott mißt den Völkern ihre Lebenszeit auf Erden zu: durch die Kriege.

Das beweist die Geschichte von Anfang her. Die Großen der Fürsten und Völker Europas haben sich im alten Deutschen Reich müde gekämpft im Ringen um Macht und Land, in Eroberungs- und Befreiungskriegen, in Religionskämpfen und Erbfolgestreitigkeiten, in Revolutionskatastrophen, in Handels- und Kolonialkriegen.

Unter den Trümmern der alten Staatsgebilde, unter dem Auf und Nieder der Völker hat sich, in vieler Bedrängnis von außen, in ernstem Streben und unermüdlichem Fleiß im Innern, das neue Deutsche Reich emporgerungen, dessen Kaiser, Könige und Fürsten mit treuen Bundesgenossen an der Spitze ihrer Völker jetzt der Welt gegenüberstehen, des Sieges, der Bestätigung ihrer Vokation, des „Germans to the front", aus dem Munde des Herrn der Welt harrend.

Als „Herren der Welt" haben sich die Engländer gefühlt, als einer der Ihren — der Admiral Seymour — im Jahre 1901, während des Boxeraufstandes in China, an den Ufern des Peiho, das „Germans to the front" befahl, ein Wort, das in unseren Tagen eines prophetischen Klanges nicht zu entbehren scheint.

In dieser seiner Stellung als „Herr der Länder und der Meere" hat England sich mehr und mehr von Deutschland bedroht gefühlt. Nolens volens hat es einsehen müssen, daß es ohne fremde Hilfe Deutschland nicht mehr gewachsen war. Das tritt im Verlaufe dieses Krieges immer deutlicher hervor! Dieser Krieg, der mit Deutschlands Niederwerfung endigen sollte, war längst beschlossene Sache, und die Friedensliebe der Machthaber Deutschlands konnte die Katastrophe nur aufhalten, aber nicht verhindern.

Der Neid, der so bald zum Haß wird, wie kein andrer Affekt im Völkerleben, weil er in der Tiefe aller menschlichen Regungen wohnt — der Neid hat Englands bösen Geist gegen Deutschland entfesselt. Die planmäßig betriebene Aufhetzungs- und Einkreisungspolitik, welche unter Eduard VII. ihren Höhepunkt erreichte, und deren skrupellose Tendenz, als ratio ultima, jetzt Lüge und Verleumdung gegen Deutschland in das Feld führt, erhellt wie ein Scheinwerfer Englands Art und Englands Können! Die Maske war geblieben, die Persönlichkeit dahinter verschwunden. Das Volk des alten Englands war ein kraftvolles, fleißiges Volk; seit Elisabeths Zeiten ein intelligentes, hochbegabtes Geschlecht, berufen — auf seine Zeit — der Welt vorbildlich voranzugehen! In neuerer und neuester Zeit ist — die Ausnahmen seien nicht vergessen — die Geldgier an Stelle des Fleißes, der Größenwahn an Stelle der Intelligenz getreten. Der Imperialismusgedanke mit seinen Uebermenschtheorien einerseits, das Elend des durch die Presse irregeführten Proletariats andrerseits ist der psychologische Vorgang, der Englands Semper-ego-Politik gezeitigt hat. In keinem Lande ist die Lüge und Heuchelei so leicht zur Macht gelangt wie in England. Man lese die Parlamentsgeschichte, und man wird staunen, mit welchem

Digitized by Google

maßlosen Egoismus, durch welche raffinierten Tricks dort die Gesetze zugunsten des Kapitals zustande gekommen sind. Die Vertreter dieser Politik haben es verstanden, die englische und die von der englischen abhängige Presse ihren Zwecken so zur Verfügung zu stellen, daß „das Volk" auf seine Zeitung, z. B. die „Daily Mail", schwört. Ohrenzeugen berichten, daß kaum ein Arbeiter in England andres glaubt und denkt, als was seine Zeitung schreibt, „for you know, Sir, our writers are smart boys". Damit wird alles weitere höflich abgelehnt. Die englische und die von der englischen abhängige Presse bleibt auch jetzt ihren Lehrmeistern treu. Sie stellt sich der Lüge zur Verfügung und ist Schleppenträgerin der Verleumdung!

England ist nicht blind gewesen über die „deutsche Gefahr", welche ihm zweifellos — ohne jede „Provokation" von deutscher Seite — nahte. Es hat, nachweislich und sehr geschickt, das Feuer geschürt, das Deutschland einäschern sollte. Als Großkaufmann hat es alle Konjunkturen benutzt, als Sportsmann alle seine Vorteile ausgebeutet. Schon der Berliner Kongreß 1878 hatte England Gelegenheit gegeben, das wachsende Mißtrauen Rußlands gegen Deutschland zu bemerken — und zu benutzen. Frankreichs Revanchegeister waren leicht zu aktiver Vorarbeit zu beleben, doppelt leicht, seitdem dort in den letzten Jahren Klagen über Klagen gegen die Straßburger Regierung — aus den Reichslanden her — eingelaufen waren und seitdem gleichzeitig gewissenlose Agitatoren aus dem Elsaß in verschiedenen Städten Frankreichs öffentlich um Hilfe gegen Deutschland gebeten hatten. Rußlands Geldnot streckte gern die Hände aus nach dem französischen Reichtum, und die englische Presse hörte nicht auf, ihre deutschfeindliche Saat auszustreuen in russischen und französischen Zeitungen. Diese Saat verfehlte nicht, wunschgemäß aufzugehen, und das russisch-französische Bündnis kam zustande — unter englischer Protektion.

Im Jahre 1883 hatte Bismarck gehofft, durch den Dreibund — Deutschland, Oesterreich, Italien — den europäischen Frieden sichern zu können, ein Ziel, das seit dem Regierungsantritt Alexanders III. in Rußland (1881) immer schwieriger zu erreichen möglich schien. Nach Bismarcks Abgang, unter Caprivi, wurden, wie bekannt, die Beziehungen zu Rußland völlig abgebrochen. Italiens Neid auf Oesterreich war nicht danach angetan, seine Stellung als „treuer" Bundesgenosse zu gewährleisten. Das Wort „Isolierung Deutschlands", zu Anfang unsers Jahrhunderts geprägt, klang immer deutlicher aus allen feindlichen Nachbarländern heraus, und alle fast an das Unmögliche grenzenden Betätigungen der Friedensliebe des Deutschen Kaisers vermochten das nahende Schicksal nicht mehr aufzuhalten. Wie ein Sonnenblick schienen noch die Tage in Berlin zur Hochzeitsfeier der einzigen Tochter des deutschen Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise, mit dem Herzog Ernst August von Braunschweig, aber — was für psychologische Vorgänge verhüllten sich unter den Tatsachen der glänzenden Zusammenkunft der deutschfeindlichen Fürsten! —

Die Gewitterwolken am europäischen Horizont zogen sich immer drohender zusammen. Bald in Frankreich, bald in Rußland schien sich der politische Ex-

Digitized by Google

plosionsstoff entladen zu wollen. Die Schwüle vor dem Sturm lagerte drückend auf Fürsten und Völkern, auf Ländern und Meeren, bis der Mordtag von Serajewo den zündenden Funken in die Welt schleuderte und der Weltbrand aufloderte, in dem Deutschland und alle, die zu ihm hielten, untergehen sollten. Die Fanfarentöne der sich fast Tag auf Tag folgenden Kriegserklärungen zogen zunächst wie ein lösender Sturm durch die Lande. Die kriegsreife Läuterungsnotwendigkeit, auch in der psychologischen Atmosphäre unsrer Zeit, enthüllte sich. Auch Deutschlands innere Verhältnisse bedurften des ehernen Kriegsrufes, um sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt zu werden und derselben Ausdruck zu geben.

Der Materialismus überbürdete auch bei uns das Lebensgebiet der Seele. In den fast dem Wunder gleichkommenden Leistungen der Technik unsrer Zeit, in dem Voranstreben jeder geistigen Entwicklung nahm man der Seele Zeit und Raum für ihre Lebensbedingungen, die durch keinerlei Surrogate ersetzt werden.

Die Psychologie, deren erster Lehrmeister die Bibel ist, tritt unter den Eindrücken dieses Krieges wieder mehr an den Platz im Leben, der ihr gebührt.

Die Kräfte des Geistes, die Zähigkeit des Körpers genügen nicht; auch die Tragfähigkeit der Seele wird täglich beansprucht in der ungeheuren Last der Tage.

Im Königreich Westfalen[1])

Mit dem Frühjahr 1808 trat die neue westfälische Verfassung und Verwaltung, ganz nach französischem Muster, in Kraft. Eine Konstitution wurde eingeführt, ebenso das Napoleonische Gesetzbuch, das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren und die Geschworenengerichte. Das Land wurde in acht Departements geteilt, welche nach der Elbe, Fulda, Leine, Ocker, Saale,

[1]) Anmerkung der Redaktion. Das vorstehende Kapitel ist entnommen dem dieser Tage erscheinenden Werk: „Johann Gottlob Nathusius. Ein Pionier deutscher Industrie. Von Elsbeth von Nathusius." (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) J. G. Nathusius, geboren 1760, gestorben 1835, hat sich aus hart bedrängter Jugend zum reichen, hochangesehenen Handelsherrn und Fabrikbesitzer emporgearbeitet, weder nach den modernen, amerikanischen Methoden, für die damals die Zeit noch nicht gekommen war, noch unter unlauterer Ausnutzung von Gelegenheiten, wie die unruhigen Zeiten der Napoleonischen Weltkriege sie einem skrupellosen Geschäftsmann reichlich boten. In seiner unanfechtbaren Lauterkeit ist er noch für die heutige Generation ein Vorbild nicht minder wie in seiner unermüdlichen Tätigkeit, die sich durch kein Hindernis aufhalten, durch keinen Fehlschlag entmutigen ließ. Er war Großkaufmann, soweit man es vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und des Weltverkehrs sein konnte, Großindustrieller, soweit dies einem Fabrikanten möglich war, solange es noch keine Dampfmaschinen und keine Elektrizität gab. Wenn in den Schilderungen, wie Nathusius diese Hemmungen, die in der Zeit lagen, überwand oder ihnen sich fügen mußte, der nationalökonomische Wert des Buches liegt, so ist es nicht minder reich an Zeit- und Kulturgeschichtlichem. Den Hauptwert aber besitzt es als lebens- und pietätvoll ausgeführtes Bild eines tüchtigen, edlen Menschen, eines Deutschen im schönsten und besten Sinne des Wortes.

Digitized by Google

Werra, Aller und dem Harz benannt wurden. Präfekten, Unterpräfekten und Maires übernahmen die Verwaltung. Magdeburg wurde zur Hauptstadt des Elbdepartements gemacht.

Die neuen Staatsformen waren Nathusius sympathisch und entsprachen seinen längst gehegten politischen Idealen. Er schätzte sie um so höher, da er sie mit dem alten, schleppenden preußischen Zopfregiment verglich, und er teilte diese Vorliebe mit vielen seiner Zeitgenossen. Es war nicht die Fremdherrschaft, welche er nach und nach lieben lernte, sondern die neue Regierungsform, besonders da er sich innerhalb derselben politisch selbst betätigen konnte. Freilich, auf Ruhe und auf wahres Gedeihen des Staates war nicht zu rechnen, solange Westfalen abhängig von Napoleon blieb und beständig seine eiserne Faust zu fühlen bekam. Dennoch aber hoffte Nathusius auf eine endliche friedliche Entwicklung, und es zeigte sich bald, daß er auch die Ideen und Pläne, welche sich auf seine privaten Verhältnisse bezogen, jetzt leichter verwirklichen konnte als in den letzten Zeiten vor 1806. Mitten in dem allgemeinen Umsturz der Dinge griff er mit genialer Hand zu und erreichte, was ihm bisher versagt geblieben war. Es war eine eigne Schickung, daß gerade jetzt, unter dem Druck der Fremdherrschaft, eine große und glückliche Wendung seines Lebens eintrat.

Am 18. April 1808 fanden in Magdeburg die Wahlen des Elbdepartements für den Reichstag in Kassel statt. Die angesehensten Männer des Departements waren zu Wahlmännern ernannt worden: Grundbesitzer, Kaufleute und Gelehrte. Dreizehn Reichstagsmitglieder wurden gewählt, und zwar neun Grundbesitzer, zwei Kaufleute und zwei Gelehrte. Ferner wurden vierzig Kandidaten zum Departementsrat erkoren, und von diesen wählte der König die Hälfte aus. Dieser Departementsrat stand dem Präfekten zur Seite und leitete die Verwaltung der Provinz. Sämtliche drei Stände damaliger Zeit waren darin vertreten, vom Grafen bis zum Bauer. Die Departements waren in Distrikte geteilt, und es wurden zweiundzwanzig Distriktsräte zur Auswahl erkoren, von denen der König elf ernannte. Diese standen dem Unterpräfekten zur Seite. Zuletzt wurden noch eine Anzahl Friedensrichter gewählt.

Die beiden Kaufleute, welche das Elbdepartement im Reichstag zu vertreten hatten, waren Nathusius und sein Freund, der Bürgermeister Coqui. Im Sommer 1808 reisten beide nach Kassel ab. Die Fabrik ließ Nathusius in den treuen Händen des Vetters Hillebrand zurück. Diesem und einem Herrn Steinbrück war die Prokura erteilt und ihnen ein Anteil am Gewinn gesichert. Steinbrück war wie Hillebrand ganz mit der Firma verwachsen, sein Sohn wurde später ein genannter Maler der romantischen Schule. Den geliebten Werdergarten nahm Hillebrand unter seine Obhut; sowie die zahmen Tiere. Mitten im Trubel des Kasseler Lebens erinnert ihn Nathusius brieflich an die Papageien: „Sorgen Sie doch, daß sie nicht verhungern.“ Die Gründung der Leihbank war noch vor seiner Abreise in gute Wege geleitet worden.

In Kassel angekommen, wurde ihm eine Wohnung im Gartenhause des Kriegsrats Engelhard empfohlen, in der Wilhelmshöher Allee gelegen. Engelhard

Digitized by Google

hatte zehn Kinder, und sein Gehalt war ihm von der neuen Regierung verkürzt worden, so sah er sich genötigt, das kleine Nebenhaus zu vermieten. Die Lage des Hauses mit seinem freundlichen Garten, damals noch entfernt von der Stadt und doch nahe genug zum bequemen Verkehr, zog Nathusius gleich an, und als er eben im Begriff war, die Engelhardsche Wohnung zu betreten, sprang gerade ein Mädchen in der ersten Jugendblüte die Treppe hinab, ihm entgegen, weiß und rot, mit blonden Locken. Er redete sie an und strich ihr mit väterlichem Wohlgefallen über die frische Wange. Aber mit einem ernsten Blick zog sie sich zurück und wies ihn hinauf zu ihren Eltern. Das gefiel ihm, und im Augenblick war's bei ihm beschlossen, in diesem Hause zu bleiben. Man wurde bald handelseinig; Nathusius zog ins Gartenhaus, und in kurzer Zeit gewann man so viel Zuneigung zueinander, daß er sich ganz zugehörig zur Familie fühlen durfte. Das einfache und doch geistig bewegte Leben im Engelhardschen Kreis wurde ihm zu einer ganz neuen, wohltätigen Erfahrung.

Der Reichstag wurde am 2. Juli 1808 vom König in Person eröffnet. Man versammelte sich gegen Mittag in dem großen Orangeriesaal in der Aue. Der König erschien in vollem Ornat, die Abgeordneten der Städte trugen kaiserblaue Leibröcke, mit orangegelbem Laubwerk reich gestickt, weißgestickte Westen, kurze weiße Beinkleider, Schnallenschuhe und Strümpfe, den zweispitzigen Hut unter dem Arm, den feinen Stahldegen an der Seite.

Teile der Uniform haben in späterer Zeit bei den Nathusiusschen Kindern noch in manchem Theaterstück geglänzt, und die Enkel bewunderten noch den Polsterstuhl, den die praktische Großmutter mit den allerletzten Resten der gelben Stickerei bezogen hatte. Nathusius erzählte gern von diesem Tage: „Die ganze Sache war sehr feierlich und prachtvoll. Nachdem sich der König gesetzt hatte, gab er uns das Zeichen, uns zu bedecken, und wir wurden von Simeon, dem Minister der Justiz und des Innern, einzeln dem König vorgestellt. Wir mußten eine Eidesformel hersagen (ich tat es natürlich deutsch, weil ich kein Französisch verstehe) und gingen dann halb rückwärts wieder auf unsre Plätze. Dies dauerte wohl ein paar Stunden, darauf hielt der König eine französische Rede, während der wir wieder den Hut abnahmen, und dann war die Sitzung zu Ende. Tags zuvor hatten wir eine Einladung bekommen, um halb sechs Uhr bei der Tafel des Königs zu assistieren. Ich denke also nicht anders, als wir sollten bei ihm essen. Nachdem ich mich zu Haus erst ein wenig ausgeruht, folgte ich, nüchtern wie ich war, der Einladung. Die Stände, die Minister, die Staatsräte usw. waren alle wieder in einem großen Saale des Schlosses Wilhelmshöhe beisammen; es war aber nur für zwei Personen unter zwei Thronhimmeln gedeckt. „Wo werden wir denn speisen?" fragte ich. Da belehrte man mich, daß wir bloß die Ehre haben würden, zuzusehen, wenn der König mit der Königin speiste. Das war nun eine sonderbare Geschichte. Ich hatte großen Hunger nach der Zeremonie des Mittags, und nun mußten wir noch eine ganze Weile warten, bis der König kam. Zum Glück ging das Essen selbst sehr rasch, sie

Digitized by Google

kosteten nur zum Schein von allen Gerichten, und das währte nur eine Viertelstunde.

Jetzt begannen unsre Sitzungen. Da sah man unter den Ständen den Erbgrafen von Stolberg-Wernigerode, drei Grafen Schulenburg, zwei Herren v. Alvensleben, zwei Herren v. Motz usw. Unter den Kaufleuten den Bankier Jakobson aus Braunschweig, unter den Gelehrten den Kanzler Niemeyer aus Halle, den Dompropst Röttger aus Magdeburg usw. Ich lernte nun erst die Verfassung näher kennen. Sie war wirklich vortrefflich. Die Gesetzentwürfe kamen, wenn sie von den Ministern abgefaßt waren, zuerst in den Staatsrat, dort wurden sie diskutiert und ausgearbeitet. Darauf kamen sie ganz fertig zu den Ständen, einer vom Staatsrat legte sie uns vor und hielt eine Rede dazu, worin er uns die Gründe und Absichten der Regierung und des Staatsrates bei der Vorlage auseinandersetzte. Sie wurden nun der betreffenden Kommission übergeben, denn es bestanden Kommissionen für die Zivilgesetzgebung, für die Abgaben, für das Budget usw. Diese Kommission tat sich dann mit derjenigen Sektion des Staatsrates zusammen, welche die Sache anging, um sich gemeinschaftlich über die vorgeschlagenen Amendements zu einigen. Diese Amendements wurden nun gedruckt und unter uns verteilt, damit wir Zeit hatten, sie uns zu überlegen.

Darauf traten die Redner des Staatsrats und der Ständischen Kommission auf und entwickelten noch einmal die verschiedenen Gründe und Ansichten, das Für und Wider. Diese Reden waren klar und schön, und auf sie folgte das Ballottement. Jeder bekam eine schwarze und eine weiße Kugel und konnte geben, welche er wollte. So wurde das ganze Gesetz entweder angenommen oder verworfen. Im letzteren Falle wurde das Gesetz von neuem redigiert und uns wieder vorgelegt. Im Staatsrat hatten außer den Ministern die ausgezeichnetsten Männer ihren Platz — darunter Schmidt-Phiseldeck, Johannes v. Müller u. a. Der letztere hat oft vor uns geredet, er hatte aber ein sehr schlechtes Organ, man verstand ihn kaum. Auch die französischen Minister waren brave, brauchbare und tüchtige Leute, besonders Simeon; wären nur ihre deutschen Kollegen ebensogut gewesen. Der spätere preußische Staatsrat wurde ganz nach dem Muster des westfälischen eingerichtet.

In der Finanzkommission des Staatsrats war hauptsächlich tätig der Abgeordnete Hoffbauer, und dieser hatte auch meistens den Vortrag im Ständehause. Er holte sich über die Grundlagen der Gesetze die Gutachten von uns Abgeordneten der Kaufmannschaft. Außer den Gesetzentwürfen über die Abgaben, dem Geldsystem, den Zivil- und Kriminalgesetzen und dem Budget wurde uns auch von jedem Ministerium ein gedruckter Bericht über den Zustand seines Zweiges der Verwaltung vorgelegt. Wir hatten eine klare Einsicht in die ganze Lage des Staates. Eigentlich diskuriert wurde in der Ständeversammlung gar nicht, aber wir kamen des Abends bei dem Präsidenten, dem Grafen Schulenburg-Wolfsburg, zusammen, und dort wurde alles erörtert. War ein Gesetz in Vorschlag, so erkundigten sich die Mitglieder der Kommission, die es betraf, nach

Digitized by Google

den Meinungen derjenigen Abgeordneten, die am meisten davon verstanden. Es war ein lebendiger und erfreulicher Verkehr.

Man hat über die Regierung in Kassel viel irrtümliche Gerüchte verbreitet. Sie sind alle nicht wahr. Der König war ein liebenswürdiger Mensch, der mit seiner Gattin in bestem Einvernehmen lebte. Er meinte es aufrichtig mit der Konstitution und hatte das Wohl seines Landes wirklich vor Augen. Aber er konnte nicht immer wie er wollte. Die Hände waren ihm durch seinen Bruder gebunden. Hätten wir nicht so viel französische Truppen zu ernähren und fortwährend Kriegssteuern zu bezahlen gehabt, Westfalen wäre ein glückliches Land gewesen. Der König präsidierte immer selbst der Sitzung des Staatsrats, und der Minister v. Bülow hat mich versichert, daß er oft den Scharfsinn bewunderte, mit welchem der König an der Diskussion teilnahm."

Dies Urteil über Jérômes Charakter und Lebenswandel klingt befremdlich aus dem Munde eines so klugen Mannes, aber Bülow, der ehemalige Kammerpräsident in Magdeburg, jetzt westfälischer Minister des Handels und der Finanzen, war selbst ein leichtlebiger Weltmann, und Nathusius stand dem Hofleben fern. An Jérômes Liebenswürdigkeit hat niemals jemand gezweifelt, auch nicht an seinem natürlichen Scharfsinn. Was seine übrigen Eigenschaften und seine Sitten angeht, so hat die Geschichte ihr Urteil über ihn gesprochen. Seine Regierung bestand hauptsächlich in dem Bestreben, immer neue Geldsummen zu erlangen, das übrige besorgten seine Minister. Nathusius war auch nicht immer der kühle Menschenkenner und scharfe Beobachter. Seine lebhafte Phantasie ließ ihm oft neue Verhältnisse, neue Menschen in allzu idealem Licht erscheinen, und besonders in diesem neuen großen Abschnitt seines Lebens, da er in eine freiere, weitere Welt hineinversetzt wurde, hat er dadurch, wie wir noch sehen werden, viele und große Enttäuschungen erlitten. In seinem Verhältnis zu Ausländern war er eben auch der rechte Deutsche, dem alles Fremde zunächst überaus anziehend erscheint. Der lebhafte, bewegliche Geist, die Tüchtigkeit der Franzosen berührte ihn sympathisch, als etwas ihm sehr Verwandtes, und dabei klagte er immer wieder mit Wehmut: „Wenn nur die Deutschen ebenso wären!" Später lernte er freilich die Dinge in Kassel recht anders ansehen. Er war nicht so eitel, daß ihn seine neue Lage, die großen Verhältnisse, in die er jetzt versetzt worden war, berauschten, aber sein Selbstgefühl mußte sich doch steigern. Und ihm, dem reichen Manne, machte man natürlich von allen Seiten die Cour, um etwas von ihm zu erlangen. „Unter Millionen wird gar nicht mehr geredet," schreibt er, „Stafetten werden geschickt bei jeder Gelegenheit. Noch habe ich keine Langeweile gehabt. Ich bin fast täglich zu großen Diners gebeten. Vorgestern war ich bei Fürstenstein, das ist ein Aequivalent für die 16000 Taler."

Am 17. Juli meldet Nathusius an Hillebrand das Zustandekommen eines für Magdeburg sehr wichtigen Gesetzes: „In der vorgestrigen Sitzung der Reichsstände ist durch 79 Stimmen gegen 17 beschlossen und als Gesetz angenommen, daß alle Schulden der verschiedenen Provinzen des Königreichs zusammengeworfen und eine allgemeine Reichsschuld werden. Unsre Provinz Magde-

Digitized by Google

burg gewinnt dadurch sehr. Wir bekommen für das schon Bezahlte und noch zu Bezahlende (der zwölf Millionen Kriegskontribution) Reichsobligationen zu 5 Prozent Zinsen. Zur Bezahlung der Zinsen und der sukzessiven jährlichen Abtragung des Kapitals ist eine Personen- oder Familiensteuer bewilligt, welche in zehn Klassen verteilt wird, so daß der geringste Satz 1 Frank und der höchste 24 Franken für eine Familie sein soll. Diese Verteilung wird sich aber wohl noch ändern, so daß für die höchste Klasse ein höherer Satz angenommen wird." Leider erwies sich das neue Gesetz aber nicht so segensreich, wie Nathusius gehofft hatte, da die westfälischen Obligationen im Lauf der Zeit immer mehr heruntergingen.

Die Beratungen der Reichsstände interessierten Nathusius sehr, doch nahm er wenig aktiven Teil daran. Ein großes Feld der Tätigkeit eröffnete sich ihm aber durch sein Verhältnis zum Minister v. Bülow. Schon in Magdeburg war er ihm durch seine Kenntnisse und seine absolute Zuverlässigkeit eine Art „Geheimer" Rat, ein unbezahlter und unbezahlbarer Agent in mancherlei Geschäften geworden, jetzt wurde er ihm völlig unentbehrlich. Freilich war Bülow nach Nathusius' Schätzung „seinem Posten so wenig gewachsen wie sehr viele andre Minister", aber neben seinem grenzenlosen Leichtsinn war er der gutmütigste und liebenswürdigste Mensch und von so einnehmendem Wesen, daß man ihm nicht böse sein konnte. Als angenehmer Weltmann hielt er sich lange auf seinem schwierigen Posten. Die westfälischen Finanzen waren in einem gänzlich zerrütteten Zustand. Das kaum organisierte, durch Krieg und Kontributionen schon erschöpfte Land mußte jetzt den verschwenderischen Hof und viele französische Truppen neben seinen eignen erhalten, dazu hohe Kriegskontributionen an Napoleon zahlen. Die fortwährenden großen Geldverlegenheiten und die Unerfahrenheit derer, welche die finanziellen Angelegenheiten leiteten, machten sich die Bankiers, und namentlich die jüdischen, zunutze, unter denen Israel Jakobson, früher Braunschweiger Bankier, der angesehenste war.

Es wurde unter anderm eine Anleihe gemacht, von welcher der Staat schließlich nicht einen Heller in die Hände bekam und auf die er nach einigen Monaten mehr als 30 Prozent an Provision und Zinsen nachzahlen mußte. „So weit hatte es die Spekulation der Wechsler und die Unerfahrenheit der Staatsmänner in kaufmännischen Dingen gebracht," schreibt Nathusius; „natürlich wurde durch diese Art Anleihen die Not immer größer." Er nahm sich der Sachen mit großem Eifer an, und seine Handlungsweise in jener Zeit, seine Vaterlandsliebe, seine Arbeit für den Staat ohne viel persönlichen Vorteil, ohne Rang und Titel, ohne besondere Ehre vor der Welt hat etwas von antiker bürgerlicher Art und Gesinnung an sich. Kaum jemand hat damals von dem vollen Umfange seiner Tätigkeit erfahren und sie nach Verdienst gewürdigt.

Statt mit der Spekulation gemeinschaftliche Sache zu machen und den Staat auszubeuten, suchte er ihr nach Kräften entgegenzuwirken, dem Minister die Augen zu öffnen und den Staat vor dergleichen schändlichen Verlusten zu bewahren. Er nahm nicht einmal Provision von den Summen, die durch ihn

Digitized by Google

vermittelt wurden, sondern nur 5 Prozent Zinsen für das, was er von seinem eignen Kapital hergab. Als die Kriegsjahre zu Ende waren, hatte er sein großes Vermögen durch weise Vorsicht ungefähr auf dem alten Standpunkt erhalten, nichts gewonnen und nichts verloren. Die Einnahmen der Fabrik machten nach wie vor den soliden Grund seines Reichtums aus.

Er hielt dem Minister auf dessen Wunsch eine Zeitlang jeden Abend Vorlesungen über Nationalökonomie, allein dieser schlief gewöhnlich dabei ein. Einst, bei Gelegenheit einer schwierigen Finanzoperation, hatte Nathusius die ganze Nacht durch gerechnet und nachgedacht und kam am andern Morgen mit dem Resultat seiner Arbeit unter dem Arm zum Minister. Ganz aufgeräumt kam ihm dieser im Schlafrock entgegen und rief: „Denken Sie, schon drei hab' ich gekriegt!" Nathusius, der nicht wußte, was er meinte, glaubte, daß ihm irgendeine unerwartete Aussicht auf finanzielle Hilfe aufgegangen sei, aber es fand sich, daß es Sperlinge waren, mit deren Fang sich der Minister amüsiert hatte. „Exzellenz," sagte Nathusius sehr ernsthaft, „ich habe mir die ganze Nacht den Kopf zerbrochen und gearbeitet — hier bringe ich Ihnen die Resultate." — „Ei, da haben Sie sehr unrecht getan," versetzte Bülow scherzend, „wer wird so ein Narr sein und sich den Kopf zerbrechen!" Eines Tages hatten sie sich überworfen, indem Bülow seine Meinung Nathusius gegenüber geltend machte und ihn den Minister fühlen ließ, obwohl er im Unrecht war. Nathusius in seinem starken Unabhängigkeitsgefühl konnte so etwas nicht vertragen, er empfahl sich kurz und kam nicht wieder. Der folgende Tag verging, der zweite — am dritten, als er in seinem Zimmerchen des Gartenhauses in der Wilhelmshöher Allee schreibend saß, klopfte jemand mit der Reitpeitsche ans Fenster — es war Bülow. So heiter wie je, als ob nichts vorgefallen sei: „Sie werden doch nichts übelnehmen wollen?" lachte er, und damit war alles wieder in Ordnung, man konnte ihm eben nicht böse sein.

Am 17. Juli 1808 schreibt Nathusius: „Heute bin ich vom Minister aufgefordert, in Angelegenheiten der Regierung eine Reise nach Amsterdam zu machen. Ich habe es angenommen, jedoch mit der Bedingung, daß Israel Jakobson mitreiset, weil, wenn die Reise ohne Erfolg ist, ich nicht allein derjenige sein will, der ohne Erfolg die Reise gemacht hat. Morgen wird es sich entscheiden, ob ich reise." Es handelte sich wieder um eine Anleihe für das Königreich Westfalen, und Nathusius hatte mit seinen Bedenken recht gehabt, er und Jakobson kehrten unverrichteter Sache wieder nach Kassel zurück. Verschiedenere Reisegefährten ließen sich nicht wohl denken als Jakobson, den Mann der reinen Spekulation, und Nathusius, dem es nie um das Geld an sich zu tun war, der immer etwas Positives zustande zu bringen wünschte und der sich nur an einer Tätigkeit recht erfreuen konnte, welche der Allgemeinheit nutzte. Schon sein einfaches, vornehm anspruchsloses Wesen stand in großem Gegensatz zu Jakobsons Benehmen, der sich schon in Braunschweig zum Geheimen Finanzrat hatte machen lassen. Man lachte über seine Eitelkeit, aber dem reichen Manne wurde trotzdem überall geschmeichelt. Sein protziges Auftreten amüsierte

Digitized by Google

seinen Gefährten königlich, der nicht verfehlte, ihn damit gründlich zu necken und aufzuziehen. Sobald die Reisenden in eine neue Stadt kamen, legte Jakobson sein Kostüm als Oberrabbiner an, setzte seine hohe schwarze Mütze auf und empfing als solcher die Besuche. Nathusius wurde in seinem schlichten Anzug mehrmals für seinen Bedienten angesehen und spielte dann zum Scherz diese Rolle weiter, um Jakobson nachher damit zu necken. Dieser fühlte sich überall ganz als Protektor seiner Glaubensgenossen, auch in Holland, denn in Westfalen, wo alle Religionsbekenntnisse gleiche Rechte haben sollten, hatte man ihn zum Präsidenten des neu errichteten jüdischen Konsistoriums ernannt. Er hat auch in Wahrheit viel für seine Volksgenossen getan, legte Schulen für sie an und suchte ihre Stellung in jeder Weise zu heben. So baute er auch in der Braunschweiger Stadt Seesen eine schöne neue Synagoge und fundierte sie, alles auf seine eignen Kosten.

Sehr interessierte sich Nathusius für Holland, das er auf diese Weise kennen lernte. Er reiste überhaupt ja so gern und verstand das Reisen aus dem Grunde; immer war er voll Eifer, zu lernen und zu beobachten. Besonders war es ihm lieb, die holländischen Gärtnereien zu studieren; er kaufte dort viel Blumenzwiebeln und Gemüsesamen.

Als der Reichstag am 22. August geschlossen wurde, mußte er auf Bülows Verlangen noch länger in Kassel bleiben, und am 7. Oktober kehrte er schon wieder dahin zurück. Bei diesem zweiten Aufenthalt sprachen freilich noch andre Gründe mit.

Mündlich und schriftlich wurde der Verkehr mit dem Minister fortgesetzt. Brauchte dieser Geld oder war irgendeine wichtige Entscheidung zu treffen, so hieß es bei ihm: „Ich muß einen Mann haben, auf den ich mich verlassen kann," und er kam damit zu Nathusius. Dieser drängte immer wieder zur Gründung einer Bank, die im großen für das ganze Königreich leisten sollte, was im kleinen die durch ihn geschaffene Leihbank in Magdeburg tat. Er schreibt darüber an Bülow: „Ein Haupthindernis des schnelleren Fortschreitens unserer Industrie ist gewiß auch die Ungewohntheit unsrer Kapitalisten, ihre Gelder anders als auf Grundstücke oder gegen öffentliche Sicherheit herzugeben. Der Kapitalist will der Mühe überhoben sein, sich ängstlich um die Sicherheit seiner Kapitalien fortwährend zu bekümmern, er will aber auch sicher sein, seine Zinsen zur bestimmten Zeit und ohne Weitläufigkeiten erheben zu können. Würde dem Kapitalisten ein Mittel an die Hand gegeben, sein Geld auch zu Handels- und Fabrikenentrepriſen mit Sicherheit und Bequemlichkeit hergeben zu können, so würde der Kapitalist solches gern benutzen und unsre Industrie dabei gewinnen. Ein solches Mittel scheint mir die Errichtung einer Zirkulationsbank zu sein. · Die Bank müßte ein Privatinstitut sein und der Staat bloß die Aufsicht darüber führen." Er arbeitete den Plan dazu aus, aber die Regierung ging nicht darauf ein, er sollte immer mit andern Mitteln helfen.

So hatte der preußische Staat durch den Tilsiter Frieden alle seine Salinen verloren, und unter Nathusius' Vermittlung war nun zwischen beiden Regierungen

Digitized by Google

ein Kontrakt darüber geschlossen, wieviel und zu welchen Preisen Preußen sein Salz von den nun westfälischen Salinen erhielt. Preußen mußte gleich im Anfang pränumerando ein Drittel des Preises auf Nathusius' Kontor einzahlen. Weil aber Westfalen immer Geld brauchte, so hatte Nathusius noch einen Vorschuß von 50000—100000 Talern auf die Saline Schönebeck bei Magdeburg geleistet, wofür er Zinsen erhielt, und außerdem bekam er für seine Bemühungen von beiden Seiten etwas Provision. Auch der Lieferungskontrakt für das Großherzogtum Warschau, welches sein Salz ebenfalls von Westfalen bezog, wurde ihm aufgetragen, ja aufgedrungen, weil Bülow es nur mit ihm zu tun haben wollte. Er ging aber nicht darauf ein, und die späteren Unternehmer haben große Summen damit verdient. Er übernahm nur die Spedition und die Bezahlung dafür gegen Provision. Mehr als einmal hätte er, wenn er auf Bülows Vorschläge eingegangen wäre, auf durchaus rechtliche Weise ungeheure Summen gewinnen können. „Ja, wenn man derzeit Courage gehabt hätte!" pflegte er später oft zu sagen. „Aber ich wollte nie über meine Kräfte gehen, und dann traute man eben dem Königreich Westfalen nicht so recht."

Die Salinenangelegenheit machte ihm und Hillebrand natürlich viel Arbeit. „Hier in Holland ist mit Salz gar nichts zu machen," schreibt Nathusius von Amsterdam aus; „fragen Sie doch einmal in Hamburg an. Der Vorrat häuft sich in Schönebeck, und man braucht Geld." Israel Jakobson sollte davon bezahlt werden.

Um es noch bequemer zu haben, trug ihm der Minister an, die ganze Saline Schönebeck für seine eigne Rechnung vom Staate zu übernehmen. Nathusius hatte die ganzen Berechnungen über den Betrieb in Händen, und er sah daraus, daß der dritte Teil der Kosten jährlich erspart werden konnte, denn der Staat hatte eine Menge Beamte dabei angestellt, die bei einer Privatverwaltung alle weggefallen wären. Es wären Hunderttausende schon in ein paar Jahren zu gewinnen gewesen. Aber er griff doch nicht zu, er war zu vorsichtig, und hier mit Recht. Denn seine Besorgnisse, daß sich die Verhältnisse bald wieder ändern möchten, haben sich nur zu bald bestätigt.

Um für den Staat eine gewisse Rente zu erlangen, suchte nun der Minister auch die Verwaltung der Domänen auf Nathusius' Schultern abzuladen. Es war ein glänzendes Anerbieten: gegen die Rente, welche die Regierung verlangte, sollte er die Domänen übernehmen, sie für eigne Rechnung verwalten und sie nach seinem Gutbefinden verkaufen, dismembrieren usw. Ein solches Unternehmen war für einen Privatmann kaum noch dagewesen, und dies war etwas, was Nathusius weit mehr reizte als die reinen Geldgeschäfte. Er hatte schon einen ausführlichen Plan dazu entworfen und sah sich nach Teilnehmern um, weil er das Unternehmen für sich allein für zu groß hielt. Allein er fand niemand, der sich dazu geeignet hätte, und so gab er das Projekt auf.

Ein weiteres Mittel, um sich Geld zu verschaffen, hatte der Staat an den Klöstern. Fast zu gleicher Zeit wurden die sämtlichen Nonnenklöster aufgehoben und für Staatseigentum erklärt. Diese sollten nun verkauft werden, und der

Digitized by Google

Minister verhandelte wieder mit Nathusius in der Idee, daß dieser sie sämtlich mit einem Male übernehmen sollte. Der Wert belief sich auf etwa 4 Millionen Taler, nach anderer Abschätzung auf annähernd 7 Millionen Franken. Aber auch hier scheute er die Größe des Unternehmens, und es fehlte ihm ein Gehilfe, der genügend Kraft und Mut dafür besaß. Indes sah er sich nach der Rückkehr vom Reichstag die Klöster zum Teil an, namentlich Althaldensleben in der Nähe von Magdeburg. Ein andermal wünschte Bülow, daß Nathusius eine Silberlieferung übernehmen sollte, da er mit dem Gedanken umging, französisches Geld für Westfalen prägen zu lassen. Aber Nathusius erklärte sich dazu außerstande: „Eurer Exzellenz danke ich untertänigst für die gnädige Aufforderung zu einer Silberlieferung. Meine Verhältnisse und anderweitigen Geschäfte gestatten mir aber nicht, dieses gnädige Anerbieten anzunehmen. Wie ich Eurer Exzellenz mehrere Male zu versichern die Ehre hatte, so ist mehr Eifer, Demselben und dem Staate zu dienen, als Gewinn zu machen, mein Zweck. Dies leitet mich auch in dieser Sache. Ich erlaube mir daher, Eurer Exzellenz vorzuschlagen, nicht einen, sondern mehrere Bankiers zu dieser Lieferung aufzufordern. Unter jetzigen Umständen läßt sich nicht gern ein Haus auf eine so große Summe ein. Ich glaube, daß eine Aufforderung durch die Zeitungen Konkurrenten zur Lieferung herbeiziehen und dadurch ein niedriger Preis des Silbers erzielt werden wird. Zumal da jetzt durch die Maßregel des preußischen Gouvernements, daß alles Silbergeschirr abgeliefert oder gegen einen hohen Impost gestempelt werden muß, große Quantitäten von Silbergeschirr nach dem Auslande, und zwar nach Westfalen, nach Sachsen und dem Anhaltischen durch Juden heimlich ausgeschickt worden sind." Darauf folgten noch weitere finanzielle Ratschläge.

Auf ein ähnliches Geschäft bezieht sich wohl eine Briefstelle an Hillebrand von Kassel aus, die wieder ein helles Licht auf Nathusius' vornehme Gesinnung in Geschäftssachen wirft: „Hammer, Steyer und Gobbin sind noch nicht hier und können noch nicht zustande kommen. Der Minister hat zu mehreren Malen gesagt: „Wenn Nathusius teilnehmen will, dann soll auf alle andern nicht reflektiert werden." Sie drängen deshalb in mich, versprechen es, schriftlich zu geben, daß sie allen Schaden, der entsteht, allein tragen und ich nur am Gewinn teilnehmen soll. Wenn ich meinen Namen nicht hergeben müßte, dann würde ich geneigt dazu sein. Der Minister aber will meinen Namen haben."

Zuletzt wurden ihm Bülows Ansprüche an seine Kasse und an seine Arbeitskraft denn doch zu viel. Als dieser ihn 1810 schon wieder einmal in Kassel sehen will, antwortet er: „Eurer Exzellenz Befehl, nach dort zu kommen, würde ich gern befolgen und sogar die kleine Unpäßlichkeit, womit ich seit meiner Rückkehr von Berlin befallen bin, nicht achten, ich weiß aber ganz gewiß, daß ich Denenselben jetzt nicht nützlich werden kann. Auf neue Geschäfte, von welcher Art sie auch sein mögen, kann ich mich jetzt nicht einlassen. Meine sonst disponibeln Fonds sind jetzt sämtlich zum Besten des Tresors und der Salinen angelegt. Ich kann nicht umhin, Eurer Exzellenz zu bekennen, daß mir diese

Digitized by Google

Geschäfte viele Sorgen und schlaflose Nächte machen. Gewinnsucht hat mich nie geleitet, sondern immer nur der Eifer, Eurer Exzellenz Wünsche zu erfüllen. Auf Ueberschüsse an den Salinen und dem Rothenburger Bergwerk werden Eure Exzellenz im Laufe dieses Jahres wenig rechnen können, da für die fertig werdenden Produkte an Salz und Kupfer der Wert schon früher in den Tresor gekommen."

Aus einem andern Brief desselben Jahres: „Die Operation, Wechsel auf das Salzdepartement zu ziehen, gehet nicht mehr. Was ich schon in meinem letzten Brief befürchtete, ist leider eingetreten. Auf die zuerst gezogenen 200 000 Taler laufen noch 80 000 Taler, welche den 23. April zahlbar und wofür keine Zahlung erfolgt ist. Dies hat mich und die andern Interessenten in Unruhe *versetzt*. Gestern sind sämtliche Wechsel protestiert worden, und die Inhaber gehen nun an die Aussteller. Meine Sorgen sind dadurch sehr vermehrt, da noch außerdem 50 000 Taler dergleichen Wechsel laufen, welche ich zur Deckung meiner baren Vorschüsse an die Salinen erhalten habe. Meine kaufmännische Existenz steht auf dem Spiel, wenn ich nach Eurer Exzellenz Wünschen mich auf das Akzept von 400 000 Franken einließe. Meine disponibeln Fonds sind erschöpft, und wenn ich beim Verfall der Wechsel nicht Zahlung leisten könnte, so träfe mich nichts Geringeres als Auspfändung und Arrest. Meine Empfindungen und Gemütsunruhe enthalte ich mich, schriftlich auszudrücken."

Inzwischen war Bülows Stellung allmählich mehr und mehr erschüttert. Denn er erregte Napoleons Mißtrauen durch seine deutsche Gesinnung. Es gärte in Hessen, und die geheime Polizei in Kassel war beständig am Werke. Noch im Laufe des Jahres 1810 wurde Bülow entlassen und und zog sich auf sein Landgut zurück. Zugleich verloren auch mehrere Präfekten ihre Aemter, und zahlreiche Privatleute kamen ins Gefängnis. Trotzdem brach 1811 der Dörnbergsche Aufstand aus.

Dem Minister v. Bülow wird trotz seiner Schwächen das Zeugnis gegeben, „daß er den allgemeinen Ruf des Edelmuts auch während der Verwaltung eines so kritischen Postens nicht verlor". Und als Grund seines Sturzes wird angegeben: „Seine Freimütigkeit in Bekämpfung der vaterlandsfeindlichen Vorschläge durch Darstellung des Druckes und des Unvermögens der Untertanen, seine Menschlichkeit in der Behandlung der Steuerpflichtigen, sein Verdruß über die schändliche Verschwendung des Hofes, welche dem Lande seine besten Kräfte entzog."

Nathusius blieb zwar auch ferner in Verbindung mit dem westfälischen Finanzministerium, doch findet sich darüber wenig mehr in seinen hinterlassenen Papieren. Im April des Jahres 1811 fordert der Direktor der westfälischen Amortisationskasse, Maertens, von ihm einen Bericht über den Kurs der westfälischen Obligationen, welche damals zur Zeit der Kontinentalsperre nur noch ungefähr die Hälfte ihres Wertes hatten. Nathusius antwortet u. a. darauf: „Die Ursachen des niedrigen Kurses sind sehr mannigfaltig, ich will die Hauptsachen vorführen 1. Mangel an Geld, welcher durch die Zeitumstände erzeugt

Digitized by Google

ist. Hauptsächlich durch die Sperre des Handels und daß dadurch die Produkte, z. B. Getreide, um den dritten Teil des sonstigen Wertes gefallen sind. Im Elbdepartement zirkulieren deshalb viele Millionen weniger als sonst. Auch das Grundeigentum ist um den dritten Teil seines sonstigen Wertes gefallen. Wer Geld hat, läßt es müßig liegen, nur der Wucherer leiht es aus zu 10 Prozent und darüber. 2. Der Wucher, der mit den westfälischen Obligationen getrieben wird. Wer dergleichen zu Kautionen, zum Ankauf von Klostergütern oder zum Abkauf von Prästationen gebraucht, kann sie nicht unmittelbar von denen kaufen, welche sie besitzen. Er ist genötigt, sich an Unterhändler zu wenden. Es ist mir bekannt, daß Männer, welche Klostergüter gekauft haben, 65 bis 70 Prozent für fünf- bis sechsprozentige Obligationen bezahlen mußten, zu derselben Zeit, wo solche von den Besitzern zu 45 und 50 zu kaufen waren. 3. Die Besorgnisse der Besitzer, es könnten diese Papiere, so wie in Holland, reduziert werden — was wohl auch von den Wucherern den Besitzern eingeredet wird. 4. Von 1809 bis 1810 sind die Zinscoupons der Obligationen nicht eingelöst worden, dies eine Hauptursache, daß sie in Mißkredit und niedrigen Kurs gekommen sind.

Ich schlage vor: 1. daß die fälligen Zinsen in der Folge immer von allen Obligationen so prompt bezahlt werden wie bisher die von denen der freiwilligen Anleihe. 2. Daß, wenn es irgend möglich ist, jährlich wenigstens $^1/_2$ Million Franken durchs Los eingelöst und kassiert werden. Dieses sei nun zur Kenntnis des Publikums zu bringen, alsdann durch die Zeitungen bekanntzumachen. 3. Um dem Wucher mit den Staatspapieren zu steuern, werde sämtlichen Generaleinnahmen im Königreich Westfalen unter zweckmäßigen Anordnungen der Auftrag erteilt, die Unterhändler zwischen Käufer und Verkäufer abzugeben, und zwar ohne Profit, jedoch gegen $^1/_2$ Prozent Provision, wobei dann noch, besonders in Absicht eines dabei zu bestimmenden Kurses, die nötigen Bedingungen und Modalitäten festzusetzen sein würden. 4. Daß das königlich westfälische Gouvernement durch ein Bankinstitut die Zirkulation des Geldes befördere. Ich habe schon vor zwei Jahren dem vorigen Finanzminister einen Plan, oder vielmehr die Grundzüge dazu überreicht, und ich beehre mich, Euer Hochwohlgeboren anliegend ebenfalls solche vorzulegen. Bescheide mich aber, daß diese Vorschläge von einsichtsvollen Männern verbessert und modifiziert werden können."

Am 8. Mai erwidert Maertens darauf: Sofern es von ihm abhinge, würde das Gouvernement die nötigen Mittel anwenden, um den Grund des Mißkredits der Obligationen zu beseitigen. Bekanntlich erkannte später Preußen die Schulden der westfälischen Regierung nicht an, und Nathusius ließ damals einige der wertlosen Papiere zu bösem Angedenken an die Wand seines Kontors befestigen. Ueber den Plan zu einer Bank schreibt Maertens: „Bei dem traurigen Zustande, in dem sich die Zirkulation befindet, ist eine Bank von der unerläßigsten Notwendigkeit. Ich habe mich davon bald überzeugt. Doch würde ich den Grundsätzen, nach welchen Sie dieses Institut zu errichten wünschen, nicht völlig meinen Beifall geben können. Wenn man aber über den zu erreichenden Zweck einverstanden ist, bereinigt man sich leicht über die Mittel, welche dazu führen.

Digitized by Google

So ungünstig auch die Umstände sind, so könnte man doch eine königlich westfälische Bank errichten, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich dazu durch meine Ratschläge etwas beitragen könnte, wobei es mir besonders angenehm sein würde, mich durch Ihre Einsicht und durch Ihre Erfahrungen unterstützt zu sehen."

Aber auch diesmal kam das Projekt nicht zur Ausführung. Nur noch zwei Jahre — dann hatte das Königreich Westfalen sein kurzes Dasein beschlossen, und alle Pläne und Hoffnungen, die sich an seine Zukunft knüpften, waren verweht.

Die Franzosen im Urteil eines Großonkels Goethes

Von

Dr. Carl Nieſſen (Köln)

Kriegsfreiwilligem Unteroffizier der Feldartillerie

Die unten folgenden Bemerkungen Johann Michael v. Loens haben schon in ruhigeren Zeiten wegen ihrer zutreffenden Schärfe Beachtung gefunden. Wie viel mehr muß jetzt daran liegen, nachdem schon so viele Zeitungsaufsätze und Sonderschriftchen uns über den Charakter unsrer Feinde haben aufklären wollen, den längstverblichenen aufrechten deutschen Mann wieder zu vernehmen. In der Tat könnten diese Beobachtungen erst jetzt niedergeschrieben sein, wenn nur die liebenswürdig altertümliche Ausdrucksweise nicht dagegen spräche: so gut treffen sie noch heute zu. Das Behagen, immer wieder an jüngstverwichene Ereignisse erinnert zu werden, wie etwa manch unzeitiges Riesentriumphgeschrei in Joffres Siegesberichten, den pompösen Einzug im Elsaß und seine rasche Beendigung — dieses Behagen wollen wir niemandem durch genauere Hinweise verkümmern. Zumal, wer als „Petit Maître" ergötzlich und haarscharf geschildert ist, soll nicht verraten werden. Ein Franzose ist er freilich nicht. Doch kommt diese Art Hanswürste auch anderwärts vor, wie v. Loen uns belehrt, sogar bei uns. Und wie sie in allen Ständen sich entwickeln, warum soll nicht auch einmal ein lorbeergekrönter Dichter und neugebackener Leutnant zugleich ein „Petit Maître" sein? ... Zuvor aber wollen wir mit v. Loen uns etwas genauer vertraut machen, weil es sich doppelt verlohnt: denn in seiner Zeit hat er — auch nach Goethes Urteil — eines nicht geringen Ansehens in der literarischen Welt sich erfreut, und dann auch verkörpert er einen schätzenswerten Typ des deutschen Geisteslebens, der leider auszusterben scheint.

Johann Michael v. Loen[1]) gehört zu jenen zurückgezogen lebenden, meist reichen, schöngeistigen Dilettanten, wie wir sie gerade in den deutschen Reichs-

[1]) Vgl. W. Stricker in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 19. — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 1886, Bd. 3, S. 348. — Goethe in „Dichtung und Wahrheit", Buch 1 und 2. Ob v. Loen, wie Anders Krüger meint (Deutsches Lit.-Lex. 1914) als „Oheim" in „Wilhelm Meister" verewigt ist, sei dahingestellt.

Digitized by Google

ſtädten der Vergangenheit, vor allem aber in Frankfurt, treffen. „Denn“ — ſchreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ — „in einer Stadt wie Frankfurt, wo drei Religionen die Einwohner in drei ungleiche Maſſen teilen, wo nur wenige Männer ſelbſt von der herrſchenden zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurückzieht und durch Studien und Liebhaberei ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet.“

Er entſtammt einer reformierten niederländiſchen Familie, die 1623 in Frankfurt eine neue Heimat fand. Die Mutter, die ihm 1694 das Leben ſchenkte, verlor er im vierten Jahre. Schon 1711 bezog er die Univerſität Marburg, die er nach einem kurzen Aufenthalte in der Vaterſtadt 1712 mit Halle vertauſchte, dem er bis 1715 treu blieb. Außer in den Rechtswiſſenſchaften ſuchte er ſich auch in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften Kenntniſſe zu erwerben. 1715 wurde er nach Wetzlar geſchickt, um dort den „Kammerſchlender“ kennen zu lernen und zugleich an einem bereits ſechzigjährigen Prozeſſe einer alten Großmutter ſein Heil zu verſuchen. Beſſer behagten ſeiner eindrucksfähigen Natur mehrjährige Reiſen durch Deutſchland und die Niederlande, die er im Frühjahr 1716 antrat. Im Winter 1717/18 hielt er ſich in Berlin auf, lernte preußiſche Ordnung, Diſziplin und die ungewöhnliche Sparſamkeit des nüchternen Soldatenkönigs ſchätzen; hier faßte er auch wohl ſchon die Zuneigung zum begabten Kronprinzen, die ihn dann nach langen Jahren deſſen Dienſt ſuchen hieß. Im Frühling des Jahres 1718 finden wir v. Loen in Dresden, deſſen vergnügungsſüchtiger Hof ihm jeden Tag neue Augenweide bot. Durch den Tod ſeines Großvaters Paſſavant (1718) kam er dann in ganz unabhängige Vermögensverhältniſſe, die er zu ausgedehnten Fahrten nutzte. So durchzog er offenen Auges die Schweiz, Frankreich, Holland, Deutſchland, Oeſterreich und Oberitalien, bis er am Ende reiſemüde ſich 1724 in Frankfurt niederließ. Hier ſammelte er eifrig neben ſchönen Büchern Kunſtwerke und wurde „bald der Mittelpunkt einer gebildeten Geſelligkeit“. Er heiratete eine Schweſter von Goethes Großmutter Textor, Kath. Sibylle Lindheimer (1729), wurde alſo ein Großonkel unſeres Dichters, der ihn übrigens perſönlich kaum gekannt hat. Um noch ungeſtörter als in der Reichsſtadt ſelbſt ſeinen Liebhabereien nachgehen zu können, zog er ſich ſpäter auf das Gut Mörfelden in der Nähe Frankfurts zurück. Doch konnte er ſich nicht verſagen, ſich zu beſtimmten Erſcheinungen in Staat und Kirche zu äußern, wodurch er auch außerhalb der Vaterſtadt „ziemliches Aufſehen“ machte.

Nach Jahren geruhiger, ſelbſtbeſtimmter Arbeit tritt er dann auf einmal — aus Gründen, die wir noch kennen lernen — 1752 als Regierungspräſident der Grafſchaften Tecklenburg und Lingen in den Dienſt Friedrichs des Großen, nicht ohne daß Goethes Vater, der ja auch ſeinem Sohne den Fürſtendienſt nicht genug verleiden konnte, im Hinblick auf des einſt ſo geehrten Voltaires Maßregelung in Frankfurt Uebles weisſagte. Die erſten Jahre verliefen ruhig, bis der Siebenjährige Krieg auch ihm große Leiden brachte. Die Franzoſen

Digitized by Google

nahmen ihn als Geisel mit nach Wesel, wo sie ihn vier Jahre lang in unwürdiger Haft hielten, der er sich nur durch den Opfermut eines Sohnes entziehen konnte, der sich für den erkrankten Vater stellte. In der Folge erblindete er fast vollständig, und nach einer vergeblichen Augenoperation durch Goethes Freund Jung, genannt Stilling, verschied er 1776 im zweiundachtzigsten Lebensjahre.

In den zahlreichen deutschen, lateinischen und französischen Schriften v. Loens lebt als gemeinsame Triebfeder der Wille, durch Belehrung bessernd auf die Verhältnisse in Kirche, Staat und Gesellschaft einzuwirken. Gute Aufnahme fand allerseits der didaktische Roman: „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera, nebst beigefügten freien Gedanken von der Verbesserung eines Staates“ (1740); von den Höfen, an denen nur rücksichtslose Staatsklugheit zu Hause war, fordert er hier Gewissen und Sittlichkeit. Schlecht belohnt dagegen fand v. Loen den Eifer, mit dem er die zerfahrenen kirchlichen Verhältnisse beleuchtete. Mit Freimut verlangte er eine größere Duldsamkeit im allgemeinen und insbesondere mit manch deutlichem Seitenblick auf seine Vaterstadt eine Verbrüderung der Protestanten und Kalviner. Die äußerlich erfolgreiche, dreimal aufgelegte und sogar ins Holländische und Lateinische übersetzte zweibändige Schrift trägt den bezeichnenden und gefährlichen Titel: „Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zänkereien der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Secten, vereiniget in Christo“ (1750, 1752 und 1756). Die zünftigen Theologen traten rasch auf den Plan und verurteilten v. Loen auf das schärfste. Da er seiner offenen Art nach nicht schweigen konnte, wurde der Streit immer heftiger und schlug, wie es so gern geschieht, schließlich ins Persönliche um. So kann es uns nicht verwundern, daß v. Loen, um allen Verdrießlichkeiten mit einem Male zu entgehen, in den Dienst Friedrichs II. trat, der ihn wohl als fortschrittlich denkenden Mann schätzte.

Bei seinem früheren Aufenthalte in Berlin hatte Loen das für die Zeit einzigartige preußische Heerwesen bewundern gelernt. Und wohl dieser Anregung verdankt die erst französisch herausgegebene Schrift: „Le soldat“ (1743) ihr Dasein, in der er das Idealbild eines durch die Schule des Geistes, der Religion und des Völkerrechts gegangenen Soldatenstandes entwirft. Seine „Moralischen Schildereien“ und Gedichte, seine Satiren, philosophischen Schriften, die von ihm herausgegebene Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen, aus der der Knabe Goethe den Homer in Prosa kennen lernte, sowie manches andre wollen wir nicht hervorkramen.

Anders steht es dagegen um eine Reihe kulturhistorisch bedeutsamer Schilderungen selbstgeschauter Verhältnisse, die uns bei der Erforschung des Rokoko treffliche Dienste leisten können.[1]) So lernen wir bei Gelegenheit einer ausführlichen Beschreibung der Krönung Karls VII. das vorgoethesche Frankfurt

[1]) Gesammelte kleine Schriften. Frankfurt 1750 f., Bd. I und II.

Digitized by Google

kennen. Aeußerſt lebendig berichtet er über das Leben an den verſchiedenen Höfen, die er auf ſeinen Jugendreiſen geſehen hat: das ernſte, nüchterne Berlin, das leichtlebige Dresden, das pomphafte und doch gemütliche Wien, Paris und die oberitalieniſchen Hauptſtädte. Bei einer ſolchen Gelegenheit fallen denn auch die treffenden Bemerkungen über die Franzoſen, von denen wir gleich eingangs geſprochen haben, und aus denen wir wieder einmal feſtſtellen können, daß die Franzoſen bis heute nichts dazugelernt haben.

Der Charakter der Franzoſen[1])

„Nichts ſchmeichelt dem Geiſt der Franzoſen mehr als die Ehre: Es heißt bei ihnen alles Ehre. In allen Reden und bei allen Gelegenheiten gebrauchen ſie dieſes Wort: ſie mengen ſolches in alle ihre Geſchäfte. Alle Herrlichkeiten und alle Vorteile dieſes Lebens beziehen ſich darauf, und man ſollte meinen, dieſes Ding ſei die Gottheit der Franzoſen. Sie erkennen, daß unter denjenigen Eigenſchaften, welche den Menſchen von andern Geſchöpfen unterſcheiden, der Verſtand die vornehmſte ſei. Ihr Ehrgeiz macht ſie deswegen auf dieſen Vorzug ſo eiferſüchtig, daß ſie ſolchen durchaus vor allen andern Völkern ſich zueignen. Nichts vergnügt ihren Hochmut mehr als dieſe Einbildung. In der Tat kann man ihnen diejenige lebhafte und ſchnell rührende Art des Geiſtes, die wir Witz nennen, nicht abſprechen; ſie unterſcheiden ſich darinnen merklich von andern Völkern. Es äußert ſich derſelbe bei ihnen in einem muntern und aufgeräumten Weſen, in allerhand artigen und luſtigen Einfällen, in hurtigen Gegenantworten und ſinnreichen Erzählungen, mit einem Wort: in der Kunſt der Beredſamkeit überhaupt. Die Franzoſen nennen dieſe Eigenſchaften des Verſtandes bel esprit. Wir Teutſche haben nach ihrer Meinung nicht das Glück, damit begabt zu ſein. Wollte ihre Höflichkeit uns dagegen den Vorteil gründlich und ordentlich zu denken einräumen, ſo würde es vielleicht für uns keine gar große Demut ſein, wenn wir auf ihren bel esprit nicht neidiſch wären.

Der Ehrgeiz macht die Franzoſen nicht nur liſtig und ſchlau, ſondern auch beherzt und verwegen. Sie ſind voller großer Anſchläge, ſie unternehmen eine Sache leicht; allein, wann ſie einen tapfern Gegenſtand finden und das erſte Feuer vorüber iſt, ſo überlegen ſie die Gefahr und ſuchen ihre Sicherheit ſo gut ſie können. Hurtig aufgebracht, ſchnell im Angriff, übermütig im Glück, verzagt in Widerwärtigkeit und knechtiſch in der Furcht.

Die Teutſchen verachten die Franzoſen und ſuchen doch ihnen in allem nachzuahmen. Sie tadeln ihre Sitten und muſtern doch die ihrigen nach denſelben; ſie reden ihre Sprache, leſen ihre Bücher und kleiden ſich nach ihren neueſten Moden. Sind die Franzoſen größere Toren, daß ſie den Teutſchen alles vorgaukeln, oder die Teutſche, daß ſie ihnen alles nachmachen?

---

[1]) Aus „Der franzöſiſche Hof nebſt dem Charakter der Franzoſen. Im Jahr 1719". Geſammelte kleine Schriften, Bd. I. S. 84 f.

Digitized by Google

Allesamt haben sie viele Einbildung von sich selbst: sie sind dabei geschäftig, aufgeräumt, wollüstig, leichtsinnig und unbeständig. Ihr Hochmut hat deswegen nichts, das sich selbst ähnlich ist; denn er verfällt sehr oft in das Kleine und Lächerliche. Sie wollen durchaus gefallen, und eben dieses macht, daß sie öfters mißfallen. Sonst sind sie vergnügte, lustige, höfliche und gesellige Menschen. Sie wissen nichts von einem großen Zwang; sie sind im Gegenteil nur zu frei. Sie taufen ihre Kinder und begraben ihre Toten ohne viele Weitläufigkeiten; und wann sie Hochzeit machen, so weiß öfters niemand nichts davon als der Priester, der sie zusammengibt, und ein paar Nachbarn, welche die Braut helfen lustig machen. Sie leben nicht kostbar, ihr größter Aufwand geht auf Putz und Kleider. Nichts macht im übrigen bei ihnen das gesellige Leben schwer und unangenehm. Hierin sollten wir es ihnen nachmachen. Denn wozu dienen doch alle die närrischen Zeremonien, womit wir uns Teutsche plagen und unsre Haushaltungen beschwerlich machen? Es ist darin öfters kein Schatten eines gesunden Witzes. Man gebärdet sich anders, als man ist; man redet anders, als man denkt, und man verspricht Sachen, die man nie gesonnen ist zu erfüllen. Dieses ist fürwahr nicht schön für Geschöpfe, die Gott zur Aufrichtigkeit und Wahrheit geschaffen hat."

(Nach einer Schilderung des Lebens in Paris.) „In Paris aber bediente man sich ordentlich der Schminke und bedeckte auch damit die häßlichsten Gesichter. Es gibt sogar gewisse Mannsleute, die man Petits Maîtres nennt, welche den Frauensleuten dies Kunststück nachmachen und die wie gemalte Puppen aussehen. Diese Art Menschen sind die lächerlichsten Geschöpfe auf dem ganzen Erdboden: sie verdienen, daß man von ihnen eine kleine Abschilderung macht.

Die Petits Maîtres sind eine Art von Mannsleuten, welche in Ermangelung wahrer Verdienste sich zwingen, artig und witzig zu sein: sie reden wie die Helden auf der Schaubühne und zieren sich wie die Weibsbilder. Wo sie hinkommen, bewundern sie ihr Ebenbild im Spiegel und ziehen ihre gekrausten Haare nach dem Gesicht; sie haben ein solches Vergnügen an ihrer Artigkeit, daß sie immer hüpfen und springen, tanzen und singen; sie gaukeln mit ihren Händen und machen allerhand Grimassen, nachdem sie eine Person vorstellen wollen; sie drohen mit ihren Mienen die Herzen aller Schönen zu fesseln und trauen ihrer Vortrefflichkeit alles zu. Sie reden mit großer Lebhaftigkeit von Dingen, und wann sie gleich gar nichts davon verstehen, so haben sie doch das Herz, davon zu urteilen. Wollen es andre Leute besser wissen als sie, so lachen sie dieselben großmütig aus. Sie sprechen meistenteils nur von sich selbst und von ihren Heldentaten und Liebschaften; denn es heißt bei ihnen ex utroque Caesar. Sie fluchen dabei auf eine besondere Art und glauben, daß ihnen alles wohl stünde. Sie erfinden die neuen Moden und setzen die Künste eines geschickten Schneiders über alle Künste und Wissenschaften. Sie begleiten alles, was sie tun, mit einer besonderen Gebärdung, welches sie bon air nennen... Man muß auch keineswegs den Franzosen allein die Ehre dieser Vorzüge gönnen. Nein, die Petits Maîtres haben ihnen zwar ihren Ursprung zu danken; allein sie haben sich von

Digitized by Google

Paris, als ihrer Pflanzſchule, allerorten ausgebreitet. Man ſieht dergleichen Leute bei uns Teutſchen in der Menge, die, obgleich die wenigſten davon ſelbſt in Frankreich geweſen ſind, doch den echten Pariſer Originalen nichts nachgeben.

Die Franzoſen bekümmern ſich überhaupt mehr um den Schein als um die Sache ſelbſt. Wenn man ſie nur ehret, lobet und Werks aus ihnen macht, ſo gefällt ihnen ſolches mehr als alles. Was ſie nicht ſind, das erfüllen ſie mit ihrer fruchtbaren Einbildung. Alles iſt bei ihnen übertrieben. Faſt jedermann kleidet ſich über ſeinen Stand und ſein Vermögen. Der Hochmut iſt der herrſchende Fehler. Ihre Schwelgerei ſcheinet größer als ſie iſt: ſie machen mehr Lärmen bei ein paar Flaſchen Wein als die Teutſchen bei einem großen Gelag. Wenn einmal ihre Bilder im Gehirn ein wenig rege werden, ſo ſchwärmen ſie mit wenig Unkoſten. Bei ihnen 'gelten lauter Superlative. Nichts iſt bei ihnen mittelmäßig oder gut: eine Sache iſt entweder abſcheulich oder unvergleichlich ...

Die Franzoſen haben überhaupt viel Gefälligkeit für die Fremden: ſie machen ſich daraus einen beſonderen Ruhm, höflicher und geſitteter als andre Völker zu ſein: ſie treiben aber auch öfters dieſe Einbildung ſo weit, daß ſie uns, die wir doch ihre Nachbarn ſind, nicht anders als halbe Barbaren betrachten, denen ſie durch ihre Leutſeligkeit den Unterſchied eines geſitteten Volks zeigen wollen.

Die Pariſer ſind ſo eingenommen von ſich ſelbſt, daß ſie ſich nicht einbilden können, wie man artig ſein kann, wenn man nicht eine Zeitlang zu Paris ſich aufgehalten hat ...

Als ich das erſtemal mit ein paar Franzoſen in die Opera ging und keine außerordentliche Bewunderung darüber blicken ließ, fragten mich dieſelben mit einiger Befremdung: Ob ich auch jemals dergleichen geſehen und gehört hätte? Ich ſagte ja; ſie forſchen, wo? Ich erwiderte, zu Wien und in Dresden. Wie, zu Dresden? fragte der eine voller Verwunderung: Was iſt das für ein Ort? Wo liegt derſelbe? ..."

*

v. Loen hat noch mancherlei treffliche Bemerkungen über die Franzoſen und ihre Nachahmung durch die Deutſchen in ſeinen verſchiedenen Schriften gemacht. Doch ſie kennen zu lernen, müſſen wir uns hier verſagen; übrigens ſind ja ſeine Bücher noch nicht allzuſchwer erreichbar!

Digitized by Google

Flüchtlingsneurosen

Von

Otto Kaus

Im Rahmen des Wiener Armenambulatoriums für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina wurde im Dezember v. J. auch ein Ambulatorium für Nervenkrankheiten eröffnet. Wenn man vielleicht anfangs der Meinung war, mehr der Vollständigkeit der Institution als einem dringenden Bedürfnis der hier hilfesuchenden Menschheit Rechnung zu tragen, mußte man sich bald durch den unerwartet starken Besuch eines Besseren belehren lassen. Die Ordinationszeit, die zuerst zwei Stunden in der Woche umfaßte, stieg rapid auf zwölf Stunden die Woche, wie bei allen übrigen Abteilungen, was ungefähr der Arbeit in einem klinischen Ambulatorium einer mittleren Großstadt gleichkommt. Und obwohl die Rückkehr der geflüchteten Einwohner in die wiedereroberten Teile der durch den Einfall der Russen betroffenen Kronländer schon seit längerer Zeit im Gange ist, ist ein Abflauen des Besuches noch immer nicht fühlbar geworden.

Einige Beobachtungen allgemeiner Natur, die sich bei einer Uebersicht des Materials wie von selbst aufdrängen, können ein über den engen Kreis der medizinischen Probleme hinausgehendes Interesse beanspruchen, da sie zu den mannigfachsten Gedankengängen anregen und Beziehungen zu den verschiedensten Interessensphären ausstrahlen. Schon die relativ hohe Zahl der Besucher, die alle aus demselben Milieu stammen, legt den Gedanken nahe, es handle sich hier um einen für Störungen des Nervensystems besonders prädisponierten Kreis, und veranlaßt, sowohl nach den Ursachen dieser Erscheinung zu forschen, als auch die möglichen Folgerungen für die Zukunft der Gemeinschaft zu beachten. Der Krieg hat viele wichtige Lebensbedingungen gerade dieses Volkskreises wesentlich beeinflußt, ganz abgesehen von den schweren Opfern, die er dem Lande auferlegte, die Entwicklung Galiziens steht vor einem Wendepunkt, und seine Zukunft kann auf unser ganzes Staatsgefüge, in politischer und wirtschaftlicher Beziehung, einen bedeutenden Einfluß ausüben. Daß die Entwicklung eines Landes, außer von den objektiven Bedingungen, in die sie eingespannt wird, in erster Linie von der Beschaffenheit seiner Bewohner abhängt, ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit, ihrer sittlichen und intellektuellen Energie, ihrer affektiven Veranlagung, hat uns die letzte Zeit mit unmittelbarer Deutlichkeit wieder fühlen lassen, indem sie unsre Aufmerksamkeit auf die treibenden Kräfte lenkte, die hinter jedem äußeren Schein im Verborgenen arbeiten, und die Weltgeschichte als eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Charakters erfassen lehrte. Hat doch Lamprecht in den empfindlichsten Aeußerungen der seelischen Eigenart, in den Kunstphänomenen, den vertrauenswürdigsten Ausgangspunkt für seine ganze historische Weltanschauung gefunden. Um die Beziehung zwischen dem Patientenmaterial eines Nervenambulatoriums und dieser

Digitized by Google

Idee erläutern zu können, muß man allerdings zuerst einige Bemerkungen über das Wesen der betreffenden Krankheitsformen vorausschicken.

Von den hier behandelten Fällen gehörten die rein neurologischen Erkrankungen (durch ein äußeres Trauma verursachte motorische oder sensorische Störungen des peripheren und zentralen Nervensystems) zu einer verschwindend kleinen Minderzahl, die meisten Krankheitsformen gehörten in jenes Gebiet, das im System der Psychiatrie als das Gebiet der „funktionellen Störungen" bezeichnet wird, d. h. zu jenen pathologischen Zuständen des Nervensystems, für welche keine objektiv nachweisbaren, durch traumatische Erschütterungen verursachte Veränderungen des Organs verantwortlich gemacht werden können. Unter diesem Namen werden alle die als Neurasthenie, Hysterie, Nervosität, Neurose im weiteren Sinne bekannten Krankheitserscheinungen zusammengefaßt, mit allen ihren Abstufungen und Nebenprodukten, die ungefähr so zahlreich sind als die Organe des menschlichen Körpers, die alle in Mitleidenschaft gezogen werden, und die Betätigungsmöglichkeiten der menschlichen Seele: Sexualneurasthenie, Herzneurose, Migräne, Hysterie, Nervosität, Schlaflosigkeit, Schreibkrampf, Platzangst, allerhand Manien und Phobien, Zwangsideen und Angstvorstellungen u. dgl. mehr. Es handelt sich dabei um Krankheiten, die nicht unmittelbar mit einer angeborenen Schwäche des Nervensystems zusammenhängen, mag der Patient noch so stark seine Abhängigkeit von seinen physiologischen Zuständen betonen, sondern der Ausdruck der ganzen seelischen Einstellung des Individuums sind. Sie verraten eine gehemmte Anpassungsfähigkeit, einen Charakterfehler. Ein kurzer Ueberblick über die allgemeinen Bedingungen der Charakterbildung mag es erläutern. In der ersten Phase der individuellen Entwicklung hängen die Beziehungen des Individuums zur Außenwelt innig mit seiner körperlichen Beschaffenheit zusammen, seinem vegetativen Daseinsgefühl, das sich aus allen Organen nährt und auf das Nervensystem übergreift, da demselben die Herstellung einer leistungsfähigen Vermittlung mit der Außenwelt anvertraut ist. Aber je komplizierter und vielfältiger die Lebensfunktionen werden, und je dringender sich das Bedürfnis nach einem einheitlichen Zentrum, nach einer obersten Instanz für den ganzen Lebensprozeß fühlbar macht, beginnt sich das Spiel von Wirkung und Gegenwirkung, für welches anfangs die individuelle Konstitution und die Art der Umgebung maßgebend waren, immer mehr gleichsam von seiner materiellen Unterlage loszulösen. Es wird aus einer Wirkung eine Ursache; der Spannungsmodus, der sich bei den ersten tastenden Versuchen ergeben hat, festigt sich zu einer psychischen Leitlinie, die nun die Führung des individuellen Erlebens übernimmt und auch die physiologischen Eigenschaften des Individuums intensiv zu beeinflussen vermag, vor allem das Nervensystem und durch dieses die Funktionen der übrigen Organe. Bei diesem Vorgang wird aus einer Relativität etwas Absolutes und Unveränderliches geschaffen, indem der von hundert Bedingtheiten abhängige Ausgleichsprozeß zwischen Mensch und Welt zum Ausgangspunkt aller zukünftigen Erlebnisse erhoben wird, die fortan, allen Veränderungen zum Trotz, einen gemeinsamen Grundton beibehalten.

Digitized by Google

In einem normalen, d. h. einer idealen Norm sich annähernden Charakter ist der aprioristische Antagonismus zwischen Subjekt und Objekt zu einer harmonischen Lösung gelangt, und in allen seinen Aeußerungen wird der gesunde Mensch die Strebungen seines Ich und die Forderungen der Wirklichkeit, diesem präformierten Plane folgend, in Einklang zu bringen wissen. Ein neurotischer Charakter vermag das nur in einem sehr beschränkten Maße, weil er stärker auf die egoistischen Strebungen als auf objektive Kategorien eingestellt ist. Die Ursache liegt darin, daß sich seine Leitlinien und seine Zielsetzung unter den Ansporn eines übermäßigen Minderwertigkeitsgefühls formten, daß von vornherein der Dualismus stärker betont war als die Synthese. Die Verantwortung trägt entweder eine reale Schwäche des Organismus, oder — wie es leider meistens der Fall *ist* — die Erziehung, die sich im Maßstab vergriffen hat. Das Individuum muß zu Hilfshypothesen, zu Winkelzügen greifen, um sich zu behaupten; es muß vor allem die Wirklichkeit fälschen. Es schwankt zwischen einem Gefühl der Unsicherheit und einer Ueberschätzung seines subjektiven Wertes, in der sich sein Streben nach Sicherheit überkompensiert, so daß es ihm verwehrt ist, ohne Konflikt und Kampf sich der Welt der Erscheinung anzugliedern. Es lebt in einer beständigen Hochspannung, die in der Sorge gipfelt: Wie arrangiere ich Bestätigungen meiner Ueberlegenheit? Seine Aufnahmsfähigkeit für objektive Wertkomplexe verkümmert durch die Sorge, vor Beweisen der Minderwertigkeit geschützt zu sein, der Kreis seiner lebendigen Interessen schrumpft ein, und die subjektive Vorstellung seiner Ueberlegenheit gerät immer mehr in einen schroffen Kontrast zur Umgebung, so daß es zuletzt die Situation forcieren muß, um seinem Machtkitzel Genugtuung zu verschaffen. Die *verschiedenen* neurotischen Krankheitsformen stellen solche Forcierungsversuche dar, an denen meistens das Bewußtsein der Krankheit, mit dem der Neurotiker sich selbst und den andern gegenüber operiert, den wichtigsten Faktor ausmacht. Als ein „kranker" Mensch ist er vor hundert Einwänden geschützt und kann auf Rücksicht Anspruch erheben, Dienste verlangen usw. Dabei beherrscht ihn das Bestreben, seiner Krankheit einen möglichst sichtbaren, handgreiflichen Ausdruck zu verleihen und einen objektiven, geschlossenen Tatbestand herzustellen. In Wirklichkeit läßt er seine Krankheit und die diversen Symptome dort einsetzen, wo er seine fiktive Zielsetzung mit den einfachen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht durchzudrücken vermag. Da er selbst, um den Glauben an seine Ueberlegenheit nicht zu verlieren, wenigstens an der Legitimität seiner Mittel nicht zweifeln darf, spielt sich der größte Teil des Prozesses im Unbewußten ab, wie überhaupt diese ganze Entwicklung durch ein sinnvolles Zusammenwirken von bewußten und unbewußten Regungen zustande kommt. Der Neurotiker handelt unbewußt genau nach demselben Schema, das der Vater der Eugenie Grandet in Balzacs Roman mit voller Ueberlegung anwendet, wenn er Taubheit simuliert, um bessere Geschäfte zu machen. Weder seine objektiven Symptome, noch die Verhältnisse der Umgebung, die er für seine Erkrankung verantwortlich macht, können uns einen Aufschluß über das Wesen seiner Krankheit verschaffen,

Digitized by Google

sondern nur die Fragestellung: was er mit diesen Symptomen in dieser Umgebung will?

Einige allgemeine Beobachtungen, welche an den neurotischen Flüchtlingen gemacht wurden, zeigen in der eindeutigsten Weise, bis zu welchem überraschend hohen Grade sich der Nervöse von der Wirklichkeit abzusondern weiß. Vor allem der Umstand, daß von einer spezifischen „Flüchtlingsneurose" nicht die Rede sein kann. Alle möglichen Verhältnisse und Lebensmotive werden im Gespräch mit den Patienten erörtert, meistens kleine und kleinliche, sehr kleinliche Dinge: die Familienmitglieder, ihre verschiedenen Gewohnheiten und Ansichten, der Nachbar, das Kriegsbrot, der Morgenkaffee, das Mittagessen, die nebensächlichsten Verrichtungen und Bedürfnisse, Diskussionen über die Kompetenzen in der Familie, den Gehorsam der Kinder, die Verpflichtungen des Gatten usw. — nur vom Krieg, von der Flucht ist nie die Rede. Und oft genug haben diese Menschen Erlebnisse hinter sich, die kaum schrecklicher geschildert werden könnten, als sie tatsächlich waren, haben Heimat und Haus, Beruf, Besitz und Vermögen von heute auf morgen im Stich lassen müssen, sind aus Ueberfluß und Wohlhaben in die prekärste Situation gestürzt, sind von ihren Angehörigen getrennt — kurz und gut, sie stehen nach einer erschütternden Katastrophe von tragischer Größe, deren Folgen sie außerdem jeden Tag an den peinlichsten Nebenumständen zu spüren bekommen, deren Tragik sie fortwährend wieder erleben. Die Erinnerung an das große Ereignis der Flucht ist wie aus ihren Seelen ausgelöscht und selbst das Bewußtsein ihrer augenblicklichen Lage nur in seltenen Fällen anzutreffen. Ganz äußerlich betrachtet: Man sollte annehmen, daß nervenschwache Menschen durch ungewöhnliche Abenteuer mehr als andre bewegt, erschüttert, aufgeregt werden, daß sie mehr als andre davon sprechen würden, tatsächlich mehr als andre darunter gelitten hätten. Eine ganze Reihe von Erfahrungen, für welche fast jede größere Katastrophe (Zugszusammenstöße, Feuersbrünste) Material liefert, hat gezeigt, daß eine so enge und eindeutige Kausalitätsbeziehung, wie sie die Kranken oft behaupten, z. B. um Schadenersatz zu beanspruchen, zwischen einem Trauma und der Erkrankung nicht besteht. Aber man war darauf gefaßt, daß viele von den Patienten den Krieg in ihr neurotisches System tendenziös einspannen würden, als ein vielseitiges und schier unerschöpfliches Motiv für allerhand subjektive Absichten. Der Krieg hat sich als beliebte Ausrede, als Trägheits- und Verlegenheitsstütze auch im gewöhnlichen Verkehr eingebürgert, vom Dienstmädel angefangen, das zu spät vom Markte kommt, vom Handwerker, der nachlässig arbeitet, bis zum Agrarier, der die Lebensmittelpreise vom Himmel herunterholt, wo die ewig unantastbaren Gesetze seiner Väter hängen ... Der Neurotiker, der spezifisch Charakterschwache, hat seltsamerweise diesen Charakterfehler nicht übernommen. Der Nervöse, der sonst stets bereit ist, die kleinsten und schäbigsten Realitäten für seine subjektiven Tendenzen und Strebungen auszunützen, stets auf dem Sprunge, um sich seine Ausnahmestellung zu beweisen, an jeder Kleinigkeit, die ihn dabei unterstützt, jahrelang herumzuzerren, wie ein Hund an einem zernagten Knochen, blieb vom

Digitized by Google

Kriege unberührt. Er zeigt sich weder aufgeregt, noch erschüttert, noch übermäßig traurig. Er erwähnt ihn kaum. Wenn wir von seinen sonstigen psychischen Verwirrungen absehen — am Weltkrieg gemessen, bietet seine Seele ein Bild des Friedens. Es fällt ihm nicht ein, die großen Ereignisse für ihren Zustand verantwortlich zu machen, dieselben fehlen vollkommen in dem Inhalt seines Systems, treten höchstens in der Form auf: schon unter gewöhnlichen Umständen bin ich in diesem und jenem Sinne empfindlich, jetzt um so mehr. Es klingt paradox, aber trifft den Eindruck am besten: Diese Neurotiker haben merkwürdig gute Nerven.

Ein Beispiel für viele: Ein fünfunddreißigjähriger Mann, der in Galizien einem einträglichen Beruf nachging, mußte mit seiner Frau und einem Kind flüchten. Sie mußten alles zurücklassen. Er selbst stand außerdem in der Front, wurde verwundet und bekam dann einen Urlaub. Die Familie lebt ausschließlich vom behördlichen Unterstützungsbeitrag, 70 Heller pro Person und Tag. Das scheint ihn jedoch nicht sonderlich zu bedrücken. Er beklagt sich über folgende Beschwerden: Seit einigen Jahren hat er leichte Schwindelanfälle bei Aufregungszuständen, er „glaubt in Ohnmacht zu fallen". Dies datiert seit der Zeit, da sein Lieblingskind an Scharlach gestorben ist. Wenn er sich an dieses Kind erinnere, ein Bild von ihm sehe, überkommen ihn solche Zustände. Es klingt rührend, wie untröstliche Vaterliebe. Bei näherer Untersuchung ergibt sich, daß dieses Motiv gesättigt ist mit aggressiven Spitzen gegen seine ganze Umgebung. Er glaubt, der Arzt hätte das Kind retten können, wenn er ihm rechtzeitig feuchte Einpackungen gemacht hätte. Der Hinweis, daß das Mittel zwecklos und schädlich sei, bringt ihn nicht von seiner Idee ab. Denn je größer sein Unglück ist, desto schärfer kann er seine Position gegenüber seiner weniger gefühlvollen Frau herausstreichen, der er auch Vorwürfe macht, vor der er nun als der „bessere Mensch" dasteht, die natürlich voll Rücksichten und Verehrung für ihren kranken Gatten sein muß; außerdem gewährt ihm diese fortwährende Beschäftigung mit dem toten Kinde, wofür er scheinbar nichts kann, die sich zwangsmäßig einstellt, eine gewisse Entlastung in seinen Verpflichtungen gegenüber dem andern Sohne. Das verstorbene Kind bildet eine zweite fiktive Welt, seine eigne Welt, in welche er sich zurückzieht, um von hier aus seine Umgebung zu beherrschen. Das hat er zu Hause getan, und das setzt er in der Fremde fort. Da sich der Operationsplan noch immer gut bewährt, braucht er keine weiteren Motive hineinzuziehen und überwindet seine traurigen Kriegsabenteuer mit Leichtigkeit. Auf die Nachricht, daß sein Haus von den Russen geplündert und verwüstet wurde, reagiert er mit den Worten: „Das hat nichts zu bedeuten."

Leider muß man die Deutung ablehnen, als hinge die Unempfindlichkeit mit irgendwelchen edlen, sittlichen Eigenschaften zusammen, Opfermut, Vertrauen in die eigne Kraft, Hoffnungsfreudigkeit usw. Solche Affekte könnten nur dann angenommen werden, wenn ihnen das Bewußtsein und Gefühl des Verlustes, des Opfers, die klare Einsicht in die Bedeutung des Ereignisses vorangingen, was jedoch nicht der Fall ist. Es handelt sich um eine Unempfindlichkeit ganz

Digitized by Google

negativer Art. Eine starke Beeinflussung der persönlichen Haltung durch den Krieg kann man viel eher bei Menschen beobachten, die nicht der Neurose zuneigen. Sie empfinden das Anormale ihrer Situation, mit allen ihren tragischen Ursachen, Begleiterscheinungen und möglichen Folgen um so drückender, je — gesünder sie sind. Nur bei den Gesunden ist aufrichtiger Schmerz über den Verlust, bitteres Heimweh, banges Bewußtsein der subjektiven und allgemeinen Lage, tiefe Sorge um alle materiellen, politischen, nationalen, religiösen Probleme anzutreffen, deren Folgen sie unmittelbar zu fühlen bekommen, edler Opfermut, Mitgefühl mit dem fremden und — was eben besonders hervorgehoben werden muß — dem eignen Leid; nur für die Normalen scheint die Flucht etwas Aufregendes, Erschütterndes, ein wirkliches Erlebnis gewesen zu sein. Während sich das Gebaren des Neurotikers immer zu einer Unverträglichkeit zuspitzt und bestrebt ist, die Spannung zwischen Individuum und Umgebung aufs Höchste zu steigern, steht dazu in seltsamem Kontrast ein Einfühlungsvermögen, eine Anpassungsfähigkeit in die gegebene Situation, selbst wenn die Veränderung der Lage sich ganz schroff vollzieht. Seine Hauptsorge bleibt stets die Kontinuität dieses Spannungsverhältnisses, und Voraussetzung ist, in einem gewissen Sinne, daß er sich auf seine Umgebung verlassen könne, daß sie konstant bleibe. Der rebellische Zug, der in seiner feindseligen Haltung liegt, ist immer nur fiktiv und erschöpft sich in dem Augenblick, da es dem Menschen gelungen ist, eine Bestätigung seines Ueberlegenheitswahnes zu konstruieren.

Und hier tritt der verderbliche Widerspruch in Erscheinung, in den sich die Kranken rettungslos verstricken: daß diese zähe Sucht nach Ueberlegenheit sie immer mehr in die Minderwertigkeitsposition hineindrängt, indem sie sich schrittweise von objektiven Gültigkeiten entfernen. Je hartnäckiger sie ihre individuelle Bedeutung unterstreichen, ihrem egoistischen Machtkitzel nachgeben, desto mehr verlieren sie den Kontakt zur Außenwelt, — verlieren selbst jene Beziehungen, die zum Erreichen praktischer, egoistischer Resultate notwendig sind. Es ist ihnen nicht um eine relative Unabhängigkeit zu tun, sondern stets um einen Wahn des Absoluten, und da in der Wirklichkeit überall nur die Relativität herrscht, versperren sie sich den Weg zur Wirklichkeit. Der Neurotiker ist der typische Kulturfeind, der eine Situation stets nur in ihrer oberflächlichen Aktualität begreift, als eine Gelegenheit zum Arrangement einer scheinbaren Ueberwertigkeit, niemals als eine Durchgangsstation allgemeiner, wertschaffender Wirklichkeitskräfte. Er ist stets so stark damit beschäftigt, diesem und jenem, die gerade um ihn herumstehen, seine Größe, sein Recht, seine Bedeutung zu beweisen, daß er den Anschluß an größere Wertkategorien verliert. Seine Stumpfheit gegen den Krieg, selbst wenn er durch ihn hart betroffen wird, ist der beste Beweis für diese Sachlage. Seine Seele ist ungeübt für das Verständnis großer Ereignisse, deshalb läßt er dieselben ganz aus seiner Perspektive herausfallen. Es ist sein Fluch, daß er sich ewig mit Kleinkram beschäftigen muß.

Das verleiht seiner Krankheit oft genug einen grotesken Zug. Ein Mädchen lebte zu Hause in guten Verhältnissen, während ihre Cousine immer arbeiten

Digitized by Google

mußte, um sich ihr Brot zu verdienen. Nach Wien geflüchtet, muß sie mit dieser Cousine zusammenwohnen. Letztere hat für sich eine einträgliche Arbeit gefunden und auch ihr welche verschafft. Sie könne jedoch ihrer Arbeit nicht nachgehen, denn sie sei zu „schwach". Für diese Schwäche weiß sie hundert Beweise und Ursachen. Das Maisbrot vertrage sie nicht, zu Hause habe sie in der Früh immer Kakao genommen, hier müsse sie sich mit Kaffee begnügen usw. In Wirklichkeit besteht ihre Krankheit darin, daß ihre Eitelkeit die Gleichstellung mit der Cousine nicht verträgt. Die Trennung von Eltern und Geschwistern, die anderswohin geflüchtet sind, schmerzt sie nicht, — aber sie kann unmöglich davon ablassen, ihre Ueberlegenheit über die Cousine zu unterstreichen, indem sie demonstriert, daß sie zum Arbeiten nicht „geboren" sei. Der Krieg hat auf ihre persönliche Haltung nur insoferne einen Einfluß, als sie jene Elemente verwendet, auf welche ihre Eitelkeit dressiert ist, bessere Kleidung, besseres Essen, Nichtarbeiten. Eine kulturelle Verpflichtung hat ihr der Reichtum niemals mitgeteilt, eher die Loslösung von menschlichen Werten beschleunigt, so daß es ihr gar nicht einfallen kann, den Schmerz der Trennung, Heimweh, Bestürzung über das Kriegselend vorzuschieben.

Aber abgesehen von diesem gemeinsamen Schicksal, wird das Patientenmaterial durch den Umstand interessant, daß alle Kranken einem national und religiös einheitlich charakterisierten Volkskreise entstammen, der jüdisch-polnischen Bevölkerung, und daß, durch das gemeinsame Los durcheinandergewürfelt, Vertreter aller Klassen unter denselben Bedingungen zur Beobachtung gelangen. Der Arzt hat hier Gelegenheit, nicht nur Individualpsychologie, sondern auch Völkerpsychologie zu treiben, und oft genug mag er glauben, nicht die Neurose einzelner Menschen, sondern die Neurose eines ganzen Volkes vor sich entfaltet zu sehen. Die Zugehörigkeit zu einem einheitlichen Kreis verrät sich an den Kranken in hundert Zügen, an ihrer Ausdrucksweise, ihrem Idiom, den Motiven, die sie verwenden, den inneren Regulativen, die sie noch haben oder einmal gehabt haben. Und das ist ein Moment, das uns vor allem berechtigt, von einem neurotischen Milieu, noch mehr als von neurotischen Menschen zu sprechen: daß solche Regulative beinahe vollständig fehlen, wie sie durch allgemeine Anschauungen, Grundsätze, Lebensgedanken, kulturelle Formeln geliefert werden könnten. Es ist so, als ob außer dem Bewußtsein der Spannung zwischen Individuum und Welt in diesem Milieu kein andres Prinzip, kein andres Wissen um Welt und Geschehen vorhanden wäre. Es fehlen entsprechende Ablenkungsmöglichkeiten für diesen allgemeinsten, durch das Dasein als solches gegebenen Konflikt, den zu erleichtern, in präformierte Bahnen zu lenken, die ihrerseits einen Teil der das Individuum bedrückenden Last automatisch übernehmen, die eigentliche Aufgabe der Kultur darstellt. Die Religion bietet nur in beschränktem Maße einen Rückhalt. Die heilsame Wirkung, die sie ausüben könnte, wird dadurch stark gelähmt, daß sie zugleich das Symbol der anfänglichen Differenzen und Verwicklungen ist, welche diese ganze besondere Situation schufen. Gegen sie richteten sich die Angriffe, hinter ihr verschanzten sich die Angegriffenen

Digitized by Google

zur Abwehr. Ihre reine Atmosphäre ist durch eine Kampftendenz kontaminiert. Der Neurotiker wird sehr bald unempfänglich für ihre tieferen Werte und bleibt höchstens über diese Kampftendenz mit ihr verknüpft, wenn er sich nicht ganz ihrem Einfluß entzieht. Die traurige Tatsache erklärt sich aus der historischen Entwicklung des Judentums in diesen Ländern: als Fremde anfangs vom Landerwerb, von allen Produktionsmitteln ausgeschlossen, darauf angewiesen, sich ausschließlich durch eine an sich unproduktive Vermittlungstätigkeit zu erhalten, wurden die Juden durch die lebendigere, regere Intelligenz der autochthonen Bevölkerung, welche rasch auch die Vermittlungsgeschäfte organisierte und darin durch keine Tradition oder religiöse Satzung gehemmt wurde, von ihrem Posten verdrängt. Es fehlte ihnen lange ganz einfach die wirtschaftliche Basis zur Entwicklung eines Kulturbewußtseins und einer Lebensanschauung, die mehr umfassen könnte als die Sorge um die eigne Sicherheit. Und diese Unsicherheit nehmen auch jene Individuen mit, welche zu einer besseren materiellen Stellung gelangten, weil sie schon in der Luft liegt, weil sich anstatt Entlastungsideen immer mehr Spannungszentren gebildet haben. Es konnte sich z. B. keine Metaphysik der Arbeit bilden, da die Möglichkeit der Arbeit lange Zeit fehlte; es wucherte dafür eine Sophistik des Gelderwerbs. Für die zukünftige Entwicklung dieses Volkskreises und für die kulturelle Bedeutung seiner Arbeit ist es wichtig, daß die Absperrungstendenz aufgelöst werde, genau so wichtig, wie irgendwelche ökonomische oder verkehrspolitische Neuerungen. Das ist eine Aufgabe, zu der beide Teile gleichmäßig beitragen müssen, die Juden nicht weniger als die Bevölkerung, in der sie eingekapselt sind, und die durch eine antisemitische Gebärde sich auf ebensoviel Bedingtheiten festlegt, als sie im andern heraufbeschwört. Erst in der Freizügigkeit können die wahrhaft fruchtbaren Lebenskeime einer nationalen Eigenart von allen Beimischungen gereinigt werden, die sie vom Niveau der Zeit abdrängen und an Bedingungen erinnern, die schon zum großen Teile nicht mehr gelten. Die Absonderung konserviert alle überflüssigen Spannungen, verhindert das Eindringen versöhnlicher Prinzipien und erzeugt als Endresultat, daß eine relativ geringere Abweichung von der Norm genügt, um ein Individuum auch in Kontrast zu diesem seinem eignen Milieu zu bringen.

Es ist klar, daß angesichts dieser vielen Gebundenheiten, die in jedem einzelnen Falle wirksam sind, eine ambulatorische Behandlung keine eklatanten Erfolge erzielen kann. Aus unsern früheren Ausführungen geht hervor, daß der Arzt hier zum Pädagogen werden muß. Der Kranke kommt zum Arzt in der Regel, um sich eine Bestätigung für seinen Krankheitszustand zu holen und gleichsam auch ihn in seinen aggressiven Operationsplan einzubeziehen. Da er seine Haltung, in die er langsam hineingewachsen ist, nicht so leicht aufgibt, verzögert sein Widerstand gegen den Arzt, der sofort einsetzt, sobald er merkt, daß er keine Hilfe, sondern eine Kritik zu erwarten hat, den Abbau des neurotischen Systems, und in einem Ambulatorium schafft natürlich schon die beschränkte Zeit, die für den einzelnen Fall zur Verfügung steht, um so größere Schwierigkeiten,

Digitized by Google

als man streng individualisierend vorgehen muß. Indessen ist es nicht so schwer, bei entsprechender Erfahrung über die typischen Formen neurotischer Konflikte, auch in einem kürzeren Gespräche die Hauptmomente eines individuellen Lebensplanes zu erfassen und daraufhin dem Patienten einige heilsame Winke zu geben. Oft genügt eine Anregung, um eine kritische Haltung, eine Selbstkontrolle des Kranken zu provozieren, welche zur Auflösung des halb unbewußten psychischen Knotens wesentlich beiträgt. Besser sind die Aussichten bei Kinderneurosen, wenn es gelingt, die Eltern zu belehren und sie auf die Fehler ihrer Erziehungsmethode aufmerksam zu machen, die meistens die Hauptschuld für die Krankheit der Kinder trägt. Zum Schlusse sei eine besondere Schwierigkeit erwähnt, die bei privater Behandlung leichter umgangen wird. Leider verlangt sozusagen die „Tradition" der ambulatorischen Behandlung das „Rezept", und die Kranken, die nicht so leicht ihre Vorstellung von der ärztlichen Hilfe umzubiegen vermögen, würden ihren Widerstand gegen den Arzt nur verstärken, wenn sie kein Mittelchen mitbekämen. Man muß ihnen etwas verordnen, schon damit sie leichter wiederkommen. Das stört in empfindlichem Maße den Erfolg. Denn daß die bekannten Hausmittel (Elektrisieren, Bäder, Massage, Brom und andre Chemikalien) sich nie bewähren, kann niemand wundern, der es erfaßt hat, welches Interesse der Kranke daran hat, an seinen Symptomen hartnäckig festzuhalten. Durch die „Medizin" wird dem Neurotiker eine Rechtfertigung in die Hand gespielt, während es sich hauptsächlich darum handelt, in ihm Mißtrauen gegen seine Krankheit zu erwecken. Wenn die landläufige Vorstellung des rezeptekritzelnden, knetenden, reibenden Arztes durch eine zweckmäßigere ersetzt würde, wäre wenigstens zum Teil der Ausbreitung dieser Zeitkrankheit ein Riegel vorgeschoben. Hier steckt eine Kulturaufgabe: einer Zeit, die sich nervös nennt und nicht wenig daraufhin sündigt, das gute Gewissen zu verderben.

Literarische Berichte

Neue Bücher aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt.

Außer der Rathusius-Biographie, von der wir unsern Lesern eine Probe in dem vorstehend abgedruckten Kapitel „Im Königreich Westfalen" mitteilen, sind zu Weihnachten 1915 im gleichen Verlage noch folgende Bücher erschienen: Das kleine Glück, Erzählung von Nik. Schwarzkopf; Die Prise der Britannia, Erzählung von Sophus Bonde; Von Wundern und Tieren, neue naturwissenschaftliche Plaudereien von Wilhelm Bölsche; Perugino. Des Meisters Gemälde in 249 Abbildungen. Herausgegeben von Walter Bombe (Bd. 25 der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben); Die bildende Kunst der Gegenwart von Wilhelm Hausenstein (Bd. 15 der Sammlung „Das Bild der Gegenwart"). — Ueber und andre empfehlenswerte Werke en nähere Angaben der diesem Heft beilieg Prospekt der Deutschen Verlags-Ans „Neuerscheinungen und gute ä Literatur, Weihnachten 1915."

Das Staatsrecht der preußischen M archie. Von Ludwig v. Rö In fünfter Auflage neu bearbeitet Dr. Philipp Zorn, Geh. Justizrat Professor an der Universität B Dritter Band, erste Abteilung. Lei F. A. Brockhaus. 240 S.

Das Rönnesche Staatsrecht erschien erste, für die damalige Zeit wissenschaft Bearbeitung des preußischen Staatsr

Digitized by Google

nach Erlaß der Verfassungsurkunde Mitte der fünfziger Jahre in zwei Bänden. Die letzte, von Rönne selbst bearbeitete Auflage war 1884 abgeschlossen. Doch fehlte darin aus Rücksicht auf die damals schwebende Verwaltungsreform das Recht der Kommunalverbände. Dieses wurde 1897 in einem besonderen Ergänzungsbande von Schoen nachgeliefert. Dieser Ergänzungsband bildet gleichzeitig den Uebergang zu der neuen Auflage, die von Zorn bearbeitet wurde. Zorn versuchte dabei, neuen Wein in alte Schläuche zu füllen, der Rönneschen Kompilation einen wissenschaftlichen Charakter zu geben und gegenüber dem flachen liberalen Doktrinarismus Rönnes der Eigenart des preußischen Staates gerecht zu werden. Von der Zornschen Bearbeitung erschien der erste Band 1899, der zweite 1906. Dann wurde es lange Zeit stille, von dem noch ausstehenden dritten Bande hörte man nichts. Jetzt endlich scheint wieder etwas Leben in die Sache gekommen zu sein. Die vorliegende erste Abteilung des dritten Bandes enthält einmal mit Gesetzgebung und Budgetrecht von Zorn und sodann mit Behandlung des Verhältnisses von Staat und Kirche von Giese den Abschluß des Verfassungsrechtes. Die nächsten Abteilungen sollen in rascher Aufeinanderfolge das Verwaltungsrecht bringen, und zwar die Unterrichtsverwaltung von Giese, die Finanzverwaltung von Wenzel. Die Wirtschaftspflege war zwischen Pohl, Genzmer und Sassen verteilt, von denen allerdings die beiden ersten derzeit im Heeresdienste stehen, Sassen den Heldentod gestorben ist. Wenn die Sache glatt geht, kann also zwanzig Jahre nach Beginn der neuen Auflage, die von dem Schoenschen Ergänzungsbande an zu rechnen ist, mit deren Abschlusse gerechnet werden. Damit wäre das ehrwürdige Werk dann wieder auf die Höhe der Zeit gebracht. Darüber, ob es bei dem langen Hinausziehen der neuen Auflage und der größeren Anzahl von Bearbeitern, von denen natürlich jeder sein Bestes geleistet hat, überhaupt noch einen einheitlichen Charakter besitzt, ist ein abschließendes Urteil erst nach Vollendung der neuen Auflage möglich.

Conrad Bornhak.

Briefwechsel des Herzogs Karl August mit Goethe. Herausgegeben von Hans Wahl. 1. Bd. 1775—1806. Mit einem Bildnis des Herzogs. Berlin 1915, E. S. Mittler & Sohn.

Dieser Band, dem noch zwei weitere, dem Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe gewidmete folgen werden, eröffnet das Erscheinen eines großen, würdigen Jubiläumswerkes. Es soll in dauernder Weise die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Erhebung des Herzogtums Weimar zum Großherzogtum feiern, indem es die Persönlichkeit und das Wirken des Fürsten, dem allein das kleine Land diese Erhebung verdankt, in weit ausgreifender, umfassender Weise darstellt, unter dem Gesamttitel: „Karl August. Darstellungen und Briefe zur Geschichte des weimarischen Fürstenhauses und Landes. Im Auftrage des Großherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen zur Hundertjahrfeier des Großherzogtums herausgegeben von Erich Marcks.“ In diesem Sammelwerk bildet der Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs mit Goethe die vierte Abteilung; es war aber ein richtiger und schöner Gedanke, die Veröffentlichung des Ganzen gerade mit diesen Briefen zu beginnen. Denn die Freundschaft mit Goethe, dem Dichter, dem Forscher, dem Staatsmann, ist doch jene Tatsache in Karl Augusts Leben, die am klarsten und leuchtendsten die Bedeutung seiner Persönlichkeit, die im engen Kreis unerschöpfliche Fülle seines Strebens und Schaffens anschaulich macht. Und gerade in diesen Briefen, nicht minder in denen Goethes, wie in denen seines fürstlichen Freundes, tritt uns Karl August in dem, was er war und was er tat, ganz unmittelbar und in voller Wesentlichkeit entgegen. Ein kleiner Souverän, aber ein großer, souveräner Mensch, der geborene Herrscher, der letzte große Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, so hat Karl August sein enges, armes Land musterhaft regiert und entwickelt, hat Weimar zur Hauptstadt jenes unsichtbaren Deutschlands gemacht, das eine Weltmacht wurde, als das Deutschland der Landkarte nur ein geographischer Begriff, eine vielköpfige Ohnmacht war. Im Briefwechsel mit Goethe belauschen wir den Regenten bei seiner Tätigkeit, der Herz und Augen für alles offen hat, der überall Bescheid weiß und von allem unterrichtet sein will, dabei aber die große Gefahr für tätige Fürsten: oberflächliches Dilettieren und Vielregieren, glücklich vermeidet; wir gewinnen einen Einblick in die weitgedehnten politischen Beziehungen des Bundesfürsten, in die Leistungen des preußischen Generals, als der er bekanntlich z. B. den Feldzug gegen Frankreich 1792 und den Krieg 1806 mitmachte; immer aber sehen wir auch den starken, daseinsfrohen Menschen, der die Kunst seines Freundes, aus dem Vollen resolut zu leben, gelernt hat und meisterhaft übt, und für den es, echtem und vollem Menschentum andrer gegenüber, keine Schranken gibt, während er doch, dank seiner eingeborenen Würde, immer Fürst bleibt. — Der Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe ist bekanntlich schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einmal veröffentlicht worden; ein Vergleich der alten, Vogelschen, mit der neuen Ausgabe zeigt, ganz abgesehen von dem Anwachsen des Materials, in der Sorgfalt der Wiedergabe und besonders in der uns heute unentbehrlichen Erläuterung

Digitized by Google

des Textes, die auf der Höhe der reich entwickelten Forschung steht, die gewaltigen Fortschritte, die seit fünfzig Jahren in der Technik solcher Ausgaben bei uns gemacht worden sind. Diese Anmerkungen, die in durchaus nicht störender und dabei sehr übersichtlicher Anordnung an den Schluß des Bandes gestellt sind, lassen aber zugleich auch ahnen, welche Bedeutung einmal dieses Jubiläumswerk, dessen würdigen Abschluß eine Biographie des Großherzogs aus der Feder von Erich Marcks bilden soll, auch für die Erforschung und Darstellung unsrer deutschen Partikulargeschichte haben wird, die ja gerade neuerdings immer mehr in ihrer Wichtigkeit für die politische und Geistesgeschichte Gesamtdeutschlands erkannt wird.

v. r.

Deutsche Führer zur Humanität. Drei Vorlesungen von Ernst Bergmann. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. M. 1.—.

Fichte, der Erzieher zum Deutschtum. Von Ernst Bergmann. Leipzig, Verlag von Felix Meiner. M. 5.—.

In drei an der Universität Leipzig gehaltenen Vorlesungen hat Privatdozent Bergmann das Wesentliche dessen, was die Führer des deutschen Klassizismus und Idealismus (Kant, Fichte, Hölderlin; Schiller, Goethe, Humboldt; Lessing, Herder) zur Frage der Bildung und Heranziehung eines idealen Menschentums beigebracht haben, knapp zusammengefaßt. Diese dreiunddreißig Druckseiten sollte jeder wieder und wieder lesen, der in die Ideenwelt der Genannten eindringen will; er wird hier Zusammenhänge finden, die er vordem nicht gesehen, die verschiedenen Seiten einer einzigen großen geistigen Bewegung, des theoretischen Ausbaus des deutschen Humanitätsgedankens, Träume und Utopien, aber auch Taten, Skepsis und Entsagung neben ewiggültigen Erwartungen und bleibenden Errungenschaften. Von allen, die da zu uns reden, ist es Fichte, dessen Hoffnungen uns heute am nächsten stehen, am nächsten auch der Erfüllung. Seine Lehre ist mehr als eine Theorie, sie ist ein Evangelium, und die Zeit nach dem großen Kriege, nach dem großen Siege Deutschlands wird vielleicht die Zeit seiner Verwirklichung sein. Der tote Fichte ist schon heute wieder lebendiger als je, unsichtbar geht er als einer unsrer Fahnenträger durch unsre Reihen, deshalb am meisten, weil wir heute alle selbst lebendig in uns empfinden, was Fichte lehrte: daß der Deutsche es ist, der berufen ward, die Menschheit zu einer befreiten, freien und befreienden Zukunftshumanität zu führen. So ist es innere Notwendigkeit gewesen, die Bergmann dem Lausitzer Leinewebersohn ein besonderes Werk zu widmen, Fichtes Kritik an der Menschheit, die Aufrichtung seines Bildungsideals nach der wissenschaftlichen, sittlichen und religiösen Seite, end seine neue Erziehung ans Licht zu ste bestimmte. Da wohl kaum bei einem and Philosophen die Wechselwirkungen zwisc Leben und Lehre so stark gewesen sind bei Fichte, schickte Bergmann das Kap „Fichtes Persönlichkeit als Schlüssel Werk" vorauf. Es verlangt allerdings Leser schon eine genauere Kenntnis Fichtes Lebensgang, aber diese Art der graphischen Betrachtung ist doch außerorde lich anregend und fördernd. Bergmar Hauptverdienst, das, was sein Buch zu d Buch über Fichte gemacht hat, ist die Leistu daß er uns die Gedanken des Philosoph frei von den Dunkelheiten der Schulspra von den Schwierigkeiten ihrer literarisc Wiedergabe, von ihrer vielfach scholastisc Form vorgelegt hat; das konnte er nur Hilfe der glänzenden Kultur der Spra die ihm eigen ist, mit Hilfe seiner hero ragenden Fähigkeit, die Hauptgedanken sc herauszuheben und mit dem hellen L seiner eignen darstellerischen Klarheit zu kleiden. Dr. Hans Zimmer

Memoiren des Vizekönigs Li Hu Tschang. Ins Deutsche übe tragen von Gräfin M. vom Hag Berlin, Karl Sigismund.

Das Buch ist gewissermaßen ein Gegstück zu dem vor einigen Jahren im gleic Verlag erschienenen von Bland und B house: „China unter der Kaiserin-Witn Wie jenes, vermittelt es auch dem La... gute und überraschende Einblicke nicht nur in die politischen und sozialen Verhältnisse Chinas, wie es vor der großen Umwälzung war und dieser entgegenreifte, sondern auch in die chinesische Seele, in ostasiatische Art und Weltanschauung, die von der unsern so unendlich verschieden ist. In dieser Hinsicht sind die Erinnerungen des großen Vizekönigs noch ergiebiger als das erstgenannte Buch; hören wir doch hier einen der klügsten und scharfsinnigsten Söhne des Himmlischen Reichs in seinen eignen Worten sprechen, von seinem Leben erzählen, seine Anschauungen über philosophische, religiöse und wirtschaftliche Fragen, seine Eindrücke von Menschen und Dingen in Europa und Amerika formulieren, seinen oftmals ausschlaggebenden Anteil an den Geschicken seines Vaterlandes darstellen. Konservativ in seiner Grundgesinnung, erkannte er doch immer klarer, daß China bei starrem Festhalten an allem Alten zugrunde gehen müsse: in seiner Jugend von fanatischem Fremdenhaß beseelt, rang er sich zu der Einsicht durch, daß sein Vaterland sich nicht hermetisch gegen das Ausland abschließen könne und der technischen Fortschritte der westlichen Kultur

Digitized by Google

dringend bedürfe; sein Grundsatz war: „Laßt uns den Fremden benutzen, aber laßt nicht ihn uns ausnutzen." Sein Ansehen begründete er während der Taipingrebellion in den fünfziger Jahren; seitdem stieg seine Laufbahn zu den höchsten Ehren, aber jähe Rückschläge blieben bei dem zügellosen Temperament der herrschsüchtigen, rachgierigen Kaiserin-Witwe nicht aus. Daß China 1901 nach dem Boxeraufstand zu einem leidlichen Frieden gelangte, war einzig sein Verdienst, ein Verdienst, das den würdigen Abschluß der Laufbahn des Neunundsiebzigjährigen bildete. Von einem an Erfolgen und Wechselfällen so reichen Leben, von einer so bedeutenden, durch manche innere Widersprüche nur noch markanter erscheinenden Persönlichkeit Kunde zu erhalten durch autobiographische Berichte und Bekenntnisse, ist ein wirklicher Genuß, der dadurch kaum beeinträchtigt wird, daß die Bearbeitung (durch den Amerikaner John W. Foster) nicht ganz auf der wünschenswerten Höhe steht und auch die Uebersetzung (aus dem Englischen) manches zu wünschen übrig läßt. —s—

Deutsche Reden. Von Karl Theodor v. Heigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis nach Franz v. Lenbach. München, C. H. Beck.

Der im Frühling 1915 dahingegangene Historiker hatte noch vor seinem Tode die Herausgabe dieses Bandes geplant, den nun seine treue Lebensgefährtin der Oeffentlichkeit übergibt und zu dem einer seiner Schüler einen liebevoll charakterisierenden Nachruf beigesteuert hat. Ein schönerer, bezeichnenderer Abschluß für die lange, arbeits- und ehrenreiche Laufbahn, die K. Th. v. Heigel als Geschichtsforscher, als Universitätslehrer, als Akademiepräsident und — zuletzt, aber nicht zumindest — als Schriftsteller zurückgelegt hat, wäre nicht denkbar als diese „Deutschen Reden". Der begeisterte Patriot — guter Deutscher und guter Bayer in wahrhaft idealer Vereinigung —, der immer besonnene, gerecht abwägende, niemals unsachlich und niemals kalt urteilende Forscher, der Meister des Essays und des Vortrags, dessen Meisterschaft das nicht bestechende, aber desto sicherer den Leser oder Hörer gewinnende Gepräge der Einfachheit trägt — all das, was Heigel war und gab, kommt in den einzelnen Stücken, die in dieser letzten Ernte gesammelt sind, noch einmal zu schönem, reinem Ausdruck. „Deutsche Reden" hat er selbst noch mit Recht den Band nach den zehn, vor studentischen Zuhörern oder vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorträgen genannt, die den ersten Teil der Sammlung ausmachen; denn wenn sie die verschiedensten Gegenstände behandeln (z. B. „Einheitstaat oder Bundesstaat?", „Die Münchner Akademie von 1759 bis 1909", „Zum 80. Geburtstag des Prinzregenten Luitpold", „Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung"), so klingt immer als Grundton die gut deutsche Gesinnung, die Begeisterung für die Güter der deutschen Kultur, die Liebe zur Heimat durch. Und dieser Grundton ist dann noch voller und kräftiger angeschlagen in den neun Stücken des „Anhangs", die zum Weltkrieg zeitlich und sachlich in unmittelbarer Beziehung stehen. Wer diese begeisternden Ansprachen, diese zugleich maßvollen und feurigen Aufsätze liest, dem wird es wie ein persönlicher Schmerz sein, daß ihr Verfasser von hinnen scheiden mußte, ehe das große Ringen zu Ende gegangen ist, und daß uns sein Wort nicht weiterhin belehrt und erhebt, tröstet und anspornt. Aber als Vorbild lebt allen, die den unvergeßlichen Mann kannten, seine Persönlichkeit fort in ihrer lauteren Gesinnung, ihrer vornehmen Bescheidenheit, ihrer unerschöpflichen, charaktervollen Liebenswürdigkeit; und doppelt freuen wir uns darum auch seiner Darstellungskunst, der es zu verdanken ist, daß sein Wissen und sein Herz in der stattlichen Reihe seiner Werke in aller Frische und Fülle bewahrt bleibt und für Zeitgenossen wie Nachkommende weiterlebt.

K.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

An den frühen Gräbern unserer Helden. Stimmen der Klage und Erhebung aus Dichter- und Denkermund. Ein Trostbrevier gesammelt von Hermann Gilow. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 31: Alfred Kirchhoff, Mensch und Erde, Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. 1. Auflage. Band 147: Dr. E. Tänell, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden pro Band M. 1.25.

Bissing, Fr. W. Freiherr v., Deutschlands Stelle in der Welt. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Böhtlingk, Arthur. Die Völker und das Meer im Lauf der Jahrtausende (Zeitspiegel, Heft 2). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Digitized by Google

Brecht, Walther, Deutsche Kriegslieder sonst und jetzt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 60 Pf.

Brenner-Jahrbuch 1915. Als V. Jahrgang der Halbmonatsschrift „Der Brenner". Herausgegeben von Ludwig v. Ficker. Innsbruck, Brenner-Verlag. M. 3.50.

Cserny, Karl v., Deutsch-ungarische Beziehungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 50 Pf.

Cybulz, Lic. jur. S., Unsere Jugend eine Wehrmacht. Beitrag zum Problem: „Das Recht des Staates, ungenützte Kräfte zur Erfüllung seiner Aufgaben heranzuziehen." Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. Heft 16: Amerika während des Weltkrieges. Von Dr. Rudolf Leonhard. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 50 Pf.

Engelbrecht, Kurt, Deutschland, lerne! Ein Ruf an das deutsche Gewissen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Espey, Albert, Deutscher Glaube. Die wichtigsten buddhistischen Parallelen zu neutestamentlichen Erzählungen und ihre ethische Würdigung. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 75 Pf.

Hartmann, Helfried, Kriegs- und Friedenslieder. Leipzig, Bruno Volger. M. 1.—.

Jahrbuch des Völkerrechts. Herausgegeben von Th. Niemeyer und K. Strupp. II. Band. Abteilung II. München, Duncker & Humblot. M. 34.—.

Matthias, Adolf, Kriegssaat und Friedensernte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 80 Pf.

Mayr, Georg v., Volkswirtschaft, Weltwirtschaft, Kriegswirtschaft. Berlin, Dr. Walther Rothschild. M. 1.50.

Münsterberg, Hugo, Amerika und der Weltkrieg. Ein amerikanisches Kriegstagebuch. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. M. 2.40.

Osterrieth, Albert, Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Kultur (Zeitspiegel, Heft 1). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Perthes' Schriften zum Weltkrieg. Heft 8: Zehn Monate italienischer Neutralität. Was das italienische Grünbuch verschweigt. Von Severus. M. 1.50. Heft 9: Philosophie des Krieges in Umrissen. Acht volkstümliche Universitätsvorträge. Von H. Gomperz. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 2.50.

Pflugk-Harttung, Dr. Julius v., Belle-Alliance (Verbündetes Heer). Berichte und Angaben über die Beteiligung deutscher Truppen der Armee Wellingtons an dem Gefechte bei Quatrebras und der Schlacht bei Belle-Alliance. Berlin, R. Eisenschmidt. M. 8.—.

Radlof, L., Vaterland und Sozialdemokratie. München, Duncker & Humblot. M. 1.50.

Roth, Dr. Karl, Geschichte Albaniens. Leipzig, Bruno Volger. M. 2.—.

Roethe, Gustav, Zu Bismarcks Gedächtnisrede. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 70 Pf.

Schule und Krieg. Sonderausstellung im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. Ausführliche Beschreibung mit 49 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 3.—.

Sieveking, Heinrich, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 2. verbesserte Auflage. Grundriß der Geschichtswissenschaft. Reihe II, Abteilung 2. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.20.

Smialovszky, Valerius v., Weltpolitik (Zeitspiegel, Heft 3). Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Stölzle, Dr. Hans, Völkerrecht und Landkrieg. Gemeinverständliche Darstellung für das Volk. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. M 2.—.

Storch, Karl †, Vom feldgrauen Buchhändler. Stimmungsbilder, Briefe und Karten. Magdeburg, Creutz'sche Verlagsbuchhandlung. M. 1.—.

Tesdorpf, Dr. med. Paul Hermann, Zur Philosophie der Gesundheit. Zeitgemäße Betrachtungen eines Arztes. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.20.

Tesdorpf, Dr. Paul, und **Therese Tesdorpf-Sickenberger**, Das medizinische Lehrgedicht der Hohen Schule zu Salerno. (Regimen sanitatis Salerni.) Aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 2.40.

Thimme, Friedrich, und **Carl Legien**, Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Leipzig, S. Hirzel. M. 2.—.

Trietsch, D., Der Aufstieg des Islam — Die Welt nach dem Kriege — Kriegsziele gegen England. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Je M. 1.—.

Valter, M. P. C., Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914. Aus dem Holländischen übersetzt. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 2.—.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 7. Band, 1915. Heft 4: Die Staatsauffassung der Franzosen. Von F. Fleiner. Leipzig, B. G. Teubner. 80 Pf.

Zivier, E., Neuere Geschichte Polens. Band 1. Allgemeine Staatengeschichte. 1. Abteilung: Geschichte der europäischen Staaten. 39. Werk. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 20.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE OCT 27 1916

DUE 2 1917

DUE MAR 8 '39

Digitized by Google